Visual Library Portal

Inhouse-Digitalisierung

Erinnerungen

Bamberger, Ludwig

Berlin, 1899

urn:nbn:de:s2w-6598

Visual Library

L. Bamberger
Erinnerungen

MAX SCHILDBERGER
BUCHHANDLUNG
BERLIN W. SCHILLSTR. 3



J. Braatz, Berlin phot. Hel. Meisenbach Riffarth & Co.

Ludwig Bamberger

Verlag von Georg Reimer Berlin.

Erinnerungen

von

Ludwig Bamberger.



Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1899.



J. Brandis, Berlin phot. Hel. Meisenbach Riffarth & Co.

Ludwig Bamberger

Erinnerungen

von

Ludwig Bamberger.

Herausgegeben von Paul Nathan.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1899.

Vorwort.

Am 14. März d. J. ist Ludwig Bamberger nach ganz kurzer Krankheit gestorben.

Auf der Scheide dieses Jahres zum vorhergehenden hatte er noch eine umfangreiche Studie, voll von geistiger Lebenskraft, gedankenreich und vorurteilsfrei — „Bismarck Posthumus" —, angeregt vor allem durch des Kanzlers „Gedanken und Erinnerungen" und durch Buschs „secret pages", veröffentlicht. Keine Gestalt hatte Bamberger so gefesselt, wie die des ersten Kanzlers des deutschen Reiches.

In diesem „Bismarck Posthumus" setzte sich Bamberger mit den großen Problemen des politischen Werdens und der politischen Fortentwicklung des neuen Deutschen Reiches, die untrennbar mit der Gestalt Bismarcks verknüpft sind, auseinander. Deutschland und später Bismarck, der Formgeber des deutschen Einheitsstrebens, blieben sein Leben hindurch Mittelpunkte seines Denkens.

Seit dem Jahre 1893 gehörte Ludwig Bamberger dem Deutschen Reichstag nicht mehr an. Er war nicht aus der Volksvertretung geschieden, weil er seine Kraft erlahmen gefühlt hätte. Bis zuletzt trugen seine Reden das alte wohlbekannte Gepräge: gesunde, klare Gedanken, die in streng wissenschaftlicher Erkenntnis wurzelten. Diese gradlinige exakte Erkenntnis aber stellte er vor den Hörer in der Rundheit und in dem Farbenreichtum des realen Lebens hin, wie das nur jener vermag, der zugleich über einen großen Schatz praktischer Erfahrungen verfügt. Die innere korrekte Folgerichtigkeit und die plastische Fülle — Knochenbau und anschauliche

Körperlichkeit — erhielten schließlich ihr ganz individuelles Gepräge in den Linien von weltmännischer Feinheit und Grazie, die beide Elemente einheitlich umschlossen. Ein kleines Blatt Papier in der Hand, fast ohne Gesten, die gebrechliche, schmal aufragende Gestalt ein wenig vornüber geneigt, so sprach Bamberger von seinem Platz aus in fließender, durch klare Betonung belebter Diktion, die schwache, manchmal belegte Stimme durch kluge Behandlung eindrucksvoll und tragfähig machend. Oder er saß da nachdenklich zuhörend, wie es die Aufnahme an der Spitze dieses Buches zeigt.

Seine Reden waren wie seine Unterhaltung. Die feinen Reize der Unterhaltung wurden nur aus der Intimität in die größeren Linien des rednerischen al fresco-Stiles übertragen.

Er war zu der Zeit, da ich ihn kennen lernte, bei seinem Alter erklärlicherweise, kein Redner mehr, der in hinstürmender Furie die Hörer mit sich vorwärts riß; aber er erschien mir neben Bismarck, als Redner, die reichste und vielseitigste Individualität des Reichstages, und dieser geistige Reichtum, der nicht des warmen Glanzes echter und tiefer Überzeugungen entbehrte, machte Bamberger zu einem unserer großen Parlamentarier. So war er bis zuletzt.

Wenn er im Jahre 1893 ein neues Mandat nicht annahm, so war der Grund nur der, daß seine Hoffnung gesunken war, er könne während des Restes seines Lebens noch wesentlich zu einer Kräftigung und Neubelebung des durch kleine und kleinliche Gegensätze zerrissenen und untereinander verfeindeten Liberalismus beitragen. Das erwartete er von einer Entwicklung, die nach ihm kommen sollte.

Zwischen jenem Scheiden aus der parlamentarischen Thätigkeit und dem „Bismarck Posthumus" liegt trotz vorübergehender ernster Erkrankung gleichwohl eine rege öffentliche Thätigkeit; schriftstellerisch, vor allem in der „Nation", und auch rednerisch, wie bei Zusammenkünften des Freihandelsvereins, zuletzt noch in Hamburg.

So steht die Individualität Bambergers allen jenen, die an dem geistigen Leben Deutschlands Anteil nehmen, auch heute lebensvoll vor Augen; wer — moderner Schulung — sich mit den wirtschaftlichen Problemen beschäftigt, kann den Ideenkreis nicht unberücksichtigt lassen, der von Bambergerschem Geist erhellt ist, und wer den Fragen der Politik fern steht, der kennt doch Bamberger als jenen erlesenen Essayisten, dessen reife Lebensphilosophie das Ergebnis von so viel Kultur und so viel echter Menschenfreundlichkeit ist.

Wie er war, das wissen wir noch Alle, und wie er wurde, das sagt er selbst auf den nachfolgenden Blättern.

Es kann daher die Versuchung nicht an mich herantreten, in flüchtigen Strichen diesen Lebenslauf hier meinerseits zeichnen zu wollen; und für ein ausgeführtes Bild fehlt mir an dieser Stelle der Raum.

Ich beschränke mich darauf, zu sagen, wie ich meine Pflicht als Herausgeber geübt habe.

Ich wünschte nicht, die Thatsache möglichst zu verschleiern, daß hier eine nachgelassene Arbeit vorliegt, an die Ludwig Bamberger selbst die letzte Hand nicht hat legen können. Da es nicht erwiesen zu werden braucht, daß der Tote ein hervorragender Schriftsteller war, so verzichtete ich unbedenklich darauf, für die „Erinnerungen" eine gleichmäßige Rundung zu schaffen; sie hätte sich nur herstellen lassen, wenn ich bei ganzen Abschnitten zu einer Überarbeitung geschritten wäre; und so vorsichtig solche Überarbeitung vorgenommen wird, sie läßt sich nur ausführen auf Kosten der individuellen Eigenart. Wir aber lieben heute nicht vor allem die Glätte, sondern die charakteristische Selbständigkeit; wir kratzen daher mit Recht von alten Bildern die Übermalung herunter, und wir entfernen von den antiken Statuen die Ergänzungen, weil uns ein Torso und weil uns ein Gemälde mit schadhaften, unausgeführten Stellen weit lieber ist, als die wohlmeinendste Nachbesserung.

Dieser Grundsatz war auch für mich maßgebend. Der Fehler,

zu wenig geändert zu haben, erschien mir viel erträglicher als der Vorwurf, in dieser Richtung zu weit gegangen zu sein. So bemühte ich mich denn nicht, den Stil dieser Aufzeichnungen, die in Jahren entstanden waren, gleichmäßig durchzufeilen, und auch Gedanken, die wiederkehren, merzte ich nicht aus, vorausgesetzt, daß an der neuen Stelle doch eine neue Nuance hinzukam.

Ich glaube nicht, daß Ludwig Bamberger ein einziges Mal seine „Erinnerungen" im Zusammenhange durchgesehen hat; mir hat er stets nur kleine Bruchstücke bei passender Gelegenheit an stillen Vormittagen in Interlaken vorgelesen; es ist daher ein Zeichen für sein ausgezeichnetes Gedächtnis und für seine Fähigkeit zu komponieren, daß er gleichwohl diese Mitteilungen aus seinem Leben, wenn nicht völlig druckfertig, doch fast druckfertig zurückgelassen hat, so daß es möglich war, die mit fester Hand flüchtig geschriebenen Seiten vielfach ohne Änderungen und immer ohne eingreifende Änderungen zum Satz zu bringen.

Der Plan für diese Aufzeichnungen hat sich freilich vollständig verschoben.

In dem Vorwort zu seinen „Charakteristiken"*) sagte Bamberger das Folgende:

> „Oft und seit längerer Zeit an mich herangetretenen Anregungen und Wünschen, mehr als meinem eigenen Urteil folgend, lasse ich zunächst in diesem Bande eine Sammlung älterer und neuerer Studien über einzelne Persönlichkeiten veröffentlichen. Ein jüngerer sachverständiger Freund hat sich aus eigenem Antrieb der Mühe unterziehen wollen, die Herausgabe zu leiten und zu übernehmen."

Es war den anderen Freunden und mir nicht ganz leicht geworden, Bamberger dazu zu veranlassen, daß seine Schriften — freilich mit einer gewissen Auswahl — in einer gesammelten Ausgabe neu herausgegeben wurden. Er glaubte nicht, daß ein Bedürfnis hierfür vorliege; schließlich aber wurde für das deutsche Lesepublikum mit den „Charakteristiken" — als einer besonders leichten

*) Rosenbaum & Hart 1894.

und anmutenden litterarischen Speise — ein Versuch gemacht; und als er geglückt war, stand der Ausführung des ganzen Planes kein Hindernis mehr im Wege. In den Jahren 1894, 1895, 1896 und 1897 erschien je ein Band, und es war beabsichtigt, als ersten Band an die Spitze der Sammlung eine etwas ausführlichere Einführung in die nachfolgenden Schriften, vor allem Mitteilungen über ihre Veranlassung und ihre Schicksale, zu stellen.

Dementsprechend lautete der Anfang zu den „Erinnerungen" ursprünglich folgendermaßen:

> „Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe, gilt nicht der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse nach dem Maßstab, welcher bei Denkwürdigkeiten oder Autobiographien zur Anwendung kommt. Zwar wäre es vielleicht keine undankbare Aufgabe, den Verlauf meines Daseins auf dem Grunde wechselnder Zeiten und Umgebungen eingehend zu schildern, und da jede treue Schilderung dieser Art interessant ist, könnte ich hoffen, daß die meinige nicht schlechter ausfallen würde, als viele andere. Aber vorerst liegt mir diese Absicht aus verschiedenen Gründen nicht nahe. Vielleicht, wenn Zeit und Umstände es noch erlauben, lasse ich mich bestimmen, dies für einzelne Epochen, in denen ich Gelegenheit hatte, gewisse bedeutende Vorgänge zu beobachten, nachzuholen.
>
> Einstweilen beschränke ich mich darauf, im Folgenden nur eine Skizze hinzuwerfen, deren Zweck ist, das Verständnis der in diesem und den folgenden Bänden gesammelten Schriften vermittelst der Darstellung meines persönlichen Entwicklungsganges dem Verständnis näher zu rücken."

Allein ganz unmittelbar wuchsen die Aufzeichnungen so an Umfang, der Stoff nahm Ludwig Bamberger so schnell gefangen, daß aus den Erläuterungen zu den gesammelten Schriften „Erinnerungen" geworden sind — glücklicherweise! Schon als der zweite Band der Gesammelten Schriften herauskam, wurden kurze

Einleitungen, soweit es nötig war, vor jeden einzelnen Abschnitt gestellt; und als der erste Band der gesamten Reihenfolge erschienen nunmehr die „Studien und Meditationen"*) statt der geplanten Einführung in die nachfolgenden Bände.

Im Frühjahr wurde gewöhnlich der Inhalt des neu zu veröffentlichenden Bandes der Gesammelten Schriften zwischen Ludwig Bamberger und mir vereinbart, und alsdann ging während des Sommers der Meinungsaustausch über die Druckbogen zwischen Interlaken und Berlin hin und her, bis ich schließlich das Imprimatur erhielt.

Neben dieser Sommerarbeit wuchsen allmählich die „Erinnerungen"; nunmehr eine völlig selbständige Arbeit. Nur mit vielen Unterbrechungen arbeitete Bamberger daran, bald in Berlin an den seltenen ruhigen und freien Vormittagen im Winter, bald in Interlaken, wohin in jedem Frühjahr zur Auffrischung des Gedächtnisses eine Kiste voll von Briefen und Skripturen, die für die zunächst zu behandelnden Personen und Jahre in Betracht kommen konnten, mitgenommen wurde.

Den Charakter dieser Art der Entstehung tragen die „Erinnerungen". Ohne ängstlichen Zwang folgt Bamberger seiner Straße; er schreitet zwar vorwärts, aber er trägt keine Scheu, abzuschweifen; er weilt hier, und er eilt dort, und er verknüpft das zeitlich weit Auseinanderliegende.

Es entrollt sich eine reiche und abwechslungsvolle Szenerie. Eine ganze Schar hervorragender oder merkwürdiger Männer und Frauen zieht vorüber, politische und wirtschaftliche Zustände und soziale Eigentümlichkeiten werden erörtert.

Vom Jahre 1894 bis ins Jahr 1898 hinein hat Ludwig Bamberger an seinen „Erinnerungen" in Stunden, für die dringendere Beschäftigung nicht vorlag, zwanglos und wie zur Erholung geschrieben; denn ihm war das Schreiben keine An-

*) Die gesammelten Schriften, fünf Bände, sind erschienen bei Rosenbaum & Hart, Berlin.

strengung. Leicht und schnell führte er die Feder über das Papier, kaum daß hier oder dort ein einzelnes Wort gestrichen wurde.

So hatte er die Arbeit fortgeführt fast bis zum Wiederbeginn seiner politischen Thätigkeit in Deutschland. Sie bricht ab mitten in jenem Teil, der aus den pariser Schilderungen den Übergang zur endgiltigen Rückkehr in das öffentliche Leben des Vaterlandes bilden sollte. Der Abschluß ist jäh und zufällig wie bei jemandem, dem das Geschick plötzlich, ohne Vorbereitung, die Feder aus der Hand reißt; auch diesen Eindruck wollte ich nicht abschwächen.

Und gleichwohl erscheint mir das, was von den „Erinnerungen" fertig vorliegt, in sich abgeschlossen und in seiner Abgeschlossenheit von ganz besonderem Wert.

Das Bild der zweiten Hälfte des Bambergerschen Lebens, wie es sich wiederum in der deutschen Öffentlichkeit — vor allem im Parlament — abgespielt hat, läßt sich eher nachschaffen; dem Leben in der Fremde, der Werdezeit, wäre kaum noch erfolgreich nachzuspüren gewesen. Dieser Abschnitt liegt nun von Bambergers eigener Hand vor.

Wie wissenschaftliche Erkenntnis und reiche Erfahrungen, die wechselvolle und dann groß angelegte Verhältnisse lieferten, zusammenschossen und sich harmonisch verbanden; wie diese Individualität von den feinsten künstlerischen Reizen des Lebens noch mehr als von der Kunst angezogen und erzogen wurde, um dann im persönlichen Verkehr, als Schriftsteller und als Redner mit solchen künstlerischen und weltmännischen Reizen ausgestattet zu wirken; und wie dieses Leben trotz seiner heitren Genußfreudigkeit und seiner Vorurteilsfreiheit im tiefsten Innern auf sachlichen Ernst, auf echte menschliche Anteilnahme und auf Liebe zum Vaterlande, zu moderner Humanität und Freiheit gestimmt blieb — das zeigen die „Erinnerungen."

Was Ludwig Bamberger für Deutschland als Kulturmensch und als Politiker war, was er für Deutschland schuf und mitschaffen half, das ist bekannt genug. Die reichen Quellen aber,

die die Entfaltung dieser Persönlichkeit gefördert haben, lernt man aus diesen „Erinnerungen" kennen.

In seinem Testament befindet sich die charakteristische Bestimmung, voll schlichter Bescheidenheit, voll Objectivität gegen sich selbst und ein wenig auch von ruhiger Gelassenheit diktiert gegen alles, was nach dem Tode kommt, daß die „Erinnerungen" veröffentlicht werden dürften, doch nicht müßten. Es konnte nie zweifelhaft sein, daß diese Aufzeichnungen gedruckt werden mußten.

Bamberger hat im Dienste Deutschlands gelebt, und dieses ist seine letzte Gabe.

14. November 99. P. Nathan.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III
Erstes Kapitel: Die Knabenjahre in Mainz	1
Zweites Kapitel: Universitätszeit und juristischer Beruf	7
Drittes Kapitel: Die Revolution. 1848	24
1849	149
Viertes Kapitel: Briefwechsel mit der Braut	179
Fünftes Kapitel: Flüchtlingsleben in der Schweiz und in London	197
Sechstes Kapitel: Kaufmännische Lehrjahre	224
Siebentes Kapitel: Paris	266
Achtes Kapitel: Beziehungen zu Deutschland und erste Reisen ins Vaterland	499

Erstes Kapitel.

Die Knabenjahre in Mainz.

Je mehr wir an Jahren vorrücken, desto häufiger stoßen wir — und ganz natürlich — auf die Wahrnehmung, daß der größte Teil der Mitlebenden von der Vergangenheit, deren Substanz sich unbewußt mit unserm Sein und Denken vermischt hat, nur eine höchst dunkle und mangelhafte Vorstellung hat. Kommt dazu, daß wie im heutigen Deutschland, die letzten Jahrzehnte, eine ganz veränderte Welt geschaffen haben, so findet sich der Abstand zwischen älterer und jüngerer Generation noch ganz besonders erweitert.

In meiner Kindheit und Jugend war das anders. Sie fielen in die Friedenszeit, welche auf den napoleonischen Krieg folgte. Die Alten lebten noch in den Erinnerungen aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts, und wir Jungen lauschten ihren Erzählungen, ohne durch die Bewegung der Gegenwart abgezogen zu werden. Selbst die französische Julirevolution des Jahres 1830, deren ich mich noch deutlich erinnere, was bei einem Alter von sieben Jahren nichts Ungewöhnliches ist, unterbrach wohl einigermaßen die Stille der Atmosphäre, aber sie schloß sich als eine Fortsetzung und Erneuerung an das bisher Vernommene an.

Wie ganz anders steht das Geschlecht, das jetzt ins Jünglings- oder Mannesalter tritt, zu uns Älteren.

Noch mehr als die politische bildet die ökonomische Umwälzung eine Wetterscheide, die zwei ganz verschieden aussehende Welten von einander trennt. Keine Eisenbahn, kaum der Anfang einer bescheidenen Dampfschiffahrt. In meinen ersten Erinnerungen spielt noch das Marktschiff, mit welchem Goethe von Frankfurt nach Mainz fuhr, eine Rolle.

Wie die Bewegung stand die Organisation der Wirtschaft auf dem Boden alten Herkommens. Der Bürger der mittleren Städte hatte bei uns noch die Gewohnheit, seine Ersparnisse in Grund und Boden anzulegen; von Papieren wußten nur die Eingesessenen großer Handelsplätze. Dem Redakteur der einzigen Zeitung, die damals in Mainz erschien, erzählte man nach, er habe aus einem französischen Blatt die Meldung, les bons espagnols sont tombés übersetzt: die guten Spanier sind gefallen. An schönen Feiertagen gingen wir Knaben mit den Großeltern in die Weinberge, welche sie vor den Thoren der Stadt besaßen, um zu sehen, wie alles fleißig wachse oder blühe.

Die politischen Eindrücke setzten sich zusammen aus den Erzählungen der Revolutions- und Kriegszeit und aus der Gegenwart der Garnisonstadt. Die französischen Soldaten der Vergangenheit und die österreichischen und preußischen des Tages lieferten der Knabenphantasie ihre Hauptnahrung. Die älteren Leute erwähnten in ihren Geschichten auch noch oft die „Kurfürstenzeiten". Sie gedachten ihrer ohne Sehnsucht, aber auch ohne Bitterkeit, und fühlten sich ihnen immerhin noch näher als dem Darmstädter Großherzog, dem man sie auf dem Wiener Kongreß zugeschlagen hatte; warum? wußte niemand. Man nannte ihn den Zwiebelfürsten, weil sein Stammland nur diese Pflanze erzeuge und sich von dem Ertrage der rheinischen Provinz gütlich thue. Auch erzählten sie, wie er am Brückenkopf zu Kastel am Rhein stundenlang zu Pferde, auf Napoleon wartend, gestanden habe, der ihn Monsieur de Darmstadt nannte. Eine Kompagnie seiner Soldaten, welche in der Festung lag und nur den Dienst der Bewachung des Zuchthauses hatte, ward von uns Knaben mitleidig angesehen. Der sie befehligende Hauptmann hatte zwar die Feldzüge der großen Armee mitgemacht und trug die Ehrenlegion, aber er hatte sich in seinem militärischen Stillleben ein behäbiges

Schmerbäuchlein zugelegt, das alle martialischen Ideenverbindungen bei Seite schob. Vom ehemaligen deutschen Reich und dem Kaiser war trotz der hohen Würden, die der Kurfürst um ihn bekleidet hatte, kaum die Rede. Noch sehr im Gebrauch war die Wendung: „Habt Ihr den Kaiser gesehen?" um auszudrücken, was eben geschehen, wird sich nicht wiederholen. Das Wort war eine lebendige Reminiscenz an die Worte, welche der General Custine im Jahre 1792 auf dem Römer an die Frankfurter gerichtet hatte, um ihnen zu verstehen zu geben, daß sie keinen Kaiser mehr krönen würden.

Friedfertig ganz und gar waren die religiösen Zustände. Das Gymnasium hatte zwar einen katholischen Charakter, aber von Reibungen zwischen den Schülern der verschiedenen Konfessionen war nicht entfernt etwas zu spüren. Ein paar humane, gutmütige Bischöfe, die einander folgten, hielten den Geist der Milde verbreitet; die Pfarrer waren heitere, menschenfreundliche und umgängliche Lebemänner, auch der protestantische, einer aus der Schule der humanitären Rationalisten. Selbst als viel später der Deutschkatholizismus eine kleine Gemeinde von Gebildeten sammelte, gab es keine fanatische Aufregung. Wie oft habe ich im Gymnasium meinen katholischen Mitschülern geholfen, nach Sünden für ihren Beichtzettel zu suchen. Denn je mehr man Sünden darauf hatte, desto stolzer war man. Noch klingt es mir in den Ohren: „Du Bamberger, weißt Du mir nit noch a Sünd?"

Ich marschierte andächtig mit den andern in Reih und Glied hinter dem Sarg eines Bischofs her, den wir im Dome beisetzten, und wenn einer meiner Freunde bei der Fronleichnamsprozession die Fahne trug und am Nachmittag noch mit Federhut, Schärpe und Degen einhergehen durfte, wandelte ich stolz mit an seiner Seite. In den ersten zwanzig Jahren meines Lebens hatte ich nie einen lebendigen Mönch gesehen. Ich kannte die Erscheinung nur aus einem hölzernen, der in einem alten Klosterhof, der als „Bleichgarten" diente, stehen geblieben war.

Während die Alten uns viel von den Kriegs- und einiges von den Kurfürsten-Zeiten erzählten, hörten wir aus ihren Gesprächen nichts über die Freiheitskriege. Die Rückkehr von Rußland, die Schlacht bei Hanau, die furchtbare Kriegspest, die

während der „Blockade" unter den Soldaten, wie unter den Bürgern wütete, endlich der Einzug der Deutschen, die Erscheinung der Russen, der Kroaten, der Rotmäntel und Baschkiren, von denen man Schauergeschichten erzählte, füllten das Bild der Jahre 1813 und 1814 aus.

Als im Juli 1830 die Kunde von der siegreichen Revolution in Paris herüberdrang, interessierte man sich weniger an der Erhebung als an der Frage, ob ein Vorstoß an den Rhein die Folge sein würde. Alle Soldaten der großen Armee, zum Teil Zurückgebliebene, Franzosen von Geburt, redeten geheimnisvoll von großen Dingen, die da kommen möchten.

Zum erstenmal gewann politische Stimmung Herrschaft über die häuslichen Kreise bei dem Aufstand der Polen. Ueberall wurde Charpie für ihre Verwundeten gezupft, und da wir Kinder mitzupfen durften, wurden wir natürlich warme Anhänger der Revolution. Eine der ersten und stärksten Ohrfeigen, die mir von mütterlicher Hand in Erinnerung geblieben ist, trug mir die Nachricht ein, daß General Diebitsch-Sabalkanski an der Cholera gestorben sei. Ich stürzte damit jubilierend ins Zimmer, wurde aber sofort in dieser nachdrücklichen Weise belehrt, daß man sich über keines Menschen Tod freuen dürfe, und sei es ein russischer General. Mir schwebt dunkel in der Erinnerung — ich war damals nicht acht Jahre alt — die Ohrfeige hat besser gesessen als die Moral.

Bezeichnend ist es für die Sympathie, welche die polnische Sache damals besaß, daß sie allein sich meiner Erinnerung, mit den ersten politischen Ideen verbunden, einprägte. Hambach, das bald darauf folgt, steht mir noch deutlich vor Augen, aber nur als ein festlicher Vorgang, von welchem die Teilnehmer geräuschvoll zurückkehrten, und dessen Erinnerung in Hambacher Bärten und Hambacher Hüten einige Jahre in Mode blieb. Als Symbol der friedlichen und bescheidenen Revolution war der Hambacher noch kein Vollbart wie 1848, sondern lief wie eine Binde unter dem Kinn, den früheren kürzeren Backenbart verlängernd, herum, und der Hut war kein niederer Schlapphut, sondern ein hoher Cylinder mit breitem Rande.

Die Namen Wirth und Siebenpfeiffer wurden wohl genannt,

und Dienstmädchen aus der Pfalz sangen: „Fürsten zum Land hinaus, jetzt geht's zum Völkerschmaus", aber wir Knaben dachten uns nichts dabei, dagegen war uns die polnische Insurgenten-Gräfin Plater, hoch zu Roß als Amazone eine beliebte Figur. Der Frankfurter Putsch zog unsre Aufmerksamkeit nur dadurch auf sich, daß ein Teil der Besatzung nach der benachbarten Stadt verlegt wurde.

Das Soldatenwesen der Garnison bildete natürlich einen Mittelpunkt der Spiele und Zerstreuungen. Wir verbrachten lange Stunden auf den Exerzierplätzen, und das Knuffen, Stoßen und Quälen der preußischen Rekruten durch die jungen Offiziere erregte unseren kindlichen Unwillen. Der „kommode" Oesterreicher schien uns weniger beklagenswert, wenn auch manchmal einer Spießruten lief oder krumm geschlossen wurde. Er half in seinen freien Stunden dem Bürger gegen kleine Entschädigung in allen möglichen Verrichtungen und trug als „Schatz" der weiblichen Bedienung im wesentlichen zur Vermehrung der Bevölkerung bei. Wohl rauften sich preußische und österreichische Soldaten gegenseitig untereinander, aber von Exzessen der Offiziere gegen Bürger war nie die Rede.

Der Geschichtsunterricht des Gymnasiums blieb bis in die obersten Klassen diesseits des westphälischen Friedens stehen und auch in den der klassischen oder deutschen Litteratur gewidmeten Stunden gab es keine politischen oder patriotischen Betrachtungen. Der einzige Lehrer der höheren Klassen, der einen Anflug von ästhetischer und historischer Bildung unter die Schüler zu bringen suchte, las mit uns Klopstocks Messiade und Tiedges Urania, und brachte uns einige Daten aus der Geschichte der Kurfürsten bei. Er war mit einer anmutigen Französin verheiratet, deren Schwester mir Sprachunterricht gab, bei dem ich die Henriade und Hugos (des Dichters Vater) Memoiren aus der Zeit Napoleons las. Sie lehrte mich an die Großmut des Kaisers gegen die Fürstin Hatzfeld glauben und Hudson Lowe als ein Scheusal hassen; die Vermutung, daß er Napoleon vergiftet habe, war nicht ausgeschlossen.

Aber abseits der Schule mit dem Ende der dreißiger und namentlich mit dem Beginn der vierziger Jahre begannen die

politischen Angelegenheiten der großen Nationen den dem Jünglingsalter Entgegengehenden zu beschäftigen. Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung, die Agitation O'Connels, am meisten aber die parlamentarischen Kämpfe in Frankreich, mit ihrer Rückwirkung auf die auswärtige Politik, erweckten Aufmerksamkeit und die Teilnahme. Nikolaus Beckers Rheinlied und Alfred de Mussets Antwort rückten die Möglichkeit eines nahen Kriegs in die unmittelbare Nähe, und die Errichtung von Palisaden und anderen Schutzwerken in der Festung gaben den sinnfälligen Beleg dazu. Doch folgte der Sturz des Ministeriums Thiers so bald, daß es zu nachhaltiger Aufregung nicht kam, wenigstens nicht in den Kreisen meiner Umgebung. Dagegen fesselten die Kämpfe der radikalen Opposition in Frankreich unser Interesse. Ganz Deutschland, namentlich aber der Westen, zog ja seine tägliche politische Nahrung wesentlich aus diesen Regionen. Die republikanischen Blätter kamen in unsre Hände, National, Charivari, Guêpes von Alphonse Karr. Der belgische Nachdruck schwemmte seine wohlfeilen Ausgaben massenhaft nach dem Rhein; Börnes Briefe fehlten natürlich nicht. Mignets Geschichte der französischen Revolution war mir bei einer Preisverteilung zugefallen. Statt die alten Kannegießer aufzusuchen, die uns einst mit den kriegerischen Vorgängen der napoleonischen Zeit unterhalten hatten, fanden wir jetzt Berührung mit einigen, die entweder noch selbst oder in Person ihrer älteren Angehörigen die Klubistenzeit des Jahres 1792 mitgemacht hatten und ihre Reminiszenzen an den republikanischen Manifestationen des neuen Frankreich wieder erwärmten.

Von diesem Geist erfüllt, bezogen wir im Frühling 1842 die Universität. Wir waren nur ganz wenige dieser Richtung. Die große Mehrzahl unserer Mitabiturienten kümmerte sich nicht um Politik, sondern schwelgte im Vorgenuß der studentischen Herrlichkeiten.

Zweites Kapitel.

Universitätszeit und juristischer Beruf.

Gießen, Heidelberg, Göttingen, Mainz.

Da kein besonderer Grund für das Studium der Medizin vorlag, wurde ich zum Juristen bestimmt. Zum Studieren schien ich veranlagt, und so blieb kaum eine andere Wahl. Das Barreau, wie man damals in Mainz sagte, nämlich nach französischem Gerichtsgebrauch die Korporation der Anwälte, war aus der alten Zeit her noch mit einem gewissen Nimbus umgeben. Die Hessendarmstädter mußten, um später zum Staatsexamen zugelassen zu werden, zwei Jahre auf der Landes-Universität Gießen verbringen; vom letzten dieser vier Semester wurde ich nach einer milden Praxis entbunden. Aber vom Sommer 1842 an studierte ich drei Semester in Gießen.

Es war damals ein abscheuliches Nest, von aller Kultur unberührt, obwohl Liebig auf einer kleinen Anhöhe, wo sein Laboratorium stand, einen kosmopolitischen Zufluchtsort für seine Schüler aus allen Ländern und Weltteilen gestiftet hatte. Der Student, d. h. der Korpsbursche, herrschte unumschränkt; der „Philister" war sein bäurischer Knecht. Burschenschaften oder andere freie Verbindungen gab es nicht. Daß wir paar Juristen, meine nächsten Freunde und ich, nicht ins Korps der Rhenanen eintraten, war an sich schon eine Abnormität. Denn der Zustand des „Kamels" war doch eigentlich nur für die armen Teufel, meistens Theologen, protestantische und katholische. Auch von ersteren waren manche in den Korps. Die Mitglieder derselben waren harmloser und anspruchsloser als jetzt, ohne jenen Anflug von Aristokratie und besonders von Leutnants-Aspiration, die ihnen in späterer Zeit, zugleich bei geringerer Zahl, charakteristisch geworden ist. Auch gehörte die Verachtung des Arbeitens noch nicht zur Vornehmheit, wenn schon natürlich viel Zeit auf dem Fecht-

boden und in der Kneipe verbracht ward. Politik irgend welcher Art war diesen kindlichen Gemütern eine terra incognita. Fast nie habe ich einen Studenten im Lesezimmer des „Museums" erblickt.

Waren wir politisch und radikal aufgelegt — ich war es mit meinen paar nächsten Kameraden — so stand doch unser Sinn zunächst vielmehr nach etwas anderem. Wir dürsteten nach philosophischer Erkenntnis. Die letzten Jahre des Gymnasiums mit ihrem zunehmenden Gedankenleben hatten uns über die überlieferten Schranken der Religionen hinausgeführt. Nun brannten wir vor Begierde, den positiven Ersatz für das Zurückgelassene zu finden. Die Logik und Psychologie, welche der Litterarhistoriker Hillebrand als „Zwangskollegien" las, interessirten uns zwar, aber den Weg zum inneren Heiligthum versprachen sie uns nicht zu erschließen. Ich hatte eine Empfehlung an Moritz Carriere mitgebracht, der sich eben als Privatdozent der Philosophie habilitirt hatte, nachdem er seiner etwas freien Richtung wegen in Heidelberg Schwierigkeiten erfahren hatte. Es gab in Gießen nicht viele Dozenten, die sich mit philosophischen Neophyten abzugeben Lust hatten und vielleicht noch weniger Studenten, die nach solchen Dozenten suchten. So fanden wir uns glücklich zusammen, und es entwickelte sich eine Freundschaft fürs Leben daraus. Ich wurde ein Pfeiler seiner Collegien, die außer von mir und meiner Clique nur noch von etlichen höher strebenden protestantischen Theologen besucht wurden. Es war die Zeit der Junghegelianer; Carriere neigte bekanntlich nach der nicht destructiven Seite zu dem jüngeren Fichte und Chr. H. Weiße hinüber. So dankbar wir übrigens für alle Anregung, so schwierig waren wir für alle Ueberzeugung zu haben. Wir stürzten uns in die Lektüre, in die Systeme, nach allem, was gerade sich bot, greifend, Hegel, Strauß, Feuerbach (namentlich dessen Geschichte der neueren Philosophie seit Bacon), die Encyclopädisten. In der Rechtsphilosophie war noch der Streit mit der historischen Schule nicht erloschen; wir zerbrachen die Köpfe über Recht und Besitz, und nebenher ward auch einmal das Gebiet der dunklen Naturkräfte beschritten. Was jetzt Hypnotismus und Suggestion, hieß damals Magnetismus, Hellsehen, und Justinus Kerner, Ennemoser, Eschenmayer wurden geprüft und verworfen; bei einem praktischen Experiment, das seiner Zeit unter dem Namen

der „Somnambule von Beienheim" viel Aufsehen und eine heftige litterarische Polemik erzeugt hatte, führte ich mit dem jüngst gestorbenen Botaniker Hoffmann, der damals junger Dozent war, die Aufgabe des den Zauber durchbrechenden Störenfrieds aus. Aber alles Hören und Lesen blieb zurück hinter der Praxis des Diskutierens, oder vielmehr des Disputierens. Einer von uns hatte eine gewaltige Stimme und die entsprechende Furia dazu. Natürlich strebten ihm die anderen nach. Es war bekannt, daß man uns auf dem Spaziergang, der um die Stadt herumläuft (die Schur genannt), schon brüllen hörte, lange ehe man uns sah. Der Disputax, obwohl gut katholisch erzogen, war auch fanatisch ungläubig, und doch pflogen er und wir gleich ihm sehr freundschaftlichen Umgang mit vielen katholischen Theologen.

Von der Harmlosigkeit dieser Zustände in unserer verhetzten Zeit sich eine Vorstellung zu machen, ist schwer. In den Korps waren Juden Senioren, und als die „forschsten" Schläger geehrt. Das — damals wie heute — kindliche Treiben war noch frei von allem Gift.

Etliche Male nach einem heftigen Streit bekam ich ein leichtes Blutspeien. Aber so groß war die Lust am Diskutieren, daß ich mich davon nicht abschrecken ließ. Eines Tages hatten wir uns besonders erhitzt über die Untersuchung des sogenannten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes. Unmittelbar darauf gingen wir in die Lahn baden, und die Folge war, daß der Anfall sich stärker einstellte, als bisher. Aber einer unserer Philosophen, der sich gerade besonders dem Kant gewidmet hatte, beruhigte mich ganz einfach mit der Betrachtung: „Was liegt daran, ob du etwas früher oder später stirbst, die Zeit ist ja doch kein Ding an sich, sondern nur eine Form der Anschauung." Und ein anderer, der mehr den Hegel kultivierte, tröstete mich mit dem der Vernünftigkeit der Weltordnung entnommenen Gedanken, daß doch nur die faulen Früchte von den Bäumen fielen.

Die juristischen Vorlesungen wurden pünktlich besucht; Hefte fleißig nachgeschrieben; am meisten regte das damals noch unter diesem Namen gelesene „Naturrecht" an, welches der alte Birnbaum, ein humaner Geist der alten Schule, las.

Die philosophischen Neigungen hinderten den kleinen Kreis, mit

dem ich verbrüdert war, nicht im geringsten mit den Studenten der Theologie beider christlicher Konfessionen im besten kameradschaftlichen Verhältnis zu stehen. Es gab damals in Gießen noch eine katholische Fakultät neben der protestantischen. Die Studenten der ersteren nannte man Kathologen, die der anderen Protologen. Da die Mainzer meistens Katholiken waren, so gehörten unsere theologischen Freunde auch größtenteils zu dieser Konfession. Ein Geistlicher derselben wohnte in demselben Hause, wie mein nächster philosophischer Freund, der sich oft das Vergnügen machte, sie mit seinen ungläubigen Reden herauszufordern. Aber das Alles geschah in so heiterer Weise, daß die Eintracht nicht gestört wurde, nicht einmal mit einem der Kathologen, der so verzückt fromm war, daß er mehrere Male den Teufel in Person gesehen zu haben behauptete.

Eine humoristische Geschichte, unter manchen anderen, welche bezeichnend für jene harmlosen Zustände ist, will ich doch erzählen. Sie möge belegen, wie richtig die seitdem zur Alleinherrschaft in der Kirche gekommenen Fanatiker von ihrem Standpunkt aus handelten, als sie bei der reaktionären Regierung von Darmstadt in den fünfziger Jahren die Beseitigung der theologischen Fakultät durchsetzten und von nun an die Priesterzöglinge nur im Mainzer Seminar frei von der Berührung mit jeder anderen Geistessphäre erziehen ließen.

Eines Tages starb ein Professor der katholischen Fakultät. Zu seinem Begräbnis mußten natürlich alle Kathologen mitgehen. Wie bei allen Universitätshandlungen, war der Frack das unentbehrlichste Ausrüstungsstück für die Mitwirkenden. Von den Studenten dieser Fakultät, die meistens aus den ärmsten Familien stammten, waren die reichsten mit Fräcken versehen, und es ward ein gewaltiges Zusammenborgen dieses kostbaren Requisits in Gang gesetzt. Es fand sich unter unseren Theologen merkwürdiger Weise ein Kerl, der gerade so lang aufgewachsen und fadendünn war wie ich, mit Namen Petri, ich glaube der Sohn einer Mainzer Waschfrau. Richtig, mein neuer Frack paßte ihm wie angemessen. Da aber das Wetter sehr trübe war und mein Doppelgänger auch keinen Regenschirm in seinem Vermögen hatte, so schloß ich mich, zum Schutze meines Eigentums, mit diesem Instrument bewaffnet,

dem Leichenkondukt an. Doch etwas noch Hübscheres begab sich bei diesem Anlaß. Es hatten sich nämlich solcher Fräcke der christlichen Liebe nach und nach die genügende Zahl zusammengefunden, aber genau minus eines. Noch ein unglücklicher Unbefrackter stellte sich verzweifelt im letzten Augenblick vor dem Sterbehaus ein. Was thun? Da kam über einen der Kameraden eine Erleuchtung. Der Verstorbene muß doch selbst einen Frack hinterlassen haben, und dieser Frack ist doch vakant. Gesagt, gethan! Der Frack wird herbeigeschafft und wandelt nun leidtragend hinter seinem einstigen Besitzer des Weges nach dem Gottesacker mit.

Ich weiß nicht, ob noch bis auf diesen Tag der Frack ein so unerläßliches Möbel bei Universitätshandlungen ist, wie damals.

Im Vorzimmer des Universitätsrichters in Gießen soll ein Frack für diejenigen gehangen haben, welche wegen irgend eines Unfugs vorgeladen, und nicht über das zum Verhör nötige Kostüm verfügend, es vor dem Erscheinen anziehen mußten. Ich will nicht verbürgen, ob die Sache wahr ist, denn ich bin nie in diesem Vorzimmer gewesen, aber man erzählte sie sich allgemein.

Unvergeßlich ist mir, wie ich zum erstenmal die Entdeckung dieser Vorschrift machte.

Als Fuchs sah ich eines Vormittags eine ganze Anzahl Korpsburschen im Frack nach dem Universitätsgericht wandern. Ich erkundigte mich nach der Bewandtnis dieser auffälligen Erscheinung und wurde dahin beschieden, daß diese so feierlich gekleidete Schaar wegen eines Vergehens vorgeladen war. Und welches war das Vergehen? Auf dem offenen Marktplatz pflegte der Omnibus zu übernachten, welcher täglich die Reise von Gießen nach Frankfurt und zurück machte. Er trug den schönen Namen Blamage-Wagen. Und nun sollten sich die Beschuldigten spät an einem der vorhergegangenen Abende, wohl in angeheitertem Zustande das Vergnügen gemacht haben, in das Innere des sich selbst überlassenen Fuhrwerkes zu steigen und jeglicher auf einem der Sitzplätze die Funktion zu verrichten, welche sonst nur auf Sitzplätzen mit entsprechenden runden Oeffnungen in der Mitte verrichtet wird. Und dafür die feierliche Tracht! — Ich hatte mir von jener Zeit her ein ganz besonderes Widerstreben gegen diese geschmacklose Pedanterie bewahrt, und sollte sie später noch einmal büßen.

Im Jahre 1848 hatte ich aus jungen Juristen einen Verein in Mainz improvisiert, welcher bezweckte, die unparteiische Handhabung des Rechtes zu überwachen. Da ich Accessist war, gleichbedeutend etwa mit dem, was heutzutage Referendar bedeutet, so wurde ich mit meinen Kollegen vor das Disziplinargericht geladen, um mich wegen dieser Anmaßung zu verantworten. Auch dazu war der Frack vorgeschrieben. Und da ich beharrlich im Ueberrock erschien, erhielt ich einen derben Verweis vom Präsidenten mit der Vorschrift, bei der nächsten Sitzung des vertagten Verfahrens im Frack zu kommen. Um mich nicht gänzlich zu unterwerfen, ließ ich mir ein Kleid machen, welches ein Kompromiß zwischen Frack und Ueberrock bildete und den bezeichnenden Namen „Schwalbenschwanz" trug.

Mit Beginn des vierten Semesters trennte ich mich von meinen alten Kameraden und ging nach Heidelberg. Hier erweiterte sich die Szene. Zunächst gab mir Carriere eine Empfehlung an seinen Freund, den Privatdozenten Dr. H. B. Oppenheim mit. Es stand nebst manchem Guten darin zu lesen, daß Ueberbringer leider schon „zu fertig" sei. Vielleicht hatte er recht; man wird es ja mit den Jahren immer weniger. Beide hatten in Göttingen die Zeiten der sieben verfassungstreuen Professoren als begeisterte Anhänger mitgemacht und später in Berlin im Kreise Bettinas von Arnim mit dem Hegelschen Nachwuchs und dem jungen Deutschland die angeregte Epoche der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. durchlebt. Im nahen Karlsruhe glänzten die Koryphäen der badischen Kammer und genossen des Vorzugs, durch parlamentarische Beredsamkeit die Aufmerksamkeit des ganzen Deutschlands zu fesseln. Auch in den Kollegien gab es Anregung. Der liberale Mittermaier schmückte seine Vorlesungen über Kriminalrecht und Kriminalprozeß mit den Arabesken seiner schalkhaften Bonhomie und pflanzte uns die Liebe zum öffentlichen und mündlichen Verfahren ein; der kaustische Morstadt belustigte uns im Kirchenrecht mit respektlosen Ausfällen gegen Hohes und Heiliges und wußte selbst den Civilprozeß amüsant zu machen. Die aktuellen Fragen des deutschen Staatsrechts und der Nationalökonomie traten in den Gesichtskreis und endlich lockte auch der Versuch, eine freie burschenschaftliche Verbindung mit liberaler

Färbung zu gründen, zur Beteiligung. Wir nannten sie „Walhalla", und nicht wenige der damaligen Genossen, die der jugendlichen Sinnesrichtung jener Tage treu geblieben, sind im späteren politischen Leben nach Jahrzehnten wieder in nähere Berührung mit mir getreten. Aus jener Verbindung datierte auch die enge Freundschaft, die mich mit Friedrich Kapp bis ans Ende seines Lebens verband. Die philosophische Richtung fand besondere Nahrung im Umgang mit jüngeren Physiologen. Jakob Moleschott, damals gleichaltriger Student, schon eifrig in die naturwissenschaftlichen Probleme vertieft, trug viel dazu bei, den Sinn für diese Dinge zu wecken. Die Frage ob Generatio aequivoca ob omne vivum ex ovo beschäftigte uns lebhaft. Von Darwin war noch nicht die Rede. Das Haus in der unteren Neckarstraße, in dem ich Wohnung gefunden hatte, war ein Mittelpunkt strebsamer Jünglinge. Die Wirte waren zwar kleine Bürgersleute in den bescheidensten Umständen, aber zwei lebhafte, begabte Töchter, die sich für alles interessierten, wirkten anziehend.

Als ich einzog, war eben Guido Weiß geschieden und schwebte noch als ein Genius loci über meiner Stube.

Auch Moleschott und Oppenheim nahmen treuen Anteil an dieser Geselligkeit, in der alle kleinen und großen Angelegenheiten verhandelt wurden. Es war die Zeit, in der nicht nur die Politik, sondern auch die schöne Litteratur von Paris ihre Hauptnahrung bezog. Eugène Sues Mystères de Paris beherrschten die Stimmung so, als ob man mitten drin lebte. Der Schulmeister und der Chourineur und der Portier Pipelet und alle die anderen Figuren wurden besprochen, als wohnten sie in der nächsten Straße, und mit der höchst gesteigerten Spannung wurde das nächste Feuilleton erwartet. Die Herrschaft des Feuilleton-Romans war damals auf ihrer Höhe, und wenn auch bis auf den heutigen Tag diese Gattung für die Zeitungspraxis ihre Bedeutung noch nicht ganz verloren hat, so macht man sich doch keine Idee mehr von dem Zauber, den sie ausübte, als die Dumas, Sue, Balzac und Genossen, man kann wohl sagen, noch die Welt regierten. Wenig Phänomene sind so belehrend für die Besonderheit der Zeitumstände, die einen besonderen Geschmack erzeugen, wie der Wandel, der hierin Platz gegriffen hat.

Gegen Ende des Sommersemesters, welches nach Ortsgebrauch zugleich reichlich dem Naturgenuß gewidmet war, mußte schließlich auch der damals vielfach übliche Tribut eines endemischen Übels entrichtet werden, das insbesondere am Neckarufer, wo ich wohnte, grassierte. Man nannte es Schleimfieber, und es war wohl eine leichte Art von Typhus. Wenn auch damals von der jetzigen Behandlung dieser Krankheitsart noch keine Rede war, so blieb ich doch unter der Hand eines vernünftigen alten Praktikers von vielerlei Mixturen und Quälereien verschont und genas unter der sorgsamen Pflege der Hausleute, ohne daß meine Familie in Beunruhigung versetzt wurde.

Nun war aber das sechste und letzte Semester vor der Thüre; es mußte für das Examen gearbeitet werden. Mit zwei Kameraden, einem Oldenburger und einem Bremer, beschloß ich, nach Göttingen zu wandern. Es galt für einen Sitz des Fleißes und der Sammlung und hat gehalten, was es versprach. Wir bezogen eine gemeinsame Wohnung bei einem Bäcker Schuhmacher in der Barfüßerstraße und schliefen sogar zu dreien im selben Zimmer. Eine gnädige Fügung des Schicksals hat es vergönnt, daß wir in der Zeit, da ich dies schreibe, d. h. nach achtundvierzig Jahren noch alle drei am Lebeu und in normaler Thätigkeit erhalten sind.

Nun begann eine Zeit ernsten Studiums nach vielen Richtungen. Es war einer der kältesten Winter, die ich erlebt zu haben mich entsinne (1844/45). Nicht selten stand das Thermometer auf — 18° R. Aber Doppelfenster und große Kachelöfen, mit denen ich zum erstenmal Bekanntschaft machte, thaten ihre Schuldigkeit. Die letzteren waren sogar von der soliden Art, die von außen und am Abend vorher gefeuert wurden, um folgenden Morgens ihren Dienst zu leisten. Des Morgens um sieben fing das Ochsen an und wurde ununterbrochen bis zur Mittagsstunde fortgesetzt. Dann ging es zum Essen in den Gasthof, wo ich eine neue norddeutsche Bekanntschaft machte in der Vereinigung von Fleisch mit Kompott; aber der jugendliche Appetit befreundete sich auch mit der kühnen Zusammenstellung von Schinken mit Backpflaumen, an die ich jetzt gruselnd zurückdenke. Nach Tisch spazierten wir regelmäßig um den Wall herum und von da ins Museum, wo die Zeitschriften und Broschüren nebst den Zeitungen gelesen wurden,

und dabei sehr oft noch eine Tasse dicker Schokolade in Milch gekocht, eine Stunde nach dem Mittagsmahl, ich glaube weniger zur Schande des letzteren als zur Ehre unseres Appetites, genommen wurde. Um drei ging es wieder an die Arbeit bis um acht. Diese ward gemeinsam von mir und dem Oldenburger Freund betrieben, der im gleichen Semester und ein eifriger Pandektist, Schüler Vangerows und Franckes war und mich, der ich nur den guten Sell in Gießen gehört hatte, erst in den Tempel Justinians und seine Geheimnisse hineinführte und den Umgang mit dem Corpus juris vermittelte. Jede Disziplin hatte nach dem Stundenplan ihre festumschriebene Zeit, aber innerhalb dieser wurde rücksichtslos jede auftauchende Frage bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, handelte es sich nun um Controversen über Gajus oder um Geheimnisse des kanonischen oder um Schnurren des Lehnrechts. Denke ich an die frugalen Freuden dieses emsigen Bohrens und Einprägens zurück, so erscheint mir ganz unfaßbar die heutzutage selbst für ernste junge Leute übliche Manier der Presse, zu welcher damals nur die dümmsten und faulsten Subjekte ihre Zuflucht nahmen, auf die man darum mitleidig herabsah.

Colleg hörte ich in diesem Semester gar nicht. Ich hatte bereits in Heidelberg die Entdeckung gemacht, daß diese Art des Lernens nur als ein Uebergangsstadium für Anfänger seinen Wert hat, wenigstens in den theoretischen Fächern. Unsere Abendstunden verbrachten wir drei regelmäßig gemeinsam. Nach dem Thee, zu dem die Verwandten meiner zwei Kameraden allzeit nordische Leckerbissen, wie pommersche Gänsebrüste, Würste, Pumpernickel und dergleichen spendeten, wurde musiziert und gelesen. Die ausgezeichnete Göttinger Bibliothek, welche in liberalster Weise den Studierenden zur Verfügung gestellt war, lieferte uns das Material.

Ich erinnere mich nicht mehr, war es besondere Vergünstigung oder allgemeine Regel, ich durfte, statt nur aus dem Katalog zu schöpfen, selbst auf den sehr bequemen Galerien umhersteigen und die Bände herausnehmen, die mich lockten. Nur so gelangt man in den Anfängen zu einiger Bücherkenntnis. Hatte man nun eine Abteilung durchstöbert, so nahm man die Bände, die einen reizten, herunter, legte sie auf einen Tisch mit einem Zettel, der

Namen und Wohnung angab, und am Abend brachte sie der Bibliotheksdiener ins Haus. Ich weiß nicht, ob das auch heute so der Brauch ist, aber ich fühle mich heute noch dankbar dafür, daß es damals so gehalten wurde. Unter der Lektüre jener Abende markierte für mich ganz besonders Friedrich List, und ich machte in Verehrung dieses anregenden Schriftstellers damals meine schutzzöllnerische Periode durch; aber freilich war List ein andrer Mann als unsere Agrarier von heute und sein Horizont ein anderer als der ihre.

Zu Weihnachten gingen meine beiden Freunde in die Ferien zu ihren Familien. Ich blieb allein zurück und that mir gütlich, indem ich während dreier Wochen beinahe völliger Einsamkeit das juristische Studium durch freie Lektüre unterbrach.

Mit dem Ende des Semesters kam die Zeit des Examens heran, und dieses mußte in Gießen, als der Landesuniversität, gemacht werden, wollte man zum Eintritt in den Staatsdienst oder eine Advokatur befähigt sein. Diese damals Fakultäts-Examen genannte Prüfung entsprach dem heutigen Referendar-Examen. Wer seinen Doktor machen wollte, hatte nur die Kosten für das Diplom zuzuzahlen. Man arbeitete bei jedem Fachprofessor einige Tage unter Klausur in dessen Wohnung, und daran reihte sich eine mündliche Prüfung vor sämtlichen Examinatoren, nach deren Schluß der Kandidat sich in ein Nebenzimmer zurückzog, während über sein Schicksal beraten wurde. Jedes Examen wurde individuell behandelt; es gab keine allgemeinen Termine.

Nach kurzer Pause ins Beratungszimmer zurückgerufen, ward mir unter den üblichen Formalitäten verkündet, daß ich glücklich bestanden, und ich ging still nach Hause. Da ich das Durchschnittsmaß an Kenntnissen, welches zu dieser Kraftprobe erforderlich war, an einer Reihe mir vorangegangener Komilitonen in seiner Bescheidenheit kennen gelernt hatte, war mir weder vorher eine Beklemmung noch nachher das Gefühl der Erlösung beigekommen. Ich aß auf meiner Stube allein mein frugales Abendbrot wie jeden Tag. Als am folgenden Morgen einer meiner Freunde zum Besuch kam, hält ihn die Hausfrau auf dem Vorplatz fest, um ihm mit betrübter Miene zuzuflüstern, ich sei ohne Zweifel durchgefallen, da ich mich so still eingeschlichen und nichts mehr gesagt habe.

Mit dem Frühjahr 1845 trat ich demnach in das Stadium der praktischen Vorbereitung für den Justizdienst in Rheinhessen. Die jungen Leute dieses Standes hießen damals in Hessen-Darmstadt offiziell Accessisten; bei uns in Rheinhessen nannte der Sprachgebrauch sie noch Stagiaires (Abkürzung von Avocat stagiaire d. h. qui fait son stage), wie ehemals unter französischer Herrschaft. Zu jener Zeit galt in der Hauptsache noch auf allen Gebieten der Rechtspflege, mit Ausnahme des Strafrechts, die französische Gesetzgebung. Nicht nur das Zivilrecht, der Code Napoléon, wie noch jetzt, da ich dies schreibe, sondern auch Zivilprozeß und Strafprozeß. Von allen diesen Dingen hatte man aber bis dahin nicht ein Sterbenswörtchen vernommen. Die juristische Ausbildung der Universität war ganz ausschließlich auf das römische und deutsche Recht zugeschnitten. Ein ganz neues Studium mußte theoretisch in Angriff genommen werden, zugleich mit der Einführung in die praktische Arbeit unter diesen unbekannten Voraussetzungen. Das scheint auf den ersten Blick ein fragwürdiges Experiment. Aber in der Wirklichkeit liegt ein Gewinn darin. Der durch das allgemein rechtswissenschaftliche Studium vorbereitete Geist dringt nun mit einer Schärfe und Reife, wie er sie während der akademischen Zeit noch sehr unvollkommen erlangt, in die neue Materie ein. Grade das Vergleichende weckt die Beobachtung. Ferner gereicht es zum Nutzen, daß man viel weniger auf Lehrbücher und sonstige mittelbare Hilfsquellen angewiesen ist, vielmehr die Quintessenz der Gesetze aus dem Gesetzbuch selbst sich holen muß. Einige Systeme studierte man allerdings nebenher, wie namentlich das vorzügliche Buch von Zachariä und etliche französische Kommentare. Aber die Hauptsache blieb der Code, der sich dadurch außerordentlich lebhaft einprägte. Freilich gehört auch die prägnante und knappe, von aller Lehrhaftigkeit soweit entfernte Fassung dieses Textes dazu. Endlich wirkt auch der Segen mit, daß man nicht zu Füßen des Katheders sitzt, alles an seinem eigenen Tisch selbst finden, aufnehmen und verarbeiten muß. Das römische Recht, welches doch den größten Teil der akademischen Vorbildung ausgemacht hatte, ist dabei nicht im geringsten vom Ueberfluß. Ich habe das nicht nur an mir und am Rhein, sondern später in Frank-

reich und an andern bewährt gefunden. In meiner Stellung an der Spitze eines großen Geschäftes hatte ich später über große Rechtssachen und Prozesse zu instruieren, und ich habe dabei viel Glück gehabt, zum Teil wohl, weil ich alles selbst vorbereiten und ausarbeiten konnte, und in den wichtigsten Streitfragen kam mir die pandektistische Erinnerung zu statten, wie ich auch in dem weitaus tüchtigsten Advokaten, mit dem ich zu thun hatte, dem alten Dufaure, den besten Romanisten unter den Pariser Praktikern schätzen lernte. Daß ich mit dem französischen und dem römischen Rechte durch meine Vergangenheit ziemlich vertraut war, geriet mir, als das Schicksal mich in die kaufmännische Laufbahn hineinschob, zum praktischen Vorteil und zugleich zu einer größeren intellektuellen Freude an meiner Erwerbsthätigkeit.

Es war Vorschrift, daß der Rechts-Accessist seine Laufbahn mit einem halbjährigen Dienst an einem Gericht begann. Ich wurde der Kanzlei des Appellhofs in Mainz zugeteilt Es war vielleicht nicht das nützlichste, aber jedenfalls das angenehmste, was mir geschehen konnte. Wir waren nicht mit Arbeit überladen, hatten schöne große Räume für unsre Amtsstuben und waren unserer in der Regel nur drei oder vier in denselben con amore beschäftigt. Dies Personal bestand aus dem Obergerichtsschreiber (greffier — man nannte auch kurzweg die Kanzlei noch „Die Greffe", obwohl es nach dem Geschlecht des französischen Wortes der Greffe heißen müßte), dessen Vertreter (commis greffier), einem älteren Accessisten mit Gehalt, einem unbezahlten Accessisten, der ich war, und einem Kanzleidiener. Mit Ausnahme von mir waren es lauter Originale. Wie „gemütlich" es auf diesem Amt zuging, mag man unter anderem daraus schließen, daß die beiden Extreme der Hierarchie, der Obergerichtsschreiber und der Kanzleidiener, sich duzten. Beide waren Schulkameraden und in derselben Bahn geblieben nur mit einer Gabelung, der zufolge der eine den andern zugleich mit Justizrat und du, der andere seinen Boten mit dem einfachen Namen anredete. Der Diener war ein Humorist und Trinker, wie das bei uns so oft zusammengeht, der sein Talent noch besonders im Umgang mit der österreichischen Garnison ausgebildet hatte und uns mit Reproduktionen aus deren intimem Leben regalierte. Den Höhepunkt erklomm sein Beruf des Komikers,

wenn er den böhmischen Garnisonsprediger spielte. Er setzte dann seine Dienstmütze mit dem Schirm nach hinten auf und redete ein selbstverfertigtes, doch dem Laut nach sehr gut nachgeahmtes Böhmisch. Aber auch nach den höheren Kulturseiten hatte er sein Augenmerk gerichtet, und namentlich die Sprache eines früheren, noch in der französischen Zeit amtiert habenden Präsidenten führte er mit Wohlgefallen im Munde, ermahnte uns, das Beispiel „Daguesseaus, jenes tugendhaften Mannes" oder sonst einer Berühmtheit der alten Magistratur zu befolgen. Ich stand in seiner Gunst, weil ich an seinen Späßen Gefallen fand und den Umweg durch die Wirtshäuser beim Austragen der Akten durch manche Spende begünstigte. Er titulierte mich einfach: „Doktorche!"

Mit seinem Duzbruder, meinem Chef, stand ich nicht minder gut. Er war eine schöne, imposante Gestalt in den besten Mannesjahren, mit einem prächtigen dunklen Lockenhaar und ebensolchen Augen, Junggeselle, aber mit einer Maitresse behaftet, die er vor Jahren aus Paris und aus sehr fraglichen Regionen daselbst mit nach Mainz gebracht hatte und nun hinter Schloß und Riegel in seinem Hause wie in einem Harem verborgen hielt. Von dem alten Junggesellen hatte er die Pedanterie der Gesundheitspflege trotz seiner intimen Beweibung angenommen. Eine sanitätliche Vorschrift, die er mir nicht oft genug wiederholen konnte, ging dahin, niemals den Hut aufzusetzen, ohne das Innenfutter desselben vorher erwärmt zu haben. Daraus kann man auf das übrige schließen. Sein Kultus galt der Glorie der ehemaligen französischen Formalitäten bei dem Gerichte. Zwar hatte er das nicht selbst erlebt, aber die Ueberlieferung war noch lebendig auf ihn übergegangen, und es überkam ihn eine hohe Wehmut, wenn er schilderte, mit welchen Feierlichkeiten die Assisen abgehalten wurden, wie u. a. der Präsident eine Schildwache vor seiner Thüre hatte und die Magistratur — so nannte man die Richter und Staatsanwälte — eine hohe Stellung einnahmen, ganz anders als zu unsrer Zeit. Daneben wurde weidlich politisiert und sein Drang nach Erforschung meiner Ansichten kannte keine Grenzen. „Was halten Sie von der orientalischen Frage?" war noch eine der bescheidensten Interpellationen seines Repertoires. Zu den Pflichten seiner Amtsassistenten gehörte auch, mit ihm auf den Hauptstraßen und Plätzen

auf und ab zu wandeln. Wenn ich noch hinzufüge, daß der zweite Gerichtsschreiber vor allen Dingen musikalisch und ein guter Sänger war, so kann man sich vorstellen, welch ein fideles Gefängnis diese Kanzlei war. Zur Vervollständigung gehörte ein Oberstaatsanwalt-Substitut, der ein sehr schöner baumlanger Blondin und gewaltiger Galan war, und mit dem über den Gang weg ein lebhafter dienstlicher Verkehr, mit entsprechenden Allotriis verziert, unterhalten wurde.

Unsre berufsmäßigen Aufgaben bestanden in dem Kanzleidienst für die Appellationsinstanz sowohl in Zivil- wie in Zuchtpolizeisachen (Aburteilung der Vergehen) und für den Hauptdienst des Kriminalverfahrens vor den Geschworenen. Die Prozeßordnung war noch die des Code d'instruction criminelle; das materielle Recht wurde nach einem hessischen Strafrecht gesprochen, das nach dem damals beliebten Muster akademischer Kriminalwissenschaft nicht übel zugeschnitten war und vor allem das Verdienst hatte, die barbarischen Härten des Code pénal beseitigt zu haben. Einige, in ihrem engeren Kreise, causes célèbres wurden mir zur Ausarbeitung der Anklageakten anvertraut und reizten den Spürsinn. Die Appellsachen der Zuchtpolizei beschäftigten sich zumeist mit Landstreichern beiderlei Geschlechts. Die Abwesenheit aller Überlastung erhielt die Richter in einer aufmerksamen und humanen Stimmung. Der größte Feind einer gerechten Justiz ist die Überhäufung. In Paris habe ich oft den Sitzungen der Zuchtpolizeigerichte als Beobachter beigewohnt, und mit Grauen denke ich an die grausame Hast, mit welcher da, natürlich in absolutem Gleichgültigkeitsgefühl, abgeurteilt ward. In dem Verfahren vor den Geschworenen hatte sich dagegen auch bei uns noch vielfach die abscheuliche Manier der französischen Assisenpräsidenten fortgepflanzt, welche den Angeklagten wie einen überführten Verbrecher behandeln, die Zeugen terrorisieren und mit dem Staatsanwalt um die Wette auf eine Verurteilung hinarbeiten.

Nachdem die sechs Monate auf diese vergnügliche Weise abgedient waren, trat ich bei einem Rechtsanwalt, oder wie es damals hieß, Advokat-Anwalt, zu weiterer Ausbildung ein. Die freie Advokatur der französischen Organisation bestand nicht mehr,

schon aus dem Grunde, weil Anwaltschaft und Advokatur (avoué und avocat) nicht mehr getrennt existierten. Die Käuflichkeit der Anwaltschaft war beseitigt und dafür eine beschränkte Zahl Advokat-Anwälte, die der Anciennität nach von der Regierung ernannt wurden, eingesetzt. Die Wartezeit war sehr lange, manchmal bis zu fünfzehn Jahren. Wenn man die Trennung der Anwaltschaft von der Advokatur nicht in der Praxis aus der Nähe kennen gelernt hat, ist es schwer, sich in sie hineinzudenken. Hat man aber einmal, namentlich in großen Verhältnissen, in Hauptstädten wie Paris oder London, mit ihr aus eigner Erfahrung die Probe auf die Sache gemacht, so lernt man die Richtigkeit dieser Trennung würdigen. Offenbar hängt es auch damit zusammen, daß der Advokatenstand nach der französischen Tradition sozial und politisch eine höhere Stellung einnimmt, als nach der deutschen. Und das ist nicht unwichtig, insofern die Parteien in der Person ihres Vertreters vor Gericht dadurch mehr Achtung genießen. Trotzdem diese Ordnung der Dinge bei uns auf die beschriebene Weise verändert worden, lag doch noch ein wenig von dem Nimbus, der dem Advokatenstand nach der französischen Anschauung zu gute kommt, auf dem unsrigen. Das Barreau, wie das Kollegium sich nannte, hatte noch seinen Stolz und Rang.

Erst mit dem Eintritt in das Bureau eines beschäftigten Advokat-Anwaltes begann für mich, den nur im deutschen Zivilprozeß theoretisch unterrichteten Anfänger, die Schwierigkeit. Denn was man auf der Universität davon gelernt hatte, war hier gar nicht zu brauchen. Dort ausschließliche richterliche Prozeßleistung, hier unbedingte eigne Aktion der Parteien. In diese Richtung sich hineinzuarbeiten kostete viel Anstrengung, aber ist man einmal eingedrungen, so lernt man die Vorzüge dieser Aktionsfreiheit um so mehr schätzen. Der neue deutsche Prozeß hat ja viel von diesem System angenommen, freilich habe ich ihn nicht genügend aus Erfahrung kennen gelernt, um ihn mit dem Code de procédure vergleichen zu können. Aber wenn schon jeder Jurist bekanntlich am Recht hängt, in das er sich eingelebt hat, so verstehe ich ganz besonders, wie es den Praktikern des Rheinischen Prozesses schwer wird, sich von demselben zu trennen. Die

Trennung der Anwaltschaft von der Advokatur hatte sich insofern übrigens wenigstens auf der Stube, in der ich meine Lehrzeit machte, soweit erhalten, daß der Titular in Wirklichkeit beinah nur Advokat war, während der erste Angestellte seines Bureaus, Maître Clerc genannt, sozusagen der Werkführer des Ganzen, die Prozeßführung bis zur mündlichen Verhandlung dirigierte. Auf diesen Obersten der Schreiber kam sehr viel an, und ich habe von dem meinigen viel mehr gelernt als von seinem und meinem Vorgesetzten.

Nach einer „Stage" von zwei Jahren durfte man das Staatsexamen machen, welches zur Advokatur wie zu allen Ämtern berechtigte. Für dieses reif zu werden, war also die Aufgabe, die gleichzeitig neben der Beschäftigung auf dem Bureau herlief. Im Gegensatz zu der Universitätsprüfung galt sie für sehr streng. Die alten Praktiker, welche sie vornahmen, liebten es, den jungen Leuten, denen noch die akademischen Eierschalen anhingen, einige harte Nüsse zum Knacken zu geben. Es war also kein Spaß, sich in die ganz fremde gesamte Kodifikation des französischen Rechtes einzurammen. Solchen, die wirklich eine derartige Aufgabe mit dauerndem Gewinn für sich und zugleich zur Erreichung des nächsten Ziels bewältigen wollen, kann ich nur den Rat erteilen, es so zu machen, wie ich es vor meinen beiden Prüfungen anstellte, nämlich sich mit einem guten, in gleicher Lage befindlichen Kameraden zusammenzuthun. Wo es sich um das rasche Einprägen und Aufschließen ganzer Disziplinen handelt, wird bei solchem auf die kleinste Zahl beschränkten diskursiven Verfahren der Geist am besten geweckt und fortwährend im Gang erhalten. Das ausgesprochene Wort prägt sich ganz anders ins Gedächtnis ein, als das nur gelesene, und die gegenseitige Überwachung verbietet alles Brüten und Erschlaffen. So wurden nun besonders die frühsten Stunden vor Tag im Winter 1846 und 47 zu diesen gemeinsamen Exerzitien verwendet und im Frühjahr getrost das Examen angetreten und ohne Beschwerde absolviert. Und jetzt war der Mensch für die juristische Laufbahn abgestempelt. Aber was aus ihm werden sollte, lag im tiefsten Dunkel. Zehn oder zwölf Jahre warten bis zur Advokatur hatte an sich wenig Reiz, wenn auch der Sinn

darauf gestanden hätte. Von der Beamten-Carriere konnte — wenn auch die Lust dazu nicht gefehlt hätte — keine Rede sein, da nach der sogar bis auf den heutigen Tag in Hessen festgehaltenen Observanz Juden im Staatsdienst nicht angestellt werden. Aber die Hauptsache war, daß der Sinn viel mehr nach den Studien als nach der Praxis hin neigte.

Speziell der National-Ökonomie hatte ich mich zugewendet, während nebenher noch die auf der Universität begonnenen philosophischen Studien fortgesetzt wurden. Aus ersterer wurden alle namhaften Autoren der französischen und englischen Schulen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts aus dem Fundament vorgenommen und schriftlich bearbeitet. Arthur Young und dazu Ricardo machten am meisten Kopfzerbrechen, ersterer wegen der unbekannten, ihm als Ausgangspunkt dienenden Zustände, letzterer wegen seiner gewaltigen dialektischen Schärfe. Von deutschen Autoren gab es außer Friedrich List nichts Anziehendes. Die National-Ökonomie hatte dazumal noch etwas von dem Reiz eines neuen Wissenszweiges an sich, so ungefähr wie jetzt die Soziologie, nur daß sie viel weniger verbreitete Modesache war. Ein wenig mischte sich auch schon der Vorgeschmack des Sozialismus hinein. Bereits stand eine litterarisch angenehme und interessante Litteratur zu Gebote — St. Simon, Fourier, Pierre Leroux, Robert Owen, Louis Blanc; auch die ersten Sachen von Proudhon reizten den Gaumen und mischten ihren Ton in die politische Stimmung, welche dem Ausbruch des Jahres Achtundvierzig vorausging.

Drittes Kapitel.

Die Revolution.

1848.

Journalist und Volksredner.

Heidelberg, Straßburg, Mainz, Frankfurt, Berlin.

Gerade den Februar dieses Jahres hatte ich ein Wiedersehen mit meinen beiden Göttinger Kameraden verabredet. Sie hatten ihre Studien auf Universitäten länger fortgesetzt als ich und befanden sich damals in Heidelberg, wohin ich mich in der zweiten Hälfte des Monats begab. Wie in Göttingen zog ich in ihre Wohnung, und wir führten ein idyllisches Leben, fern von allen politischen Gedanken. Eines Mittags, es wird wohl der 25. des Monats gewesen sein, saß ich ruhig vor einem Buch — des alten Engländers Prichard Untersuchungen über die Naturgeschichte der Menschen — als unter meinem Fenster auf der Straße mein Name laut gerufen wurde. Als ich öffnete, stand draußen in großer Aufregung ein jüngerer, in Heidelberg studierender Landsmann, der mir zurief: „Denke Dir, in Paris ist Revolution; Louis Philipp verjagt!" Mehr wußte er nicht, aber es war genug, mich in die höchste Aufregung zu versetzen. Mit Einem Schlag sah ich eine neue Welt entstehen. Nicht als hätte ich sofort an Ähnliches für Deutschland und an ein eignes politisches Leben für mich gedacht. Das lag damals noch fern von meinem Ideenbereich. Eben weil ich, im Verein mit meinem kleinen gleichgesinnten Kreise, von der Verehrung der französischen Revolution, der republikanisch und unitarisch demokratischen Staatsentwicklung erfüllt war, hatte sich nie die Erwartung ähnlicher Gestaltung nahe gelegt. Alles schien so fest und schläfrig in den Windeln des Polizei-Kleinstaates eingebettet, daß selbst Wünsche nicht erwachen konnten. Daher hatte sich ein rein ideales Interesse nur von der Verfolgung der Schicksale anderer Nationen und namentlich Frankreichs ernährt. Die republikanischen Zeitschriften und

Bücher hatten den Haß gegen Ludwig Philipp in ihrer einseitigen verbissenen Agitationsweise zu uns verbreitet. Sein Verhalten während des schweizerischen Sonderbundkrieges, die Begünstigung der reaktionären Urkantone, war uns liberalen Deutschen besonders widerwärtig gewesen. Sein Sturz, die Rückkehr der Republik erschien im Strahlenglanz einer neuen Epoche. Aber was thun, um der ungeheuren inneren Aufregung einen Weg nach außen zu bahnen? Das erste, was ich that, war nach dem Museum der Konversations- und Lese-Gesellschaft zu stürzen. Dort fand ich die allabendlichen Zirkel der älteren Herren um ihre runden Tische mit der Pfeife versammelt, die sich wie immer behaglich, diesmal etwas lebhafter vom Ereignis des Tages unterhielten. Mit einem, dem Bankier von Heidelberg, einem würdig aussehenden Mann mit lang herabwallendem Haar, der sich eine liberale politische Rolle zurecht gemacht hatte, geriet ich bald in einen heftigen Disput, da er an den Sieg der Revolution nicht glauben wollte. Hier war meines Bleibens nicht. Ich ging nach Hause und erklärte meinen Freunden, jetzt sei nichts zu machen, als nach Straßburg zu fahren, um wenigstens auf gemeinsamen Boden mit den Begebenheiten und in Kontakt mit gleichfühlenden Menschen zu kommen. Meinem Feuereifer ward es nicht schwer, sie zu überreden, und andern Morgens fuhren wir mit der Eisenbahn bis Kehl, von da mit dem Omnibus nach Straßburg hinein. Ich habe später anderwärts unter dem Namen eines Dritten die Erlebnisse dieser wenigen Tage beinah getreu bis in die Einzelheiten erzählt[1]). Hier sei nur in Kürze der Umriß angegeben.

In Straßburg spät angekommen, erkundigten wir uns, wo Menschen versammelt sein möchten und wurden in ein Kaffeehaus gewiesen, wo noch die Studenten tagten. Wir meldeten uns da als Heidelberger Studenten, wurden sogleich aufs brüderlichste begrüßt und waren in die richtige Gesellschaft geraten, die das große Ereignis feierte. In den oberen Räumen herrschte derselbe Jubel unter einer da versammelten Schaar von Nationalgarden. Straßburg war eine stark republikanisch gesinnte Stadt. Alsbald schickten die aus dem

[1]) In dem damals (1868) von Julius Rodenberg herausgegebenen „Salon" unter dem Titel: „Aus grünen Tagen".

ersten Stock herunter in den unteren, um, wie es hieß, die Deputation der Heidelberger Studenten zu empfangen. Im Triumph wurden wir die Treppe hinaufgeschoben, dort mit Umarmungen und Vivats aufgenommen, und alles war ein Jubel. Man begleitete uns mit einem großen Gefolge in unsere Herberge (der tiefe Keller genannt) zurück und kam am anderen Morgen schon in aller Frühe uns abzuholen und zu offiziellen Siegesfestlichkeiten einzuladen. Während der Nacht waren wir nämlich zu einer Deputation der deutschen Universitäten herangewachsen. Die Stadt schwamm in einem Meer von Aufregung, überall Fahnen, Kokarden, Ansammlungen um einzelne, die von einem Prellstein oder einer Haustreppe herab die neuesten Zeitungsberichte vorlasen; elektrische Telegraphen gab es noch nicht, und der Lufttelegraph war sehr lakonisch. Des Nachmittags betheiligten wir uns an einer offiziellen Versammlung, die in einem großen Saale stattfand, wobei man uns Ehrenplätze angewiesen hatte. Meinen beiden Freunden, die dicht vor dem Examen standen und den politischen Teufel viel weniger im Leibe spürten als ich, wurde aber allgemach die Sache etwas unheimlich. Sie gaben zu bedenken, daß die Zeitungen sich der Sache bemächtigen und sie bis Heidelberg tragen könnten, wo man mit ihnen unsanft ins Gericht gehen würde. Ich fügte mich einsichtig ihren Erwägungen und am folgenden Tag fuhren wir heim. Als wir uns Karlsruhe näherten, drang die Kunde auf den Zug, daß daselbst eine politische Bewegung ausgebrochen sei. Sofort beschloß ich, mich von meinen Gefährten zu trennen, ließ sie allein nach Heidelberg fahren und ging nach Karlsruhe hinein, wo ich einen Bekannten aufsuchte. Er erzählte mir, daß man sich allerdings nicht ganz geheuer in der Stadt und bei Hofe fühle, da es heiße, es seien allerhand verdächtige Subjekte angekommen; für den Nachmittag sei deshalb eine Bürgerversammlung auf dem Rathaus angesagt. Er bot mir an, mich dahin zu begleiten, und ich nahm an. In der sehr friedlichen Versammlung wurde über die besten Maßregeln zum Aufrechthalten der öffentlichen Ordnung beraten und namentlich wurde empfohlen, Lehrlinge und Kinder zu Hause zu halten. Auch eine Erklärung an den Großherzog ward abgegeben, daß er sich inmitten seiner treuen Residenz recht sicher fühlen möge, zu welchem Zweck ihm angeboten

wurde, das Schloß des Nachts von einer Abteilung Bürgermiliz bewachen zu lassen. Ob er es angenommen hat, weiß ich nicht. Ich sah, daß hier nichts zu erleben war, und fuhr zunächst nach Heidelberg. Hier hatte sich inzwischen der durch die Pariser Nachrichten angefachte Freiheitsdrang damit Luft gemacht, daß selbigen Nachmittags auf Anregung der verehrlichen Schneiderzunft ein Pöbelhaufe den Laden eines jüdischen Kleiderhändlers stürmte, der durch seine Konfektionswaare das legitime Gewerbe gegen sich erzürnt hatte. Im Königreich Sachsen nahm die „Revolution" in ihren Anfängen im breiteren Maßstab diese zünftlerische Richtung an.

Als ich am folgenden Tag nach Mainz zurückkam, hatte die Aufregung natürlich auch hier bereits die lebhaft geartete Bevölkerung ergriffen. Wie in den meisten Kleinstaaten wurden Stimmen laut, welche grundsätzliche Verbesserungen in Verfassung und Institutionen, vor allem Preßfreiheit von der Regierung verlangten, denn bis dahin hatte noch die Zensur unbestritten ihr Recht behauptet, ein Zustand, von dem das heutige Geschlecht sich keine Vorstellung mehr machen kann. Die Form, in welcher das Verlangen zum wirksamen Ausdruck kam, bestand gewöhnlich in öffentlichen Versammlungen oder in einem friedlichen, aber etwas stürmisch auftretenden Zug nach der Residenz, an dessen Spitze die liberalen Notabeln gestellt wurden. Die erste Versammlung wurde bereits am 28. Februar in Mainz abgehalten und endete mit einer Adresse an die zweite hessische Kammer, in welcher die bekannten Freiheiten und ein deutsches Parlament verlangt wurden. Der Hervorragendste unter den Mainzern, welchem eine besondere Rolle zufiel, war Franz Zitz. Nach wenigen Wochen sollte dieser Name durch ganz Deutschland gehen „so weit die deutsche Zunge klingt". Im Volkslied ward er neben Hecker, Struve und Robert Blum als einer derer genannt, die dem Volk die Freiheit bringen. Schon seit obengenannter erster Versammlung stand er in Mainz an der Spitze aller Demonstrationen. Aber jenseits der Grenzen seiner Provinz ist dieser Name jetzt in Vergessenheit geraten.

Da er mit den Anfängen meines politischen Lebens in engem Zusammenhang stand, muß ich seiner hier gedenken, und ich thue es um so lieber, als ich nur Gutes und Ehrenhaftes von ihm zu sagen weiß.

Zitz war ein echtes Mainzer Kind, aber in der besten Bedeutung des Wortes; auf dem Grund des lebhaften und lebenslustigen Temperamentes saß ein tüchtiger, braver und starker Charakter. Er trug später die Folgen seiner schmerzlichen Schicksalswendung mit einem wahrhaft wunderbaren Gleichmut. Er war der glänzendste und meistbeschäftigte unter den Mainzer Advokaten, damals in der Fülle jugendlicher Manneskraft. Eine herkulische Gestalt, hoch von Wuchs und breit von Schultern, die eine etwas nach oben gezogen wie vom Tragen der Akten. Damals war nämlich bei uns die weiche Ledermappe (Serviette) noch nicht bekannt. Der Anwalt trug seine Akten mit einem Gurt zusammengeschnallt in eigener Person zum Tribunal und von da zurück, und wenig Beschäftigte nahmen wohl auch eine Anzahl überflüssiger Faszikel (Dossiers) mit in die Sitzung, um nicht eine gar zu erbärmliche Figur zu machen. Auch der Kopf war bei Zitz von riesigen Dimensionen, von einem röthlichblonden Backenbart (Hambacher) umrahmt; das übrige rasirt; das hellblaue Auge blickte heiter und klug in die Welt mit einem schelmischen Ausdruck von Zweifel, der, auch um die Lippen spielend, wie eine Warnungstafel vor Ueberlistungsversuchen wirkte. Trotz einzelner Difformitäten war Zitz ein schöner Mann und ein nichts weniger als erfolgloser Anbeter des schönen Geschlechts. Ein eigenthümliches Verhängnis hatte ihn zum Junggesellen und zum Ehemann zugleich gestempelt. Eine Mainzer Schriftstellerin, Kathinka Halein, hatte sich sterblich in ihn verliebt, und ob er ihr nun Beweise der Gegenseitigkeit gegeben oder nicht, eines Abends wurde er in aller Eile zu ihr beschieden, wo der anwesende Arzt ihm erklärte, sie sei infolge von Vergiftung am Sterben aus Verzweiflung, daß er sie nicht heiraten wolle und verweigere hartnäckig, Gegengift zu nehmen. Zitz ließ sich rühren und erweichen und versprach die Ehe, worauf Kathinka zugab, gerettet zu werden. Sklave seines Wortes ging er die Ehe mit ihr ein. Aber nach der Trauung verabschiedete er sich von ihr und machte die Hochzeitsreise mit einem Freund. Die Frau sah er nie wieder. Sie nannte sich von da an Kathinka Zitz-Halein und hat jahrzehntelang die Feuilleton-Litteratur mit zahllosen Novellen und Romanen versehen. Ihre Schwärmerei für den Treuen wider Willen hielt, trotz-

dem er jahrelang einen Prozeß auf Scheidung vergeblich mit allen erdenklichen Mitteln betrieb, bis zuletzt vor; niemals fehlten bei den ihm gebrachten Ovationen ihre Kränze, ihre Rosen zum Ingrimm des vom Gesetz gefesselten Idols.

Zitz war ein guter Redner im Geist der französischen Advokatenart. Ein leises Anstoßen mit der Zunge wirkte nicht unangenehm und ein klangvolles Organ aus der breiten Brust stimmte zum Gewaltigen der Erscheinung. Er war Mitglied der zweiten hessischen Kammer und wurde später von Mainz ins Frankfurter Parlament gewählt. Der Ausgangspunkt seiner Popularität war die Präsidentschaft des Karnevalsvereins. Darin war er ein Analogon zu einem anderen vielgefeierten Liberalen jener Tage, dem Kölner Kaufmann Franz Raveaux, dessen politische Anfänge mit den gleichen Präzedenzien zusammenhingen.

Diese öffentlichen Belustigungen trugen damals noch nicht ganz den skurrilen Charakter, den sie in neuerer Zeit angenommen haben. In der Zeit des politischen Elends flüchtete sich der frondierende Geist in diese Verkleidung, um unter ihrem Schutz nach Hofnarrenart den Mächtigen etliche Wahrheiten zu sagen. So kam es, daß die Führerschaft des Karnevalsvereins zur politischen designierte. Auch der Nachfolger von Zitz, ein Advokat namens Müller Melchiors, rückte gleich ihm vom Karnevals-Präsidenten zum liberalen Führer auf. In anderen minder humoristisch angelegten Teilen Deutschlands hatte die politische Auflehnung die Gestalt der religiösen Neuerung angenommen. Robert Blum kam aus dem Deutsch-Katholizismus in die politische Führung.

Das solenne Karnevalswesen beruhte übrigens in Mainz nicht auf alter Ueberlieferung. In meiner Knabenzeit wußte man nichts davon. Nur Kinder und ältere Leute aus den allerunterſten Volksklassen zeigten sich maskirt auf den Straßen. Das übrige beschränkte sich auf Bälle und Wirtshausbelustigung. Erst im Anfang der vierziger Jahre wurden Karnevalsgesellschaften und theatralisch ausgestattete Umzüge von Köln nach Mainz verpflanzt, wo sie vom lokalen Naturell und von den obersten

Autoritäten als Anstalten harmloser Unterthanenfreuden begünstigt wurden[1]).

Am 6. März wurde von der Großherzoglichen Regierung in Darmstadt, wie damals die Formel lautete: „alles bewilligt", nachdem Tags vorher der alte Großherzog seinen Sohn zum Mitregenten ernannt hatte. Der Minister du Thil, ein Diplomat, der Metternich'schen Observanz wurde abgesetzt und Heinrich von Gagern, der nur „Heinrich Gagern" unterzeichnete, an dessen Stelle Minister. Hessen schwamm in der Wonne einer neuen Ära.

Die Sache war so gekommen. Die am 28. Februar beschlossene Adresse an die zweite Kammer wurde am 2. März durch eine Deputation nach Darmstadt gebracht. Zitz hatte sie aus ihren Händen angenommen, der zweite Mainzer Abgeordnete, ein Obergerichtsrat Aull, aber abgelehnt. Als Zitz mit dieser Nachricht am Abend von Darmstadt zurückkam, gab es Tumult; in der Wohnung Aulls wurden die Fenster zertrümmert und bei der guten Gelegenheit bezeichnenderweise auch die des Steuererhebers. Darauf am 3. März neue Volksversammlungen, infolge deren Bürgermeister, Gemeinderäte und zahlreiche notable Bürger in elf Punkten neue Forderungen aufstellten. Folgenden Tags ging auch diese Adresse wieder nach Darmstadt, aber auch sie hatte noch nicht die erhoffte Wirkung. Daher am 5. März neue Volks- oder wie man damals sagte, Bürger-Versammlung, in der beschlossen wurde, daß am 8. des Monats alle Bürger Hessens nach Darmstadt ziehen sollten, um „standhaft" ihre Rechte zu verlangen. Durch Extraboten

[1]) Mit wie tief begründetem Recht, sollte noch viel spätere Erfahrung unter ganz veränderten Umständen mir bestätigen. Im Wahlkreis Alzey-Bingen war die Mehrheit der Liberalen, gleich mir im Jahre 1884 in die aus der Sezession und der alten Fortschrittspartei gebildete, Freisinnige Partei eingetreten. In Mainz wollte es lange nicht zu solcher Neugestaltung kommen. Eines Tages kam einer meiner Anhänger des Alzey-Binger Kreises mit einem Gleichgesinnten aus Mainz ins politische Gespräch und warf die Frage auf: Warum bildet Ihr nicht auch in Mainz eine freisinnige Partei? — Ach, sehen Sie, erwiderte der Angeredete, das ist so mißlich, diese Spaltungen, wenn dann der Karneval kommt, machen sich die vorangegangenen politischen Reibungen lästig fühlbar.

wurden nach allen Seiten Proklamationen mit folgendem Inhalt abgesandt:

„Bürger steht fest und wanket nicht! Die Zeit drängt. Letzte Aufforderung an alle Bürger Hessens. Wer Freund ist von Volk und Vaterland, wem für Wahrheit, Freiheit und Recht ein Herz im deutschen Busen schlägt, der wird zu künftigem Mittwoch mit nach Darmstadt ziehen. Ihr Rheinhessen, nicht wahr, Ihr geht alle mit zu unsren Brüdern, die uns so erwarten. Wer zurückbleibt, verdient nicht mehr den Namen eines freien Bürgers."

Dieser Aufmarsch versprach große Dimensionen anzunehmen, und die Nachricht, daß sich das ganze Ländchen in Bewegung setze, verbreitete Schrecken in der Residenz. Darum entschloß sich der Großherzog zu den erwähnten Bewilligungen.

Es erging eine Publikation, in welcher er erklärte, daß er von den Wünschen Kenntnis genommen, welche durch eine Adresse seiner lieben Stadt Mainz ihm mitgeteilt worden seien, und daß er die Erfüllung aller zehn Punkte genehmige. Das nannte man die hessische Revolution, und sie zu feiern wurde der zweitfolgende Tag ausersehen. Es war Mittwoch, der 8. März.

Tags vorher hatte das Bürgerkomitee beschlossen, daß in das Rathaus von Mainz eine Marmorplatte eingemauert werde mit folgender Aufschrift in Buchstaben von Bronze: 6. März 1848. Denkwürdig für Hessen und Deutschland durch den Sieg der Freiheit, errungen durch die moralische Kraft des Volkes, den männlichen Mut des Vertreters der Stadt Mainz, Dr. Franz Zitz, und die Hochherzigkeit seines Fürsten.

Auch ein Nationalgeschenk für Zitz wurde votiert, mit der Vorschrift, daß niemand mehr als 24 Kreuzer unterschreiben dürfe, und eine Zitz-Stiftung zur Unterstützung notleidender Arbeiter und Handwerker.

Am Festtage selbst begannen schon in aller Frühe die Glocken zu läuten, Choräle von den Türmen zu ertönen. Ein Tedeum ward im Dome abgehalten. Am Abend des 8. März erglänzte Mainz in Illumination, Fackelzug, Transparenten, auf denen vor allem der Name „Zitz" in Brillantfeuer strahlte. Begeisterte Massen wälzten sich durch die Straßen. Auf dem Platz, wo die Statue Gutenbergs steht, vom Balkon des Theaters herab, hielt

Zitz die Festrede, in welcher er die „Errungenschaften" verherrlichte, nicht minder den „hochherzigen Fürsten", der sie gewährt hatte. Diese Erstlinge der beginnenden Ernte waren: Petitions- und Versammlungsrecht, Preßfreiheit und Abschaffung eines verhaßten Polizeistrafgesetzes. Das Schlußwort der Rede ist für die Stimmung und den Stil jener Tage so bezeichnend, daß es der Mühe lohnt, es nach einem damals verfaßten Bericht wiederzugeben.

„Mitbürger! Der Unterthan schwört Treue seinem Fürsten und dem Gesetze; der Soldat schwört zu seiner Fahne; der freie deutsche Mann schwört auf die Freiheit, diese leuchtende Standarte der Völker! Laßt mich diesem feierlichen, unter den Sternen des Himmels abzulegenden Eide ein Gebet vorausschicken. (Der Redner fährt knieend fort) Freiheit! Begeisterung des Jünglings, Glück des Mannes! Trost des Greises! Wir haben dir in dem Herzen deutscher Nation einen Hochaltar errichtet, und nie soll das heilige Feuer darauf erlöschen! Wir haben dir im Willen und in der Kraft des deutschen Volkes einen Tempel gebaut, in dem wir deine erhabene Gottheit andächtig verehren! Freiheit, in der Vergangenheit unser sehnsüchtiger Traum, du bist uns zur beglückenden Wahrheit geworden. Breite deine schützenden Flügel über dein treues Volk, das zu dir emporjauchzt und sich dir und nur dir zu eigen ergibt! Mitbürger! Beuget das Knie und schwört alle: Wir schwören für die Freiheit zu leben und zu sterben!"

Die Tausende (so fährt der Bericht fort) erhoben alle die Hand zum Schwur. Eine Rakete erhob sich in die Lüfte, und in demselben Augenblick stand der Dom in einem Lichtmeere gleich einem Riesenaltar. Und mit begeisterter Stimme rief der Redner in die erfolgte lautlose Stille:

„Es lebe die Freiheit! Mitbürger! Wenn unserer jungen Freiheit Gefahr droht, wenn eure Volkstribunen euch rufen — wer dann nicht einsteht mit Gut und Blut zum Schutze des Errungenen, der hat den eben geschworenen Eid gebrochen — er ist ein Verräter an der heiligen Sache. Es lebe die Freiheit!!!"

Und den Bürgermeister der Stadt umarmend, schloß der Redner:

„Freiheit und Ordnung, sie wandeln Hand in Hand zum Schutze des Landes, zum Glück des Volkes, Freiheit, Ordnung und Gesetzlichkeit hoch!"

Ich stand frei von jeder aktiven Beteiligung unter der Masse auf dem Platz, nicht ahnend, daß ich einst zweiundzwanzig Jahre später von derselben Stelle, aus Frankreich kommend, nach der Schlacht bei Sedan unter ähnlichem Apparat, doch wohlverstanden ohne Kniebeugung noch Eidschwur, die Notwendigkeit der Wiederherstellung des deutschen Kaisertums verkünden würde.

Meine Gedanken waren an jenem Abend des 8. März 1848 geteilt zwischen der neuen Freiheit und einem jungen Mädchen, das ich im Gedränge fest am Arme hatte. Derselbe Tag, welcher Hessen seine Errungenschaften gebracht, hatte einen Herzenskampf hold zu Ende geführt, und diese Errungenschaft überlebte glücklicherweise die der hessischen Freiheit.

Wie der Zufall damals die beiden für mich beglückenden Wendungen auf einen Schlag zusammengefügt hatte, so klangen sie, ein einziger helltönender Akkord, in meinem Innern zusammen, so sind sie in meiner Erinnerung an die Stimmung jenes Abends bis auf den heutigen Tag unlösbar verbunden geblieben. Nach allen Richtungen ist jener Tag für meine Zukunft entscheidend gewesen.

Aber so gewaltig auch der augenblickliche Triumph der Freiheitsgedanken und so freudig er mich erfaßte, darin blieb meine Empfindung innerlich vom ersten Moment an geteilt, daß ich niemals das scheinbar erworbene Gut für geborgen hielt. Auch inmitten des Freudenrausches protestierte meine innere Stimme gegen das Vertrauen zu den Regierenden, von welchem die Demonstrationen überflossen. Hatten doch die fackeltragenden Bürger ihre Ovation nicht bloß ihrem Helden Zitz, sondern auch im Vorüberziehen dem preußischen Vizegouverneur und dem österreichischen Platzkommandanten dargebracht. So jung und so neu in der praktischen Politik ich war, die Bonhomie, mit der diese Generale sich die Hochs des freien einigen Deutschland gefallen ließen, kam mir selbst in diesen feierlichen Stunden sehr verdächtig vor. Bei aller Begeisterung für das, was man damals in Deutschland die Revolution nannte, empfand ich noch lebhafter den Trieb, die dankbare Vertrauensseligkeit der Liberalen vor den Gefahren der Selbsttäuschung zu bewahren. Das gutgemeinte, aber theatralische Pathos, welches Zitz an jenem Abend entfaltete, ließ mir einen herben Nachgeschmack zurück. Später, als wir gute Kameraden wurden und zu allen Zeiten blieben, hatte ich noch manchmal Gelegenheit, seinen natürlichen, warmherzigen Schwung mit etwas Kritik abzukühlen, und das trug mir in den Reihen unserer gemäßigten Liberalen, die bald

unsre Gegner wurden, auch manchmal den Vorwurf ein, daß ich eigentlich Zitzens böser Genius gewesen sei.

Was immerhin in meiner Empfindung überwogen haben mag, das Wohlgefallen an dem großen Aufschwung, oder das Mißfallen an seiner Unschuld, unthätiger Zuschauer konnte ich nicht bleiben. Und den natürlichen Weg, den unwiderstehlichen Thatendrang zu befriedigen, zeigte natürlich die Tagespresse.

Es gab damals eine „Mainzer Zeitung." Sie erschien im Format eines einfach zusammengefalteten Quartblättchens und mit bescheidenen Ansprüchen. Eigentümer und Verleger war Theodor von Zabern, von der bekannten Verlegerfamilie, ein heitrer Biedermann, Familienvater und Jäger, von liberaler Gesinnung. An der Spitze der Redaktion stand Dr. Karl Bölsche, ein Braunschweiger, dem Alter nach ein angehender Dreißiger, Philologe von Studium, besonders vertraut mit französischer Litteratur, ein kleiner beweglicher Mann von lebhaftem Geist, der eine Mainzerin geheirathet und sich gut in die Natur der Bevölkerung gefunden hatte. Ich kannte persönlich weder Zabern, noch Bölsche. Dem kleinen, litterarisch angehauchten Kreise, in dem ich bis dahin verkehrt hatte, gehörten sie nicht an. Ich war der jüngste jenes Kreises, in dessen Mittelpunkt eine Zeitlang Berthold Auerbach während einer ziemlich lange fortgesetzten Niederlassung in Mainz gestanden hatte. Später kam Karl Grün hinzu; er hatte vorher in Mannheim eine — soweit es damals erlaubt war — radikale Zeitung redigiert und einige Bände Proudhons ins Deutsche übersetzt. Manchmal erschien der Braunschweiger Karl Andree, ebenfalls Journalist und Geograph. Um sie gruppierten sich einige Juristen, einige bildungsbestrebte Kaufleute und sogar drei preußische Offiziere der Garnison, Artilleristen, welche auch in militärischen Sachen vom Geist der Zeit berührt waren, später aber, nach Ausbruch der politischen Stürme, sich von uns zurückziehen mußten.

Am Tage nach dem großen abendlichen Freiheitsfest beschloß ich, nach einiger Ueberlegung, mein Glück bei der „Mainzer Zeitung" zu versuchen. Ich ging zu dem Verleger und bot ihm meine Dienste an, die nach einer kurzen Auseinandersetzung angenommen wurden. Für die Nummer des 10. März, dieselbe, in

welcher der ausführliche Bericht über die große Freiheitsfeier des 8. März erschien, lieferte ich meinen ersten Leitartikel. Er trug die Ueberschrift: „Die französische Revolution und die Stimme in Deutschland." Sein Inhalt galt der Bekämpfung des Versuches, Furcht vor einer französischen Invasion zu erwecken, um den unruhigen Geist in Deutschland nach außen hin abzulenken. Der drei Tage darauf geschriebene Leitartikel mit der Überschrift: „Die Freiheit; Zwei Worte zur Verständigung" trägt ein, besonders für diese aufgeregte Zeit, wunderlich doktrinäres Gepräge. Obwohl ganz neue und nahevorliegende Begebenheiten dabei ins Auge gefaßt waren, fing er mit weit ausholenden Begriffszergliederungen an, eine Untugend, die mir aus den in jenen Jugendzeiten mit großer Liebhaberei getriebenen philosophischen Studien noch lange nachhing. Ganz verloren hat sie sich nie; aber wenn sie von Zeit zu Zeit stets wieder auftaucht, wird sie in Selbsterkenntniß zurückgedrängt; nicht immer! Manchmal gelingt es bis auf diesen Tag dem alten Adam, unbewachterweise sein Spiel zu treiben. Der erste Teil jenes Artikels, den man eher eine Scholie nennen könnte, predigt vor allem Toleranz und zwar nach allen Seiten, insbesondere auch gegen die gestürzten Minister und sonstigen politischen Gegner. Der Schluß aber ist einer Belehrung gewidmet, die einen sehr praktischen, von den Vorgängen des Tags aufgedrungenen Zweck im Auge hat.

Die ersten Straßentumulte hatten nämlich wie an vielen Orten, so auch bei uns, dazu gedient, den Unwillen derer zu bewaffnen, welche sich durch irgend eine gewerbliche Neuerung im hergebrachten Verdienst beeinträchtigt sahen. Ich habe schon oben erzählt, wie unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Pariser Revolution die Heidelberger Schneider gegen die Kleiderhändler ihre Menschenrechte im Sturm auf deren Läden zurückzuerobern versuchten. Nicht zwar das Gleiche, aber ähnliches spukte bei uns und sollte bald zu Gewaltsamkeiten führen. Eine Warnung vor solch falsch verstandener Anwendung der jungen Freiheit bildete den Schluß des Artikels, der auch einige wohlmeinende mäßig sozialistische Beruhigungsphrasen enthielt.

Zwei Tage vorher hatte Zitz in einer großen Volks-Versammlung, von Darmstadt kommend, Bericht erstattet, den Sturz

vieler gehaßten höheren Beamten verkündet, dazu als freudiges Ereignis, daß der Erbgroßherzog und Mitregent nebst seiner Gemahlin in den nächsten Tagen der Stadt ihren Besuch machen würden. Die Versammlung, in welcher man sich mit der Anrede „Bürger" titulierte, brach darüber in begeisterten Jubel aus, und der ebenfalls die Redner als „Bürger" So und so aufführende Zeitungs-Bericht fügte hinzu, daß das Komitee sich zur Aufgabe mache, das „hochherzige" Fürstenpaar würdig zu empfangen.

Ich hatte den Eindruck, als ließe sich auch bei diesem Anlaß Zitz von seinem sanguinischen Gefühl etwas zu weit fortreißen, und suchte ihn in seiner Wohnung auf, um mich mit ihm darüber ins Klare zu setzen. Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen, und nun gab ich mir Mühe, etwas kaltes Wasser auf seine Dankbarkeit und sein Vertrauen zu gießen, zugleich gegen ein Uebermaß von Ovationen zu protestieren. Es gab eine etwas scharfe Diskussion, an deren Schluß ein Kompromiß zwischen uns zustande kam. Ich entwarf für die Zeitung einen Artikel, welcher zwar ehrerbietig, aber doch ernüchternd gehalten war. Nach einigen Ausstellungen und Zusätzen wurde er zwischen uns beiden vereinbart: „Keinen Akt der Unterthänigkeit, sondern einen Akt der politischen Sympathie, der politischen Herzlichkeit wollen wir begehen. Wenn die Vorsteher der Mainzer Bürgerschaft einen warmen Empfang in diesem Sinne bereiten, können sie auf die Mitwirkung aller zählen."

Jedenfalls entsprach diese Zurückhaltung dem Sinn des hohen Gastes mehr als ein Aufschwung der Gefühle. Der spätere Großherzog Ludwig III. war ein kühler Verstand von etwas cynischer Aufrichtigkeit gegen sich und andre. Ihm war später vorbehalten, unter der Leitung seines Ministers Dalwigk eine Hochburg für jene süddeutsch partikularistische Kamarilla zu liefern, mit der Bismarck manches Hühnchen zu rupfen hatte. Am liebsten hätte er, ungeschoren von allen deutschen Angelegenheiten, in seinem Großherzogtum geschaltet und gewaltet, durchaus nicht bösartig, wie sein kurhessischer Vetter, sondern nur seinen Liebhabereien lebend, zu denen auch das Soldatenspiel alten Stils gehörte, obwohl er, man sagte aus bequemer Scheu, niemals zu Pferde stieg. Berlin

war ihm ein Greuel. Einmal nach 1870 mußte er freilich anstandshalber seinen Besuch dort abstatten. Gegen Speichelleckerei hatte er eine ehrliche Abneigung. Man erzählte, er sei an jenen Besuch in Mainz schwer herangegangen. Die Mainzer standen noch im Geruch der Abstammung von den ehemaligen Klubisten, und es schien nicht ganz so geheuer in ihrer Mitte wie in dem loyalen Darmstadt. An der Landspitze, wo der Main in den Rhein vor Mainz mündet, soll allerdings nach sehr unverbürgten Angaben, der fürstliche Wagen still gestanden haben, um Zeit zu einer mit dem Fernglas vorgenommenen Rekognoszierung des verdächtigen Gebietes zu lassen.

Es lief natürlich alles sehr friedlich ab, wieder mit Fackelzug und Illumination.

Ich hatte mich bei der Ankunft des Mitregenten in den Hof des Schlosses begeben, um den Empfang zu beobachten. Eine Anzahl der neugebildeten Bürgergarde war daselbst als eine Art Ehrengarde aufgezogen, aber ohne Waffen und ohne Uniform. In dem Augenblick, da die großherzoglichen Equipagen sich näherten, musterte der Kommandant seine kleine Schaar, und um seinen Amtseifer zu bethätigen fand er nichts, als plötzlich auf einen seiner Mannen loszustürzen und ihn anzuherrschen: „So knöpfen Sie doch wenigstens Ihren Rock zu.“ Dies „wenigstens“ amüsirte mich sehr. Es gab wohl dem Schmerz Ausdruck, daß man kein Gewehr zum Präsentieren hatte.

Da mein erster Leitartikel einiges Aufsehen gemacht und in den liberalen Kreisen des Publikums Beifall gefunden hatte, und da gleichzeitig die Bewegung nah und fern täglich größere Dimensionen annahm, trat ich an den Verleger mit dem Ansinnen heran, das Format der Zeitung zu vergrößern. Willig ging er darauf ein. So kündigte schon am 15. März, wenige Tage nach meinem Eintritt in die Redaktion, das Blatt an seiner Spitze in großer Fettschrift für den folgenden Tag seine neue Ausstattung an. Am 16. März erschienen wir in einem Großfolio, welches noch heute als nicht unansehnlich bezeichnet werden dürfte. An der Spitze marschierte ein Leitartikel mit der Ueberschrift:

„Das deutsche Parlament; Geständniß eines Staatsverbrechers“

mit dem Motto (natürlich mußte ein Motto dabei sein):

„Das Verbrechen des Hochverrats wird begangen durch Angriff oder Verschwörung . . . 2) gegen die Selbständigkeit des Staates (Gr. Hess. Strafgesetzbuch Art. 129)".

Der Grundgedanke, auf den sich auch obige Schlagworte beziehen, findet sich am einfachsten ausgedrückt in folgendem, dem ersten Teile entnommenen Satz:

„Heraus Ihr Schwerter der Justiz! ich will Euch einen Hochverräter denunzieren. Über ihn, Männer der Gerechtigkeit! ich zeige ihn Euch. Ganz Deutschland heißt der Bösewicht! Ja, im Angesicht von achtunddreißig Gesetzbüchern stehen achtunddreißig Millionen Verbrecher. Ihr Losungswort heißt: „Deutsches Parlament . . . . . Der einstimmige Ruf nach einem deutschen Parlament ist bloß der Ausfluß der allgemein und ohne Widerspruch anerkannten Wahrheit: Daß nichts wünschenswerter sei, als Deutschland in einen einzigen Staat verwandelt zu sehen."

Diese Worte enthielten mein damaliges Glaubensbekenntnis, und daß sie lebhaften Beifall fanden, rührte eben daher, daß diese Auffassung die bei uns vorherrschende war. Ihre Bedeutung lag darin, daß wir uns den deutschen Nationalstaat nur als Einheitsstaat denken konnten. Der Gedanke an die Forterhaltung eines dynastischen Föderativstaates wollte uns nicht einleuchten. Und zwar aus den verschiedensten Gründen. Zunächst weil dies, vom sozusagen natürlichen Staatsrecht aus beurteilt, als etwas Ungeheuerliches erschien. Man kannte Föderativ-Republiken, aber ein freier Staat, auf fürstlichem Herrscherbund begründet, hatte noch nie bestanden. Sodann die Form, in der etwas damit zu Vergleichendes bisher existiert hatte, der Deutsche Bund, war der Gegenstand des allgemeinen Abscheus. Die ganze Generation, welche seit dem Wiener Kongreß herangewachsen war, bezeichnete mit dem Wort „Deutscher Bund" den Inbegriff aller politischen Niedertracht und Erbärmlichkeit. Und da diese Institution dem Zweck diente, den Machtbesitz der großen und kleinen Fürsten zu sichern, so breitete sich das Odium von der Institution auf die Personen aus, abgesehen von der Mißliebigkeit oder dem Haß, den einzelne der regierenden Herren, wie in Kurhessen, Nassau,

Hannover, Preußen auch außerhalb ihrer Grenzen auf sich gezogen hatten. Deutscher Bund und deutsche Fürsten standen also in dem Bild der Zeit einfach als die geborenen und geschworenen Gegner der deutschen Einheit da, und deshalb erschien die deutsche Einheit auch notwendig als der deutsche Einheitsstaat, welcher die Vielheit der Fürsten, d. h. der Bundesstaaten, wegwischen mußte. Ob nun daraus eine unitarische Monarchie oder Republik werden sollte, darüber kam man sich damals nicht zur Klarheit. Aber es springt in die Augen, daß die ganze Geistesrichtung in jenen Landstrichen zur republikanischen Konsequenz hindrängen mußte.

Schon das Mißtrauen in die Regentenhäuser verbot, die Verfassung eines deutschen Staates in ihre Hand zu legen. Bei der Mißachtung, welche sich gegen viele deutsche Regenten festgesetzt hatte, bei der Abwesenheit aller dynastischen Anhänglichkeit an ein Fürstengeschlecht, das erst vor einem Menschenalter zur Herrschaft gekommen und der Bevölkerung innerlich und äußerlich fremd geblieben war, hatte die republikanische Verfassungsform einen natürlichen Vorsprung. Dazu kam bei uns jungen Studiosen und einigen alten politischen Köpfen der Kultus der französischen Revolution. Gleichwohl überragte in unserem Dichten und Trachten das Ziel der Einheit. Wie gesagt, die Republik selbst, wenn wir sie auch heimlich liebten, erschien uns doch noch mehr unter dem Zeichen eines sicheren Werkzeuges zur Herstellung der Einheit, denn als Selbstzweck. So wenigstens in jenen Anfängen, vor dem Ausbruch der Konflikte, welche von neuem den Beweis zu liefern schienen, daß deutsches Dynastentum und deutsche Einheit zwei unverträgliche Existenzen seien.

Wenn ich mich in die Denkart jener Zeiten zurückversetze, so will mir scheinen, daß niemand durch die Umwälzung der Jahre 1870 und 1871 mehr gewonnen hat, als die Geschlechter der regierenden Familien. Meine Erinnerung, als vornehmlich aus den Eindrücken der linksrheinischen Heimat schöpfend, mag ja nicht im selben Maße für das übrige Deutschland gelten. Aber mutatis mutandis verhielt es sich auch in vielen Kleinstaaten und Provinzen bis in den Osten und Norden hinein so, daß die Loyalität von seiten der Bevölkerung sowie die volks-

freundliche und nationale Sinnesart bei den regierenden Häusern entschieden gegen die Zeit vor Gründung des Reiches sich vermehrt und befestigt hat. Man könnte eine lange Abhandlung darüber schreiben. Der Ursachen, die dazu beitrugen und bis auf den heutigen Tag dazu beitragen, sind eine große Anzahl. Am stärksten hat mitgewirkt eine gewisse Beruhigung, welche über beide Teile gekommen ist. Die fürstlichen Häuser sehen sich weder von unten noch von oben in dem, was ihnen von Souveränität geblieben ist, bedroht, und die Bevölkerung ihrer Länder empfindet keinen Drang nach Veränderung, sieht auch keinen Gewinn dabei winken. Schon dieses Ruhegefühl bringt eine gegenseitige freundliche Meinung zuwege. Sodann sind die großen Streitpunkte aus der Landespolitik in die Reichspolitik verlegt. Ferner hat die nationale Erziehung der Landesherren Fortschritte gemacht, einmal durch den modernen Geist überhaupt, sodann eben durch die Einsicht, daß die Reichsverfassung ihnen nicht an Kopf und Kragen will, so daß die beste Bürgschaft ihrer Fortexistenz gerade in ihr liegt. König Wilhelm und Fürst Bismarck haben das, jeder in seiner Weise und aus den verschiedensten Gesichtswinkeln heraus, bei der Grundlegung der Reichsverfassung im Auge gehabt. Der König aus dem Selbsterhaltungstrieb des Legitimitätsprinzips heraus, dem er allerdings nicht allzustarr anhing, als es nach Königgrätz galt, Hannover, Kurhessen und Nassau der preußischen Monarchie einzuverleiben. Aber das Kriegsrecht gehört ja auch zum Legitimitätsprinzip. Wie der König sich zur Uebernahme der deutschen Kaiserkrone stellte, ist noch nicht ganz aufzuhellen. So viel scheint gewiß und auch innerlich wahrscheinlich, daß er der Form nach den Schritt jedenfalls von der Einwilligung der Landesfürsten abhängig machte. Man weiß aus der Anekdotengeschichte der Versailler Zeit, mit welchem Humor die Findigkeit des Bismarckschen Ingeniums die Zustimmung Ludwigs von Bayern nach langen Schwierigkeiten herbeigeschafft hat. Dagegen soll, nach einer von Bismarck selbst herrührenden Version, der König mit dem Titel „Deutscher Kaiser" nicht zufrieden gewesen sein. Sein Sinn ging mehr auf Kaiser von Deutschland oder mindestens Kaiser der Deutschen. Der obenerwähnten Version

zufolge hätte sich dieses Mißvergnügen in Gestalt eines gewissen Schmollens bei dem großen Verkündigungsfest im Schmucksale zu Versailles Luft gemacht. Der neue Kaiser habe seinem Kanzler damals eine bezeichnend kalte Miene gezeigt. Man kann sich ganz gut denken, daß eine solche Empfindlichkeit für den Vollklang der neuen Würde zusammen bestanden hätte mit dem Widerstreben, gegen welches eine Zeitlang das Ganze der Sache in des Königs Sinn anzukämpfen hatte. Sollte es einmal sein, so auch mit möglichst hoher Würde angethan. Daß der König selbst nicht leichten Herzens sich zu der Veränderung entschloß, ist andererseits wohl erklärlich. Ein alter Mann, wie er war, mochte er überhaupt nicht ohne eine gewisse Bangigkeit daran gehen, die traditionelle Stellung seines Hauses in einer Neuerung verschwinden zu lassen. Auch die Erinnerung an die Schroffheit, mit welchem sein Vorgänger einst die ihm vom Frankfurter Parlament angebotene Krone zurückgewiesen hatte, mag in dem Gesamtbild der vor der Entscheidung auftauchenden Stimmung sich mit abgespiegelt haben.

So weit es möglich ist, in die viel kompliziertere und undurchdringlichere Ideenwelt Bismarcks hineinzublicken, verhielt dieser sich zu der Schaffung der Kaiserwürde ziemlich neutral. Sie zog ihn nicht besonders an, aber sie stieß ihn auch nicht ab, und als er gewahrte, welche große Popularität die Idee für sich hatte, ging er ohne weiteres darauf ein. Ein anderes war sein Verhalten in Sachen der Erhaltung der Fürstenrechte. Da lag es ihm gar nicht am Herzen, reinen Tisch zu machen. Vielmehr schien ihm alles Luxus, was nicht zur Stärkung der Wehrhaftigkeit Deutschlands nach außen erforderlich war. Jener Satz, daß eigentlich das Deutsche Reich nur aus zwei Hauptbestandteilen zusammengefügt sei, aus dem kaiserlichen Kriegsoberbefehl und dem alten Zollverein, jener Satz, der später bei heftigen Zusammenstößen mit dem Reichstag so oft wieder seinen Lippen entfuhr, beherrschte ihn im Grunde schon 1866 und noch mehr 1870 und 1871. Ich glaube, daß selbst die Einheit der übrigen elementaren Institutionen, wie Münz-, Maß- und Gewichtseinheit, die des Zivil- und Strafrechts, und alle Einzelheiten dieser Art ihm gleichgültig waren und nur bei ihm durchdrangen, weil sein Verstand

für die Richtigkeit dieser Konsequenz plädierte. Sein Gefühl sagte ihm nichts bestimmtes in diesen Dingen, sei es, weil sie überhaupt an und für sich ihm kein sachliches Interesse einflößten, sei es, weil er an ihrer Mannigfaltigkeit, je nach Orts- und Landessitte, keinen Anstoß nahm. Damit hing auch z. B. zusammen, daß er sich für die Verlegung des Reichsgerichtes nach Leipzig entschied. Für ihn war gewiß die Rücksicht nicht maßgebend, welche so viele Liberale bewog, gegen Berlin zu stimmen, nämlich die Annahme, daß ein oberster Gerichtshof abseits der Residenz und der Zentralgewalt unabhängiger im Geiste sein werde. Ihm schien nur die Gelegenheit gut, dem Königreich Sachsen ein Kompliment zu machen, welches der Krone Preußens kein Opfer kostete. Nebenher soll noch mitgespielt haben, daß die Ansammlung einer großen Anzahl hoher Richter in Berlin diesen eine Erleichterung gewährt hätte, um ohne besonderen Aufwand Mitglieder des Reichstags zu werden. Und ein Zuwachs an Juristen dieser Art schien ihm nicht gerade wünschenswert. Auch kannte er seine Deutschen so gut, daß er seine Rechnung viel sicherer mit ihren partikularistischen Instinkten zu finden gewiß war, als mit unitarischen. Die Art, wie er Bayern, nicht bloß dem König, sondern auch dem bayrischen Staatsbewußtsein bei jeder Gelegenheit den Hof machte, beruhte auf der wohlerwogenen Erkenntnis dieses deutschen — im Grunde unpolitischen — Charakterzugs. In verjüngtem Maaßstab hielt er diese Linie mit den anderen Kleinstaaten ein. Selbst Hamburg wurde, nachdem es bei einem kurzen Versuch der Auflehnung aus Anlaß des Zollanschlusses terrorisiert worden war, wieder zärtlich behandelt und nach dem ersten, durch den heilsamen Schreck erzielten Schritt unterwürfigen Entgegenkommens sofort mit reichen Schmerzensgeldern bedacht und immer mehr dann zum Liebkind erwählt. Gehorsame, zitternde kleinstaatliche Regierungen entsprachen am vollständigsten seinem System des national geeinigten Deutschlands. Deswegen pflegte er auch bei allen Gelegenheiten, wo er im Reichstag auf Widerstand stieß, die nationale Gesinnung der Regierungen herauszustreichen und die Opposition der auseinanderstrebenden Tendenzen anzuklagen. Wollte einmal in der Sphäre der Einzelregierungen sich Einer ein Mannsen fühlen, so bekam er sofort einen Denkzettel,

der allen seinen Kollegen im Reich in die Glieder fuhr, wie der unglückliche bayrische Gesandte von Rudhart. Man kann nicht leugnen, daß in seiner Art das System wohl durchdacht, einerseits zwar dem Ingenium des Meisters entsprungen, aber andrerseits doch auch dem der Nation angepaßt war. Es hat sich im Laufe der Entwicklung immer deutlicher herausgestellt, daß der Geist der provinzialen, landschaftlichen Stammeseigentümlichkeiten viel stärker ist, als jene unitarische Auffassung, an die ich in den Zeiten von 1848 wie in den Jahren 1866 und 1870 geglaubt hatte. Ich muß selbst gestehen, daß ich von der Erfahrung unter diesem Gesichtspunkt gelernt habe. Aus Prinzip wie aus der Selbsterziehung heraus war ich in beiden Epochen strenger Unitarier. Aber ich habe immer mehr eingesehen, daß nur eine kleine Minderzahl von diesem Geist beseelt ist.

Was mich früher und später unitarisch stimmte, war nicht sowohl die Ansicht von der besseren technischen Arbeit eines einheitlichen Staatsmechanismus, als der Sinn für die geistige Erziehungskraft des Großstaates. Der breite und starke Luftstrom, welcher die Millionen eines großen Staates gleichzeitig und gleichmäßig in Bewegung setzt, und dies Gesamtbewußtsein auf der Höhe des großen Lebens hält, war für mich und blieb das Ideal des politischen Lebens, selbst mit der Gefahr, die Zentralisation mit einigen ihrer Schattenseiten zu fördern.

In den Zeiten großer Ereignisse tritt als deren Wirkung wohl das Partikularistische zurück, und die Deutschen bilden dann eine Art moralischen Großstaates. Dies täuschte auch den Unitarier in jenen großartig angeregten Epochen. Aber der unpolitische Geist, in welchem der partikularistische wurzelt, wird immer wieder Herr bei uns, sowie normale Zeiten zurückkehren. Es ist dann kein Bedürfnis mehr nach großem Staatsleben vorhanden. Nur in den mit dem Gegensatz zum Ausland zusammenhängenden politischen Empfindungen und in dekorativen Demonstrationen bleibt die Gesamtstimmung lebendig; das übrige kehrt je eher und je mehr desto lieber zu der Weise der Abgesondertheit zurück.

Wenn es noch eines besonderen Anstoßes bedurft hätte, um diese zentrifugale Richtung zu verstärken, so wurde er mit der Zeit

immer mehr gegeben durch diejenigen Erscheinungen in der inneren preußischen Politik, welche dieselbe von jeher zum Gegenteil einer Staatsweisheit gestempelt hatte, die geeignet wäre, sogenannte moralische Eroberungen zu machen. Darin liegt eines der Geheimnisse, welche die deutsche Entwicklung gehemmt und in ihrer Kleingeisterei bestärkt haben. Zuletzt kam noch ein Unglück hinzu wie der Tod Kaiser Friedrichs.

Je weniger Preußen um den in seinen höchsten Regionen herrschenden Geist beneidet wird, desto wohler fühlen sich gerade die liberaleren Bestandteile der Einzelstaaten am eignen kleinen Herd, und dies Wohlgefühl wirkt wieder auf ihre Regierungen zurück, die ja ihre Rechnung bei jener Antipathie finden. So hat sich schließlich gerade seit der Begründung des Deutschen Reichs die Kleinstaaterei und der Partikularismus immer mehr befestigt. Man kann sagen, der Kampf gegen dieselben ist im Herzen aller Parteien aufgegeben, und Deutschland hat sich eingerichtet, seine Zukunft in unabsehbarer Zeit darauf weiter zu bauen.

In dieser Welt, in der alles nur relativ gut oder schlecht ist, muß auch ein Andersdenkender sich das gefallen lassen und sich damit bescheiden, daß jeder Nation erlaubt sein muß, nach ihrer Façon selig zu werden. Auch die nationalliberale Partei, welche ursprünglich am meisten den Beruf fühlte, nach entgegengesetzter Richtung zu steuern, hat längst das Ruder eingezogen. Die Radikalen der Richter'schen Schattierung wie die süddeutsche Demokratie haben von jeher aus Instinkt wie aus Ueberlegung das Unitarische bekämpft, wenn auch aus verschiedenen Motiven.

Zur Kennzeichnung des politischen Seelenzustandes des heutigen Deutschlands gehört, daß unter der Gunst dieser Gesamtstimmung auch das patriarchalische Verhältnis zwischen Landesvaterschaft und Unterthanen nicht nur auf das Maß der alten, glaubensfrommen Zeit zurückgekehrt, sondern noch darüber hinaus gewachsen ist. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich meine, daß die lyrischen Unterthänigkeits- und Anhänglichkeitsgefühle bis in die kleinsten Zwergstaaten hinein wärmer angeweht sind als zu irgend einer Zeit. Niemals war z. B. das bayrische Nationalbewußtsein so

stolz und breit ein- und aufgepflanzt, und das pflanzt sich in seiner Art bis in die thüringischen Staatsinfusorien fort, welche dem modernen Auge nur unter dem Zeichen komischer Ueberbleibsel prähistorischer Zeiten erscheinen. Innerhalb ihrer Grenzen finden ihre glücklichen Bewohner, das alles äußerst natürlich, und bei jeder solennen Gelegenheit, Hochzeit, Tod oder Geburt im Fürstenhause quillt der Enthusiasmus für dessen Fortbestand ganz freiwillig aus den loyalen Herzen. Etwas hat dazu auch gethan die mehr verbreitete und gesteigerte Erweckung des patriotischen und nationalen Sinnes für Festlichkeiten dieser Art, eingegeben durch die Begeisterung für Kaiser und Reich und dann fortschwingend in allen möglichen Formen der Huldigung. Die Fahnenstangen mögen sich in Deutschland seit 1870 wohl um viele Hunderttausende vermehrt haben, und wenn einmal die Fahnenstangen da sind, wollen sie auch gern jede Gelegenheit benutzen, um herausgesteckt zu werden.

Ich bin mit dieser Abschweifung der Zeit, von der ich erzähle, um ein halbes Jahrhundert beinah vorausgeeilt. Aber da ich nicht erzähle, um äußere Vorgänge chronologisch aneinander zu reihen, sondern um das Gewordene mit der Gegenwart zusammenzuhalten, schien es mir erlaubt, ja wohl angebracht, Ausgangs- und Endpunkt, bis auf die neueste Zeit, hier, wo es sich um Grundstimmungen handelt, zusammenzufügen, wenigstens insofern sich ein Stück der Vergangenheit und Gegenwart in meiner eignen Denkweise spiegelt.

Damals, im Jahre 1848, erschien uns der Bundesstaat, aus den großen und kleinen Monarchien zusammengesetzt, als unerläßliches Opfer auf dem Altar einer deutschen Wiedergeburt fallen zu müssen; aber der Gang der Dinge seit 1866 hat im entgegengesetzten Sinne entschieden. Ob er recht hatte oder nicht, kommt nicht in Frage, da er einstweilen recht behalten hat; und daß er recht behalten hat, geschah aus dem Geist der Nation heraus. Damit ist alles gesagt.

Diesem auch entspricht es, wenn das landschaftliche und dynastische Eigenleben noch am ehesten in militärischen Dingen sich zur lebendigen Verschmelzung in einander gefügt hat.

Ja es scheint, als wolle sich ähnliches wiederholen an dem ganz entgegengesetzten Ende politischer Gestaltung, auf dem Gebiete der sozialistischen Triebkräfte, und zwar ohne Unterschied zwischen den vom Staat ausgehenden in regelmäßige Gesetzesform gebrachten Neuerungen bis in die äußersten Regionen sozialdemokratischen Begehrens hinaus. Ohne Zweifel ist auch gerade dieses Element des Gesamtlebens am wenigsten dazu geeignet, hinter den Schlagbäumen der Landesherrlichkeiten stehen zu bleiben. Schon daß der Sozialismus überhaupt nicht in der Vergangenheit wurzelt, entzieht ihm den Vorwand zur Einkapselung in die abgesonderten, vom historischen Zufall geschaffenen Fürstendomänen. Die Sozialdemokratie im vollen Sinne des Wortes ist sogar kosmopolitisch, überspringt auch die Grenzen des Nationalstaates, wie viel mehr die der Partikularstaaten. Der offiziell anerkannte Staatssozialismus, welcher mit der Sozialdemokratie gemeinsame Wurzeln hat, ist eben darum auch am wenigsten in der Scheu der unitarischen Entfaltung befangen.

Es ist ganz interessant, daß diejenigen Zweige politischen Berufs, zu welchen die deutsche Nation neuerer Zeit am meisten Anlagen gezeigt hat, auch die sind, welche sie aus den Schranken des kleinseligen historischen Vegetierens und Sentimentalisierens in die freie Luft des unitarischen Großstaatswesens hinüberleiten. Vielleicht sogar könnte man den Gedanken noch weiter ausspinnen, indem man die innere Verwandtschaft zwischen Militarismus und Sozialismus zum Gegenstand der Untersuchung machte. Das aber ginge nun wirklich über das Maß der berechtigten Abschweifung von meinem Vorsatz hinaus, und ich nehme daher den Faden meiner Erzählung da wieder auf, wo ich ihn seitwärts zu spinnen begonnen hatte, von dem persönlichen Kampf der Mainzer republikanischen Unitarier gegen die hessendarmstädtische Regierung.

Mein hochverräterischer Artikel im ersten vergrößerten Blatt der Zeitung sollte die Gegensätze alsbald in helles Licht setzen. Das neugeschaffene Darmstädter Ministerium Gagern hatte sich mit einem Stab liberaler Männer umgeben, an deren Spitze als Präsident des Staatsraths ein biederer älterer Beamter, namens Jaup, berufen ward, der, obwohl der rechtsrheinischen

Provinz angehörig, doch seit Jahren auch mit der linksrheinischen Fühlung gehabt hatte, und sich wie Gagern einer gewissen Popularität erfreute. Seine Ernennung, wie die des Ministers selbst, galt als das sichere Zeichen einer schönen Zukunft. Die „Mainzer Zeitung" stand ihm aber dadurch nahe, daß seine Tochter mit dem Verleger derselben verheiratet war. Mein Feuerbrandartikel mußte ihm daher sowohl aus politischen wie aus persönlichen Gründen recht übel auf die Nerven schlagen. Er setzte sich sogleich hin, einen geharnischten Artikel dagegen zu schreiben, den er mit Namen und Würde, aus Darmstadt vom 16. März unterzeichnete und in die Zeitung einzurücken bat. Natürlich geschah das aus allen möglichen Gründen sehr gerne mit der Ueberschrift: Eingesendet vom Staatsrat Jaup in Darmstadt. Der Artikel begann mit dem Zugeständnis der bisherigen Mißwirtschaft, mit dem Hinweis auf die edlen deutschen Fürsten, welche jetzt die Hand zum Besseren böten, und mit dem Ausspruch, daß jetzt nur eines not thue: Eintracht. Der Artikel der Zeitung aber trenne; er sage, das Interesse der Fürsten stehe der Vereinigung im Wege; er verwerfe für die Reichsverfassung ein Kollegium der Fürsten, als ein schädliches Zweikammersystem. — „Fern", heißt es dann weiter, „seien uns die Ideen einer deutschen Republik .... gegen republikanische Gelüste erhebe ich meine Stimme." Zu seiner Legitimation führt dann der Verfasser noch an, wie er seit langer Zeit für die Institutionen des französischen Rechts, für Geschworenengerichte, für freie Presse geschrieben und geredet. Er beschwört die Rheinhessen, nicht undankbar zu sein gegen ihre Fürsten und legt ihnen dar, daß, wenn auch an den Ufern des Rheins eine Republik denkbar wäre, dies gewiß nicht auf Sachsen, Preußen und Oesterreich anwendbar sei.

Meinem guten, friedliebenden Verleger war diese Philippika seines Schwiegervaters natürlich viel unwillkommener als mir. Darum gab ich mir auch Mühe, meine Replik, die am 19. März mit der Ueberschrift „Gegenerklärung" an der Spitze des Blattes erschien, möglichst respektvoll, wenn auch in der Sache entschieden abzufassen, eine Entschiedenheit, die um so leichter einfloß, als gerade in diese Tage die revolutionären Ausbrüche von Wien und Berlin fielen.

Jaup hatte das Fürstenkollegium im Hinweis auf die ersten Kammern von England, Norwegen, Belgien gerechtfertigt. Das gab Gelegenheit, ihm eine Vorlesung über den Unterschied zwischen diesen und einem deutschen, aus Vertretern der Dynastien gebildeten Oberhaus zu halten, wobei übrigens eine Bewegung gegen das englische Haus der Lords prophezeit wurde, welche die Erfahrung der neueren Zeit wahr gemacht hat. Dann sprang ich über zum Warnungsruf: „keine deutsche Republik!" Da heißt es:

> „Nicht wir haben die deutsche Republik ausgerufen, nicht wir, Herr Jaup hat es gethan. Wir haben nur für die Einheit gesprochen, Herr Jaup hat daraus gefolgert, daß wir auch für die Republik sprechen. Wenn er Recht hätte, wenn die Einheit Deutschlands nur auf dem Wege der Republik möglich wäre, dann wäre es Zeit, daß er seine Republikschen abzulegen suchte."

Man muß sich die Ereignisse jener Tage und die dadurch geschaffenen Zustände vergegenwärtigen, um zu verstehen, daß die Erörterung der republikanischen Staatsform für Deutschland durchaus nicht den Eindruck der Extravaganz zu machen brauchte. Hatte doch in der badischen zweiten Kammer der Abgeordnete Welcker in seinem Bericht über Bassermanns Antrag auf Einsetzung einer deutschen Bundeseinrichtung mit Nationalvertretung unter anderem den Vorschlag aufgenommen, daß das Bundeshaupt von den deutschen Fürsten auf je drei Jahre gewählt werden sollte.

Der Sieg der Revolution in Wien und Berlin hatte bei uns und in ganz Süddeutschland die Gemüter nach zwei Richtungen hin aufgeregt: Begeisterung für Oesterreich, Entrüstung gegen den preußischen König. Der Gedanke an ein preußisches Oberhaupt flößte wahren Abscheu ein. In der Stadt Mainz wurden den Wienern Ovationen dargebracht, während an die Darmstädter Regierung Proteste gegen die Idee einer preußischen Hegemonie abgingen. Ausschüsse der verschiedensten Art, gewählte und selbsternannte, bildeten sich in der Bürgerschaft, und Reibungen der verschiedensten Art gaben ihnen genug zu schaffen.

Besonders machten die Ausbrüche zu schaffen, welche wirtschaftlicher Unverstand auch bei uns ins Werk setzte.

Zwischen Mainz und Frankfurt hatten seit alten Zeiten die Reisenden am meisten eine Art des Verkehrs benutzt, der einen

Teil des Mainz gegenüberliegenden Städtchens Kastel ernährte. Der Kasteler Kutscher war eine typische Gestalt. Sein Fuhrwerk war meistens von ziemlich geringer Beschaffenheit, die Bespannung desgleichen und der Rosselenker entsprach dem übrigen. Obwohl die Taunusbahn von Wiesbaden-Kastel bis Frankfurt schon seit dem Jahre 1840 im Gange war, hatte sich der Grimm dieser Zunft gegen die boshafte Neuerung noch nicht verloren, und an einem Morgen der ersten schönen Freiheitstage erfuhren die Mainzer, daß die Kasteler Kutscher die Schienen der Eisenbahn aufgerissen hatten. Es war in der That für mein, den neuen Geist der Zeiten so lebhaft begrüßendes Gemüt ein schmerzlicher Eindruck, als ich über die Brücke gelangte, und das Schauspiel mit eigenen Augen wahrnahm, das übrigens rasch beseitigt wurde. Viel beschwerlicher wurde der Kampf mit einer ähnlichen Auflehnung am diesseitigen Ufer des Rheins längs der Stadt selbst.

Der Teil der Bevölkerung, welcher von der durch die Schifffahrt bedingten Handlangerarbeit lebte, galt von jeher für besonders rauh, wild und gefährlich. Es war ein derber und vorwitziger Schlag handfester Männer und Frauen, auch letztere oft von gewaltiger Körpergestalt, die man gewohnt war, mit schwersten, schwebend auf dem Kopf getragenen Lasten zugleich an einem Strickstrumpf arbeitend, daher wandeln zu sehen. Die Elite dieser Truppen wurde mit dem eigentümlichen Namen „Schlewitze" bezeichnet, und man hütete sich, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Ein Teil dieser Bevölkerung hatte früher den Beruf, die Segelschiffe, welche den Rhein herauf kamen und an der Stadt vorüber weiter aufwärts gingen, zu Fuße an langen Tauen weiter zu ziehen, bis jenseits der städtischen Ufergrenze die Beförderung wieder der Pferdebespannung überliefert wurde, welche an der Nordseite abgekoppelt worden war. Die Leute nannten sich Fähranzieher, was aber in der volkstümlichen Etymologie als von Voranziehen abgeleitet, verstanden ward. Ihnen war durch die Dampfschleppschiffahrt, die damals in ihren Anfängen stand, das Handwerk verdorben worden. Und auch das galt für eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, die im Namen der siegreichen Freiheit ausgerottet werden müsse. Die Fähranzieher brachten es durch Angriffe auf die Remorqueure wirklich so weit, daß

diese einige Tage lang ihren Dienst aufgeben mußten, und nun konnte man das erhebende Schauspiel mit ansehen, wie unter dem Jubel der Uferbevölkerung die Männer sich an die eroberten Schiffe anspannten, das Halfter über die Schulter gezogen, sie im Triumph den Rhein entlang wieder aufwärts schleppten. Und dies geschah in einer Provinz, die seit einem halben Jahrhundert keine Spur von Zunftzwang mehr gekannt hatte, in der damals viel mehr Gewerbefreiheit herrschte, als heutigestags nach der Reichsgewerbeordnung.

Natürlich konnte der Unfug auf die Länge nicht geduldet werden, und so wurde die neu gebildete Bürgerwehr aufgeboten, um, mit ihren eben empfangenen Flinten bewaffnet, die Ordnung wieder herzustellen.

Der Tag gehört zu den unvergeßlichen in meinen Erinnerungen, weil ich hier, noch mehr als bei der Zerstörung der Eisenbahn, inne werden sollte, wie schwer der Kampf mit der wirtschaftlichen Unvernunft ist.

Als ich ans Ufer kam, war der Konflikt gerade auf seinem Höhepunkt. Die Fähranzieher hatten sich wieder eines Schiffes bemächtigt, und da sie auf Zureden es nicht freigeben wollten, ward befohlen, sie auseinander zu treiben. Aber große Teile der Bürgerwehr waren dazu gar nicht zu haben. Als Zuschauer einer solchen Szene der Weigerung mischte ich mich selbst in das Gedränge und stellte einige der Mannschaft, behäbige Bürger, zur Rede. Wie erstaunte ich, als ich von ihnen hörte, daß sie für die Anzugreifenden Partei nahmen und mir erklärten, die Leute hätten ganz recht. Und als der handgreifliche Widerstand endlich doch ohne Blutvergießen beseitigt war, gab es noch eine lange Fehde, bei welcher das Recht auf Schiffziehen seine beredten Verteidiger fand.

Ein angesehener Kaufmann, den sein Geschäft in enger Verbindung mit der Schiffahrt hielt, erließ einen Aufruf an die Bürger von Mainz mit der Anrede „Brüder!“, welcher mit den Worten begann: „Die heldenmütige Bürgerschaft von Mainz und der Umgebung hat wieder ihr altes Panier entfaltet, das Panier der Zivilisation, des Fortschritts, welches sie sonst weithin leuchten

ließ." Und im Anschluß an diese Huldigung schlägt der Mann vor, von der Regierung zu verlangen, daß der Transit von Frachtgütern auf der Eisenbahn durch das hessische Gebiet untersagt werde, daß Schleppschiffe keine Güter an Mainz vorüberschleppen dürfen, daß die Rheinschiffahrt-Konvention gekündigt und der alte Zwang zum Umschlag der Güter (Stapelrecht) wieder hergestellt werde. „Dann", heißt es zum Schluß, „werde der neue Fürst mit jugendlichem Mute die Hand zum Wiederaufbau unseres Glückes bieten können."

Bis auf den heutigen Tag lese ich selten eine schöne Rede für Schutzzölle oder Staffeltarife, ohne an jene heldenmütigen und fortschrittlichen Freiheitskämpfer zu denken, welche den Dampfschleppern den Tod geschworen. Plus ça change, plus c'est la même chose.

Der Stamm der Schlewitzen hat sich ins Meer der Zeit verloren; die Kasteler Kutscher begehren nicht mehr nach Frankfurt zu fahren, aber die Grundsätze der einen wie der andern beherrschen die Mehrheit der Regierungen und der Parlamente in breiterem Maße als damals. Je schneller die Technik des Lebens voranschreitet, desto langsamer hinkt der Geist der Gesetzgebung nach.

Während damals die Gärung der Zeit in solcher Weise trübe und helle Fluten durcheinander mischte, war der Moment herangekommen, in welchem der nationale Drang zur ersten improvisierten Gestaltung kommen sollte. Eine patriotische, aus einer Art von Notabeln in Heidelberg anfangs März zusammengetretene Versammlung hatte den Anstoß zum sogenannten Vorparlament gegeben, welches auf den 31. März sich in Frankfurt a. Main versammeln sollte, gebildet aus Mitgliedern der bestehenden Kammern und anderen notorisch das öffentliche Vertrauen genießenden Männern.

Ich begab mich nach Frankfurt, um selbst den Bericht für die Zeitung zu machen. Meine ersten Eindrücke legte ich in einem Bericht vom 30. März nieder. Sie waren im Anschluß an die bisherigen, von verstärkten Zweifeln im Hinblick auf dauernden Gewinn durchzogen. Alles, was ich sah und hörte, bestätigte mir, daß eine allzuleichte Bseriedigung über das oberflächlich Errungene eine Zukunft der Enttäuschung vorbereitete.

Hier sah ich zum ersten Male die Männer, welche in den nächstfolgenden Zeiten zu vergänglichem oder bleibendem Ruhm, zu Helden und zu Verfehmten volkstümlicher Ausbrüche werden sollten. Da waren vor allem die gefeierten Parlamentarier der badischen Kammer, der alte Itzstein, ein scharf geschnittener Kopf, dessen von beiden Schläfen aufwärts zusammenstrebende, weiße Haare ihm das Ansehen eines ehrwürdigen, aber strengen Vaters aus einem Iffland'schen Stück gaben. Daneben Professor Welcker mit einem grimmigen Ausdruck in Mienen, Bewegungen und Sprache; der dicke Advokat Soiron, auf dessen breit hervorragender Weste eine dicke Uhrkette befriedigt hin und her pendelte. Dann Friedrich Hecker, ein blauäugiger Jünglingskopf mit schönem Haar und Bart, feurig und fröhlich in die Welt hineinschauend und provozierend. Struve, unansehnlich und säuerlich wie ein Vegetarianer und Phrenologe, der er war. Robert Blum, bei dessen Anblick man zweifeln konnte, ob er ein Brauer oder ein Zimmergeselle sei, vierschrötig, eckig, struppig, stumpfnasig, durch und durch derb, meist in Hemdärmeln, wie geschaffen, das idealisierte Proletariat zu repräsentieren, dabei nicht ohne eine gewisse autoritäre und imponierende Wirkung in seinem Auftreten. Franz Raveaux, der Kölner Karnevalspräsident, eine stattliche Figur, deren Ganzes daran erinnerte, daß er, jetzt Weinhändler, einst unter den Christinos in Spanien als Offizier seine Kriegszüge gemacht hatte, hoch aufgewachsen, kerzengrade, kohlschwarz im Haar, mit eben solchem Schnurr- und Knebelbart. Darmstadt hatte vor allem seinen Gagern geschickt, damals ein Idol, von dem man sich Unendliches versprach, äußerlich ganz dazu angethan, für einen großen Staatsmann zu gelten, auf mittelgroßem Körper ein schönes feierliches Haupt mit stark gewölbten Brauen, einem gebieterischen Mund und feierlichem Organ.

Die erste persönliche Bekanntschaft machte ich mit Julius Fröbel. Seine edle, wunderschöne männliche Erscheinung war mir an der Table d'hôte aufgefallen, und ich war durch sein zweibändiges Buch „Neue Politik," welches er unter dem Namen Junius herausgegeben, aus dem ich mit Eifer studiert hatte, gut auf ihn vorbereitet. Wir schlossen uns rasch an einander, obwohl er etwa zwanzig Jahre älter war als ich, entstand sehr bald ein

kameradschaftliches Verhältnis unter uns. Gleich nach den ersten Tagen hatte ich übrigens ein komisches Erlebnis mit ihm. Mir war an verschiedenen öffentlichen Sammelplätzen eine weibliche Erscheinung von sonderbarem Zuschnitt aufgefallen, sehr jung, hellblond, kurz geschornes Haar, auffallend mager und einfach gekleidet, mit einem scharf geschnittenen Gesicht, weder hübsch noch häßlich, doch sehr unabhängig in die Welt hinaussehend. Nach mehrfach, doch immer nur aus einiger Distanz angestellter Beobachtung, kam mein Scharfsinn auf die Vermutung, daß ein Student sich den Spaß mache, als Mägdlein verkleidet umherzugehen. Ich sprach von meiner Vermutung mit Fröbel, als plötzlich auf der Galerie des Saales, in dem wir uns befanden, meine interessante Gestalt wieder auftauchte. — „Sehen Sie, da ist er" rufe ich hinzeigend Fröbeln zu. — „Ach, das ist ja meine Frau" war die Antwort. Eine schöne Bescherung, die übrigens unsere Freundschaft nicht störte. Der Frau, einer Züricherin, kam ich niemals nahe. Sie spielte damals in Fröbels Leben keine bedeutende Rolle und starb nach einigen Jahren. In Amerika heiratete er bekanntlich eine bayrische Gräfin Armansperg, die Wittwe eines badischen Flüchtlings, Florian Mördes, mit der er später nach Europa zurückkehrte. Es war ein anregender Verkehr für mich; er hatte bereits eine Vergangenheit als Schriftsteller, Buchhändler und einigermaßen auch als Politiker hinter sich, da er in Zürich, wo er als Buchhändler sich niedergelassen, sowohl mit den schweizerischen als mit den deutschen treibenden Geistern in Verbindung gestanden. Von Hause aus der Naturwissenschaft ergeben, hatte er seinen Sinn vorzugsweise auf Geographie und Ethnologie gerichtet. Er war in der Politik Republikaner, aber kein Formalist, vielmehr ein beweglicher Geist, der mit Leichtigkeit umfassende Pläne entwarf, Zukunftsgestaltungen konstruierte und bei einer sehr elastischen, reichen Phantasie prädestiniert war, in seinem künftigen Lebensgang noch mancherlei Wandlungen durchzumachen. Auch als diese ganz in Widerspruch zu seiner Vergangenheit waren und zur direkten Anfeindung gegen mich ausarteten, habe ich ihm nie ernstlich böse sein können, weil ich ihn als von der Natur zu solchen Wechselbildungen geschaffen, ansah und wußte, wie leicht er sich guten Gewissens in sie hinein-

dachte. Auch haben wir uns, etliche Jahre nachdem wir aus- und aneinander gekommen waren, wieder zusammengefunden. Ich werde seiner noch öfter im Fortgang meiner Erlebnisse zu gedenken haben.

Diese Tage des Vorparlamentes sollten mich auch zum erstenmale in meinem Leben zu einem rednerischen Anlauf treiben.

Gerade am Abend vor der Eröffnung, also am 30. März, hatten sich die verschiedenen politischen Gruppen ein Stelldichein in verschiedenen Wirtschaften gegeben; die demokratische Schattierung traf sich in dem recht großen Saale eines Lokales, welches „zum Wolfseck" hieß. Hier war eine schwarzrotgolden kolorierte Rednerbühne aufgeschlagen. Die neuen Größen traten auf, besonders Raveaux und Robert Blum; sehr entschieden, aber für meinen Geschmack doch noch viel zu vertrauensvoll. Ich war nicht entfernt mit der Absicht gekommen, in die Verhandlungen einzugreifen. Es verbot sich eigentlich von selbst, da ich in diesem Kreise gänzlich unbekannt war. Aber bei einigen vertrauensseligen Sätzen der Redner packte mich mit einemmale der Geist des Widerspruchs, und ehe ich mich dessen besann, stand ich oben auf der Tribüne. Was ich sagte, weiß ich nicht mehr, aber heftig war es gewiß und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Versammlung. Mich selbst überkam bei der gänzlichen Ungewohntheit öffentlichen Auftretens und der Glut meiner Ueberzeugung ein Gefühl, das ich einem brennenden Schmerz vergleichen möchte, der durch den ganzen Körper zuckte.

Als ich von der Rednerbühne herab kam, sah mich ein guter Bekannter aus Mainz, der dicht davor gestanden hatte, erstaunt an. „Ach, du bist's!" rief er aus, „ich hatte dich gar nicht erkannt." So heftig hatte die Erregung und Anstrengung meine Züge verändert. Als etliche der Anwesenden folgenden Tags nach Mainz kamen, ward in meinem väterlichen Hause berichtet, ich hätte am selbigen Abend im Wolfseck zu Frankfurt vorgeschlagen, daß „geteilt" werden solle. So erging es mir bei meiner ersten öffentlichen Rede. Noch ein zweitesmal, bald darauf, erlebte ich ähnliches.

Ueber gewisse Punkte, während der Verhandlungen des Vorparlamentes selbst, war es zu so heftigem Gegensatz zwischen der

äußersten Linken und den übrigen Parteien gekommen, daß jene beschloß, den Saal der Paulskirche zu verlassen. Als Reporter blieb ich zurück, um nach Schluß der Sitzung den Abgetretenen zu berichten.

In dem Gasthof, wo die Gesellschaft zu Tisch saß, bestieg ich einen Stuhl. Ich erinnere mich, daß ich vor Aufregung am ganzen Körper bebte, während ich sprach. Gleiches begegnete mir nicht mehr. Ich glaube sogar, daß ich gerade in der nächsten Folgezeit, in diesem bewegten Jahr, mit mehr Unbefangenheit ans Reden ging, als jemals später.

Ueber die Kaltblütigkeit beim öffentlichen Auftreten ließe sich viel sagen. Ich will hier nur soviel einschalten, daß meines Erachtens, d. h. meiner Beobachtung an mir und an andern zufolge, wohl schwerlich ein Mensch sich rühmen kann, von jeder Nervenerregung frei zu bleiben, nicht sowohl während er öffentlich spricht, als unmittelbar vorher. Und ich glaube sogar, daß, je mehr und je inhaltreicheres einer zu sagen hat, desto mehr ist er jener Erregung ausgesetzt. Gewohnheitsredner, welche so oft als möglich das Wort ergreifen, bewegen sich meistens in Gemeinplätzen, und es fließt ihnen natürlich leicht und ruhig von der Zunge herunter. Wo aber das Reden mit intensiver Gedankenarbeit verbunden ist, wo das Gehirn in erhöhte Thätigkeit versetzt wird, und zwar, wo, wie in den meisten Fällen, auch eine Empfindung mitspricht, also auch das Herz in rascheren Gang kommt, wird beinahe immer ein körperlicher Zustand eintreten, der sich und zwar in nicht wohlthätiger Weise vom normalen unterscheidet. Wenn man nach der Art, wie es neuerdings bei gewissen Zeitungsredaktionen Mode geworden ist, einen Fragebogen an die bekannten Redner verschiedener Länder herumgehen ließe, um von ihnen auf Grund ihrer an sich gemachten Erfahrungen Geständnisse zu erzielen, würden wohl die ehrlichen alle dies zugeben. Es giebt ja verschiedene Grade und Haltungen auf diesem vielgestaltigen Gebiete. Ein anderes ist, ob man mit einer vorbereiteten Rede auf dem Platz erscheint, oder erst, durch die Gelegenheit herausgefordert, während andere sprechen, seine Gedanken zurecht legt. Im einen wie im andern Fall bleibt man

nicht frei von dem, was der Schauspieler das Lampenfieber nennt. Hat man Zeit gehabt, sich vorzubereiten, so arbeitet unwillkürlich bis zur Aussprache das Gehirn daran, das einmal Erfaßte festzuhalten, und zu diesem Festhalten gesellt sich unvermeidlich das Anschießen neuer, angezweigter Gedanken. Es ist ein den Parlamentariern bekannter widerwärtiger Zustand, lange mit einer fertigen Rede im Leibe herum zu gehen. Ist man z. B. von Anfang an bestimmt, bei einer Debatte mitzuwirken, und bringt einen der Gang der Verhandlungen dazu, daß man erst am dritten oder vierten Tag, oder auch nur in der fünften oder sechsten Stunde zum Wort kommt, so gerät man in eine aus Gespanntheit und Zerreibung gemischte Geistesverfassung, die auch das körperliche Gesamtgefühl unangenehm ergreift. Die glücklichsten, beneideten Redner sind die, welche bei Verhandlungen möglichst früh daran kommen. Sie sind nicht immer die wirksamsten. Selbst wenn einer zu Beginn einer Debatte eine recht gute Rede gehalten hat, ist der Eindruck in der späteren Entwicklung oft verwischt und durch die Widerlegungen, die ihm der Reihe nach zu teil geworden, abgeschwächt. Aber immerhin, er ist die Last, die ihm auf Kopf, und ich möchte sagen, auf dem Magen lag, los geworden und fühlt sich erleichtert. Zum Schlimmsten gehört, wenn man mit einer großen Rede im Bauche nicht nur lange hinausgeschoben worden, sondern wenn während der darüber hingehenden Verhandlungen eine Menge von neuen auftauchenden Gesichtspunkten in den vorgefaßten Redeplan mit hineinverwoben werden müssen. Diese Notwendigkeit, in den eigenen Denkzettel immer wieder andre Fäden noch mit einschlagen zu müssen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Debaters. Mittelmäßige Redner machen sich meist die Sache leicht, indem sie solche unbequemen Zugaben ignorieren und ihr eigenes Gespinnst, unbekümmert um alles andere, abwickeln. Es ist ein ungeheurer Vorteil, den die Geschäftsordnung des deutschen Parlaments den Regierungsvertretern gegeben hat, daß sie jeder Zeit das Wort nehmen können. Dadurch sind sie von der Notwendigkeit befreit, ganze Reihen von Gegenbemerkungen sich aufhäufen zu lassen; sie können jeden Redner sofort in Angriff nehmen und ihr Gehirn entlasten. In der Kunst, eine Menge von Punkten zusammenkommen zu

lassen und dann in einem Fluß abzufertigen, war Windthorst, der sich wegen seiner schlechten Augen keinerlei schriftliche Notiz machen konnte, der größte Meister. Er konnte, erst gegen Ende einer Debatte das Wort nehmend, alle darin vorgebrachten Hauptargumente der Reihe nach abwickeln, ohne sich auch nur der kleinsten Nachhilfe zu bedienen. Das habe ich nicht einmal an Bismarck, an Bennigsen oder an Eugen Richter konstatieren können, obgleich es diesen drei an allen nötigen Eigenschaften nicht gebricht. Wahrscheinlich hatte die durch die mangelhafte Sehkraft dazu nötigende Selbsterziehung des Gedächtnisses hierzu beigetragen. Auch von dem bedeutenden Rechtsgelehrten, Obertribunalrat Planck, der total erblindet ist, erzählen seine Kollegen aus der Kommission für das bürgerliche Gesetz ähnliches. Bei Windthorst kam die Kaltblütigkeit der Niedersachsen, das Alter und die hohe unangefochtene Stellung hinzu. Doch habe ich ihn auch, allerdings in seltenen Fällen, namentlich wenn er Gegenstand eines persönlichen Angriffs gewesen, mit erhöhter Temperatur reden hören, bis zu leibhaftigen Zornesausbrüchen. Seine starke Seite waren die Schlußreden, wenn die Wogen lange hin- und hergegangen waren; das Auditorium wußte, die Debatte könne nicht zu Ende kommen, ohne daß er sein Teil dazu gegeben, und wenn er nun, äußerst langsamen, gemessenen Schrittes von seinem Platz, gesenkten Hauptes, nach der oberen Stufe der zur Rednerbühne führenden Treppe hinaufschritt, ebenso langsam da, am Fuße, nicht auf der Rednerbühne selbst, Stellung nahm, die Hand auf irgend einen Stützpunkt lehnte, noch eine Pause machte, und immer vor sich hin zur Erde niederschauend, nicht zum Auditorium gewandt, ließ er jetzt die Spondeen seiner Prosa tropfenweise von den Lippen fallen. Manchmal stimmte der Inhalt der Sätze gar nicht zu der schwerwiegenden Bedeutsamkeit des Vortrags; ja, nicht selten mußte der feierliche Ton die Gemeinplätzlichkeit des Gedankens durchschleppen; aber die Genauigkeit, mit der er rein aus dem Gedächtnis heraus ganze Bündel von Bruchstücken aus andren Reden wieder hervorholte, war immer Gegenstand meines Erstaunens. Wir andern hatten für solches Bedürfnis, wenn auch nur zu unserer Beruhigung, ein Notizblättchen zur Hand. An diese Gedächtnisstärke reihte sich bei Windthorst sehr günstig die Improvisations-

kraft guter Einfälle bei Unterbrechungen an, die ihm stets willkommen waren. Er hörte eben so fein, wie er schlecht sah, und die leiseste Zwischenbemerkung ward von ihm aufgegriffen, wenn sie ihm dienen konnte. Er sagte mir einmal, er gehe nicht auf die Rednerbühne, weil er da zu hoch stehe, um mit dem Gehör unterscheiden zu können, in welchen Schwingungen die Versammlung sich beim Gange seiner Rede bewege. Von allen, die ich lange Jahre hindurch zu meinem Privatstudium über dies interessante Kapitel parlamentarischer Psychologie beobachten konnte, war er derjenige, dem man es am wenigsten am Ausdruck des Gesichts ansehen konnte, wenn er eine Rede halten wollte. An Bismarcks Mienenspiel z. B. konnte man das lange voraus deutlich erkennen, und ich wüßte auch sonst keinen zweiten zu nennen, der es ganz zu verbergen imstande gewesen wäre.

Dies Vorstadium nämlich, nicht das Reden selbst, ist der kritische Zeitabschnitt. Hat man erst einmal angefangen zu sprechen, so ist das Unangenehme überwunden. So wie man einmal anfängt, den Zapfen auszustoßen und die Gedanken hinausfließen zu lassen, kommt ein Gefühl der Erleichterung über einen, vorausgesetzt, daß man nicht auf Unachtsamkeit stößt, die viel tödlicher wirkt als Widerspruch.

Nachdem ich die beiden erstenmale, wie geschildert, von heftiger Erregung durch und durch gerüttelt worden war, habe ich gleiches später nicht mehr erlitten —, immer unter dem Vorbehalt, daß ohne ein gewisses Maß von beschleunigter Blutbewegung es bei irgendwie ernsten rednerischen Anläufen nicht abgeht, besonders auf parlamentarischem Boden. Mit diesem ist kein anderes Feld zu vergleichen. Ich habe vor Gericht in eigener Sache plädiert, in feindselig gestimmten, tumultuarischen Volksversammlungen gestritten, lehrhafte Vorträge gehalten — aber nicht zu vergleichen mit den Klippen und Untiefen des parlamentarischen Meeres. Wenn man so bei der bloßen Umschau gewahr wird, wie etliche hundert feindliche oder mißtrauische Zuhörer auf den kleinsten Mißgriff lauern, um sich draufzustürzen, wie jeder unliebsame Zwischenfall sofort unrettbar der breitesten Oeffentlichkeit überliefert weiter läuft, wenn man aus der eigenen Erfahrung an sich und an anderen gelernt hat, wie schwer es ist, gerade stärkere Effekte zu

erzielen, ohne in eine ungeahnte Falle zu treten, dann fühlt man ein Gebot, sich während des Sprechens zu einer Aufmerksamkeit auf Vermeidung solcher Fehler zu konzentrieren, welche mit dem Drang des lebhaft pochenden Mitteilungsbedürfnisses sich in gleichem Tempo zu bewegen hat. Das ist für den Redner, welchem das Gelingen nicht gleichgültig ist, und der die Tücken des Geschäftes kennt, die schwierige Kombination zweier ganz entgegengesetzter Bewegungen. Redner extremer Parteien haben darin einen Vorteil. Das Heftige hat an sich schon eine Plastik, die für starke Wirkung sorgt, und die Gewißheit, Anstoß und Widerspruch zu erregen, giebt im voraus einen Panzer gegen alle Anfechtungen.

Man erzählt, daß die alten Soldaten die Gefahren des Krieges mit der Zeit immer mehr scheuen, weil sie sie immer mehr kennen lernen. Etwas ähnliches mag alten Parlamentariern begegnen. Wenigstens entspricht das meiner Selbstbeobachtung. Ich kann sagen, daß ich zu keiner Zeit, weder im Anfang noch später ein schüchterner oder verlegner Redner gewesen bin, ich bin auch nie aus dem Konzept gekommen; aber in den Anfängen meiner oratorischen Praxis, während des ganzen Jahres 1848 und in dem ersten Abschnitt der mit 1868 beginnenden Periode bin ich doch viel dreister und unbefangener mit dem öffentlichen Wort drauf los gegangen als später. Bei der Eroberung fremder Sprachen kann man etwas Analoges an sich erleben. So lange man in die Feinheiten nicht eingedrungen ist, geht es flott vorwärts. Ist man aber einmal tief eingedrungen, so kennt man die Menge der Fehler, die zu vermeiden sind, und stürmt weniger voran. So auch lernen ungebildete Menschen, wenn sie sich im fremden Lande aufhalten, dessen Sprache schneller und sicherer parlieren als Gebildete. In allen schwierigen Aufgaben besteht die richtige Lösung des Problems darin, das erforderliche Maß von Selbstvertrauen mit dem erforderlichen Maß von Selbstkontrolle und Selbstkritik zu paaren.

Jeder Mensch hat seine eigne Art, sich zu waschen; so auch jeder eine andere, seine Reden vorzubereiten. Mir ist es nie gelungen, eine im voraus schriftlich auszuarbeiten, obwohl ich es einigemale bei wichtigen Anlässen ernstlich versucht hatte, weil

ich nichts dem Zufall, der Improvisation überlassen wollte. Es ging eben einfach nicht, nach den ersten Sätzen versagte mir die Geduld, an der es mir sonst nicht fehlte. Ich habe mich daher ausnahmslos begnügt, wenn überhaupt die Umstände Vorbereitung geboten, einen Gedankengang in ganz knappen Stichworten zu entwerfen, bald sorgfältiger, bald sorgloser, je nach der Wichtigkeit des Anlasses und des Auditoriums.

Meine Methode der Vorbereitung war von Anfang meiner Praxis bis zum Ende die folgende. Ich legte ein Blatt vor mich hin und warf ohne Besinnen alle Gedanken, Daten, Einfälle, die sich auf mein Thema bezogen aufs Papier in bunter Reihe nieder. Hatte ich eine geraume Zeit damit verbracht und das Gefühl, daß ich allen zur Sache gehörigen Vorrat aus dem Gehirn oder aus den Hilfsquellen herausgezogen, so fing ich an, Ordnung in den Haufen zu bringen. Ich gab mir zunächst von ungefähr Rechenschaft von der Reihenfolge, in welcher die Hauptgesichtspunkte auseinander zu entwickeln seien, und gab jedem Gesichtspunkt eine Nummer. Mit diesem Schema im Kopf nummerierte ich dann die betreffenden Stellen, und danach stellte ich alle unter die Rubrik derselben Ziffer gehörenden Notizen zu einander. Damit war das Skelett der Rede in der Hauptsache ausgebaut. Besondere Aufmerksamkeit ward hierauf den Eingangs- und den Schlußworten gewidmet. Beide sind für den Erfolg besonders wichtig; der Schluß noch mehr als der Eingang. Es ist möglich, ganz unbedeutend anzufangen und doch Glück zu haben. Aber ein unbedeutender Schluß ist immer ein Unglück. Eine andere mit dem Schluß verbundene Gefahr besteht darin, daß er zu wiederholten Malen kommt. Es giebt viele Redner, welche die leidige Gewohnheit haben, nicht mit dem Schluß schließen zu können. Der Hörer glaubt an einer gewissen Stelle, nach Form und Inhalt, auch nach dem Tonfall des Vortrages, am Ende dieses Satzes werde der Redner sich triumphierend niedersetzen. Aber bewahre! Der Redner nimmt nun einen neuen Anlauf, um wieder einen Schluß, der es doch nicht ist, an dessen Ende zu setzen. Ich könnte aus dem deutschen Reichstag ein paar Redner nennen, die mich, so oft sie sprachen, durch diese Gewohnheit, die ihnen selbst am meisten schadete, zur Verzweiflung brachten. Sie

waren wie Leute, die nicht fortgehen können und immer wieder anfangen, wenn sie schon an der Thüre stehen und adieu gesagt haben. Ein Schluß darf auch nicht zu abrupt hereinfallen, sonst kann er bei aller Trefflichkeit seinen Effekt verfehlen. Der Hörer muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß jetzt das Ende kommt, die Konklusion, die Moral oder die Beschwörung. Der Hörer darf nicht, erst nachdem der Redner sich gesetzt hat, entdecken, daß ihm eben der Haupteindruck hätte gemacht werden sollen. Das kommt auch vor und ist höchst fatal. Aber es ist nicht so ermüdend und widerwärtig wie das Aneinanderreihen von einem halben Dutzend Schlußperioden, an deren letztem Ende der Hörer sich sagt, aber erst, wenn er den Redner hat untertauchen sehen: So, jetzt scheint er fertig zu sein! Ouf!

Ein guter Schluß will in weder zu langer noch zu kurzer Vorbereitung herbeigeführt sein. Ton und Inhalt müssen zusammenwirken, um anzukündigen, daß er jetzt herankommt, und dann muß er auch ohne zu lange Spannung und Ermüdung alsbald eintreten. Bei einiger taktvoller Begabung macht sich das meiste davon von selbst. Was ich hier sage, ist mehr das Ergebnis rückschauender Beobachtung als vorbedachter Anwendung. Hier, wie in allen Dingen heißt es: practica est multiplex. Nur keine Pedanterie! Jeder Fall will die Regel auf seine besondere Art angewendet haben, und die unreflektierte Reflexion des Verständigen und Wissenden behält die letzte Entscheidung in der Hand.

Für Einleitung und Schluß suchte ich mir nach Möglichkeit auch, ganz gegen alle sonstige Gewöhnung, den Wortlaut, wenn auch nicht schriftlich, doch im Kopfe im voraus zu fixieren. Nur zum Teil deshalb, weil der Gang der Rede hier besonderen Anspruch auf Schmuck zu machen hat; mehr noch aus subjektivem Grunde. Es ist wichtig, im Moment, wo man zum Wort gelangt, möglichst ruhig zu sein. Weiß man also schon ganz genau vorher, was und wie man das erste zu sagen hat, so trägt das zur Kaltblütigkeit wesentlich bei. Und hat man einmal kaltblütig angefangen, so ist schon ein großes Stück gewonnen. Etwas Ähnliches hat es mit dem Schluß auf sich. Ich spreche hier immer von einer längeren Rede, von einer, die mehr als eine

halbe Stunde dauert. Gegen Ende der ersten Stunde wird man warm, innerlich und äußerlich. Die Parlamentssäle und gar die oft niedrigen Tanzsäle der ländlichen Volksversammlungen, mit Menschen angepfropft, erzeugen eine böse Temperatur. Ich bin bei Bergbesteigungen selten in so starke Transpiration gekommen wie bei mehrstündigen Reden. Da nun der Schluß so wichtig ist, so entspricht es der oratorischen Vorsicht, möglichst wenig dabei der spontanen Produktion eines überheizten Gehirns und ermüdeten Körpers zu überlassen. Man muß mit Sicherheit in ihn hinübergleiten können, statt ihn mit der letzten Kraft zu improvisieren, mit Behagen die Hand nach dem festgelegten Vorrat ausstrecken und sein Panier aufpflanzen. Allerhand Zwischenfälle können dieser Vorbereitung Hindernisse in den Weg legen, aber mit ein bischen Gewandtheit läßt sich das leicht wieder einrenken.

Es wird selbst einem geübten Redner bei einem langen Vortrag äußerst selten gelingen, daß er von dem, was er sich im voraus eingeprägt, nicht eines oder das andere vergäße. Solche Nester finden sich meistens, wenn man hinterher seinen Denkzettel nachliest. Manchmal überspringt man auch absichtlich einen Gedanken, der in die Reihenfolge eingestellt war. Denn erst der Moment entscheidet über die Opportunität. Es giebt Einfälle, die, voraus gedacht, sehr glücklich erscheinen in dem Momente der Konzeption, und die einen Mißton hervorrufen würden, wenn man sie im entscheidenden Augenblick anbrächte. Ein geübter Redner wird sich immer mit einigen Pointen versehen, um von Zeit zu Zeit Leben in seinen Vortrag zu bringen, aber er darf sich nicht verführen lassen, damit herauszukommen, wenn die Stimmung nicht dazu paßt, z. B. mit einem Witz, wenn sich Ernst über die Gesellschaft gelagert hat, oder umgekehrt. Ein solcher Verzicht ist auch kein großes Opfer. Was man einmal nicht verbraucht, kann ein andermal dienen. Ein guter Witz ist ein gern gesehener Gast. Aber witzige Reden zu halten, wird für den Redner auf die Länge verderblich. Es setzt ihn, trotzdem man seine Fähigkeit anerkennt und sich daran ergötzt, um einen Grad herunter. Der Mensch, besonders der in Massen und ganz besonders der deutsche Mensch, will ernst genommen sein. In den Jahren nach 1866, wo ich, bei eben so viel Lust und Frische, wie im Jahre 1848,

eine größere Sorgfalt auf meine populären Reden verwandte, als ehemals, hatte ich eine Zeitlang die Neigung, die scherzhaften Pointen, namentlich in Volksversammlungen auf dem Lande, zu häufen. Der gescheiteste unter meinen Anhängern, der in jenen Jahren mit unübertroffener Virtuosität die Bewegung in meinem Wahlkreise leitete, erwies mir damals den Dienst, mich vor dieser Neigung zu warnen. Jedesmal, ehe ich auf die Rednerbühne ging, raunte er mir in die Ohren: „Nur nicht zu viel Witze!" Ich ließ mir's gesagt sein und befand mich wohl dabei. Für populäre politische Reden, namentlich für Wahlreden, gilt meiner Erfahrung nach als Hauptregel, und das möchte ich als Rezept den Lernbegierigen empfehlen: nur nicht zu sehr ins Detail der Dinge eindringen. Wer breite, genaue Sachlichkeit in Volksversammlungen auseinanderrollt, wird schwerlich Glück machen. Hier gilt es zu elektrisieren, und man elektrisiert nur mit allgemeinen Gedanken, die auch an das Gefühl appellieren. Ein französischer Republikaner sagte einmal zu mir: „In meinen Kandidatenreden wüte ich, wenn ich vor Bauern stehe, noch immer gegen den Zehnten, welchen vor hundert Jahren der Adel und die Kirche erhoben, und warne vor deren Wiederkehr. Das wirkt noch immer." Grade was in Wahlversammlungen zündet, erkältet in den parlamentarischen. Wenigstens in Deutschland, wo das vorherrschende norddeutsche Element kritisch kalt ist. Unvergeßlich ist mir der peinliche Eindruck, den einer der bravsten und begabtesten süddeutschen Demokraten, ein alter Achtundvierziger, bei seiner ersten Rede im Reichstage machte, als er Robert Blums Mahnruf an „Das brechende Auge der sterbenden Freiheit" aus dem Grabe der Paulskirche heraufbeschwor. Manchmal allerdings verstieg sich auch ein echter Pommer, Kleist-Retzow, auf die oberen Sprossen der pathetischen Leiter hinauf; aber das natürliche Feuer des jugendlich ungestümen Greises erzwang sich eine Art physiologischer Bewunderung, nicht zu vergessen, daß er ein Junker war und somit gerade die Koterie der kühlsten Spötter auf seiner Seite und darum zu andächtigen Hörern hatte.

Wer sachlich interessantes, möglichst neues Material einfach vorträgt, ist sicher, das Ohr des Hauses zu haben, besonders wenn man ihm anmerkt, daß er aus dem Leben, selbst gesammeltes

Wissen schöpft, nicht erst eben entliehenes anbringt. Ich habe es mehrmals mit Genuß erlebt, wie die ganze Versammlung an den Lippen des Sozialdemokraten Schwartz hing, wenn er, ehedem Schiffskoch, aus seinen Erfahrungen auf der hohen See Belehrendes vortrug; überhaupt eine prächtige Figur, mit seinem breiten Schädel, breitem Brustkasten und breitem Fritz Reuterschen Dialekt, die zu dem Eindruck zusammenwirkten, daß er selbst alles glaubte, was er sagte, eine Hauptbedingung, um Andacht zu erzielen. Aber wer solche treffliche Mitteilungen machen will, der hüte sich vor allem, viel abzulesen. Nichts ist tödlicher als das. Nach mehr als ein paar Zeilen fällt das Auditorium ab. Es ist sehr merkwürdig, wie ein an den lebendigen, mehr oder weniger improvisierten Vortrag gewöhntes Auditorium der Zumutung, sich etwas vorlesen zu lassen, widerstrebt. Selbst wenn man überraschende Zahlen vorzutragen hat, solche z. B., die eine vorher von einem Gegner aufgestellte Behauptung in schlagender Weise ad absurdum führen, muß man so sparsam wie möglich mit dem Lesen umgehen, wenn irgend thunlich sich die Ziffern ins Gedächtniß prägen, um sie frei vorzutragen, oder das Ganze in Portionen verteilen, die von lebendigen Redeteilen unterbrochen werden. Andererseits jedoch wirkt wieder ein kurzes Zitat, wo es sich um Konstatierung eines Wortlauts handelt, gelesen sogar besser als gesprochen. Das Blatt oder das Buch in der Hand des Redners giebt dem Vorgang die Gestalt einer authentischen Beglaubigung. Ein solches Vorlesen einer kurzen prägnanten Rede kann den Gegner kräftiger vernichten als ein noch so genaues freies Vortragen.

Einer der schlechtesten Dienste, die sich ein Redner leisten kann, besteht darin, daß er zur Unterstützung des Gesagten irgend welche sinnlichen Gegenstände, Bilder, Muster, Instrumente und dergl. auf „den Tisch des Hauses“ niederlegt. Das Begaffen und Begucken hat nun einmal einen solchen Reiz für die Menschen, daß er sie sofort heranzieht. Und wären es auch nur einige Röllchen Garn oder Düten Mehl: so wie sie erscheinen, sammeln sich Gruppen um den Tisch, hören nicht zu, und schieben sich zwischen den Redner und den Rest seines Publikums. Das Beschauen ist soviel verführerischer als das Verstehen; das ist das

Geheimniß der illustrierten Litteratur und ihres geschäftlichen Erfolges. Ich habe immer meinen Freunden geraten: wenn Ihr etwas auf den Tisch des Hauses niederzulegen habt, wartet bis Ihr mit Eurer Rede zu Ende seid. Wenn dann nach Euch einer von der andern Seite dran kommt, hat er gegen die Zerstreutheit der Beschauenden anzukämpfen.

Das sind so etliche von den Erfahrungen, die ich mir im Laufe der Jahre aus der Beobachtung an mir selbst und an anderen gesammelt habe. Sie greifen hier dem Gang der Dinge vor, aber da ich keine Schlachten und keine Romane zu erzählen habe, so kommt ja nichts darauf an, ob ich früher oder später erzähle, was zur Aussprache einigermaßen geeignet scheint. Ich bin auf das Thema gekommen, als ich meiner ersten im heftigen Affekt vollbrachten rednerischen Ausbrüche Erwähnung that. Von Methode war damals so wenig dabei wie von Vorbereitung. Während des ersten Abschnittes meines öffentlichen Auftretens in den Jahren Acht- und Neunundvierzig habe ich mir wohl nicht ein einziges mal eine schriftliche Notiz über das gemacht, was ich sagen wollte. Und doch habe ich wohl in keinem Zeitraum so viel kurze und lange Reden gehalten wie damals. Aber ich war so voll von meiner Sache, so unbesorgt wegen des äußerlichen Gelingens, auch so fern von der Ueberlegung, daß es hier Kunst zu verwenden gäbe, so von der eilenden und drängenden Zeit hingerissen, daß immer nur der Augenblick den Anstoß gab, und dann auch Inhalt und Form lieferte. Es war eine sonderbare Verbindung zweier Gegensätze: ein überaus entzündliches Temperament und ein scharf kritisches Verhalten. Beides vereint sollte mir auch zu dem ersten großen Erfolg den Weg bahnen und für meine ganze Zukunft entscheidend werden.

Stadt und Land wimmelten Ende März von Komitees, von Versammlungen, von Proklamationen, Aufrufen und allem, was sonst zu einer plötzlichen Eruption friedlichen Thatendranges gehört.

Im Anfang machte sich alles lustig. Aber bald nahmen die Dinge eine etwas philisterhafte Wendung.

Ich fing an, mit dem in Mainz improvisierten Bürgerkomitee unzufrieden zu sein, namentlich weil es gegen den Unfug der

Eisenbahnzerstörung zu schüchtern und weil es bei dem Empfang des Mitregenten für meinen Geschmack zu loyalitätseifrig aufgetreten war. Ich schrieb einen Leitartikel unter der Ueberschrift „Aufregendes". Das Bürgerkomitee antwortete; ich replizierte und verlangte, daß eine Volksversammlung einberufen werde, um das Komitee neu zu wählen und sich über die streitigen Punkte auszusprechen.

In den letzten Tagen war ich mit meinem Namen in die Oeffentlichkeit aus der bisherigen Anonymität der Zeitung herausgetreten. Als Redakteur hatte bis dahin nur Karl Bölsche figuriert. Vom 4. April an erschien mein Name mit dem seinigen vereint als für die Redaktion verantwortlich.

Die Zeiten waren damals so unschuldig, daß man keinen Anstand nahm, zwei wirkliche Redakteure der Rache des Gesetzes anzubieten, wo man später sich einen Strohmann zum Sitzen suchte. So hatte der Konflikt mit dem Komitee eine persönliche Spitze bekommen, da man wußte, daß die scharfen Artikel von mir herrührten, aber im übrigen war von meiner Person noch nichts wahrnehmbar geworden. Mein Verlangen, eine große Versammlung einzuberufen, wurde jedoch beherzigt. Es handelte sich damals zugleich um die Vorbereitung der Wahlen zum Parlament, zur deutschen Nationalversammlung, die vom Vorparlament beschlossen und vom Bundestag ratifiziert worden war. Die Art der Wahl war damals den einzelnen Landesregierungen anheim gestellt und eine der heftigst umstrittenen Fragen war die, ob das Volk seine Vertreter direkt oder indirekt durch Wahlmänner ernennen solle. Die ganze liberale Partei unserer Gegend, bis in die Reihen der Gemäßigten hinein, war für direkte Wahlen, die aber später nicht durchdrangen.

Auf Sonntag den 16. April Nachmittags wurde also vom Bürgerkomitee eine große Volksversammlung einberufen, und zwar in den Hof des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses. Die Lokalität war vortrefflich für die Sache geeignet. Der Hof ist geräumig und faßt leicht viele Tausende. Dabei ist er von allen Seiten von mehr oder minder hohen Mauern umgeben und gepflastert, so daß für einen guten Widerhall des Wortes gesorgt ist. Die

Innenräume des Schlosses dienten damals teils zur Lagerung von unverzollten Waren, teils zu Diensträumen des Zollamtes. In der Mitte des Hofes war eine sehr hohe Rednerbühne aufgeschlagen. Den Verlauf der Sache kann ich nicht besser schildern, als indem ich den Bericht wiedergebe, den ich selbst darüber in die „Mainzer Zeitung" als Leitartikel setzte. Er trug die Überschrift:

„Eine republikanische Volksversammlung in Mainz*).

Wir haben heute eine Kunde mitzuteilen, welche Freude und Erhebung im ganzen freigesinnten Deutschland hervorrufen wird. In Mainz, der Bundesfestung Mainz, der Stadt, welche den Uebergangspunkt vom Süden zum Norden Westdeutschlands bildet, hat die Freiheit, hat — sagen wir es kurz — die republikanische Gesinnung Boden gefaßt, einen festen, großen Boden, von dem sie nicht mehr zu vertreiben sein wird. Die Entfaltung des gestrigen Tages ist so wichtig, daß wir zu dessen besserem Verständnis für auswärtige Leser, wie zur gründlicheren Auffassung für unsere Mitbürger, etwas auf die vorhergehenden Wochen zurückgehen müssen. Die kecke, entschiedene Stimmung der ersten Märztage schien verraucht, die Zerrüttung der Geschäfte, die Unentschiedenheit der Lage Deutschlands hatte verstimmt. Straßenexzesse, die allerdings eine etwas plumpe Auffassung der Zeiten durchschauen ließen, hatten auch bei vielen Guten Zweifel in die Aufklärung und die Ordnungsliebe eines Teils des Volkes hervorgerufen. Die Freigesinnten wurden stiller und die Unglückspropheten lauter. Die vorherrschende Gesinnung war das Produkt beider Elemente, war mittelmäßig und die Mittelmäßigkeit führte das Wort. So kamen die Tage von Frankfurt herbei: da scholl es auf einmal nach Mainz zurück, Zitz habe sich entschieden der republikanischen Partei angeschlossen, und gleichzeitig kamen andächtige Zuhörer aus dem Vorparlamente zurück, welche die klugen Reden der Vertrauenspartei gierig verschlungen hatten. Sie klangen so beruhigend, so unbestimmt, so bescheiden; nichts wurde verlangt als Begeisterung für Einheit und Inkompetenz; da war eine bequeme Freisinnigkeit von einer alten und renommierten Firma gratis zu haben. Und auf der anderen Seite, Leute, die offen von der Republik sprachen, die eine radikale Veränderung der Dinge ver-

*) In die Sammlung der Leitartikel jener Zeit, die ich unter dem Titel „Flitterwochen der Preßfreiheit" herausgab, und deren eine Anzahl im Band III meiner gesammelten Schriften sich befindet, hat obiger nicht Aufnahme gefunden.

langten, Leute, welche die Sachen besser verstehen wollten, als Welcker und Bassermann, Leute endlich, die nicht bloß schrieen, als sie voraus wußten, daß es nichts helfen würde, sondern — es ist schauerlich zu hören — die sogar schrieen, als sie erwarten konnten, durchzudringen. Schrecken und Unwille, unter allen Toastbringern! Sie erhoben sich, wie Ein Mann, die verwegenen Menschen zu verwünschen, die das Ding mit der Freiheit und Gleichheit so heillos ernst genommen hatten. Einen Augenblick schien diese Stimmung obenan zu schwimmen, und der Zustand, der daraus geboren wurde, war der jämmerlichste, den man sich denken kann. Man hatte das alte Regiment entwaffnet und erschrak, als man die Verlegenheit eines Sieges kommen sah. Das Alte und das Neue guckten verdutzt einander an, als wollten sie sagen: wären wir nur beide daheim geblieben; es ward wörtlich die schöne Geschichte:

Zwei Memmen balgten sich: Der eine wich im Schrecken
So lang zurück, bis er an einer Mauer stand.
„Ha!" dacht' der andere, „die verfluchte Wand!
Nun ist es Zeit, die Fuchtel einzustecken."

Es war zum Verzweifeln, wie es so unheimlich gedrückt unter den Guten, und so laut unter den Furchtsamen zuging. Die Sache ging so weit, daß sie sogar die Stimme gegen Zitz erheben wollten. Aber da war gerade das Maß voll, und zu rechter Zeit kam das indirekte Wahlgesetz, dieser Bastard, welchen der alte Patentliberalismus mit der Monarchie von Gottes Gnaden erzeugt hat. Man sah, daß es am Ende doch ein blöder Narrenstreich wäre, den Abgeordneten Zitz dem Minister Gagern zu opfern. Kaum war dieser Gedanke einmal wieder an das Licht gekommen, so fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen, es freute sich, so zu sagen, alles, seiner natürlichen Gesinnung wieder Lauf lassen zu können, und seit zweimal 24 Stunden geht unsere Stadt wieder dahin stolzen Hauptes. Huldigung auf Huldigung wurde dem von Darmstadt zurückgekehrten Zitz gebracht. Eine Adresse mit 4000 Unterschriften wurde ihm überreicht, er wurde zum Obersten der Bürgergarde erwählt, und gestern mittag um 12 Uhr sammelten sich die Nationalgarde, die Turner, der Arbeiterverein auf dem Schloßplatz, und zogen von da mit Fahnen und klingendem Spiel an der Wohnung von Zitz worüber, der von seinem Fenster aus die donnernden Zurufe der Defilierenden empfing. Nachmittags um 3 Uhr große Bürgerversammlung im Hof des kurfürstlichen Schlosses. Über 2000 Menschen in dem großen rings von den hohen Schloßgebäuden umschlossenen Raum, von der Sonne bestrahlt, von geputzten Männern und Frauen auf

den Fenstern und Balkonen umgeben, in der Mitte eine aus rohen Brettern errichtete Rednerbühne, die aufmerksamste Stille, die schönste Ordnung, — es werden noch wenig solche wahrhaft schönen Volksversammlungen gehalten worden sein. Als die junge Garde der Republik, die Turner, einmarschiert waren und sich in Reih und Glied zur äußersten Linken der Rednerbühne aufgestellt hatten, begannen die Verhandlungen. Strecker leitete sie. Hestermann, Mitglied des Bürgerkomitees, las das von demselben angenommene und früher von uns mitgeteilte Programm vor und erklärte, er werde darüber abstimmen lassen, ob die Versammlung mit diesem Programm einig gehe. Ein Redner — der Name ist uns leider nicht bekannt — war der Ansicht, man solle sich über die Verfassung Deutschlands gar nicht erklären, sondern warten, was die Nationalversammlung beschließen werde. Bamberger, der nach ihm auftrat, begann damit, daß er diese Ansicht bekämpfte. Wenn alle Deutschen so zusammenkommen könnten, wie die eben Gegenwärtigen, so brauchte man gewiß die Versammlung in Frankfurt nicht. Diese werde also bloß ein Ersatz sein für den allgemeinen Ausspruch des Volkes, sie sei nur da, seinen Willen zu verkünden, und nicht das Volk, um den ihrigen zu hören. Sie also habe aufzumerken, was das Volk verlange, und deswegen sei man heute versammelt, um sie von unserer Seite das wissen zu lassen. Er wolle also wohl einen Ausspruch über die Wünsche des Volkes heute herbeiführen. Er sei mit den ersten 12 Punkten des Programms einverstanden, wie wohl alle, allein der dreizehnte, welcher von der wünschenswerten Regierungsform für Deutschland spräche und diese nur durch die Bestimmung „demokratische Zentralregierung und naturgemäßere Einteilung Deutschlands" bezeichne, sei ihm nicht deutlich genug fürs Volk und nicht bindend genug fürs Komitee. Er frage, ob man noch länger 38 deutsche Staaten und 34 Fürsten haben wolle. Er frage weiter, ob, wenn dies nicht der Fall sei, man einen oder mehrere konstitutionelle Monarchen für nötig halte, d. h. solche, deren vollkommenste Muster Viktoria von England, Leopold von Belgien und Otto von Griechenland seien? Leute, die nichts gelten, aber viel Geld verzehren sollten? Er frage, ob das deutsche Volk für nötig halte, eine Zivilliste an seine Spitze zu stellen? Was man aber auch immer denke, jedenfalls möge man sich deutlich und klar im Programm fassen, und er beantrage eine entschiedene Fassung des Art. 13. — Die Versammlung äußerte bedeutende Uebereinstimmung mit diesem Verlangen. Götz, Student, der nachfolgte, hielt eine kurze, feurige, geistreiche Anrede. Er warf den bestehenden Regierungen die schimpfliche Niederlage in

Schleswig vor und ging sogar so weit zu behaupten, dieses und jenes Kabinet habe es gerne gesehen, daß die kräftigsten Stützen des Volkes, die jungen Leute, Studenten und Turner, hilflos zusammengehauen wurden. Er begreife nicht, wie die Regierungen so blind rückwärts schreiten könnten, wie neuerdings wieder in Deutschland. Das sei ein großer Trost für die Freiheit, daß die Regierungen durch ihre Dummheit die Republik herbeiführen helfen. Er schloß mit dem Rufe: es lebe die Republik! Jetzt trat Zitz auf und wurde mit donnerndem Hoch begrüßt. Er begann damit, die Verunglimpfungen, welche sich gegen die Republikaner erhoben hätten, zurückzuweisen; man habe „Republikaner" fast zu einem Schimpfworte gemacht; man habe die Lächerlichkeit behauptet, er wolle mit der Waffe in der Hand Deutschland eine Meinung aufdringen helfen. Was den Art. 13 des Programms betreffe, so sei er, und zahllose in Deutschland seien mit ihm Republikaner, allein auch entschlossen in der Regierungsform sich dem zu fügen, was die bestehende Sitte des Volkes als Eigentümlichkeit besitze. Und die Sitte sei in einem großen Teile von Deutschland für Monarchie. Es wäre darum zu bedenken, ob man nicht dahin nachgeben müsse, einen Monarchen an die Spitze zu stellen, keinen von Gottes Gnaden, sondern einen von Volkes Gnaden, einen Diener der öffentlichen Meinung, der auch nicht prasse im Schweiß des Landes, der keinen Schweif hochbezahlter Beamten nach sich ziehe. Das sei die Hauptsache. Wenigstens eine republikanische Monarchie müsse man haben. So weit es immer die Sitte des Volkes zugebe, müsse man sich der Republik nähern, und der Art. 13 des Programms umfasse dieses Bekenntnis vollkommen. Bamberger erwiderte: Daß für den Bürger Zitz das Programm tauglich sei, das bezweifle er nicht, in dessen Hände lege er es ruhig. Nicht das habe er daran auszusetzen, daß es zu wenig freien Spielraum, sondern daß es zu viel gebe. Hätten wir 30 Leute, wie Zitz, so wäre es schon vollkommen ausreichend als Glaubensbekenntnis des Komitees; dann würde er ruhig auf jeden weiteren Zweifel verzichten, allein das sei bei weitem nicht der Fall. Es kämen jetzt schwierige Zeiten herbei, und wenn man nicht genug entschiedene Charaktere habe, so müsse man sie durch das Unterpfand entschiedener Erklärungen sicher stellen. Diesen Grundsatz festzuhalten, sei jetzt namentlich wichtig, wo es sich bald um die Parlamentswahlen handle. Er müsse deshalb darauf bestehen, daß der Art. 13 des Programms abgeändert werde. Strecker brachte nun zuerst zur Abstimmung, ob das Programm angenommen werden solle, und es schien, daß sich die Majorität mit Händeaufheben dafür erklärt habe. Doch schien Strecker sowohl

an der richtigen Auffassung, als an der sicheren Mehrheit Bedenken zu haben, und stellte deshalb die weitere Frage, ob Bambergers Antrag, den Art. 13 bestimmter zu fassen, angenommen werde. Mindestens neun Zehntheile aller Hände erhoben sich dafür. Bamberger erklärte nun, es habe sich die Meinung ausgesprochen, daß die beiden letzten Abstimmungen unverträglich mit einander seien, man könne das Programm nicht mehr abändern, nachdem man es ganz angenommen habe. Allein wenn das wahr sei, so beweise das nichts, als daß die erste Abstimmung nicht der vollständige Ausdruck der Meinungen gewesen sei. Hier handele es sich nicht um Formalitäten, sondern um die Erkennung des Volkswillens, und diese habe sich bei der letzten Abstimmung viel unzweideutiger ausgesprochen. Er halte also dafür, daß es entschieden sei, der Art. 13 müsse bestimmter gefaßt werden. Nunmehr frage sich: wie? Vorhin sei die Meinung geäußert worden, es sei die Form der Verfassung, ob Monarchie oder Republik, mehr oder weniger gleichgültig, wenn nur die Sache da sei. Er glaube, dies sei ein jetzt viel mißbrauchter Satz. Die Form sei sehr wesentlich, um den Inhalt zu sichern, und durch die schlechte Form sei man immer um den guten Inhalt betrogen worden. Es sei nicht genug, den Fürsten gute Grundsätze mit auf die Welt zu geben, man müsse ihnen unmöglich machen, diese Grundsätze zu umgehen. Die Erfahrung habe aber gezeigt, daß so lange keine Sicherheit da wäre, daß ein Fürst seine Stellung nicht mißbrauche, als überhaupt ein Fürst da wäre. Begreifen könne er nicht, wie man von der republikanischen Monarchie reden möge angesichts des eben verjagten Ludwig Philipp. Auch dieser habe sich einst angekündigt als der Diener des Volkes und nach 18 Jahren, während Frankreich verdorben, sei er vertrieben worden. Ob etwa jemand hier sei, der das bedaure. — (Nein! Nein!) Wie man jetzt hier stehe, so habe das französische Volk 1830 vor dem Stadthause von Paris gestanden, und Lafayette an der Seite Ludwig Philipps habe leichtgläubiger Weise die konstitutionelle Monarchie als die „beste der Republiken" vorgeschlagen. Ob die Anwesenden Lust hätten, dasselbe Experiment noch einmal durchzumachen. (Nein!) So beantrage er also, daß in das Programm die Verwerfung der Monarchie aufgenommen werde. Zitz: er sehe es wohl, wie alle Herzen der Republik entgegenschlagen, und wie man nicht länger wählen und wägen, sondern sich frei aussprechen wolle. Nichts könne mehr mit seiner eigenen Ansicht übereinstimmen. Er glaube aber, weil hier kaum eine Stadt, viel weniger ein Staat vereinigt sei, so habe man nicht das Recht, eine bestimmte Staatsform als die notwendige zu bezeichnen. Nur als Anhänger des Grund-

satzes möge man sich aussprechen, daß niemand, als das Volk, in größeren Teilen, das Recht habe, eine Verfassung zu machen. Wie diese bei uns ausfallen werde, darüber sei kein Zweifel: Volksfreiheit! das sei der Wille aller, und der ungeschmälerten Volksfreiheit bringe er ein Hoch. (Hoch!) Er trage jetzt darauf an, abzustimmen über die Frage: Erkennt die Versammlung den Grundsatz an, daß allen einzelnen deutschen Staatsgebieten, welche bisher den deutschen Bund gebildet haben, das Recht zusteht, sich nach der politischen Ueberzeugung der Bewohner ihre Staatsverfassung selbst zu geben; daß für die Ausübung dieses Rechts gewirkt und nur nach dieser Entscheidung die künftige Staatsverfassung Deutschlands bestimmt werden soll; daß, abgesehen von diesen auf selbständige Weise zu bildenden Staaten die Einheit der deutschen Nation durch ein Volksparlament ohne Fürstenkammer erzielt werden soll. — Dieser Antrag wurde mit enormer Majorität angenommen. Darauf wurde entschieden, daß ein neues Bürgerkomitee gewählt werden solle, und zwar nächsten Dienstag und Mittwoch vermittelst auf dem Stadthause abzugebender Stimmzettel. Endlich trat noch Metternich auf und verlangte, daß alle, welche hiermit gegen die von der Regierung dekretierte indirekte Wahl protestieren wollten, die Hände in die Höhe erhöben. Ein Wald von Händen flog unter donnerndem Geschrei in die Höhe, einstimmig war der Protest ausgesprochen. — Diese Volksversammlung, in der eine nie gesehene Ordnung und Weihe herrschte, und welche sich so entschieden aussprach, wird große Früchte tragen; sie wird anfeuernd wirken auf die Gesinnungen aller unserer Nachbarn, und mehr als Gesinnungen brauchen wir nicht. Keine Waffen sind nötig, nur Köpfe; laßt alle erklären: wir wollen frei sein, und wir sind frei! Die Regierung wird erfahren, daß sie uns nicht mit schönen Redensarten beherrschen kann. Auf das Wahlgesetz werden wir antworten — mit einem Komitee von entschiedenen, intelligenten, wahrhaft freien Männern d. h. von Republikanern. Und nun Dienstag und Mittwoch zur Wahl! Jeder Mann an seine Pflicht!"

So hatte ich meinen ersten Sieg erfochten. Ich war nicht mit dem entschiedenen Vorsatz, das Wort zu nehmen, in die Versammlung gegangen, aber doch mit dem Gedanken, daß ich dazu würde genötigt sein, einzugreifen. Im richtigen Moment griff ich zu. Nur wenigen war ich von Person bekannt; eine größere Zahl hatte, seitdem ich mit meinem Namen in der Zeitung figurierte und die Sprache derselben Aufsehen erregte, von mir gehört. Im großen Ganzen war ich ein unbekannter junger

Jurist, dessen äußere Erscheinung zu nichts weniger angethan war, als der Masse zu imponieren. Aber ich hatte die Stimmung der Masse, und namentlich der heißblütigen, für mich, und meine Gedanken, so wie die lebhafte Art, sie vorzubringen, war nach ihrem Herzen. Nach den ersten paar Sätzen schon hatte ich das Gefühl, die Versammlung zu beherrschen und fortzureißen, und das übte natürlich wieder seine Wechselwirkung auf mich aus. Trotz der Weite des Hofraums drang meine an sich durchaus nicht starke Stimme überall hin. Ich hatte von Anfang an den richtigen Instinkt, daß es weniger auf den lauten Ton als auf das deutliche Artikulieren ankommt. So habe ich mich in der Regel auch in späteren Zeiten besser vernehmbar machen können, als von meinen Stimmmitteln zu erwarten war. Wenn ich durch besondere Umstände genötigt wurde, die Stimme anzustrengen, bekam sie etwas Scharfes, das mir den unangenehmen Anschein persönlicher Gereiztheit gab, wo solche gar nicht vorhanden war. Ich habe daher in den letzten Jahren meiner parlamentarischen Thätigkeit, als meine etwas angegriffenen Bronchieen die Stimme zu schonen nötigten, vorgezogen, weniger verständlich zu sein, um nicht den Eindruck der Gereiztheit zu machen. Denn es thut der rednerischen Wirkung Eintrag, wenn sie aus persönlichem Affekt herauszukommen scheint; nicht zu verwechseln mit Unwille und Entrüstung. Ein gerechter Unwille, im richtigen Moment und Maß zum Ausdruck gebracht, kann dem Redner sehr zu statten kommen. Große Staatsmänner besaßen von jeher das Geheimniß, sich dieses Mittels der oratorischen Instrumentation zu bedienen.

Das Reden im Freien ist für Menschen mit schwacher Stimme nicht so schwer, wie man glauben sollte. Die reine Luft, welche den Lungen zuströmt, gewährt gegen die verdorbene der geschlossenen Versammlung einen die Vorteile des beschränkteren akustischen Gebietes überschießenden Gewinn. Noch in höheren Jahren habe ich oft mit wahrem Wohlbehagen und weit hinaus vernehmbar auf freien Plätzen sprechen können, einmal, wie ich mich erinnere, sogar in rauher Jahreszeit unter Schneegestöber.

Am Abend jenes 16. April war ich ein populärer Mann in

Mainz und Umgegend. Ich vermute, daß diese Entdeckung mir wohlthat. Deutlich entsinnen kann ich mich der Stimmung jener Tage nicht mehr. Die Freude am Reden und Schreiben, und an dem Sieg meiner Ueberzeugung war jedenfalls ebenso lebhaft wie die an dem persönlichen Erfolg.

Das nächste war natürlich, daß ich in das neue Bürgerkomitee gewählt ward. Dasjenige, welches durch meine Opposition am Sonntag gestürzt worden war, hatte sofort tags nach der Versammlung mir dies bescheinigt, indem es einen Aufruf „an die Bürger von Mainz" erließ, der mit nachstehenden Worten begann:

> „In der gestrigen Volksversammlung ist die Wahl eines neuen Komitees beschlossen worden, und das bisherige Komitee hat sofort die neuen Wahlen angeordnet. Der Rücktritt desselben war geboten durch das von der Volksversammlung durch Zuruf angenommene Amendement des Herrn Bamberger, wonach sich die Bürgerschaft von Mainz bestimmt dafür aussprechen soll, daß die konstitutionelle Monarchie in Deutschland aufhören und die republikanische Form eingeführt werden soll. Die Volksversammlung fand diesen Ausspruch nicht in dem Programm des Komitees, welches sonach der Zustimmung der Bürgerschaft nicht mehr versichert ist."

Aus diesem Ton spricht die Gegnerschaft, mit der ich von jetzt an zu rechnen hatte, und der Rückschlag meines Triumphes sollte mir bald fühlbar werden.

Im Grunde hatten beide Teile recht; ich, insofern ich den Bürgschaften der Einheit und Freiheit, welche die gemäßigten Liberalen für ausreichend hielten, von Grund aus mißtraute und dunkel in die Zukunft schaute; meine Gegner, indem sie für unmöglich hielten, aus ganz Deutschland oder auch nur aus einer einzelnen Provinz eine Republik zu machen. Ja, ich muß zugeben, daß, wenn zwischen zwei Unwahrscheinlichkeiten eine größere und eine kleinere zu wählen war, die Republik noch weniger Aussichten hatte als ein konstitutioneller deutscher Gesamtstaat mit einer monarchischen gewählten Spitze, wie ihn die Liberalen im Auge hatten.

Von jetzt an galt ich bei ihnen in Mainz als der Hauptanstifter aller überspannten Freiheitsideen, als ein verwünschter

Aufwiegler. Daß Zitz sich schließlich für die Republik erklärte, wurde für das Werk meiner Teufelei erklärt, und ein bischen Wahrheit war dabei. Da mein Haar eine ziemlich stark ins Rötliche spielende Farbe hatte, so hieß ich bald im Doppelsinn des Wortes „der rote Bamberger", und da ich blaß im Gesicht und beispiellos mager am Körper war, so sagten sich die Mitleidigen untereinander: es sei alles nur Ausgeburt eines krankhaften Wesens, das sich in kurzem an seinem eignen Sein verzehren müsse. An Prophezeiungen eines kurzen Erdenwallens hat es mir nie gefehlt. Auf der Universität hieß ich „der Wagehals", weil ich wagte, auf meinen dünnen Beinen durch die Welt zu gehen. Am meisten bekam ich zu hören, daß ich viel zu jung sei, um den Staat reformieren zu wollen, und ich habe in Wort und Schrift mehr als eine Lanze für das Recht der Jugend gebrochen. Wenn ich einiges davon heute wieder lese, finde ich, daß lange nicht alles falsch war an meinen Einwänden, besonders aber, daß ein heiliger Eifer und ein ungestümes Drängen für einen großen Gedanken der Jugend wohl ansteht, und daß der nicht zu beklagen ist, der sich von diesem Funken etwas für den Rest des Lebens zu bewahren imstande ist.

Für die Verschärfung der Gegensätze war reichlich gesorgt, besonders durch den Umstand, daß Mainz eine Bundesfestung war, in welcher preußische und österreichische Garnison lag. Schon bald in den Märztagen war es zu bösen Auftritten zwischen Bürgern und Soldaten in den Straßen gekommen, die durch redliche Bemühungen der beiderseitigen Behörden wieder ausgeglichen wurden. Wie schon bemerkt, waren es von jeher die preußischen Soldaten, gegen welche sich die Antipathieen richteten.

Während der Wiener Aufstand vom 13. März vor allem wegen der Verjagung Metternichs die ohnehin als Repräsentanten der Gemütlichkeit behandelten Oesterreicher verstärkter Vorliebe empfahl, hatten die Berliner Kämpfe des 18. März und die weiteren Vorgänge am selben Schauplatz die antipreußischen Stimmungen noch beträchtlich verschärft. Die neugebildete Bürgergarde, welche auf ausdrückliches Verlangen aus dem Darmstädter Zeughause mit Gewehren versehen worden war, gab dem Festungsgouvernement zu denken. Die Übungen im Exerzieren, die auf dem der Garnison dienenden Platz vorgenommen wurden, führten

zu Spöttereien des geschulten Militärs über das bürgerliche Soldatenspiel, was alles sehr natürlich war und bei ähnlichen Gelegenheiten immer vorkommt.

In dem neugewählten Bürgerkomitee kam es sehr bald zu heftigen Auseinandersetzungen. Die Mehrheit, welche aus sechszehn Demokraten meiner Schattierung bestand, ward angeklagt, daß sie sich der obersten Gewalt in der Stadt bemächtigen, eine Art Wohlfahrtsausschuß bilden wolle. Die Minderheit von elf Mitgliedern beschloß daher auszuscheiden. Der Stadtvorstand, der Bürgermeister an der Spitze, nahm für diese Partei und erklärte in einem Aufruf die Mehrheit als eine auf Usurpation und Gesetzesverletzung ausgehende Partei. Nun entschloß sich auch diese Mehrheit, ihr Mandat den Wählern zurückzugeben und eine Neuwahl zu verlangen.

Ein Zankapfel war besonders der für die Parlamentswahlen zu beobachtende Modus. Die großherzogliche Regierung hatte mit Zustimmung der Kammern die indirekte Wahl angeordnet. Die demokratische Mehrheit des Komitees riet, statt dessen doch direkt zu wählen und die Entscheidung des Parlamentes in Frankfurt darüber herbeizuführen. Aber beim Herannahen des Wahltermins kam den so Gesinnten doch das Bedenken, daß sie mit ihrer Methode nur der Wahl eines gegnerischen Kandidaten Vorschub leisten würden.

So widerriefen sie denn ihren Beschluß und forderten zur Wahl auf für eine Liste von solchen, die sich auf den Namen Zitz verpflichteten. Daß sie daran wohlgethan, bewies der Erfolg, denn ihre Liste drang mit solcher Mehrheit durch, daß bei der definitiven Wahl Zitz von 291 Stimmen 241 erhielt. Damit hatte die Partei, welche man jetzt die republikanische nannte, einen glänzenden Sieg errungen. Bei der Wahl zum Parlament konnte ich nicht mitwirken, weil ich die zum aktiven wie zum passiven Wahlrecht erforderten fünfundzwanzig Jahre noch nicht erreicht hatte.

Ehe dieser Abschnitt der Bewegung eingetreten war, hatte mein Schicksal seinen ersten Stoß erhalten. Die lebhafte Gegenströmung aus den Reihen der vornehmeren Bürger, besonders aber die Bitterkeit, mit welcher ich meine Opposition gegen das Ministerium versetzte, war meinem wackeren Ver-

leger immer mehr zur Qual geworden. Von Mitte April an wurde Zabern durch Abgesandte aus den bezeichneten Kreisen gedrängt, mich zu entlassen und bedroht, daß man andernfalls das Abonnement abbestellen werde. Er blieb unerschüttert.

Man kann sich denken, daß seine übrigens liebenswürdige und vortreffliche Frau ihm die Unannehmlichkeit einer Verfeindung mit ihrem Vater, dem genannten Staatsratspräsidenten Jaup vorhalten mußte. Und bei aller Gereiztheit, mit der ich meinerseits den Streit führte, ging mir die Pein, welche ich meinem Ehrenmann von Verleger bereitete, doch sehr zu Herzen. Ich bot ihm an, unser Verhältnis wieder zu lösen, und er nahm den Vorschlag dankbar auf. So trat ich am 5. Mai, nach nicht ganz zwei Monaten, von der Redaktion wieder ab, allerdings um später in verschiedenen Formen wieder zu ihr zurückzukehren. Was mir die Sache besonders empfindlich machte, war, daß sich grade im selben Moment die Gründung eines Blattes vollzog, welches meine Gegner, im Volksmunde mit einer von mir erfundenen Bezeichnung „die Wohldenkenden" genannt, zur Bekämpfung meiner Zeitung ins Leben gerufen hatten, unter dem Titel der „Rheinischen Zeitung" (nicht zu verwechseln mit der in Köln unter gleichem Namen von Karl Marx herausgegebenen). An der Spitze der neuen Redaktion stand sogar ein alter intimer Freund von mir, Dr. Julius Creizenach, der ältere Bruder des bekannten Litteraturhistorikers Theodor Creizenach. Der ältere Bruder war einige Jahre älter als ich, ebenfalls Jurist und ein Mann von umfassender Bildung und ernstem Streben. Auch er hatte zu dem oben erwähnten engen, litterarisch angehauchten Kreis gehört, und wir hatten uns nahe aneinander angeschlossen, in täglichem Verkehr namentlich philosophische Studien getrieben. Wenige Monate vor Ausbruch der Februarrevolution hatten wir uns wegen eines ganz einfältigen Streites entzweit. Und nun tauchte der alte Kamerad an der Spitze der mir feindlichen Kohorte wieder auf. Sein Blatt, welches man nach heutiger Klassifikation nationalliberal nennen würde, hat nicht lange bestanden. Später, als ich in Paris lebte und er einmal dahin kam, versöhnten wir uns wieder, und merkwürdiger Weise gerieten wir uns — ohne aber persönlich auseinander zu kommen — von neuem bei dem großen

Meinungskonflikte der Jahre 1866 und folgenden wieder in die Haare. Während ich mit demselben Feuer wie ehemals für die Republik, für Preußen und Bismarck eintrat, wurde Creizenach ein unerbittlicher Großdeutscher. In wahrhaft herzlichen und tief in die Sache eindringenden Briefen ermahnte er mich, nicht für den freiheitsmörderischen Norddeutschen Bund einzutreten, ließ den abschreckenden Ruf von dem „ruere in servitium“ ertönen. Aber das machte bei allem Respekt, den ich vor dem älteren Freund hatte, keinen Eindruck auf mich, und ich habe das nie bereut. In die Wahl zwischen das damalige Großdeutschtum und die Partei des Norddeutschen Bundes gestellt, bin ich bis auf meine alten Tage Bismarck for ever, so viel ich es je gewesen. Julius Creizenach ist in den achtziger Jahren als Rat am höchsten Gericht in Darmstadt gestorben. Er hat eine Anzahl bemerkenswerter juristischer Arbeiten veröffentlicht, auch eine staatsrechtliche und nationalökonomische Abhandlung über die französische Tabaksregie. Ich zähle ihn unter diejenigen, denen ich wegen ihrer Anregung und Förderung ernsterer wissenschaftlicher Studien viel verdanke.

In der Nummer vom 5. Mai nahm ich Abschied von den Lesern der „Mainzer Zeitung“, indem ich ihnen des breiteren den Hergang der Dinge und mein Bekenntnis vortrug. In einer der nächstfolgenden Nummern widmete mir mein bisheriger Mitredakteur Karl Bölsche einen außerordentlich kameradschaftlichen, anerkennenden und liebenswürdigen Nachruf.

Für meine Teilnahme am öffentlichen Leben bedeutete diese Aenderung nicht viel. Die Agitation im Dienst der neugestifteten demokratischen Partei in der Stadt und Provinz einerseits, und andererseits das Frankfurter Parlament, bei dem ich mich als Reporter habilitierte, ließen meinem Drang nach Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten noch Wege genug offen. In den vorausgehenden Wochen hatte meine Schreiblust in vollstem Maß sich austoben können. Einen Tag um den andern habe ich im beflügelten Tempo meine Leitartikel zu Papier gebracht, manchmal in Ausdehnung von drei enggedruckten Foliospalten, die mir im Lauf von anderthalb Stunden unter den Händen herausströmten. Etwas Pause that mir nicht übel, wenn ich auch damals noch nicht empfunden habe, welche erschöpfende Arbeit

das Redigieren einer täglichen Zeitung ist, soll es mit Aufmerksamkeit, Hingebung und eigner Produktion betrieben werden, dieses nie stille stehende Rad, bei dem man nie zu der Empfindung kommt: Jetzt bist du fertig, weil im selben Augenblick die Sorge für die folgende Nummer einsetzt.

Ich war übrigens in so gutem Einverständnis mit Eigentümer und Redaktion aus der Zeitung geschieden, daß ich schon nach Wochenfrist als Outsider wieder einen Leitartikel mit meinem Namen unterzeichnet hineinsetzte, welcher der „Rheinischen Zeitung" in einem scharf gepfefferten Angriff zu Leibe ging. Er war charakteristisch für eine Polemik, die sich noch oft in Deutschland wiederholen sollte, nämlich die gerechte Abwehr gegen die unsterbliche Kategorie der „besten Männer", welche nie Reaktion sahen und für den Fall, daß Reaktion käme, derselben mit ihrem furchtbaren Widerstand drohen.

Außerdem fuhr ich fort — ohne Namen und Abzeichen — meine Beiträge in einer Sprache zu liefern, welche den Autor nicht unkenntlich zu machen suchte, insbesondere auch in den Berichten über den neu gegründeten demokratischen Verein, in den ich nun meine Hauptthätigkeit verlegte, sowie in meinen Sitzungsberichten aus der Paulskirche. Hier wie dort fand ich die Gelegenheit, mich für das politische Leben einzuüben und für alle Folgezeit den Grund zu legen.

Der demokratische Verein ward der Mittelpunkt für alle radikalen Elemente der Stadt und der nächsten ländlichen Umgebung und erfreute sich sowohl eines sehr starken Anhangs als sehr zahlreicher thätiger Mitarbeiter. Die Parteiorganisation, welche wir damals schufen, überlebte in ihrer Ueberlieferung die Reaktionszeit der fünfziger Jahre, und als ich nach achtzehn Jahren mit meiner Kandidatur für das Zollparlament unter ganz veränderten Umständen und in einer wesentlich anderen Richtung meinen Wahlfeldzug führte, waren es noch die Grundlagen jener alten Vereinsbildung und ihrer Methode, welche zu meinem Erfolg ein gutes Stück beitrugen und so mir die Früchte einer längst vergangenen Arbeit einbrachten, denn ich hatte damals von allen diesen Dingen einen beträchtlichen Teil übernommen.

Am 5. Mai hatte ich mich von der „Mainzer Zeitung" verab-

schiedet. Acht Tage später brachte dieselbe den Bericht über die konstituierende Versammlung des demokratischen Vereins, welche im Saale des „Frankfurter Hofs" abgehalten wurde. Dieses Lokal war sehr gut gewählt. Im zurückliegenden Hof eines in einer verkehrsreichen Straße stehenden Hauses befindlich, war der Saal geräumig, hoch und mit breiten Zuschauergalerien auf drei Seiten versehen. Er dient noch bis auf heutigen Tag zu solchen Zwecken. Bezeichnender Weise ging er nach eingetretener Reaktionszeit aus dem Besitz der Demokratie in den der Ultramontanen über, welche noch immer ihre großen Versammlungen dort halten. Im Verlauf der Zeit führten wir auch den Brauch ein, daß das weibliche Element Zutritt hatte, und dies war uns begreiflicher Weise für unsere Propaganda so nützlich wie angenehm. Die Damen saßen auf den vordersten Bänken, der Estrade des Vorstandes und der Rednerbühne zunächst. Aktiv beteiligten sie sich nicht an den Verhandlungen, aber ihre passive Assistenz leistete doch das ihrige. Mainz ist für die Schönheit seiner Bewohnerinnen mit Recht berühmt, und wir hatten ein gutes Kontingent derselben zu begeisterten Anhängerinnen. Auch etwas Toilette wurde für die Sitzungsabende nicht verschmäht, ganz unbeschadet des heiligen Ernstes, welchen diese Frauen und Mädchen, denn auch solche waren dabei, nach ihrer Art, in die Sache legten, und der nicht unwesentlich dahin mitwirkte den Sitzungen einen gewissen weihe- und würdevollen Charakter zu geben.

Ich war beauftragt worden, den Statutenentwurf zu machen, und hatte nun nach den ersten Formalitäten denselben vorzutragen. Zunächst aber hielt ich natürlich eine Einleitungsrede. Einige Sätze aus demselben mögen zur Charakteristik damaliger allgemeiner und persönlicher Stimmung hier aus dem Bericht angeführt sein, der übrigens nicht von mir verfaßt war.

Der Zweck des Vereins, so hieß es da, sei kein beschränkter, in Ausdehnung und Mitteln eng abgegrenzter; vielmehr erstreckt er sich weit, nämlich er habe nichts weniger im Auge als den Umsturz und die Reorganisation unserer ganzen politischen und sozialen Verhältnisse; unser politisches und soziales Leben, vor Hunderten von Jahren begründet, passe nicht mehr zu unseren heutigen Begriffen, namentlich nicht zu unserer Vorstellung vom Zweck des

Lebens. Ehemals hatte man diesen Zweck vorwiegend ins Jenseits verlegt, und die irdische Existenz nur als eine Vorbereitung dafür behandelt. Nunmehr gelte es aber umgekehrt, alles für das Diesseits einzurichten. Diesen Grundsatz mittels der Volkssouveränität durchzuführen, sei jetzt die Aufgabe. Manche seien nun hier der Ansicht, man dürfe nur eine historisch und langsam aus dem Volke selbst hervorkeimende Entwicklung dulden. Diese Auffassung rühre von Männern her, die gleich Akademikern des Fortschritts, diesem seine Grenzen vorschreiben und sagen wollen: bis hierher und nicht weiter! Aber, wenn wir allerdings nicht auf Jahrzehnte hinaus alle möglichen Eventualitäten unseres Beginnens ausrechnen könnten, — nun eben darum, weil wir dies nicht können, dürfen wir nicht länger zusehen. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Wir aber sagen: Wir sind reif; wir wollen nicht länger warten. Stürmischer, lang fortgesetzter Beifall. Am Schluß der Sitzung nahm Zitz das Wort zu einer großen Rede, in welcher er vor den Gefahren, die von dem noch in Frankfurt tagenden Bundesrat drohten, warnte; sein Aufruf zur Wachsamkeit gegen die Reaktion erweckte hohe Begeisterung.

In der wenige Tage darauf anberaumten Sitzung kam es alsbald zu sachlichen Verhandlungen, zu denen ich die Initiative ergriff. Die Anspielung, welche Zitz auf die Machinationen der alten Bundestagsversammlung gemacht hatte, knüpfte an einen eigentümlichen Vorfall an. Es war bekannt geworden, daß jene Körperschaft ihr Augenmerk vor allem darauf richtete, künftigen Übergriffen des demnächst beginnenden Parlaments vorzubeugen. In der Sitzung vom 4. Mai hatte ein Mitglied ein Promemoria verlesen, welches sich mit Vorschlägen dieser Art beschäftigte. Der Grundgedanke war der, daß ein regelrechtes Verfahren, um die selbständige Festsetzung der Machtgrenzen der konstituierenden Nationalversammlung in Sachen ihrer Kompetenz zu verhindern, schwer in Gang zu bringen sein möchte; daher die Klugheit eher gebiete, von seiten der Landesregierungen sich Einfluß auf die Wahlen zu verschaffen, damit eine denselben geneigte Mehrheit hervorgehe. Nun war es gar der großherzoglich hessische Geheime Rat, Herr von Lepel, welcher Urheber dieses unglücklichen Aktenstückes war. Dasselbe erregte natürlich überall den lebhaftesten Unwillen, zu-

mal aber in unserem Ländchen. In der Darmstädter Kammer wurde heftig interpelliert; Minister von Gagern desavouierte seinen Gesandten, der auch abberufen ward.

Noch ehe das alles aber geschehen konnte, machte ich den Vorgang zum Thema meiner Rede im Verein. Man kann sich denken, daß ich mit starken Ausfällen nicht karg war. Wenn ich jetzt die Reden und Artikel jener Zeit wieder ansehe, so erstaune ich selbst über die unbegrenzte Preß- und Redefreiheit, in deren Besitz wir damals uns ganz unbefangen gütlich thaten. Sie kann in der nordamerikanischen Republik nicht größer sein. Nichts vermag ein deutlicheres Bild von der Betäubung zu geben, welche damals die Regierungen und ihre Behörden paralysierte, als die unbedingte Sorglosigkeit, mit welcher deren Gegner sich Luft machen konnten, ohne daß es ihnen oder irgend jemandem einfiel, zu fragen, ob darin nichts Strafbares liege. Erst gegen Ende des Jahres, als der Umschlag schon stark vollzogen war, besannen sich die Staatsanwälte, und es traten Verfolgungen ein, doch wenigstens bei uns nicht wegen der in der Zeit der faktisch anerkannten Lizenz gesprochenen oder geschriebenen Verstöße. So konnte ich in jener Rede ausrufen: „Mitbürger! Wäre ich im Fünfziger-Ausschuß gewesen (dies war die vom Vorparlament dem Bundestag zur Seite gesetzte permanente Kommission), so hätte ich beantragt, folgenden Beschluß zu fassen: In Erwägung, daß jedes Wort des Promemorias das Gepräge des Betrugs am deutschen Volke trägt, aus diesen Gründen erklärt der Ausschuß dasselbe für ein elendes Bubenstück und die, welche daran teilgenommen, für eine Bande von Verrätern an der Freiheit der Nation (Endloser Beifall)." Auf meinen Antrag wurde dann eine Adresse an die konstituierende Versammlung beschlossen, die verlangte „jenes Machwerk und die, welche daran teilgenommen, der Verachtung der Mit- und Nachwelt zu überantworten."

Um den richtigen Maßstab an die Denk- und Ausdrucksweise jener Tage zu legen, müßte man sich vergegenwärtigen, welches das Durchschnittsmaß der Sinnesart auch bei gemäßigten Liberalen war. So finde ich z. B. in der „Mainzer Zeitung" vom 18. Mai 1848 die Notiz, daß in die zweite hessische Kammer für die Stadt Mainz der Advokat Herr Görz gewählt worden, daß

derselbe ein gesinnungstüchtiger, gemäßigter Republikaner sei. Dieser Herr Joseph Görz, der bei meiner Kandidatur im Jahre 1868 mich aufs wärmste unterstützte, war damals und seitdem immer seiner ganzen Natur nach ein sehr gemäßigter Nationalliberaler. Er ward im Verlauf seiner höheren Jahre Präsident der hessischen Kammer und des höchsten Gerichtshofes. Wenn er 1848 als gemäßigter Republikaner bezeichnet werden konnte, so mag man sich leicht erklären, wie die Jüngsten und am wenigsten Gemäßigten beschaffen waren.

Zur unbedingten Lizenz der Rede und Presse wirkte ohne Zweifel auch der Umstand mit, daß bei dem unmittelbaren Übergang aus der Praxis der Zensur in die der Freiheit der Gedanke an eine strafgesetzliche Grenze nicht aufkam. Man hatte keine Gelegenheit gehabt, mit dieser Klippe des öffentlichen Auftretens Bekanntschaft zu machen, und deshalb ganz übersehen, daß sie zu berücksichtigen sei. Nicht bloß den Politikern ging es so, sondern auch den Behörden.

Mit der Eröffnung des Frankfurter Parlaments begann nun ein neuer Abschnitt für mich. Ich übernahm die Berichterstattung für die „Mainzer Zeitung". So fing meine Schulung für eine zwanzig Jahre später zu betretende Laufbahn ganz rationell mit der Vorstudie des Reporters an.

O, wie gut hatten wir es, wenn ich dies Leben vergleiche mit dem der Kollegen im heutigen Berlin. Wenn nicht alle, so doch die, welche sich einige Begünstigung erobern konnten, saßen in einer Reihe von Zuhörer-Logen, die sich ebner Erde um den Kreis der Abgeordneten gürtelförmig herumschlangen. Wir hatten also zunächst Ohr und Auge gar nicht anzustrengen. Das ist schon ein gewaltiger Vorteil für die Berichterstattung. Dazu kam, daß wir, nur durch die Logenbrüstung von den Abgeordneten getrennt, in aller Bequemlichkeit mit denselben sprechen konnten. Meine Loge lag noch dazu auf der äußersten Linken, so daß auch die Volksvertreter meiner Farbe stets zur Hand waren, um Gedanken auszutauschen. Mein Nachbar war ein Herr Starklof aus Oldenburg, ein seiner Zeit ziemlich bekannter Schriftsteller, der später durch Selbstmord endete. An der andern Seite war

mein Nachbar August Lewald, der Herausgeber der „Europa", ein vor 1848 sehr einflußreicher und vielfach thätiger Autor. Er trug eine Tiroler Joppe, was damals etwas auffallender war als heute. Hinter uns dreien saßen keine Reporter, sondern stammgastliche Damen, mit denen wir natürlich sehr bald uns zu einer kleinen Gemeinde zusammenschlossen. Es waren die Frauen der Abgeordneten Günther, Robert Blum und Wesendonck, die beiden letzteren jung und anmutig; Blums Marie eine frische, rundliche Blondine; Frau Wesendonck eine elegante, schlanke Rheinländerin. Die Strapazen des Berichtens waren unter so behaglichen Umständen sehr gut zu ertragen.

Das ganze parlamentarische Leben in der Paulskirche und um sie herum trug einen etwas schlaraffigen Zug. Es wurde stark der Hof gemacht und nicht übel geschlemmt. In der Paulskirche gab es keine Restauration, aber ganz in der nächsten Nähe war ein Konditor, Knecht mit Namen, für seinen Kuchen berühmt, dem stark zugesprochen ward. Keinen hab' ich so regelmäßig da getroffen, wenn ich hinkam, als den Turnvater Jahn mit seinem schwarzen Großvaterhauskäppchen auf dem ehrwürdigen, lang bebarteten Haupt. Der Charakter Frankfurts und eine Art heitere Aufgeschlossenheit, welche anfangs das Ganze schon wegen seiner Neuheit beherrschte, gab der ganzen Atmosphäre eine Art Feststimmung. Die Witze, die Karikaturen nahmen mehr Raum ein, als der Situation entsprach. Es lag ein Vorgeschmack von Selbstironie darin, von übler Vorbedeutung. Mein Eindruck von der ersten Sitzung trug die Spuren dieser Wahrnehmung. Obwohl ich niemals das Pathos liebte und alles, was zur feierlichen Maskerade neigte, mich abstieß; obwohl ich mit dem im Lauf der Wochen eher verstärkten als abgeschwächten Zweifelmut an die Eröffnung des Parlaments herantrat, verletzte mich die trockene, nüchterne Formlosigkeit, mit welcher eine immerhin welthistorische Handlung eingeweiht wurde. Zwischen dieser Abwesenheit von Formensinn und einem Uebermaß theatralischer Inszenierung, welche bei romanischen Völkern in solchen Dingen Platz greift, liegt eine richtige Mitte, welche deutschen Parlamenten zur Beherzigung empfohlen werden könnte. Sie würden auch ihren Nutzen daraus ziehen, indem ihnen in den Augen der Umgebung und besonders der mit

ihnen konkurrierenden Gewalten eine gewisse Zubuße an äußerem Respekt daraus erwüchse. Es ist ja richtig, daß die thatsächliche Macht einer Körperschaft nicht in Widerspruch mit den Formen ihres Auftretens stehen darf; und in diesem Punkt ist die Innenseite der parlamentarischen Machtstellung bei uns von so zweifelhafter Konsistenz, daß ein zu majestätisches Gebahren die Ironie herausfordern würde. Aber etwas mehr Sinn für eine der immerhin bedeutenden Stellung nach außen entsprechende Form des Auftretens wäre sicher auch im deutschen Reichstag wohl am Platze. Das meiste hängt von dem Präsidium ab. Ich habe nur zwei Männer gekannt, welche dieses zugleich in der Würde des Auftretens gebührend zu repräsentieren verstanden: in der Paulskirche Gagern und im Reichstag zu Berlin Simson. (Bei der Eröffnung in Frankfurt fungierte noch nicht Gagern, sondern ein Alterspräsident.) Alle anderen machten die Sache so, daß sie einen ordinären Charakter trug, den ich mit keinem Worte passender zu bezeichnen wüßte, als was man familiärer Weise: „Kommiß" zu nennen pflegt. Der Schlimmsten einer war darin der sonst so vortreffliche Forckenbeck. Sachlich war er vielleicht der beste Leiter der Versammlungen, und wenn es auf Wahrung ihrer Rechte ankam, der schärfste. Aber die Natur hatte ihn für seine ganze Person in allem, was mit dem Sinn für Äußerlichkeit zusammenhängt, so stiefmütterlich ausgestattet, wie wenige Sterbliche, ein Mangel, der um so stärker auffallen mußte, als Forckenbeck mit einer prächtigen, wie zum Repräsentieren geschaffenen Körperlichkeit ausgestattet war. Die Nemesis sorgte dann auch dafür, daß der Nachfolger, welcher vor versammeltem Reichstag seines Todes zu gedenken hatte, diese Pflicht im weiheloseſten Aktuarston erfüllte. Mit noch einem oder zwei obskuren Kollegen, die in derselben Zwischenzeit gestorben waren, wurde einfach und trocken der Name des Mannes heruntergeschnurrt, der eine Reihe von Jahren an der Spitze des Hauses gestanden hatte und eine Zeitlang mit seinem hohen Amte verwachsen zu sein schien. In keinem andern Lande der Welt wäre so etwas denkbar. Aber in keinem andern Lande wäre es auch freilich denkbar, daß der Präsident der Volksvertretung eines großen Reiches bei den solennsten öffentlichen Feierlichkeiten, wie beispielsweise bei der Einweihung des National-

Denkmals auf dem Niederwald, sozusagen im Angesicht aller Völker der Kulturwelt, in der abgelegten Uniform eines Majors der Landwehr figurierte.

Dieser Zug ist charakteristisch für das ganze öffentliche Leben in Deutschland. Hier kommt zu dem Mangel an Formensinn noch die sichtbare Unterordnung der bürgerlichen Existenz unter die militärische zur Anschauung. Diese Unterordnung, die sich gleichfalls im Hofzeremoniell spiegelt und natürlich am Hofe Wilhelms I. sich der höchsten Legitimität erfreute, trägt das ihre zu der schwächlichen Stellung der Volksvertretung auch nach außen hin bei.

Wenn schon Fürst Bismarck, namentlich zur Konfliktszeit und später, als er mit widerspenstigen Mehrheiten im deutschen Reichstage zu thun hatte, es oft für zweckmäßig hielt, die Versammlungen despektierlich zu behandeln, so kann man ihm doch nicht vorwerfen, daß er grundsätzlich dahin neigte, sie äußerlich herabzudrücken. Ein durchgehender Zug seiner praktischen Weisheit bestand darin, in allen Dingen soviel Sehnen als möglich an seinem Bogen zu haben. Er konnte auch in die Lage kommen, einmal einen imposanten Reichstag gegen irgend eine andere Potenz im Staate zu brauchen, und auch dafür durfte die Möglichkeit nicht abgeschnitten werden. Und wie wußte er, wenn die Gelegenheit es verlangte, den höheren Ton anzuschlagen. Auch im Takt war der innerlich so ungebundene, für die von ihm in die deutsche Sprache eingeführte Wurstigkeit berühmte Mann ein unübertroffener Meister, wenn es ihm darauf ankam. Wie konnte er z. B., wenn es galt, dem Ausland eins hinters Ohr zu schreiben, den Grundton der parlamentarischen Öffentlichkeit hinaufstimmen. Wie vollendet war, bis ins kleinste hinein, sein oratorisches Auftreten, als er den Tod Kaiser Wilhelms verkündete. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß ein guter Staatsmann auch etwas von einem guten Schauspieler haben müsse. Im Grunde gilt dies von allen, die mit der Öffentlichkeit zu thun haben. Nur darf es kein merkbares Komödiantentum sein. Dagegen das grundsätzliche Verachten der Form, wie man es in Deutschland bewußt und unbewußt bei sehr tüchtigen Männern oft findet, bewegt sich auf einer falschen Fährte.

Welche Mühe hat es gekostet, bei dem neuen Gerichtswesen den Talar durchzusetzen. Manche meiner besten Freunde waren grimmige Gegner dessen, was sie als einen Mummenschanz verachteten. Der weltkluge Windthorst dagegen stimmte ganz mit mir zu gunsten der Sache überein.

Wir könnten noch manche Verbesserung nach dieser Richtung hin brauchen.

So verletzt es mich jedesmal, wenn ich einer Ziviltrauung beiwohne, daß der Akt vielfach mit einer empörenden, geradezu salopp zu nennenden Formlosigkeit vollzogen wird. Nachdem das Gesetz einmal den Nachdruck auf die Handlung vor dem Standesamte verlegt hat, sollte dieselbe doch einigermaßen den Charakter des Feierlichen an sich tragen. Selbst für die, welche die kirchliche Trauung als die Hauptsache ansehen, hätte eine anstandsvolle bürgerliche Trauung nichts Unangenehmes. Aber die Sache wird meistens so gehandhabt, als sei es die Aufgabe, dem kirchlichen Element gegenüber das rechtliche möglichst tief hinabzudrücken.

Das komischste, was mir im Punkt der Formverachtung begegnet ist, erlebte ich, als ich zum erstenmal nach achtzehn Jahren wieder einer politischen Versammlung in Deutschland beiwohnte, und es mutete mich unter diesen Umständen natürlich um so seltsamer an.

Es war im Frühsommer 1867, als nach Stuttgart eine Versammlung süddeutscher Notabeln ausgeschrieben war, die sich wegen der kommenden Dinge verständigen sollten. Das Zollparlament stand damals am Horizont. Ich ergriff gern die Gelegenheit, um meinen Platz auf dem neu eröffneten Kampffelde auch in Person zu markieren, nachdem ich mit der Feder bereits eingegriffen hatte. Gehobener Stimmung und erwartungsvoll betrat ich den Saal, in dem ich mich nach so langer Zeit wieder auf heimischem Boden, wieder wie ehedem mit bedeutenden Gesinnungsgenossen zu gemeinsamer Aktion zusammenfinden sollte. Die Glocke des Beginnens ertönt, und der provisorische — später auch definitiv gewordene — Präsident Hölder erhebt sich. Und was vernehme ich? — Die Weisheit der Geschäftsleitung verlange vor allem, daß man sich über das Wirtshaus einige, in welchem man

am Abend nach erfüllter staatsmännischer Pflicht sich bei Bier und Wein des Lebens freuen könne. Ob jemand außer mir sich an dieser Eröffnungsfeierlichkeit gestoßen hat, ist mir nicht bewußt geworden. Herr Hölder hat später als zweiter Vizepräsident des Reichstags seine Funktionen mit eben derselben Grazie versehen. Wie er es als erster Präsident der württembergischen Kammer gehalten hat, weiß ich nicht. Doch wird es schwerlich anders gewesen sein.

Was den Verhandlungen in der Paulskirche ihren besonderen Ton gab, war die aktive Mitbeteiligung der Zuhörer auf der Galerie. Natürlich trug das nicht zur Erhöhung der Würde und Feierlichkeit bei, aber es hinderte doch, daß die Sache gar zu ledern verlief. Man kann wirklich hier den trivialen Ausdruck anwenden, das Mitspielen des Publikums brachte doch etwas Leben in die Bude, und da die Galerie selbstverständlich auf Seiten der fortgeschrittensten Parlamentarier war, so empfanden wir Anhänger derselben das noch besonders angenehm. Es wurde aus Leibeskräften applaudiert und gezischt. Dies Verhältnis zwischen Volk und Volksvertretung führte sogar einmal zu einer mehrtägigen stürmischen Debatte, einer der heftigsten, deren ich Zeuge gewesen.

Während der Tage, da die Frage der provisorischen Spitze des Reichs verhandelt wurde, wegen deren Gestaltung die Gegensätze zwischen Monarchisten und Republikanern am wildesten gegeneinander prallten, hatte der als Hamburger Republikaner besonders monarchisch gesinnte Abgeordnete Heckscher, eine bissige und sarkastische Advokaten-Natur, einen Antrag der äußersten Linken als vor Allem wohlgefällig für die Galerie und zu deren Freude bestimmt bezeichnet. Nun brach von dieser Seite natürlich eine Entrüstung los, die zu beschwichtigen weder dem Präsidenten noch dem Urheber des Skandals gelingen wollte. Es dauerte zwei Tage, bis die Sache beglichen war.

Außer mit Fröbel hatte ich seit dem Vorparlament noch keine persönliche nähere Berührung mit den einzelnen Mitgliedern der Linken selbst. In Frankfurt wohnte ich mit zwei Landsleuten zusammen, welche dem Parlament angehörten. Der eine war Zitz, der zweite war ein Präsident Mohr, welcher auch in der

Rheinprovinz gewählt war. Wir hatten uns eine sehr hübsche und elegante gemeinsame Wohnung auf dem Hirschgraben, dicht neben dem Goethehaus, ausgesucht.

Mohr war eine Figur, wie sie vor einem halben Jahrhundert in unserer Provinz nicht ganz selten war. Daselbst geboren, war er als junger Mann in die Napoleonische Armee eingereiht worden und hatte als Lieutenant den ganzen spanischen Feldzug mitgemacht; davon war ihm, in seiner hohen Gestalt, eine stramm militärische Haltung geblieben. Auf einem kräftigen, aber eher knochigen als wohlgenährten Körper saß ein schöner, starker Kopf, nach antikem Muster geschnitten, mit wallendem grauen Haupthaar und Bart, und das Ganze bekam noch einen der Klassizität nicht widersprechenden Anstrich dadurch, daß Mohr, seitdem er pensioniert war, das Leben eines Landmannes führte, und die militärische Haltung, besonders aber der römische Kopf mit einer biederen rustikalen Patina überzogen war. Nach dem Pariser Frieden war der Offizier, wie manche damals thaten, aus der Armee zur Justiz übergetreten und im Lauf der Zeit bis zum Präsidenten aufgestiegen. Seine liberale Gesinnung hatte ihm dann die Entlassung mit vollem Gehalt eingetragen, was damals noch gesetzlich möglich war. Uebrigens soll der freiheitliebende Mann, wie man im Justizpalast erzählte, zur Zeit, als er noch Untersuchungsrichter war, ein ziemlich tyrannischer Inquisitor gewesen sein. Freilich nach dem Geist, der an französischen Gerichten herrschte, kein ungewöhnlicher Fall. Zur Zeit, als ich Mohr kennen lernte, lebte er als Patriarch, wenn auch als kinderloser, mit seiner vortrefflichen Frau auf seinem Gute in Ober-Ingelheim zwischen Mainz und Bingen, besonders der Pflege seiner Rosen in seinem großen Garten gewidmet. Er hatte sich auch der deutsch-katholischen Bewegung angeschlossen, und in der ganzen Gegend ringsumher galt er als das unbestrittene Oberhaupt für alle liberalen Bestrebungen in Staat und Kirche. Er war ein schlichter, freundlicher Mann, dabei nicht ohne Würde. Der Typus solcher wohlhabender, gebildeter, von einem politischen Geist kerniger Unabhängigkeit beseelter Männer war dazumal in dem ländlichen Teil der mittelrheinischen Provinzen, in Rheinpfalz, Rheinhessen, Nassau keine seltene Er-

scheinung und manches erinnerte noch in den sechsziger Jahren an diese Gestalten. In dem Landstädtchen Ober-Ingelheim und seiner nächsten Umgebung hatten sie sich, vielleicht auch dank der von Mohr gegebenen Richtung, ziemlich zahlreich zusammengefunden, besonders die Ärzte lieferten einige wackere Mitarbeiter, daneben Ökonome, Notare, Pfarrer, Gerichtsbeamte. Es bildete sich ein Kern daraus, welcher gerade diesen Winkel des Ländchens zu einem Stammsitz eines robusten liberalen Geistes machte, der auch heute noch nicht ausgestorben ist, wennschon die gegen Ende der siebenziger Jahre hineingekommene Spaltung „für oder gegen Bismarck" störend eingegriffen hat.

Als ich nach der Schaffung des Norddeutschen Bundes meine politische Thätigkeit auf dem lieben alten Boden wieder aufnahm, wachten alle die schönen Reminiszenzen jener Achtundvierziger Zeit wieder auf, und die Nachfolger des inzwischen verstorbenen Präsidenten Mohr wurden meine besten Bundesgenossen. Noch will ich bemerken, daß diesem von solchen Ansehen getragenen Mann jede Beredsamkeit abging. Es war peinlich, seinen stockenden und ungeordneten Vortrag anzuhören. In der Paulskirche hat er nie gesprochen.

Im Lauf der nächsten Wochen kam ich natürlich persönlich den Abgeordneten der Linken näher. Ich will die nennen, zu denen sich meine Beziehungen mehr oder weniger bleibend oder intim gestalteten. Unter den älteren waren es besonders Johann Jacoby und Arnold Ruge. Beide sind bekannte Figuren aus jener Zeit und der ihr vorangegangenen Periode. Jacobys Bekanntschaft hatte ich zur Zeit des Vorparlaments gemacht. Er ward dann Mitglied des Fünfziger-Ausschusses behufs Berufung der National-Versammlung und blieb in Frankfurt, bis er Ende Juni in die Preußische Nationalversammlung in Berlin eintrat. Unser Verhältnis befestigte sich besonders dadurch, daß ich in seinem Auftrag die parlamentarische Berichterstattung für die „Königsberger Hartung'sche Zeitung" neben der für meine Mainzer übernahm.

Es umgab ihn die Glorie des großen Eindrucks, welchen vor Jahren (1841) seine Vier Fragen eines Ostpreußen auf ganz Deutschland gemacht hatten, umsomehr als auch unablässige

politische Verfolgungen noch ein übriges thaten, um den Ruhm des Mannes zu erhöhen. Es war die Zeit, wo die höheren Preußischen Tribunale oftmals die von den niederen Instanzen gefällten Verurteilungen wieder aufhoben. Die Erscheinung und das Auftreten des Mannes hatte etwas zur Verehrung Einladendes. Das nichts weniger als schöne Gesicht hatte scharfe, bedeutungsvoll geschnittene Züge. Man sah ihm die jüdische Abstammung an, aber im Ausdruck über das Rassengepräge durch Objektivität hinausgehoben. Das ganze Wesen atmete eine eigentümliche Mischung von Charakterfestigkeit und Milde. Seine besondere Vorliebe für die spinozistische Philosophie hatte etwas von dem Widerschein der Vorstellung, die man sich von dem portugiesisch hebräischen Weltweisen macht. Es gab Leute, die wissen wollten, er sei eitler, als man denken sollte, und seine Beziehungen zu dem ihm anbetend zugethanen schönen Geschlecht seien nicht so unweltlicher Natur. Ich habe im Leben immer gefunden, daß mit keiner Verdächtigung leichtsinniger umgesprungen wird, als mit der der Eitelkeit. Einer in ihren unendlichen Spielarten so schwer definierbaren und so weit verbreiteten Eigenschaft ist schwer beizukommen, und wenn sie einem auch gegen allen Anschein zugeschrieben werden soll, so bleibt immer die Zuflucht, daß sie, weil so tief sitzend, auch ganz im Innern des Beschuldigten verborgen sei. Von Jacoby kann ich aus eigener Beobachtung nur sagen, daß ich in ihm immer den Mann seines Wortes fand. Wie er redete, so handelte er im größten wie im kleinsten. Es war nirgends der geringste Abstand, aus dem man einen Widerspruch hätte ableiten können. Sein Benehmen war, bei aller Unbeugsamkeit, unter Umständen Schroffheit der Grundsätze, ein überaus bescheidenes und verbindliches. Ich hatte etwas später, im Herbst des folgenden Jahres, da wir uns als Flüchtlinge in Bern begegneten, noch die Freude eines fortgesetzten Umgangs. Er wollte mich damals, weil ich mit meiner Juristerei im Ausland nichts anzufangen wußte, bestimmen, mich auf sein Fach, die Medizin, zu werfen. Äußere Bedenken hielten mich davon ab, seinem Rat zu folgen, obwohl ich starke Lust dazu hatte und später manchmal bereute, es nicht gethan zu haben.

Von der Peinlichkeit seines — soll ich sagen unabhängigen — Sinnes ist mir ein drolliges Beispiel in Erinnerung geblieben.

In Bern wohnte ich mit einem Kameraden zusammen, und da wir beide auf sparsamen Haushalt angewiesen waren, so ließen wir uns von der Vermieterin unseres einzigen gemeinsamen Zimmers auch das Mittagessen bereiten. Eines Tages rühmten wir Jacoby unsere wohlfeile Kost und baten ihn, sich einmal bei uns zu Gast zu laden. Gesagt, gethan. Mein Jacoby erschien, beteiligte sich fröhlich an unserem frugalen Mahle, blieb noch ein Stündchen zum Plaudern da, und dann, im Begriff sich zu erheben, zog er sein langes, dünngefülltes, grünes, gehäkeltes Geldbeutelchen heraus und zählte die paar Rappen des ihm früher genannten Kostpreises auf den Tisch. Alles Protestieren half nichts. Er habe sich selbst und stillschweigend nur unter dieser Bedingung eingeladen. Er nahm Hut und Stock, und uns blieb nichts übrig, als die Schadloshaltung einzustreichen.

Es war das gerade in den Tagen, wo die Frage brennend wurde, ob er sich den preußischen Gerichten wegen der gegen ihn erhobenen Anklage des Hochverrats stellen sollte. Da wir alle uns in ähnlicher Lage befanden, so schien nichts natürlicher, als daß er es machte, wie die anderen, und ruhig da blieb, ohne die Gefahr einer harten Verurteilung zu laufen, und das ward ihm von allen Seiten zu Gemüte geführt. Aber er verlor kaum Worte darüber, sondern bedeutete uns einfach, er werde hingehen und sich stellen. So that er auch, und man weiß, wie glänzend ihm sein Entschluß belohnt wurde, als die Königsberger Geschworenen ihn, nachdem er noch eine Zeitlang in Untersuchungshaft gehalten worden war, unter dem Jubel seiner Mitbürger freisprachen.

Später fand ich ihn zum erstenmal wieder bei der Einweihung des Heinrich-Simon-Denkmals am Wallensee in der Schweiz. Er war noch ganz der alte. Und endlich fanden wir uns in Berlin zur Zeit des Norddeutschen Reichstags wieder. Damals standen wir freilich in getrennten Lagern. Er war der streng prinzipielle Gegner der Bismarckschen Politik geblieben. Unsere persönliche Begegnung litt nicht viel darunter. Aber

etwas Befangenheit mußte der so ganz verschiedene Standpunkt doch als Schatten darauf werfen.

Nicht so erging es mir mit Arnold Ruge, denn wir sollten in der Folge der Zeiten immer uns auf der gleichen Linie bewegen. Auch er war, als ich ihn persönlich kennen lernte, viel älter als ich und auch kein Unbekannter. Nicht der Nimbus Jacoby's schwebte um sein Haupt, das auch für Nimbus gar nicht geschaffen war; allein ich war schon als Student in Gießen ein eifriger Leser seiner Halleschen Jahrbücher gewesen. Sein munteres, fideles Wesen zog mich um so mehr an, als sein kaustischer Humor sich in philosophischen Wendungen gefiel, die meinem damaligen Geschmack entgegenkamen. Da ich vor dem geaichten Hegelianer gebührenden Respekt hatte, so störte mich die unverfrorene Selbstbewußtheit seiner Aussprüche nicht, besonders da sie im Tone lockerer Bonhomie vorgebracht wurden. Seine Physiognomie war die eines echten blonden Pommern, halb Schulmeister, halb Unteroffizier. Seine liebenswürdige, gutmütige Frau war beinah immer in seiner Gesellschaft. Obwohl er zwanzig Jahre älter war als ich — hatte er doch schon 1830 mitgemacht und sechs Jahre Festung hinter sich! — so kamen wir doch sehr bald auf den Fuß des vertraulichen „Du", mit dem übrigens im Jahre 1848 nicht geknausert wurde. Wir blieben ihm auch später treu. Mit Jacoby war ich nie in diese Versuchung gekommen.

Wieder eine ganz verschiedene Gestalt war Ludwig Simon von Trier, ein junger Mann, der damals außerordentlich schnell beliebt und berühmt wurde, aber später sich nur noch wenig und nur vorübergehend bemerkbar machte. Er war Advokat und mit einer südlich gearteten sprudelnden Beredsamkeit geboren. Ich bin im Lauf der Jahre oft zu der Vermutung hingeführt worden, daß in jenen Gebieten des Mosellandes Elemente nicht germanischen Ursprungs sitzen geblieben sein müssen, ob wallonischen, keltischen oder romanischen Ursprungs; das zu bestimmen müßte ich den schädelmessenden Völkerkundigen überlassen. Ich habe aber Individuen von derselben Beschaffenheit aus jener Gegend und zwar beiderlei Geschlechts, beobachtet, die ebenso wie Simon

in der äußeren Erscheinung wie in ihrem Temperament vom germanischen Typus stark abwichen.

Der junge Redner, dessen Name als Simon von Trier, im Gegensatz zu seinem Namensvetter Heinrich Simon von Breslau, bald in aller Munde war, hatte zunächst von Mutter Natur eine gar wohlgefällige Ausstattung erhalten. Zwar eher klein zu nennen, war seine Gestalt ebenmäßig gefügt und in allen Gliedmaßen fein und zierlich durchgeführt. Auf kräftigen, nicht zu breiten Schultern saß ein von üppigem, beinah schwarzem Haar bewaldeter runder Kopf, aus dem unter dunklen, schön geschwungenen Brauen ein paar überaus freundliche und helle, große, intensiv blaue Augen herausleuchteten. Den anmutigen, etwas kirschenförmigen Mund umrahmte ein prächtiger, in mäßigen Dimensionen gehaltener Bart. Dazu ein Organ vom vollklingendsten Metall, und eine fröhliche, ehrliche, feurige Seele. Man kann sich denken, daß ihm die Herzen leicht zuflogen; besonders die weiblichen stürzten sich auf ihn, und ich glaube, sie hatten nicht oft Gelegenheit, eine so gute Beute zu machen. Denn er war in diesem Punkt, wie in den meisten, von rührender Naivetät.

Seine natürliche Beredsamkeit ruhte auf einer ebenso merkwürdigen wie einfachen Unterlage. Er hatte außer seiner Gymnasialbildung und Jurisprudenz sehr wenig gelernt; ich habe selten in dieser Sphäre einen so unbelesenen Menschen gekannt. Böse Zungen erzählten, er habe im Exil zum erstenmal eine Geschichte der französischen Revolution gelesen. Dafür hatte er in seinem Gehirn einen dialektischen Apparat, der alles, womit er in Berührung gesetzt ward, sofort logisch zerkleinerte und synthetisch wieder aufbaute. Das Wunderbare daran war, daß er nicht einmal irgendwelche philosophischen Studien gemacht hatte. Nur die Hegelschen Formeln, welche noch in der Luft herumschwirrten, hatte er sich instinktiv angeeignet, und sie waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen. So blieb er sein Lebenlang. Als er nach vielen Jahren, während deren ihn ein chronisches Unterleibsleiden zur Unthätigkeit verurteilt hatte, sich entschloß, nach einem Broterwerb zu greifen und demzufolge ganz als Neuling eine Stelle in einem kleineren Pariser Bank-

geschäft antrat, war er nach einigen Monaten schon im stande, sich seine eigene Metaphysik des Wechselkurses in herzstärkender Weise zurecht zu legen. In ähnlicher Weise arbeitete er für seinen nie ganz von den Nachwehen der Krankheit frei gewordenen Magen eine diätetische Logik aus, nach der er pedantisch lebte.

Wie verschieden entwickeln sich dieselben Anlagen.

Auch Fröbel, wie ich oben ihn schilderte, war ein wesentlich konstruierender Verstand. Aber er verzehrte ungezähltes Material aus allen Regionen des Wissens und Schauens, und seine Konstruktionen waren daher immer in wechselnder fruchtbarer Bewegung, die sich dem Gang der Ereignisse assimilierte.

Bei Simon blieb der eigene Apparat die Hauptsache, der sich mit ganz wenigem als Nahrung begnügte, und daher immer sich um sich selber drehte, ohne von der Stelle zu kommen.

Beide glänzende Koryphäen des kurzen Freiheitslenzes, eng verbrüdert. Dann treibt es den einen, nachdem ihm durch seine wunderbare Gewandtheit dem Standgericht des grimmen Windischgrätz seinen Kopf abzudisputieren gelungen, durch Nord- und Mittelamerika auf die abenteuerlichsten Wege, wo er mitten unter dem buntesten Wechsel der Beschäftigung weltverbindende Pläne entwirft, so mit prophetischem Blick mir von Honduras aus in seinen Briefen voraussagt, hier eher als in Panama sei der Weg der Zukunft vom Atlantischen Ozean ins Stille Meer. Hierauf kehrte er nach Europa zurück, wird da Emissär des ultramontanen großdeutschen Österreich, steuert von diesem Ufer wieder an das Bismarckisch-Preußische hinüber, um schließlich in Asien und Afrika als Konsul des neuen Deutschen Reichs seine Laufbahn abzuschließen.

Während derselben Zeit arbeitet sich der andere ehemalige Gefährte langsam in die Handgriffe eines kleinen Bankgeschäftes ein, und gründet danach noch ein viel kleineres für eigene Rechnung; zieht sich schließlich mit einem sehr bescheidenen Vermögen ins Privatleben zurück und heiratet eine hübsche Wirtstochter (der andere holt sich in zweiter Ehe in Zentralamerika eine bayerische Gräfin aus großem Hause), mit der er bis an sein vorzeitiges Ende, Anfang der siebziger Jahre, ein stilles Häuschen am Genfer See bewohnt.

In seinem politischen Verhalten ist er dem Programm von

1848 mit Herz und Verstand unverbrüchlich treu geblieben. Er war nicht mit mir einverstanden, als ich 1867 ins Bismarcksche Lager ging. Aber er nahm mirs nicht übel. Schwerer dagegen behandelte er den Fall von 1871. Er verurteilte die Einverleibung von Elsaß-Lothringen und alle die, welche diese Politik mitmachten. Als wir uns damals wiedersahen, ließ er mich empfinden, daß dies doch unserer langen Freundschaft einen Stoß gegeben, wenn schon noch genug übrig geblieben war, daß wir nach ein paar Stunden gleichgültiger Unterhaltung zum Schluß mit warmem Händedruck schieden. Nicht lange darauf sollte er zur ewigen Ruhe sich niederlegen auf jenem schönen Kirchhof von Montreux, an dem ich damals von ihm Abschied genommen.

Moritz Hartmann, in vielen Stücken sein Gleichgesinnter, hat ihm den verklärenden Spruch aufs Grab gedichtet:

„Da starb ein Braver — still, fast unbeweint,
Als ein verlorner Posten und vergessen,
Ausharrend treu und hingestreckt, indessen
Schon ferne ziehen Freund und Feind —
Die Weltgeschichte selbst — auf neuen Bahnen
Mit neuem Losungswort und neuen Fahnen."

1872.

Es ist ein eigenes Ding um Freundschaft und politische Sinnesgemeinschaft. Ich habe auf diesem Gebiete mancherlei zu erfahren Gelegenheit gehabt. Im Jahre 1866 namentlich kam es mit einigen der besten alten Kameraden zum harten Anprallen. Ich selbst blieb von der Seite des Gemütes immer unempfindlich für solche Divergenzen, aber oft ohne Gegenseitigkeit. Am unausstehlichsten waren mir immer solche, welche ihr tiefes Weh über den gefallenen Freund in priesterlichem Abscheu zu erkennen gaben. Es waren in der Regel die unbedeutendsten. Ja, ich habe sogar diese Erfahrung in dem Verhältnis zu meinen französischen Freunden nach dem Krieg gemacht, allerdings nur bei wenigen, ein Zeichen, daß ich nicht schlechte Wahl getroffen hatte. Nur ein einziger zog sich unter das Zelt des nationalen Grolls zurück, und ich kann auf Gewissen sagen, daß er der mindestwertige von allen war. Das stille persönliche Urteil ist eben in der Welt so viel freier und besser als alles, was mit der Öffentlichkeit zusammenhängt. Wenn ich bedenke, wie brutal seit jener

Zeit bis auf den heutigen Tag der Zorn über einen unglücklichen Feldzug auf das Urteil über die persönlichen Eigenschaften der Individuen übertragen wurde, und wie anders die Sache sich in meinem Privatverhältnis zu gebildeten Menschen gestaltete, so tritt mir daraus mit am deutlichsten hervor, wie viel größer der Prozentsatz an Dummheitselementen in der öffentlichen Atmosphäre eines Landes ist, als in der privaten.

Nur die Klugheit und Ehrlichkeit, welche die Menschen in ihren Privatangelegenheiten anwenden, erhält die Welt und treibt sie vorwärts; dank ihnen ist auch die öffentliche Dummheit nicht im stande, die Welt zu Grunde zu richten oder rückwärts zu treiben. Auf dieser aus der Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung beruht mein unerschütterliches individualistisches Bekenntniß, handle es sich nun um Staatssozialismus oder um Sozialdemokratie. Ein Individuum, das sich aus eigner Kraft um eine Sprosse der wirtschaftlichen Leiter hinaufarbeitet, ist für die Gesamtentwicklung wertvoller, als hundert, die von vormundschaftlichen Wohlfahrtsanstalten — angeblich — hinaufgezogen werden.

Im politischen Leben der Heimat hat es immer großen Reiz für mich gehabt, mit anders Gesinnten auf gutem Fuß zu stehen, und es gab eine Zeit in Deutschland, wo man auf diesen Genuß nicht ganz zu verzichten brauchte, wenn schon nach der ganzen Beschaffenheit unserer staatlichen und gesellschaftlichen Zustände, andere große Länder darin auf einem viel höheren Standpunkt stehen.

Bei alledem, muß ich aber doch auch das Geständnis machen, daß volle, warme, lebendige Freundschaft andrerseits nicht haltbar ist ohne kräftige politische Uebereinstimmung, natürlich zwischen politisch empfindenden Männern. Sie reicht nicht aus, um Freundschaft zu begründen, die in viel tiefer liegendem Boden wurzeln muß; aber sie hilft sehr wesentlich tragen und fördern, und ihre Abwesenheit setzt der vollen Intimität ein nie ganz zu überwindendes Hindernis entgegen. Man kann eher in Sachen religiöser oder philosophischer Ueberzeugung auf verschiedenem Standpunkt mit einem Freund stehen, als in Sachen der Politik. Das Uebersinnliche läßt sich leichter in den Hinter-

grund schieben, als das Sinnliche oder Weltliche. Die gläubige Seele einer klugen Frau wird einen klugen Ungläubigen nie hindern, sie wirklich zu lieben.

Unter den dauernden Freundschaften mit solchen, die sich damals einen Namen machten und später auf dieser Höhe blieben, hätte ich aus jener ersten Frankfurter Zeit nur noch Moritz Hartmann zu nennen. Doch knüpfte sich unser gegenseitiges engeres Verhältnis erst in einer späteren Zeit, die in der Schweiz begann und sich zunächst in London fortsetzte. In Frankfurt hatten wir nur wenige Male uns miteinander unterhalten, und nach langen Jahren innigster Verbrüderung hat es uns oft ergötzt, wenn Hartmann schilderte, wie ganz entgegengesetzt ich bei jenen ersten Begegnungen auf ihn gewirkt hätte. Ein Beleg dazu, daß der erste Eindruck doch nicht immer der richtige ist.

Die Paulskirche sollte gleich in den ersten Tagen von Mainz den Anlaß zu sehr stürmischen Verhandlungen bekommen.

Ich habe schon erwähnt, daß die Errichtung einer bewaffneten Bürgerwehr bei dem Militär sehr starkes Mißgefühl erregt hatte.

Nach verschiedenen unbedeutenden Reibungen kam der latente Konflikt am Abend des 21. Mai zum hellen Ausbruch. Schlägereien zwischen preußischen Soldaten (die österreichischen blieben immer aus dem Spiel) und Bürgern arteten zu einem heftigen Kampf aus; es wurde von Hieb- und Schußwaffen Gebrauch gemacht; auf Seiten des Militärs gab es einige Tote; auf Seiten der Bürger Verwundete. Und diesen Anlaß ergriff der preußische Vizegouverneur, General von Hüser, als einen willkommenen Vorwand, um der ihm mißfälligen Soldatenspielerei ein Ende zu machen.

Wenn auch beklagenswerte Opfer gefallen waren, so hatte doch der gesamte Vorgang nicht eine Sekunde lang den Anschein geliefert, als ob für den militärischen Besitz der Stadt und Festung die kleinste Gefahr bestehen konnte. Die ganze Störung hatte nur wenige Stunden gedauert, der eigentliche Kampf entfernt nicht so lange.

Auf den ersten Alarm war ich aus meiner der Haupt-

wache der Bürgergarde nahe gelegenen Wohnung dahin geeilt. Als ich kam, war bereits alles ruhig, nur ein Verwundeter lag auf der Pritsche der Wache und wartete der ärztlichen Hilfe. Sonst alles still. Doch sofort wurden die Festungswälle mit Kanonen und Mörsern armiert, Vorbereitung zum Glühen von Kugeln getroffen, und etliche Stunden später erschien eine von dem General Hüser und dem österreichischen Platzkommandanten v. Jetzer unterzeichnete Proklamation, in der unter der Drohung eines Bombardements der Stadt befohlen wurde, noch am selben Abend binnen zwei Stunden sämtliche Waffen der Bürger auszuliefern. Auf dringendes Bitten der städtischen Behörde wurde diese lächerlich kurze Frist bis zum anderen Morgen zwölf Uhr erstreckt. Ob wirklich bei Nichterfüllung die Stadt zusammengeschossen worden wäre, hat natürlich nie festgestellt werden können. Aber die städtischen Behörden nahmen die Drohung sehr ernst und konnten wohl nicht anders. Später wurde zur Beschönigung dieser extravaganten Drohung angegeben, die Soldaten der Besatzung seien dermaßen erbittert gewesen, daß man zu ihrer Beruhigung diese ernsten Anstalten hätte treffen müssen. Genug, die tausend Gewehre, welche einige Wochen vorher das Darmstädter Zeughaus auf den Altar der Volksbewaffnung niedergelegt hatte, um damit ebenso viele in blauen Kitteln uniformierte Mainzer Bürger zu bewaffnen, wurden nebst einer Anzahl Jagdflinten und alter Pistolen und Säbel abgeliefert, und damit war die Gefahr, daß die Festung einer Garnison von mindestens achttausend Mann entrissen werde, für immer beseitigt.

In der Paulskirche hatte die Sache das Nachspiel, daß sehr erregte Debatten darüber hervorgerufen wurden, daß das Parlament eine Deputation zur Berichterstattung nach Mainz hinübersandte, daß diese auch ihre Schuldigkeit that, daß aber schließlich ein Antrag von Zitz und anderen Mitgliedern der Linken auf Wiederherstellung des normalen Zustandes, auf einen Wechsel der Garnison und auf ein Verbot des Waffentragens außer Dienst verworfen wurde. Gleiches Schicksal hatte ein sehr bescheidener Antrag der parlamentarischen Kommission selbst, und schließlich siegte die einfache Tagesordnung. Die Debatten,

welche unter großem Tumult, lebhafter Mitbeteiligung der Galerie und leidenschaftlicher Erregung im Saale geführt worden waren, gaben unter anderem dem Fürsten Felix Lichnowski Anlaß zu einer Rede, die, in jenem bekannten Kavaliertone gehalten, nicht wenig zur Aufreizung der Gemüter beitrug und den Redner zuerst zur Zielscheibe des Hasses machte, dessen trauriges Opfer er einige Monate später werden sollte.

Ich habe noch sehr lebhaft die Erinnerung, wie provozierend das ganze Auftreten des jungen Aristokraten wirkte. Es war die leibhaftige Verachtung und Herausforderung der bürgerlichen Kanaille, die aus Worten und Bewegungen sprach, dabei war der Fürst eigentlich ein guter Redner und hatte durchaus nicht jenes unangenehm näselnde Organ des pommerschen oder schlesischen Gardejunkers, welches im Reichstag zur Ausstattung dieses Typus gehört. Er war ein bildschöner Mann, vielleicht zu bildschön, etwas nach dem wächsernen Kopf im Schaufenster eines Haarkünstlers geartet, oder, gelinder geurteilt, ein Operntenor im schönsten Haar- und Bartschmuck mit einem Teint von Lilien und Rosen, der Liebling der vornehmsten Damen. Eine in den Schaufenstern aller Bilderläden ausgestellte Karikatur stellte sein sprechend ähnliches Gesicht auf dem Rumpf eines Bologneser Hündchens und dieses auf dem Schoß einer bekannten Schönheit aus der höchsten Gesellschaft dar.

Das thatsächliche Resultat jener ganzen Mainzer Begebenheit, welche noch zu langen Verhandlungen im Bundestag und in der Darmstädter Kammer führte, bestand in einer Verstärkung der Mainzer Garnison durch ein italienisch-österreichisches Regiment. Die Bürgerwehr kam nicht mehr zur Auferstehung.

Hatte dieser — an sich nicht viel bedeutende — Zwischenfall schon die Gegensätze in der Paulskirche zu heftigem Aufschäumen gebracht, so bereiteten sich nun Dinge weit ernsterer Natur vor, die in viel größerem Maßstab zur Scheidung der Geister führen sollten. Es handelte sich um die Verfassung des deutschen Gesamtstaates und namentlich um dessen Spitze.

Meine von Anfang an genährten Zweifel hatten sich mittlerweile immer mehr befestigt. Ich war lange vor dem Ausgang

überzeugt, daß aus der ganzen Sache schließlich nichts Lebensfähiges hervorgehen, binnen kurzem alles in die alten Geleise zurückgekehrt sein werde. Bereits am 11. Juni schrieb ich der „Mainzer Zeitung" u. a. folgendes:

> „Sie machen mir Vorwürfe, daß ich Ihnen nur trockene Berichte schicke, und ich kann nicht anders als Ihnen recht geben. Nur mildernde Umstände möchte ich anführen, welche in der Aufgabe selbst liegen. Es fehlt eben dem, welcher den Lebensprozeß der Frankfurter Versammlung verfolgt, jede innere Aufforderung oder Anregung zu einem Gesamturteil; es fehlt jeder Ruhepunkt, jede Handhabe das Wahrgenommene in ein Resultat zusammenzufassen und zwar deshalb, weil so wenig festgestaltete Meinung und Absicht und so wenig scharfes Selbstbewußtsein in der Versammlung wohnt, weil eben darum ihr Gang der eines verlegen hin und her trippelnden Menschen ist, der nicht weiß, wohin er gehen will. Die Wahlen sind zum großen Teil konservativ ausgefallen, und so haben wir denn das eigentümliche Phänomen, daß ein gesetzgebender Körper in seinen einzelnen Teilen dazu bestimmt und beauftragt scheint, mehr oder weniger sich bedeutenden Neuerungen zu widersetzen, während er zugleich nicht leugnen kann, daß dennoch die Gesamtheit der Nation, daß der ganze Begriff seiner Existenz ihn zu Großartigem auffordert, und er darum auch immerhin unter dem Eindruck dieser Vorstellungsweise steht. Sollte ich es kurz ausdrücken, so würde ich sagen: Was diese Leute (die konservative Mehrheit der Versammlung) wollen, das ist sehr klein; sie fühlen aber die Notwendigkeit, dem Publikum, das etwas Großes zu sehen und zu hören erwartet, auch einigermaßen zu genügen. Danach können Sie sich schon denken, wie man sich arrangiert: die Größe spendet man in Worten, und die That bleibt klein . . . . . der Vorwurf, welchen die Versammlung mit Recht verdient, ist nicht sowohl, daß mit ihren bisherigen Verhandlungen nichts gethan ist, als daß die bisherigen Verhandlungen gezeigt haben, daß sie in Zukunft nichts thun wird."

Um die Mitte des Monat Juni war der lang erwartete, von Dahlmann verfaßte Majoritäts-Bericht des wegen Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt von der Nationalversammlung niedergesetzten Ausschusses fertig geworden. Er ging in der entscheidenden Bestimmung darauf hinaus, daß bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland ein Bundesdirektorium zur Ausübung dieser obersten Gewalt in allen gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation bestellt werden

soll. Dasselbe sollte aus drei Männern bestehen, welche von den Regierungen ernannt und von dem Parlament bestätigt werden.

Gegen diesen Vorschlag erhob sich alles, was an dem Grundsatz der Volkssouveränität als dem für die ganze Neugestaltung der Dinge maßgebenden festhielt. Diese Strömung war noch so stark, daß ihr selbst von der Mittelpartei Zugeständnisse gemacht wurden. Die Verhandlungen jener Tage erhoben sich auf die Höhe einer hochgespannten Stimmung und weckten innerhalb wie außerhalb des Hauses zu erregter Teilnahme auf. Die beiden historischen Worte: das von Robert Blum, der an das „brechende Auge der sterbenden Freiheit" mahnte, und Gagern's Wort vom „kühnen Griff" sind in jenen Tagen gefallen. Wenn Blum meinte, die Ernennung eines Reichsverwesers aus fürstlichem Geblüte schaffe die Diktatur, so überschätzte er die Tragweite des Beschlusses ebenso tragisch wie Gagern, als er meinte, es gehörte eine erhabene Kühnheit dazu, diese Ernennung vorzuschlagen. Um die Volkssouveränität zu retten, stellte sich nämlich Gagern dem Dahlmannschen Projekt gegenüber. Er that seinen kühnen Griff, indem er die unmittelbare Ernennung eines Reichsverwesers durch die Versammlung beantragte. Man wußte bereits, daß dafür die Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich ins Auge gefaßt, und daß eine große Mehrheit dafür zu haben sei. Es war damals meine bestimmte Ueberzeugung, daß der durchschlagende Grund für die Popularität dieses Gedankens sich aus einer bestimmten Thatsache herleitete; der Erzherzog hatte eines Postmeisters Tochter geheiratet. Ich habe bis auf diesen Tag keinen Grund, an der Richtigkeit meiner damaligen Auffassung zu zweifeln. Auch sonst galt er für einen gemütlichen Mann, und da er zudem aus dem gemütlichen Oesterreich kam, so waren die guten Deutschen entzückt, das Haupt ihrer neuerrungenen Selbstherrschaft in den Schoß dieser Strohpuppe zu legen, die Oesterreich, sobald der richtige Augenblick gekommen, wieder in den Kasten, aus dem sie genommen, zurücklegen konnte.

Die Verhandlungen über die Bildung der provisorischen Zentralgewalt zogen sich in endlose Breite. Das Geschäft der mehr oder minder getreuen Wiedergabe des Wortlautes der

Reden war mir allmählich langweilig und lästig geworden. Das ist schon deutlich zwischen den Zeilen meines hier oben erwähnten Schreibens an meine Zeitung zu lesen. Ich machte mir meine eigene Art zurecht, die mehr räsonnierend als reproduzierend war, mehr Kopfarbeit und weniger mechanische.

So schrieb ich auch am 23. Juni wieder einen Bericht, in dem ich der Hauptsache nach folgendes bemerkte: Eigentlich sei der Streit um die Form einer nur für diesmal provisorisch einzusetzenden Zentralgewalt viel zu sehr ausgesponnen, aber thatsächlich handle es sich dabei für immer um das Prinzip, ob Volkssouveränität oder Fürstenautorität, und darum werde der Kampf so hartnäckig geführt, zugleich aber ohne Aufrichtigkeit, weil von beiden Seiten mit dem Gegensatz der Prinzipien nicht offen vorgegangen werde. Hier heißt es u. a.:

„Die Rechte streitet für die Anerkennung als selbstberechtigt, die Linke dagegen; die Rechte streitet außerdem für den Kultus der konstitutionellen Monarchie (das nannte man damals rechts) in allen Sphären, die Linke für die Einführung der Republik, wenigstens in dem Ausdruck der Staatenföderation. Dies sind die Zielpunkte. Was sonst in der Diskussion vorgebracht wird, sind nur Mittel, durch Nebengründe zu bestimmen. Die einen weisen auf den Konflikt hin, der mit dem Volke zu erwarten steht, wenn man dessen Souveränität verleugnete, die andern auf den Konflikt mit den Fürsten und dem fürstlichen Anhang, wenn man diese Kaste hintansetzt; die sagen: nur die volkstümliche, jene: nur die fürstenprotegierte Gewalt werde stark sein; alle wiederholen: Das Vaterland sei in Gefahr . . . . . Hervorstehende Gesichtspunkte aus den einzelnen Reden wüßte ich bis jetzt keine außerdem aufzuführen'; nur einzelne hervorstehende Wirkungen durch individuelle Behandlung. Sie werden aus den vorletzten Sitzungen viel über Jordans und noch mehr über Vinckes Reden gehört haben. Ich muß gestehen, daß ich beide für sehr unglückliche Behandlungen des Gegenstandes halte. Jordan*) sagte viel Geistreiches gelegentlich der Zentralgewalt, aber daß er dialektisch eine Meinung vertreten habe, kann man nicht sagen. Künstlerisch, schriftstellerisch ist das berechtigt, aber in einer so rein dem Zweck gewidmeten Sphäre, wie ein politisches Kollegium, muß diese geistreiche Ergehung unterdrückt werden. Außerdem hat Jordan seine Rede mit Bildern und Gleichnissen überladen;

*) Wilhelm, später Marinerat der unglücklichen deutschen Flotte, Verfasser von Demiurgos.

sie machte den Eindruck einer altmodischen, gemalten Speisesaaltapete, wo neben Beduinen in der Wüste, Engländer an dem Rheinfall von Schaffhausen und jagende Damen mit dem Falken auf der Hand einen in brennenden Farben umlagern. Jordan vergißt, daß man mit Gleichnissen erläutert, aber nicht überzeugt. Das Hauptargument seiner Rede war: Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat. Es ist kaum ein Redner von der Linken dagewesen, der nicht dies Argumentum ad hominem zum Schluß gebraucht hätte, welches droht, daß, wenn die Revolution geleugnet werden sollte, sie gezwungen sein werde, sich persönlich zu legitimieren. Dies Argument mußte angeführt werden; aber es so oft zu wiederholen, ist meines Erachtens unklug, weil man bei der Gegenpartei den Widerstand zu einer Sache des point d'honneur macht dadurch, daß man das Nachgeben zu sehr mit dem Grund der Furcht motiviert; namentlich bei einer Gegenpartei, in der so viele ritterliche Elemente sitzen, sollte man das vermeiden. Freilich ist noch ein anderes Motiv da, so sehr auf die Gefahr einer zweiten Revolution hinzuweisen; es ist nicht das, dem Gegner bange zu machen, sondern dem Volke zu sagen, was es zu thun habe, falls seine Sache unterliegt. Aber dies Thema liegt jenseits des neutralen Bodens der Preßfreiheit, und ich will den unverletzlichen Rednern unter dem Schutz des heiligen Paulus überlassen, dieses Motiv zu rechtfertigen."

Diese damals unter dem frischen Eindruck der Vorgänge in der Eile eines Tagesberichtes hingeworfenen Sätze geben wohl einen ziemlich deutlichen Einblick in die Stimmung der Zeit. Als ich so berichtete, hatten bereits fünfundvierzig Redner gesprochen und hundertvierundvierzig waren noch eingeschrieben. In dieser verzweifelten Situation beschloß man, daß die einzelnen Anträge verlesen und nur die zur Debatte gestellt werden sollten, die eine gewisse Unterstützung gefunden hätten. Zu jedem derselben sollten dann zwei Redner für und zwei gegen gehört werden. Sieben solcher Anträge bestanden die Probe. Als charakteristisch für die Linke sei der von Zitz als Antragsteller und meinem anderen Landsmann Mohr, sowie von vierzehn anderen strammen Republikanern unterstützte, folgende Antrag angeführt:

„Die Nationalversammlung solle beschließen: 1) daß die Regierung des gesamten Deutschlands durch die Bundesversammlung, genannt Bundestag, aufgehört habe, und letzterem untersagt sei, sich ferner zu versammeln, 2) die Nationalversammlung erwählt aus ihrer Mitte eine mit der obersten vollziehenden Gewalt in dem gesamten Deutschland

bekleidete und der Nationalversammlung verantwortliche provisorische Regierung von fünf Mitgliedern."

Unter den Unterzeichnern dieses Antrages befanden sich mehrere auch in späteren Zeiten noch von Bedeutung gebliebene Namen, wie der Schlesier Schlöffel, der am badischen Aufstand einen hervorragenden Anteil nahm (sein Sohn fiel auf dem Schlachtfeld). Die Oesterreicher Kolaczek und Berger, letzterer Finanzminister im Bürgerministerium nach 1866, ersterer im Jahr 1849 Herausgeber einer deutschen Monatsschrift in der Schweiz und später mit Fröbel verbunden; Vorkämpfer der habsburgischen Partei im italienischen Krieg von 1859; ferner Zimmermann aus Stuttgart, der Verfasser der Geschichte des Bauernkriegs, und endlich Arnold Ruge.

Zitz war der erste Redner für den Antrag; Ruge der zweite in Replik auf Herrn von Radowitz. Seine Rede war eine Mischung von Provokationen und philosophischen Abstraktionen. Er hatte eine Art, kaltblütig und naiv, vom olympischen Bewußtsein der Hegelschen Spekulation herab seine Gegner mit unaussprechlicher Geringschätzung zu behandeln, die ihn fortwährend mit dem Präsidium und den einzelnen Mitgliedern in Konflikt brachte. Das geschah z. B., als er mit Anspielung auf den Freiherrn von Vincke und v. Radowitz hinwarf: „Wir werden es nicht dulden, daß jetzt ein Landjunker aus Westfalen oder aus Schlesien kommt und in seinen Rodomontaden die Republik lächerlich macht." Zum Schluß sagte er:

„Man schlägt uns ein unverantwortliches Oberhaupt vor. Wahre Unverantwortlichkeit giebt es bei keinem Volke. Verantwortlich zu sein für seine Handlungen, ist das höchste Recht des Menschen; der konstitutionelle König büßt das erste Menschenrecht ein. Die Unverantwortlichkeit des Monarchen ist die Verantwortlichkeit Karls I. . . . Volkssouveränität ist Selbstbestimmung des Volkes, Selbstbestimmung ist Initiative. Ich komme zu Ende und hoffe, Sie werden sich die Sache zu Herzen nehmen. Wenn ich bitter war (der Präsident hatte ihn gemahnt, alle Bitterkeiten, einem Ausspruch des Herrn v. Radowitz entsprechend, zu vermeiden), so war es die Liebe zur Nation, die mich bitter gemacht hat. Man kann eine Politik aufgeben, aber nicht ein Prinzip. Das Prinzip des Menschen ist seine Seele, und wer seine Seele aufgiebt, der giebt sich verloren. Wir werden gegen jede Abstimmung, welche die Volkssouveränität aufgiebt, protestieren."

Am folgenden Tag (25. Juni) hatte ich über die wichtige Sitzung zu berichten, in welcher Gagern das ausschlaggebende Wort sprach. Fünftägige Debatten waren vorausgegangen. In den einleitenden Worten meines Tagesberichtes klagte ich, daß von drei Dutzend Rednern auch nicht Einer versucht hätte, sich eine konkrete Vorstellung von der zu schaffenden Zentralgewalt oder wenigstens von ihrer nächsten Wirksamkeit zu machen, die Zentralgewalt schwebe über diesen Debatten wie der Geist Gottes über den Wassern, nebelhaft und gestaltlos. In der Rede Gagerns, fand ich, liege die Entscheidung des Tages, ein „seltsam buntes Material für die Beurteilung dieses einflußreichen Mannes."

Gagern, welcher damals noch Präsident der Versammlung war, hatte seinen Sitz dem Vizepräsidenten Soiron abgegeben. Er sprach von der Tribüne herab (wie in der Paulskirche ausnahmslos geschah) unter feierlicher Stille mit ernster, fast trübe gedämpfter Stimme. Seine erste Widerlegung galt dem Effekt, den Robert Blum mit seinen berühmten Worten hervorgebracht hatte: „Wollen Sie das Himmelsauge der kaum erwachten Freiheit brechen sehen, wollen Sie die alte Finsternis heraufbeschwören — so schaffen Sie Ihre Diktatur!" Der Eindruck, den diese Worte auf die Versammlung machten, war, bezeichnend für den Geist der Epoche, überwältigend. Ich erinnere mich dessen noch deutlich, und ich finde es in meinem Bericht über die Sitzung vom 20. Juni auch so bestätigt. Es heißt da:

> „Blums Worte, gesprochen in dem ihm eignen, kaltblütig gemessenen, aber gewichtigen Tone, der nur dazu bestimmt scheint, an den Verstand zu appellieren, gleichwohl aber die Nerven spannt und erschüttert, machten einen gewaltigen Eindruck auf alle Anwesenden. Mit jeder Minute stieg die Stille und Aufmerksamkeit der Zuhörer, und als er mit feierlichem — nicht mit weinerlichem — Ernste die Schlußgedanken seiner Rede vortrug, hörte und sah ich um mich her viele in Thränen."

Ich will von den nicht zur Diskussion gestellten Anträgen, denen nämlich die nötige Unterstützung fehlte, nur einen erwähnen, weil er ein Jahr später den Stoff zu einem drolligen Vorfall bot. Der brave Tiroler Mareck hatte nichts weniger formuliert als folgendes:

> „1) Die Nationalversammlung fordert alle deutschen Fürsten auf, für

sich und ihre Nachfolger den betreffenden Regierungen zu entsagen und auf diese Weise sich den Dank des deutschen Vaterlandes zu erwerben. 2) Wenn alle deutschen Fürsten diesem Wunsche nachgekommen sein werden, schreitet die Nationalversammlung zur Wahl desjenigen Fürsten, welcher sohin an die Spitze der konstitutionell-demokratischen deutschen Monarchie gestellt werden soll. 3) Dieser Fürst wird aus den Familiengliedern der abgetretenen deutschen Fürsten gewählt."

Im Spätsommer 1849 saßen wir Flüchtlinge aus allen Landen, wie oftmals, eines Tages in der Kneipe am langen Tisch beisammen, und die Rede ging, wie beinah immer, auch über das, was hätte sein sollen, hin und her, da griff unser braver Mareck mit weisem Nachdruck in die Unterhaltung ein und sprach die inhaltreichen Worte in bedächtigem Sostenuto: „Ich behaupte noch immer, das beste wär' schon gewesen, wenn mein Antrag wär' angenommen worden."

Wie schon gesagt, Gagern hatte mit seinem „kühnen Griff" den Vogel abgeschossen. Den drei von den Regierungen zu ernennenden Mitgliedern eines Direktoriums setzte er den einen entgegen, den die Nationalversammlung selbst zu wählen habe. Damit war, nach ihm, das Prinzip der Volkssouveränität gerettet. Dagegen sollte der Erwählte aus einem deutschen Fürstengeschlecht genommen werden. Damit waren die Dynastien zu versöhnen. Gewaltiger Applaus begrüßte diesen Vorschlag. Sein Sieg stand außer Zweifel, ebenso wie die Wahl des österreichischen Erzherzogs, eines Mannes von sechsundsechszig Jahren, der seit dem Pariser Frieden in stiller ländlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte. Am 29. Juni wurde die Wahl vollzogen, mit 436 Stimmen von 520. Sechsundzwanzig Republikaner hatten sich der Wahl enthalten. Meine Schilderung des Wahlaktes endet mit den Worten:

„Gagern: Ich proklamiere Johann, Erzherzog von Oesterreich, zum Reichsverweser von Deutschland. Dreimaliges Hoch, Glockengeläute, Kanonendonner. Gagern läßt das dreimalige Hoch wiederholen. Auf der Galerie kein Laut."

In dieselben Tage, während deren die langen und verwickelten Verhandlungen der Frankfurter Versammlung dieses Windei ausgebrütet hatten, fiel die furchtbare Juni-Schlacht zu Paris. An dem Abend, an welchem die Nachrichten von den

größten Schreckensszenen dieses Kampfes zwischen Proletariat und Bürgertum eintrafen, saß ich mit Ludwig Feuerbach und Friedrich Kapp in dem von milder nächtlicher Sommerluft durchsäuselten Garten der Maienlust. Die Schwere dieses Ereignisses lag dumpf auf unserem Gemüte. Wir fühlten, daß dort eine Entscheidung fallen werde, die verhängnisvoll eingreifen müsse in die Geschicke der französischen Revolution und damit in die ganze europäische Lage. Wir hatten ein deutliches Vorgefühl davon, daß hier ein Wendepunkt eingetreten sei für den ganzen Inhalt zukünftiger politischer Bewegungen; das „rote Gespenst", wie man es damals nannte, die soziale Frage, hatte ihr Schwert in die Wagschale des politischen Kampfes geworfen, um nicht mehr aus dem Kampfe zu verschwinden und den Sieg der rein politischen Freiheit für alle Zeit zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen.

Lange in die Nacht hinein wandelten wir auf und ab. Feuerbach sprach wenig. Der Ernst des großen Rätsels, welches in die Weltgeschichte mit diesem Aufstand eintrat, lag in seinen wenigen, in langen Pausen und kurzen Sätzen ausgesprochenen Worten. Er war überhaupt kein Mensch der fließenden Unterhaltung, zuweilen sogar auffallend stumm. Sein Aussehen verriet nicht entfernt den großen Denker. Als ich ihn zum erstenmal sah, hielt ich ihn für einen bayerischen Feldwebel in Zivil.

Wenige Tage vorher hatte ich selbst Gelegenheit, mit dem Kern der künftigen, ausschließlich sozialistischen, Bewegung in Deutschland in nähere Berührung zu kommen. Um die Mitte Juni war in Frankfurt a. M. ein demokratischer Kongreß zusammengetreten. Er war ohne besondere Formalitäten ausgeschrieben und gewählt, aus beliebigen Delegationen und persönlichen Anmeldungen hervorgegangen. Hier zum ersten Male kam mir der scharfe Unterschied zum Bewußtsein, welcher die bis dahin gemeinsamen radikalen, republikanischen Ansichten von den rein sozialistischen schied und für die Zukunft immer mehr scheiden sollte. Diese Entdeckung war überraschend und peinlich zugleich für mich. Ich entsinne mich noch höchst deutlich des Mißgefühls, mit dem sie mich erfüllte. Auch finde ich in dem kurzen Bericht, den ich über die erste Sitzung, der ich als Mitglied beiwohnte, meiner Zeitung gab, diese meine Stimmung

und die Ahnung der verhängnisvollen künftigen Entwicklung deutlich bezeichnet. Ich konstatierte, daß die vorwiegende Richtung eine entschieden sozialistische sei. Dies erhelle schon aus dem in der ersten Sitzung gutgeheißenen Grundsatz:

„Die einzige in Deutschland haltbare Staatsform ist die demokratische Republik, in welcher die Allgemeinheit die Garantie für das Wohl des einzelnen übernimmt."

Ich bemerkte hierzu in meinem Bericht: „Die äußerste Rechte auf diesem Kongreß fängt da an, wo die äußerste Linke im Parlament aufhört", und ich fügte hinzu: „Der Eindruck wird durchaus abstoßend sein, und der Kongreß wird mehr schaden als nützen."

Die hervorstehende Rolle in den Debatten spielte die Gruppe der in Köln erscheinenden „Rheinischen Zeitung", an der Spitze Karl Marx, Friedrich Engels, Moses Heß und ein junger Mediziner Dr. Gottschalk, welcher den oben erwähnten prinzipiellen Antrag gestellt hatte. Die Kaltblütigkeit, mit der er seine kommunistischen Ansichten als etwas Selbstverständliches in seine Auseinandersetzungen einflocht, war damals noch etwas Neues und Verblüffendes.

Ich war zwar mit der ganzen sozialistischen Litteratur und Publizistik wohl vertraut, hatte in der „Mainzer Zeitung" über Louis Blanc's Organisation der Arbeit referiert und stand den sozialistischen Ideen viel weniger ablehnend gegenüber als später, nachdem ich das praktische Leben kennen gelernt hatte; aber der herausfordernde kalte Diabolismus, den Gottschalk zur Schau trug, und der von der zu ihm gehörenden Gruppe als ein Parteisymbol aufgepflanzt wurde, wirkte gradezu abstoßend auf mich. Ich habe den nämlichen Zug bis in die spätesten Zeiten hinein bei den Wortführern derselben Richtung immer wiedergefunden.

Gottschalk war eine interessante Erscheinung, ein schöner, äußerst scharf geschnittener Kopf, trotz der jungen Jahre schon kahl, eine elastische Haltung und eine einschneidende Sprache, ganz das Bild eines revolutionären Schreckensmannes, wie man sich ihn vorstellt. Er starb früh.

Eine verwandte Erscheinung auf diesem Kongreß war der

Universitätsprofessor Bayrhoffer aus Marburg, auch eine scharfe Physiognomie und Zunge, aber mehr bissig als einschneidend und den Ausdruck des Gelehrten mit dem des Radikalen in Rede und Mienen verbindend, ein wahrer Revolutionspedant. Er ging später nach Amerika. Bayrhoffer ward Vizepräsident der Versammlung unter dem Präsidium des vornehmen und gemäßigten Julius Fröbel. Neben ihnen verliehen Ludwig Feuerbach und Freiligrath dem Kongreß den Glanz ihres Namens. Beide gehörten, trotz ihres schriftstellerischen Ruhmes, zur Rasse der Schweiger. Auch Johannes Ronge, der Held des Neukatholizismus und des Kampfes gegen den heiligen Rock von Trier, war unter uns, wie der ehemalige preußische Artillerieleutnant und spätere Freischaarenführer Anneke. So viel ich mich entsinnen kann, beteiligte ich mich nicht lebhaft an den Verhandlungen. Das Phantastische und Grimmige, das vorherrschte, war nicht nach meinem Geschmack. Schließlich wurde ein Zentralkomitee mit dem Sitz Berlin gewählt, welches die Aufgabe hatte, die demokratischen Kräfte über ganz Deutschland zu organisieren. Fröbel, dem die Oberleitung übertragen ward, ging mit seinen Kollegen nach Berlin. Von da aus erließ alsbald der Zentralausschuß sein Manifest an das deutsche Volk. Jedes Wort darin trägt das Gepräge von Fröbels Geist und Stil, des einzigen unter den Mitgliedern, der ein selbständiger Denker mit weitem Gesichtskreis war; die anderen vier waren Leute von geringer Bedeutung, deren Namen auch die Zeitgeschichte nicht festzuhalten brauchte. Das Manifest sprach sich unverhohlen für die Republik aus in breiten philosophisch historischen Deduktionen, denen es jedoch an charakteristischen Durchblicken nicht fehlt. So heißt es unter anderm mit Worten, die auch heute noch ihre Geltung haben: „Kein Volk hat einen so großen Widerspruch zwischen seiner theoretischen Bildung und seinen praktischen Fähigkeiten auszugleichen, wie das unserige." Dann folgt ein Satz, welcher Fröbels besondere Auffassung widerspiegelt: „Entscheidet das Maß der ersteren (nämlich der theoretischen Bildung), so ist für uns und für Europa die große Bahn des republikanischen Lebens ohne Hindernis geöffnet, entscheidet das Maß der letzteren (der praktischen Fähigkeiten), so werden rohere aber frischere Kräfte

aus Osten erst unsere Bildung aufsuchen und mit ihr sich verbinden müssen, ehe für unseren Weltteil die Stunde der Freiheit schlagen kann." Fröbels vorherrschend ethnologische Liebhaberei hatte ihn schon früher dahin geführt, die Zukunft der slavischen Bewegung ins Auge zu fassen. Darum neigte er zu Oesterreich als dem Gesamtstaat, der seine slavische Bevölkerung mit in die deutsche Entwicklung hereinziehen müsse. Als er nach der Niederlage der Wiener Oktober-Revolution vor das Kriegsgericht gestellt ward und wie Robert Blum erschossen werden sollte, ward ihm diese Tendenz zur Lebensretterin. Eine Broschüre, die diesen Gedanken Ausdruck gab, wurde den Akten beigefügt und machte auf den Feldmarschall Windischgrätz solchen Eindruck, daß auf dessen persönliche Entscheidung hin seine Begnadigung erfolgte[1]); die gleiche Auffassung diente ihm 1859, als er aus Amerika zurückgekehrt war, bei Ausbruch des französisch-italienischen Krieges gegen Oesterreich als Legitimation zu seinem Eintreten für die Habsburger und seine publizistischen Dienstleistungen im Solde des Ministeriums des Grafen Thun.

Als aber der Krieg von 1866 gegen Oesterreich entschieden hatte, ließ er sich doch von dem Gang der Weltgeschichte so weit belehren, daß er bekanntlich ins Lager der Bismarckschen Politik übertrat und nach einer kurzen Uebergangspause in Baden die Leitung einer für Preußen arbeitenden Zeitung in München übernahm. Wer sein Ingenium kannte, mochte sich das alles plausibel machen, ohne ihn für einen käuflichen und treulosen Parteigänger zu erklären.

Obwohl die sozialistischen Ideen auf dem Frankfurter demokratischen Kongreß selbst bereits recht scharf hervorgetreten waren, ließ sich in dem Manifest kaum ein Nachklang davon erkennen. Nur ganz am Schluß, in Anknüpfung an die Polenfrage, wurde auch die soziale Frage leicht berührt. Die Anerkennung der polnischen Nationalitätsrechte war zu jener Zeit das allgemeine Bekenntnis der Liberalen. Hatte doch das deutsche

[1]) Näheres darüber findet sich in der Rede, in welcher er nach seiner Rückkehr von Wien in der Paulskirche Bericht erstattet; auch in seinen Memoiren.

Vorparlament selbst sich in aller Form dafür ausgesprochen*). So heißt es in Anspielung darauf, auch hier:

„Deutschland hat gegen einige Nachbarvölker vieles wieder gut zu machen. Die deutschen Demokraten sehnen sich nach dem Augenblick, in welchem es in ihrer Macht steht, es zu thun, und sehen im allgemeinen Bund und in der gemeinsamen Organisation der freien Völker Europas, durch welche auch allein eine Lösung des sozialen Problems möglich werden kann, das große Ergebnis der Kämpfe, welche unserem Erdteil bevorstehen."

Nach diesem Manifest erließ das Zentralkomitee im Lauf der nächsten Monate noch einige kürzere Ansprachen; es führte, wie Fröbel in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, in Berlin ein recht beschauliches Leben. Aber die Zurückhaltung, welche der kluge Fröbel in Sachen des Sozialismus beobachtet hatte, ließ sich in der breiteren Bewegung doch nicht durchführen.

Wenn ich die Verhandlungen, welche in unserem Mainzer demokratischen Verein geführt wurden, wieder nachlese, so gewahre ich, daß dies Ferment doch schon zu jener Zeit, im Sommer 1848, sich viel deutlicher bemerkbar machte, als man gewöhnlich annimmt, und als mir selbst in meiner Erinnerung vorschwebte.

Ganz entschieden sozialistisch formulierte Anträge tauchten immer mehr auf, und grundsätzliche Ablehnung trat selten ein. Das Recht auf Arbeit z. B. fand lebhaften Anklang, und bei aufmerksamer Beachtung stellt sich heraus, daß schon damals vorauszusehen war, wie jede künftige Bewegung von unten in ein mehr oder minder starkes sozialistisches Programm ausmünden werde. Klare Vorstellungen über die Ausführungsmittel waren damals natürlich noch ebenso wenig vorhanden, wie sie es heutzutage sind.

Eine Rede, die ich im Juli im demokratischen Verein über den Pariser Juniaufstand hielt, verriet deutlich die Scheu vor der unbedingten Verurteilung der Aufständischen und sucht einen

*) Mit 331 Stimmen gegen 101 hatte das Vorparlament zu Frankfurt die Teilung Polens als ein schmachvolles Unrecht bezeichnet und die Widerherstellung eines selbständigen Polen als eine heilige Pflicht verkündet. Der aus dem Vorparlament hervorgegangene, vom Bundestag anerkannte permanente „Fünfziger-Ausschuß" erklärte im Anschluß daran, daß die Ehre des deutschen Namens fordere, das den Polen gegebene Wort zu halten.

Ausweg, indem sie beiden Parteien, sowohl dem besiegten Proletariat als dem siegreichen Bürgertum, seine Fehler vorhielt, allerdings mit dem Schluß, daß man die Entscheidung, wie sie gefallen, als die Grundlage für die Fortentwicklung der Dinge hinnehmen müsse.

Noch im folgenden Jahre blieb ich der Richtung so wenig entschieden abgeneigt, daß ich eine Uebersetzung von Proudhons Projekt einer Volksbank mit einer anerkennenden Vorrede herausgab.

Seit der Ernennung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser war meine Ansicht von der Hinfälligkeit der ganzen Frankfurter Parlamentsarbeit so zur unerschütterlichen Ueberzeugung geworden, daß auch mein Interesse an den Debatten nicht ausreichte, um mich ununterbrochen bei denselben festzuhalten. Von Zeit zu Zeit gab ich der Zeitung noch einen Stimmungsbericht, aber das fortlaufende Referat über die Verhandlungen überließ ich an einen Ersatzmann. Meinen Aufenthalt verlegte ich nun wieder nach Mainz, lieferte für die Zeitung ohne meinen Namen Leitartikel und widmete mich vorzugsweise der Leitung und Ausbreitung unseres demokratischen Vereins, den es galt, auch auf das platte Land zu verpflanzen.

Dies war ein sehr lohnendes Unternehmen, weil die intelligente, wohlhabende und regsame Bevölkerung der rheinhessischen Dörfer dafür ein vortreffliches Material lieferte. Unsere Propaganda wirkte so anziehend, daß auch die unmittelbar an den nördlichen Teil der Provinz angrenzende Gegend preußischen Gebietes sich uns anzugliedern verlangte. Demgemäß beschloß unser demokratischer Verein, den offiziellen Titel „für Rheinhessen und Kreuznach" anzunehmen. An den größeren, etwas central gelegenen Orten wurden der Reihe nach Volksversammlungen gehalten, und ein reges politisches Leben entwickelte sich, bei dem eine außerordentlich große Anzahl wohlhabender, tüchtiger und intelligenter Landbewohner sich mit wahrer, ernster Hingabe beteiligten. Mit den Vorträgen auf dem Lande wechselten die im städtischen Vereine ab. An Beschäftigung, auch an Reibung fehlte es nicht.

Schon im Juli erhob an vielen Stellen Deutschlands die Reaktion wieder ihr Haupt und begann mit Preßprozessen und polizeilichen Maßregeln an die vormärzliche Zeit wieder anzuknüpfen. Auch in Hessen ließ dergleichen nicht auf sich warten. Dies gab uns Anlaß, einen Ausschuß einzusetzen, welchem die Aufgabe gestellt ward, einen Stützpunkt zum Beistand aller derer zu liefern, welche durch willkürliche Maßregeln in ihrem Rechte irgend eine Kränkung erfahren hätten. Der Gedanke war von mir ausgegangen, und ich wurde mit einigen anderen jungen Juristen für diesen Ausschuß bestimmt. Daraus erwuchs, wie oben erwähnt, ein Disziplinarprozeß gegen mich und einige Kameraden, denen der Staatsanwalt vorwarf, daß ein solches Geschäft für eingeschworene Staatsdienstaspiranten etwas Ungebührliches sei. Das Verfahren, das mit einem Verweis endete, ward von uns jungen Leuten mit besonderem Vergnügen durch alle Instanzen und mit allerlei Anträgen auf Oeffentlichkeit betrieben; wir freuten uns der Gelegenheit, unsern Mangel an Respekt vor den Behörden zu zeigen.

Einmal machten wir auch den Versuch, unsere Propaganda in die jenseits des Mains gelegene Provinz zu tragen. Aber es bekam uns schlecht. Eine in die Nähe von Darmstadt berufene Volksversammlung, zu der wir mit einem sehr zahlreichen Aufgebot rheinhessischer Anhänger erschienen, machte entschieden Fiasko. In der guten Residenz und ihrer Umgebung war für unseren vorgeschrittenen Radikalismus kein Boden. Dagegen gelang es uns, auf unserem eigenen Boden unsere Macht durch engsten Anschluß an die Turnerschaft zu erweitern. Ich brachte es sogar zur Mitgliedschaft in der Leitung des Turnvereins, und auf einer großen Turnerversammlung, die in Hanau, einem der blühendsten Stammsitze süddeutscher Turnerei, abgehalten wurde, hatte ich die Ehre des Vorsitzes und einen heftigen Wortkampf mit dem Altmeister Vater Jahn, der sich vergeblich gegen unseren revolutionären Geist auflehnte.

Einer der fröhlichsten Tage des achtundvierziger Sommers war das Uebergeben einer Fahne, welche die Mainzer Frauen und Jungfrauen unsrem Turnverein gestickt hatten. Das Fest fand um die Mitte August statt und wurde in dem eleganten

und großartigen Akademiesaale des alten kurfürstlichen Schlosses abgehalten. Die Sprecherin der Damen war die schöne Tochter eines demokratischen Hutmachers. Es bedarf wohl nicht erst des Geständnisses, daß die Anwesenheit vieler weiblicher Schönheiten dem politischen Thatendrang und Ehrgeiz einen nicht zu verachtenden Reiz verlieh. Zur Festrede, der die ganze holde Schaar in reizenden Sommergewändern, übrigens auch die städtische Behörde beiwohnte, war ich ausersehen worden, und ich hatte sehr gern den schönen Auftrag übernommen. Die Rede selbst hatte ich ihrem Inhalt nach ganz vergessen, als sie mir — fünfundvierzig Jahre nachher — wieder zu Gesicht kam. Aus Anlaß meines siebenzigsten Geburtstages grub sie ein wohlwollender Landsmann aus den vergessenen Annalen der bewegten Zeit wieder aus. Ich finde sie so charakteristisch für den Geist und die Stimmung, die damals unter uns herrschte, daß ich es nicht für unangebracht halte, sie hier wiederzugeben.

Festrede,
gehalten bei der Ueberreichung der Turnerfahne von Ludwig Bamberger.

„Verehrte Frauen und Jungfrauen! Sie überreichen uns eine Fahne, das Sinnbild der Vereinigung und der Standhaftigkeit im Beharren für das Ziel einer solchen Vereinigung. Sie begleiten dieses Geschenk mit Wünschen und Ermunterungen, mit Versicherungen der Sympathie für das, was wir erstreben. Wenn Handlungen in dieser Art und in dieser Weise aufgefaßt, eine hergebrachte Sitte sind, so fordern mich vor allem einige Worte Ihrer verehrten Sprecherin, so fordert mich außerdem die geschichtliche Bedeutung der gegenwärtigen Zeit auf, tiefer hineinzugreifen in das Wesen Ihrer Handlung und einen neuen Sinn in der hergebrachten Form zu suchen. Der Augenblick scheidet sich so durchaus von der vergangenen Periode, der Wendepunkt dieses Augenblicks schließt einen so vollständigen Bruch mit der früheren Zeit in sich, daß ich in allem Erscheinenden mehr den Stempel des originellen Geistes der allerneuesten Epoche, als die Spuren der Vergangenheit suchen zu müssen glaube. Ist es doch überhaupt der Charakter dieser gegenwärtigen Epoche, daß ein neuer Geist im alten Gewande herumgeht; ist es doch die augenfällige Eigentümlichkeit der augenblicklichen Gegenwart, angefüllt, durchdrungen zu sein von neuen und großen Gedanken, die noch von der Hülle des Alten umschlossen sind. Sehen Sie doch hin, wie die großen Ideen der Freiheit, der Menschlichkeit unendlich mächtiger als je durch die zivilisierte Welt schreiten von einem Ende zum andern, wie sie alle Köpfe, alle Herzen ergreifen — und

sehen Sie, wie wenig in der Aeußerlichkeit dieselben Ideen noch entsprechende Form und Geltung gewonnen haben! Der Geist der Epoche ist ein Jüngling, der so rasch sich aus dem Zustand der Kindheit heraus entwickelte, daß er nicht einmal die Zeit fand, das Gewand zu wechseln, daß er noch in der Welt herumläuft, eine hohe Gestalt in verwachsener Tracht. Aber er läßt sich schon ruhig den Spott derer gefallen, welche ihre Ironie gegen diesen Kontrast des inneren Gehaltes und der äußeren Erscheinung wenden, welche den großen Willen, der noch nicht die entsprechende Form erlangen konnte, als eine lächerliche Prätention betrachten. Der große Gedanke — der hohe Jüngling — weiß, daß das Kleid nicht den Mann macht, er wird das passende Gewand zu finden wissen, er wird die Form zerbrechen, aus welcher der Inhalt entwichen ist, und wird sich die seinige schaffen.

In der alten Form den neuen Geist zu suchen, dazu fordert mich der Augenblick, dazu fordern mich Ihre eigenen Worte auf. Ich nehme die Fahne, die Sie uns überreichen, nicht bloß als ein Zeichen der Sympathie, das Sie, nur von fern her unser großes Ziel ahnend, zum Andenken, zur Ermunterung überreichen, weil es Ihnen wohlgefällt, daß *wir* Großem nachstreben. Ich nehme sie als das Zeichen eines *Bundes*, eines dauernden, zum lebendigen Verhältnis sich gestaltenden Bundes, dessen Inhalt ist: die Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben, an der großen menschlichen Bewegung, an der Erringung der höchsten Güter; eines Bundes, dessen Resultat sein wird die Umgestaltung des öffentlichen Lebens aus einem bloß zweckdienlichen und anstrengenden zu einem schönen und heiteren. Nach beiden Seiten hin, nach dem Inhalt, wie nach dem Resultat ist dieser Bund Forderung der Gegenwart, weil Forderung der Vernunft, der Erkenntnis.

Forderung ist vor allen Dingen, daß das öffentliche Leben die Form des Schönen gewinne, daß es freie Bewegung werde, die an sich selber Wohlgefallen hat. So nur kann es ein Recht haben, zu existieren, so nur kann es seinem Ziele entgegengedeihen. Alles, was auf den Namen einer Verbesserung Anspruch macht, sei es auf dem sozialen, sei es auf dem politischen, dem wissenschaftlichen, dem gewerblichen Gebiete, es kann nur *einen* Zweck haben: den, das Leben zu verbessern, d. h. das Lebensglück, den Lebensgenuß. Soll es aber diesem Zwecke wahrhaft treu bleiben, so muß es nicht nur in seinem Ziele, sondern auch in seiner Bewegung nach dem Ziele jene Aufgabe erfüllen. Denn, wenn des Lebens Aufgabe das Leben selber ist, der Lebensgenuß ist, so geht an jeden Teil desselben die Forderung, daß er nicht bloß Mittel zu einem anderen Augenblick des Lebens, sondern in sich selber Zweck sei. Je mehr das Leben in allen seinen einzelnen Teilen, in allen Atomen des Daseins seiner Bestimmung entspricht, desto vollkommener ist es; es weicht von dieser ab, so oft es einen Schritt macht, der gar keine

Befriedigung in sich selber, sondern nur im folgenden findet. Ein solcher Schritt, ein solcher Augenblick ist herabgewürdigt unter seinen Beruf. Auf der anderen Seite aber verlangt die Ökonomie des Lebens, daß der gegenwärtige Moment den künftigen vorbereite oder sicher stelle. Darum ist es höchste Aufgabe der Kunst zu leben, die überhaupt die Aufgabe des Menschengeschlechts ist, daß eine Form gefunden werde, in welcher jede Bewegung nicht bloß durch das befriedigen darf, was sie erstrebt, also durch das, was ein anderes, ein Späteres ist, sondern durch das, was sie selber ist.

Die Form aber, welche diese Bedingung erfüllt, ist einzig die Form des Schönen, weil nur das Schöne in sich selber Zweck ist. Schönheit, Kunst sind nicht der Hauptsache nach Mittel zum Zweck der Geistesbildung — wie zuweilen gesagt worden ist — sie sind Zweck, d. h. Genuß in sich selber. Das Gute im Leben kann nur zweierlei Gestalt annehmen, die des Schönen oder die des Zweckmäßigen. Das Zweckmäßige findet seine Befriedigung in der Zukunft, das Schöne in der Gegenwart. Wenn das Zweckmäßige schön ist, dann ist die höchste Vollendung des Lebens erreicht. Dann nur hat das Leben einen Sinn. Teilen Sie es aber in Zweck und Mittel, teilen Sie es in bloßes Streben, gesondert vom Ziele, dann schaffen Sie jenen unbefriedigenden Zustand, der Verzweiflung einbringt, sobald das Ziel nicht erreicht wird; dann schaffen Sie den Menschen, der beim ewigen Streben ewig Durst leidet, der stets, auf der einen Sprosse angekommen, nichts weiß, als daß er die künftige erklimmen muß, und vergißt, daß er die jetzige erklimmen wollte, daß er sie als Ziel gesucht; dann schaffen Sie den Menschen, der die Kindheit nur ansieht als den Weg zur Jugend, die Jugend als den Weg zur Reife, die Reife verwendet zur Sorge fürs Alter und das Alter zur Sorge für das Grab, den Menschen, dessen Leben nichts ist, als der Weg zum Grabe; dann schaffen Sie den Menschen, der, wenn er als Jüngling, wenn er als Mann stirbt, ausruft: Verfehltes Streben, verfehltes Leben! Dann schaffen Sie ein Geschlecht, von dem nur der zwanzigste Teil lebt, weil nur der zwanzigste Teil das Ende des möglichen Lebensalters erreicht. Das Leben aber soll Leben sein vom Augenblick an, da es existiert: jeder genieße und keiner, wenn er stirbt, sage: Ich habe falsch spekuliert!

Dieser Zug ist bereits mächtig geworden in dem Jahrhundert. Vor allem drückt er sich aus in der Totalität des Lebens, das ein weltliches geworden, das nicht mehr die Spekulation aufs Jenseits ist. Mehr und mehr arbeitet sich der Gedanke auch in die einzelnen Bestandteile hinein. Vergleichen Sie die Erziehung von heute mit der von ehemals. Das Kind wird von dem Erwachsenen nicht mehr als bloßer Zweck der Zukunft behandelt; die trockene, im starren Zwang dumpfer Schulstubenqualen hantierende Magisterei soll ersetzt werden durch ein System,

welches die jungen Kräfte in freies, behagliches, ihnen selber angemessenes Spiel setzt. Denn das Spiel, die unberechnete, freie Bewegung, die sich nach der Lust des Augenblicks erzeugt, ist die Aktion des Schönen. Wir freuen uns am kindlichen Genusse, an der heiteren Anmuth der nicht berechnenden Lust, und wollen, daß der Unterricht, die Ausbildung des Geistes und des Körpers so viel, als möglich diese Form annehme. — Sehen Sie, um ein anderes aufzugreifen, auf die moderne Heilkunde. Sie kommt immer mehr ab von dem Regime der Krankenstube und des Arzneiglases; sie schickt die Kranken an die Heilquellen, welche ausgestattet sind mit allen Genüssen der Natur und der Zivilisation, und läßt sie in der Luft, im heiteren, geselligen Umgang genesen. Und bis auf die Behandlung des Tieres herab erstreckt sich die Achtung des selbständigen Lebenszweckes; man schützt auch das Tier dagegen, daß es frivoler Weise der Bequemlichkeit der Menschen in seiner Lebensfreude geopfert werde.

Dieser Zug nun, neben dem Streben, auch Selbstzweck zu sein, muß ins öffentliche Leben, wenn es Anspruch auf Existenz, wenn es weiter Aussicht auf Erreichung seines Zieles haben soll. Denn es ist nicht nur gerechte Forderung des Augenblicks, seinen Wert in sich zu tragen: es ist auch die höchst mögliche Bürgschaft für die Erreichung des vorgestreckten Zieles, wenn der Weg dahin nicht bloß Mittel, sondern auch Selbstzweck ist. Sehen Sie doch auf die Ökonomie der Natur! Alle ihre großen Zwecke sichert sie durch Triebe, deren Befriedigung zugleich eine Lebensfreude ist.

Es soll also — dies ist das Resultat, welches ich aus allem Gesagten ziehe — es soll das öffentliche Leben, das Ringen der Nation nach Einheit und Freiheit die Form des schönen, harmonischen Lebens, des frei spielenden Triebes annehmen. Zu dem Ende aber muß das öffentliche Leben vor allem seine Wurzel einschlagen in den Boden, auf dem wir mit dem ganzen Reste unserer Existenz stehen, es muß die Weise der gesellschaftlichen Einheit, des Zusammenlebens und Zusammenfühlens beider Geschlechter annehmen.

Dann erst, wenn das öffentliche Leben auf diesem Wege zur Gewohnheit des Daseins, wenn es Interesse aller Teile der menschlichen Gesellschaft geworden ist, dann wird es seinem großen Zwecke mit Macht entgegenreifen. Solange es aber nur Anstrengung und Arbeit und Geschäft ist, wird es der Zeit oder der Person nach stets nur vereinzelt wirken. Woher schöpft die Religion ihre riesige Ausbreitungs- und Widerstandskraft? Daraus eben, daß sie das ganze menschliche Dasein durchdringt, daß es keinen Akt des Lebens giebt, dem sie nicht ihren Ton gebe, den sie nicht in seinem innersten Wesen durchziehe. In solcher Weise muß das politische und soziale Streben Religion werden.

Nachdem ich aber so gezeigt zu haben glaube, daß Grundbedingung für das Gedeihen des allgemein menschlichen Strebens die volle Beteiligung der Gesamtheit sei, wird es mir auch erlaubt sein, einen Nebenblick zu werfen auf die fruchtbare Eigentümlichkeit, welche gerade der Charakter des Weibes in diese Gemeinschaft einbringt. Es ist eine psychologische Thatsache, daß die Frau das einmal erfaßte Ideal mit überlegener Gewalt festhält und verfolgt, daß sie das Gute viel mehr für erreichbar hält, als der Mann, und dadurch eines höheren und stärkeren Schwunges fähig ist. Es verbindet die Frau mit der Heftigkeit des Glaubens und Strebens die Milde des Charakters, und es ist endlich Zeit, daß die Beschränktheit des Hasses aus der Partei des Volkes wenigstens verschwinde. Die demokratische Bewegung muß alle diejenigen Attribute annehmen, welche sie dereinst als Siegerin zum Gesetz erheben will. Aus dem Gesetze der Demokratie aber wird dereinst die unvernünftige Intoleranz verschwinden, mit welcher der Staat der unfehlbaren Autorität und des legitimen Privilegiums zur Einschüchterung und Betäubung der Beherrschten sich umgeben mußte. Unsere jetzigen Strafgesetze sind ja nichts als Evangelien des bornierten Hasses und der bornierten Anmaßung der privilegirten Klassen. Dem unbefangenen Betrachter der menschlichen Natur und der weltlichen Dinge können sie nicht anders erscheinen, denn als kolossale Albernheiten oder kolossale Schändlichkeiten. Wann wird man endlich aufhören, das Übel zu hassen, da man doch nichts wollen sollte, als es zu beseitigen? Wann wird man einsehen, daß das Übel, welches das einzelne Individuum stiftet, nur eine Folge der Übel ist, welche in den Zuständen der Gesamtheit liegen, oder gar nur eine Folge der menschlichen Natur? Wann wird man endlich aufhören, den menschlichen Übeltäter mehr zu hassen, als den Blitz, welcher in ein Haus einschlägt? — Dann wohl, wenn einmal die ganze menschliche Gesellschaft nicht mehr auf den Grundlagen des Aberglaubens und des Vorurteils erbaut sein wird, sondern auf denen der Vernunft — in dem demokratischen Staate. Darum aber müssen die Parteigänger der Vernunft selbst — während sie die ganze Energie ihres Lebens, ja die Gewalt der Leidenschaft auf Entfernung des Übels und des Unsinnes richten — den beschränkten Haß gegen die Übelstifter und Unsinnigen aufgeben. Und man muß es den Demokraten zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie bereits, sie, die Unterdrückten und Gekreuzigten, ihre Sache mit einem bedeutenden Maße von Freudigkeit und gutem Humor betreiben, während ihre Gegner, die Herrschenden, nichts atmen als Ingrimm und Schrecken. Das Bild des Greuels und der Wildheit, unter dem wir abgemalt werden, das Stichwort der „Anarchie", in dem die Gegner alles Schauderhafte ihrer kindischen Phantasie zusammenfassen, ist nicht das Abbild unseres, sondern bloß der Reflex ihres eigenen Wesens. Die Demokratie ist mild und

tolerant bis zu dem Grade, daß der Begriff der Toleranz ganz verschwinden muß, weil sein Gegensatz, die Intoleranz, gar nicht mehr gedacht werden kann. Mit diesem Gesetze müssen wir auch unsere Bewegung durchdringen, und der Eintritt des weiblichen Geschlechts wird ein Wesentliches dazu beitragen, daß es geschehe.

Aber, wird man uns sagen, du opferst dabei die Frau mit der ganzen Eigentümlichkeit ihres Naturells, du benutzest sie nur zum Vorteile eines bestimmten Zieles, das ihr keine Entschädigung geben kann, weil das Opfer selber sie zu Grunde richtet, du reißest sie heraus aus dem ihr zugewiesenen Kreise des ihr eigentümlichen, stillen und umschränkten Gefühlslebens. Wenn ich das wollte, dann würde ich allerdings in den Fehler verfallen, den ich selber von vornherein als das Grundübel verdammt habe, den nämlich, ein selbständiges Leben seines selbständigen Zweckes zu berauben und zum bloßen Mittel herabzuwürdigen. Aber ich drehe den Einwurf geradezu herum und kehre ihn gegen diejenigen, welche ihn erheben. Die Anschauungsweise, welche der Frau das einseitige Gefühlsleben zuteilt, ist selber nichts, als der Versuch, sie als Werkzeug der Befriedigung eines Kunstbedürfnisses zu behandeln, in ihr die vollendete Darstellung des Gefühls anzuschauen. Sehen Sie das Leben des Mannes an, der in dieser Art den Frauen huldigt. Er betrachtet sie als ein Stück wandelnder Lyrik. Eine Frau, die in ihrer Erscheinung den Reflex eines zerstörten Seelen- oder Körperlebens zeigt, eine innerlich zerrissene, eine kränkelnde Frau nennt er ein „interessantes Weib." Aber es kann nicht Bestimmung des Menschen sein, einem andern als bloßes Objekt, sei es auch als künstlerisches, zu dienen. Der enge Kreis, welchen jene Anschauungsweise den Frauen zuteilt, ist das Gebiet, welches ihr nicht von ihrem eigenen Wesen, sondern von einem Herrscher angewiesen ist, gerade so gut wie das enge Gebiet des orientalischen Serails. Die Beschränkung der Weiber auf das Gefühlsleben ist nichts als eine parfümierte Sklaverei, als eine christlich-germanische Serailstheorie. Daß einzelne Charaktere sich in dieser Beschränktheit wohl fühlen, beweist ebenso wenig, als wenn eine türkische Sklavin in ihren Prachtgemächern zufrieden ist. In der Einseitigkeit kann keine Vollendung bestehen, sondern nur in der Harmonie. Es ist auch zum Überfluß nicht wahr, daß das Gefühlsleben durch die Klarheit, durch das durchdachte Selbstbewußtsein, welche in dem politischen Leben gefordert werden, beeinträchtigt werde. Das Wesen des Menschen ist: sich seiner bewußt zu sein; je mehr er dies erfüllt, desto vollkommener ist er; Sache der Kultur ist es, nicht das Gefühl zu verleugnen, sondern das Recht des Gefühls zu erkennen und das Gefühl selber bewußter Weise in sich aufzunehmen. Lassen Sie es mich, als Mann, Ihnen verraten, daß das Gefühlsleben an Stärke und Innigkeit nur gewinnt, wenn man sich nicht hineinverliert, sondern klar bewußter Weise sich darin bewegt.

Ich kann sehr gut begreifen, daß die weibliche Natur früher einen Widerwillen gegen das politische Leben empfinden mußte, daß man ihr empfahl, sich davon fern zu halten. Das öffentliche Leben war unschön, weil es gar kein öffentliches war. Das ganze Treiben im Staate war ja bloß die Thätigkeit einer Maschine, die von einzelnen in Bewegung gesetzt, von anderen etwa gehemmt wurde. An die Maschine gehört die Frau allerdings nicht, aber wenn das politische Leben erst die Weise der Volkstümlichkeit, der Massenbewegung, des Denkens und Handelns in Gemeinschaft angenommen hat, mit einem Worte, in der Demokratie, wird es sich auch erhaben, lebendig, gestaltenvoll entwickeln und wahrer Schönheit fähig sein. Aus der entgegengesetzten Einseitigkeit des klassischen Altertums mögen Sie die Möglichkeit erkennen, die beiden Gegensätze zu einem höheren Ganzen zu vereinigen. Dort war, wie bei uns bisher das politische, so damals das Familienleben zur bloßen Zweckmäßigkeit erniedrigt. Der Mann lebte eigentlich auf dem Markte. Das Leben und die Litteratur kannten das große Feld unserer herrlichen Romantik kaum. Damals hätten die, welche heute das Weib vor dem öffentlichen Leben schützen wollen, vielleicht gesagt: der Mann werde mit seiner Politik, mit seinem Sinn für den Staat untergehen, wenn er sich mehr in das Familienleben hineinbegebe. Nun, wir haben die Form des gesellschaftlichen, des Familienlebens so gewaltig in der christlichen Welt entwickelt, und ich denke nicht, daß wir uns für den Staat verdorben haben.

Ja, der Eintritt in das öffentliche Leben möchte auch noch ein Raub am Gefühle gewesen sein, als der ganze Inhalt unseres Staatsbegriffes bloß in der Autorität, oder in der Brutalität, in der geistigen oder in der physischen Tyrannei aufging, als Recht und Politik auf Gebote gegründet werden sollten, deren Quelle man nicht in der menschlichen Natur, nicht in der menschlichen Brust suchen durfte. Aber auch dieser Zustand fällt natürlich mit der Demokratie. Welches ist die Voraussetzung *unserer* Politik, *unseres* Rechtes? Einzig und allein das höchste aller Gefühle: die Humanität. Nehmen Sie uns diese Quelle des Rechtes, der ganzen Staatseinrichtung, und wir wissen gar nicht, auf welche Grundfesten wir den Bau des demokratischen Staates aufführen sollen. Also das Gefühl, das Gefühl in seiner höchsten Entwicklung, ist die Seele unseres ganzen Strebens. — Welcher Widersinn, mit dem Rechte des Gefühles gegen die Teilnahme der Frauen an der demokratischen Bestrebung streiten zu wollen!

Es versteht sich bei allem, was ich hier gesagt habe, so sehr, daß ich unter einer *gleichmäßigen* Beteiligung beider Geschlechter am öffentlichen Leben nicht eine *gleiche* Beteiligung verstehe, daß ich durch eine weitere Erwähnung dieses Vorbehaltes mich lächerlich zu machen fürchten müßte. Wer wird Unterschiede, die in der Natur vorhanden

sind, vertilgen wollen? Es wäre das ein überspiritualistischer Versuch, dem ich wohl nicht verfallen werde, den Unterschied der leiblichen Organisation von der geistigen losreißen zu wollen und ihn in der letzteren Beziehung zu leugnen. Beteiligung aller Menschen an allen menschlichen Angelegenheiten, harmonische Ausbildung der menschlichen Anlagen nach allen Richtungen hin, das ist es, was verlangt werden muß: daß jede Person, jede Nation, jedes Geschlecht dies in der Weise thue, wie es seiner Natur gemäß ist, versteht sich von selbst.

Sie überreichen uns heute eine Fahne, Sie bringen uns die Vereinigung, die Beharrlichkeit, das ehrenhafte Streben in der künstlerischen Form zur Anschauung. Thun Sie dies für immer. Treten Sie nicht zurück, nachdem Sie uns ein Zeichen Ihrer Sympathie gegeben haben. Bringen Sie die Schönheit, die Anmut, den freien Spieltrieb des Lebens in das große Streben der Zeit hinein. Unser Bund sei unter dem Zeichen gestiftet, das Sie uns übergeben haben. Wenn dieser Gedanke überall durchgedrungen ist, dann wird die Heiterkeit des antiken Lebens, verbunden mit der Sittlichkeit, der Humanität, dem Gleichheitssinn der modernen Welt zusammen, eine vollendete Gesellschaft gründen, das Ideal der menschlichen Dinge. Sollte dies Ideal aber auch Ideal im schlechten Sinne, d. h. sollte es unerreichbar sein, dies kann uns nicht abhalten, den Weg dahin einzuschlagen; denn indem wir auf schöne Weise dem Guten entgegenstreben, genügen wir allen heiligen Bedürfnissen unserer Natur, erfüllen wir unsere wahre Bestimmung."

Man hat das Jahr Achtundvierzig später oftmals als das „tolle Jahr" gescholten. Gewiß, es kann hinterher nur den Eindruck einer gewissen Verrücktheit machen, wenn man wahrnimmt, wie ein ganzes Volk mitten im Werden einer großen Einheits- und Freiheitsgestaltung zu sein glaubte und nach kürzester Zeit alles wie ein thörichtes Traumgebilde ins Nichts zerronnen und das alte Elend in seinem ganzen Jammer wieder eingesetzt findet. Aber dieser so rasch beendete Traum war nicht das Produkt eines wilden und wüsten Rausches. Es ging ein idealistischer Zug durch die Menschen, den die Geistes- und Herzensbildung der vorangegangenen Epoche gezeitigt hatte. Ist dafür nicht bezeichnend, daß eine tausendköpfige Versammlung, aus Männern und Frauen, aus allen Ständen zusammengesetzt, mit Andacht und Freude einem in der That jugendlich abstrakten Vortrag folgen konnte? Und der Fall war nicht vereinzelt.

In der Landbevölkerung war die Begeisterung für die Sache unsrer Partei im Wachsen, während die Symptome

der Reaktion am Sitze der Einzelregierungen und in Frankfurt immer deutlicher hervortraten. Preßprozesse, welche zur Zeit der Zensur eine Seltenheit gewesen und seit deren Aufhebung außer Uebung gekommen waren, hielten ihren ersten Einzug. Bald das eine, bald das andre Blatt ward vor den Untersuchungsrichter geladen. Unbedeutende Manifestationen in einzelnen Landgemeinden gaben Anstoß zum Einmarsch von etlichen Kompagnieen Soldaten, die bei den Bewohnern einquartiert wurden, als Vorbilder jener Strafbayern, die später in Kurhessen wegen ihrer tiefen und, wie man meinte, höherer Absicht entsprechenden Eingriffe in die Kochtöpfe berüchtigt wurden.

Die beste Landgemeinde unseres Kreises, das ansehnliche, für seinen aus Burgunderreben geherbsteten Rotwein berühmte Ober-Ingelheim, hatte auch einen solchen Strafbesuch erhalten. Die Stimmung war hier wie anderwärts dadurch nur lebhafter erregt worden.

Anfang August wurde Freiherr von Dalwigk, welcher einer der eifrigsten Beamten des Regimentes Du Thil gewesen und sich den wohlverdienten Ruf eines Erzreaktionärs erworben hatte, als Regierungspräsident nach Mainz versetzt. Dies war für unseren Landstrich der untrüglichste Beweis, daß es scharf abwärts gehe mit allen sogenannten Errungenschaften.

Unser demokratischer Verein beschloß, sofort einen Protest gegen die Ernennung Dalwigks nach Darmstadt zu senden. Es macht dem Andenken unsrer politischen Anhänger nur Ehre, daß sie in Dalwigk den richtigen Feind erkannten. Vielleicht hat es im ganzen deutschen Reich keinen Mann gegeben, dessen Überzeugung mehr mit allem kontrastierte, was man national und liberal nennt. Er kannte nichts als die darmstädtische Landesvaterschaft, gestützt auf Österreich, und sofern es nötig erschien, auf das Ausland.

In der kurzen Zeit zwischen August 1848 und Mai 1849 hatte ich in Rede und Schrift gegen niemanden so beständig und hitzig Fehde geführt, wie gegen ihn. Wie sehr ich meinen Mann schon damals auf seinen Inhalt durchschaute, hat er durch seinen Anteil an dem inneren deutschen Entwicklungsprozeß von 1850 an

bis zum Jahre 1870 bewiesen. War er doch von allen Führern der kleinstaatlichen Intriguen, mit denen später Bismarck am Bundestag sich herumzuschlagen hatte, der verbissenste und rastloseste. Näheres darüber ist in den von Poschinger veröffentlichten Briefen des preußischen Bundestagsgesandten, Herrn von Bismarck, zu lesen. In der neuesten Zeit ist aus Denkwürdigkeiten des französischen General Ducrot zum Überfluß noch Erbauliches darüber bekannt geworden, wie der hessen-darmstädtische Premierminister, im innigen Einverständnis mit seinem Gebieter, den Kaiser Napoleon zum Vorgehen gegen Preußen auffordern und ihm die stille Bundesfreundschaft zusichern ließ.

Als der Krieg von 1870 ausbrach, blühte die Hoffnung auf den Sieg des französischen Heeres im Ministerium Dalwigk noch so schön in der Stille, daß eine patriotische Volksversammlung in der Residenz verboten wurde auf den Grund hin, daß die demnächst einrückenden napoleonischen Truppen dafür Rache an den Bürgern nehmen würden.

Während der achtzehn Jahre meiner Entfernung aus Deutschland hatte ich natürlich keinen Anlaß, meinen persönlichen Krieg gegen Herrn von Dalwigk, der trotz der Wendung von 1866 in Hessen weiter wirtschaftete und den Bischof Ketteler in der ultramontanen Propaganda aufs eifrigste förderte, weiterzuführen. Kaum war ich 1868 wieder auf dem Platz, so war auch der alte Zweikampf wieder im Gang. Mein Sieg bei der Wahl zum Zollparlament ward vom Ministerium Dalwigk am Tag nach der Wahl mit einem Beleidigungsprozeß inauguriert, aus dem ich, nach einer Verurteilung in erster, siegreich in zweiter Instanz hervorging. Mein erster parlamentarischer Erfolg war die Annahme eines gegen das hessische Ministerium Dalwigk gerichteten Antrags, bei dem der Bundeskanzler Graf Bismarck mir zu Hilfe kam. Und zuletzt sollte ich Herrn von Dalwigk im November 1870 im Hauptquartier zu Versailles wiedersehen. Er war wie die anderen Minister der Einzelstaaten erschienen, um die Verträge über den Eintritt derselben in das Reich abschließen zu helfen. Als wir uns in der Straße vor dem Hôtel des Réservoirs kreuzten, tauschten wir natürlich kein Erkennungszeichen. Es machte mir einen aus Ernst und Humor gemischten Eindruck, unter diesen historisch er-

greifenden Schicksalsbildern nach zwei Jahrzehnten den Mann wieder zu sehen, mit dem ich zweimal in so heftiger Fehde gelegen hatte um die Sache, die dann ihren größten Triumph feierte, auch über ihn. Er sah gedrückt aus, und das war ihm nicht zu verdenken. Ob nun die Größe der Zeiten oder meine eigne Empfindungsart das meiste dazuthat, ich fühlte nichts von dem Genuß an der Demütigung eines erbitterten Feindes, welcher in der Poesie der menschlichen Affekte einen breiten Platz einnimmt.

So heftig auch noch in spätere Jahre hinein das Feuer der Polemik in Rede und Schrift bei mir auflodern konnte, einen persönlichen Haß, dessen Ingrimm bei der Niederlage oder dessen Wonne beim Sieg über einen Feind habe ich nie an mir erprobt. Ich hatte mich von lange her auf dem Weg des Nachdenkens zu sehr darauf dressiert, in dem Individuum keine Causa sui zu erblicken, und diese Gewohnheit schadete mir nicht selten, weil sie mich hinderte, mich wahrhaft zu erbosen. Mehr als einmal habe ich mir, nach einem ausgefochtenen Strauß, hinterher vorgeworfen, daß ich zu leicht, zu wenig empfindlich und darum zu wenig aggressiv gewesen sei. Die Gereiztheit kann allerdings zu Verirrungen führen, die man hinterher bereut, aber sie hat auch eine produktive Kraft, die zu den richtigen Vorstößen inspiriert. Ich war nicht immer der Meinung, die ich oft über mich äußern hörte, daß ich mich genugsam zu wehren verstünde. Aus dieser Unzulänglichkeit wußte ich nur einmal Vorteil zu ziehen, als ich in einem Wortkampf mit Bismarck im Reichstag anfangs der achtziger Jahre in meine Replik die Bemerkung einflocht, ich wüßte wohl, daß mir das nötige Talent der Grobheit fehle. Das war so ein kleiner Fechterstreich, für den er Sinn hatte. Diese Wendung gab ihm eine versöhnende Antwort ein.

Nach jener Begegnung in Versailles habe ich Dalwigk nicht mehr wiedergesehen. Sein Stern war nah am Untergehen. Er hatte nicht die leidenschaftlose Schmiegsamkeit des württembergischen Varnbüler, der zwar ein ebenso verbissener Gegner Preußens gewesen, aber sich schon bald nach den ersten deutschen Siegen seine Haltung über den neuen Leisten deutscher Einigung geschlagen hatte.

Bismarck, dem nichts brauchbarer erschien, als ein Besiegter mit bösem, aber elastischem Gewissen, war daher auch alsbald geneigt, Varnbüler zu Gnaden aufzunehmen. In Versailles sagte er mir, man thue in der Presse Varnbüler unrecht, jener sei gar nicht abgeneigt, sich der deutschen Sache anzuschließen, und man müsse ihn ermuntern. Er übte immer die Weisheit des Diktums: rien n'aiguise le dévouement comme un peu de dévouement. Sein Verdacht richtete sich vielmehr gegen andre widerspenstige Einflüsse, die auf den Stuttgarter Hof einwirkten, insbesondre gegen den Kriegsminister Herrn von Gasser und noch mehr gegen dessen Frau, die er mir als den Mittelpunkt österreichischer Intriguen bezeichnete. Dem cherchez la femme war er bekanntlich auch am preußischen Hof nicht abgeneigt.

In Varnbüler hatte er sich nicht geirrt. Dieser war klug genug, sich auf die Seite des Starken zu stellen und sogar Bismarck im Laufe der Begebenheiten für seine eigenen Ansichten zu gewinnen. Varnbüler trug nicht wenig zur Umkehr in der deutschen Handelspolitik des Jahres 1878 bei und übernahm die Führung des schutzzöllnerischen Feldzugs im Reichstag mit großer Geschicklichkeit. Er und Bismarck waren sehr wohl geeignet, sich gegenseitig zu würdigen und zu verstehen, und es ist gar nicht zu verwundern, daß der Mann, welcher einst gesagt hatte: „lieber französisch als preußisch", zuletzt ein schwärmerischer Anhänger des Kanzlers wurde. Er war übrigens ein überzeugter Protektionist, aufgewachsen in den alten Vorstellungen der merkantilistischen Schule, die jetzt wieder für neueste Evolution ausgegeben werden. Er war sehr schlau und beweglich, dabei nichts weniger als ein Fanatiker, von liebenswürdigen Formen und geneigt voll vorurteilsfreien Humors, sich mit dem dazu qualifizierten Gegner zu vertragen. Trotzdem wir in dem heißen Kampf jener Tage geradezu Antipoden waren, habe ich persönlich immer ein angenehmes Verhältnis zu ihm gehabt. Er war eben durch und durch ein Mann von Welt, und wenn seine Bonhomie auch nur Methode war, so entsprang sie doch auch wieder der wärmeren Temperatur, welche den süddeutschen Adel so viel menschlicher macht, als den des deutschen Nordens, und namentlich Preußens.

Der Sommer 1848 war in der Natur einer der schönsten,

deren ich mich erinnern kann. Wenn man dann und wann aus dem Getümmel und der Hetze des politischen Treibens in die Stille und Herrlichkeit von Feld und Wald entfloh, ergriff einen der Gegensatz mit Wonne und Wehmut zugleich. Einige Wanderungen, die ich in Fröbels Gesellschaft im lieblichen Taunus bei paradiesischer Witterung machte, gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen. So verschieden wir auch angelegt waren, in vielem stimmten wir doch wieder überein, so in dem gleichzeitigen Nebeneinander des Sinnes für fröhlichen Kampf und wieder auch für stille Beschaulichkeit und in der Gedankenrichtung von der Verwirrung des Momentes zu der Betrachtung des Allgemeineren und Höheren, über dem Kampf der Parteien Schwebenden. Wir waren beide überzeugte Radikale, aber keine Fanatiker.

Das schöne Wetter trug auch das Seinige bei zur Förderung des politischen Lebens, namentlich in den ländlichen Kreisen. Volksversammlungen und Bewegung von Ort zu Ort gediehen im Sonnenschein. Mein Geschmack am Landleben mischte sich meinem politischen Aktionsdrang heimlich bei, und fand mich immer bereit zu einem Ausflug ins Grüne. Es traf sich besonders gut, daß die tüchtigsten unserer liberalen Führer und Massen die herrliche Gegend bewohnten, welche sich von Ingelheim am Rhein westwärts ausdehnt. In der sanftgewellten Ebene ziehen sich reiche Flecken und Dörfer, abwechselnd mit Reben und Getreide bepflanzt, dahin; fröhliche und doch gediegene Menschen in ihrer Art, ernster als die Städter des Rheinlandes, strömten überall zu, wo etwas öffentlich verhandelt ward. Dabei war es interessant, zu beobachten, wie das Regiment seinen Einfluß auf die Denkart der Menschen zurückgelassen, und wie das den deutschen Fürsten zuerkannte cujus regio ejus religio seine Frucht getragen hatte.

Bis zur französischen Okkupation standen die ländlichen Gemeinden nach Zufall und Erbgang hier zu Kurmainz, dort zu Kurpfalz im Unterthanenverband. Die kurmainzischen Ortschaften sind in der Mehrzahl von Katholiken, die kurpfälzischen von Protestanten bevölkert. So scharf wie heute waren im Jahre 1848 die Unterschiede der politischen Überzeugung zwischen den beiden Konfessionen lange nicht. Die katholischen Orte waren ebensogut demokratisch wie die protestantischen, und bis auf den heutigen Tag

geht auch durch die inzwischen vom Bischof Ketteler und von den Nachfolgern gänzlich dominierten katholischen Massen ein starker Zug demokratischer Gesinnung. Aber den besten Stamm der radikalen Parteigänger lieferten uns damals die protestantischen Gemeinden. Ober-Ingelheim, in dessen Weichbild die Pfalz Karls des Großen gestanden hatte, ging allen vor. Auf den roten Sandsteintrümmern dieser ehemaligen Herrlichkeit haben wir manche unheilige Rede gehalten und halten geholfen. Ärzte, Friedensrichter, Notare stellten eine splendide Gastfreundschaft dem Apostolat zur Verfügung. Unter den Ärzten war ein junger Mann, mit dem ich mich besonders befreundet hatte, mit Namen Dr. Gieswein. Er war ein liebenswürdiger, lustiger Kamerad mit ein paar menschenfreundlichen, veilchenblauen Augen im hellblonden Kopf, die schon allein jedes Herz gewinnen mußten. In kinderloser Ehe bewohnte er mit seiner Frau, einer Mainzerin aus gut katholischer Familie, ein reizendes Haus mit Garten an dem nach dem Rhein abgedachten Ausgang des Ortes. Da hatte ich immer mein Zimmer, und noch heute kann ich keinen aus Reseda und Levkojen gemischten Duft einatmen, ohne an die einfache, aber wohnliche Stube zu denken, in welcher immer das Sträußchen im Glase für mich auf dem Tische stand. Der Mensch bekommt im Leben noch viel zu riechen, Schönes und Unschönes, aber solch einen Wonneduft, wie zu jener Zeit aus dem bescheidenen Blumenglase mich empfing, wenn ich aus der Stadt nach der ländlichen Wohnung entfloh, habe ich nie mehr eingeatmet.

Die Praxis meines ärztlichen Gastfreundes ließ sich aufs nützlichste und angenehmste mit den Aufgaben meiner politischen Thätigkeit kombinieren. Der Doktor mußte täglich die Dorfschaften in weitem Umkreis besuchen. Sein elegantes, mit einem schönen Schimmel bespanntes Kabriolet kutschierte er selbst. Ich nahm an seiner Seite Platz, und so fuhren wir kreuz und quer durch die fruchtbaren und behäbigen Gefilde der Pfalz, immer heitren Sinnes, immer von freundlichen Menschen begrüßt und bewirtet.

Während der Arzt seine Kranken besuchte, sprach ich bei den politischen Freunden vor und verständigte sie über die nächsten zur Belebung der Parteiorganisation nötigen Maßnahmen. Die Frische und Wohligkeit des ganzen Treibens, ein wahres Idyll mitten im

Tumult der politischen Kämpfe, bilden einen unvergeßlichen Ruhepunkt in meinen Erinnerungen aus damaliger Zeit. Innere Jugend und Heiterkeit der Natur, im Bund mit sympathischen Menschen, ließen den Druck, der wegen des sichtbaren Rückgangs der vaterländischen Dinge auf einem lagerte, für einen Augenblick vergessen.

Da wurde mit einem Schlag dieser Herrlichkeit ein Ende gemacht.

Am Mittag des 18. September erschien ein Eilbote aus Mainz, der mir die Nachricht brachte, in Frankfurt sei der helle Aufstand ausgebrochen. Es war die Kunde von der Katastrophe, die sich aus dem Waffenstillstand von Malmö entwickeln sollte. Die Besiegelung der Niederlage der deutschen Sache vor Dänemark hatte mit Recht die öffentliche Meinung weit nach rechts über die radikalen Parteien hinaus mit dem Gefühl ergriffen, daß die alte Bundestagspolitik wieder zur Herrschaft sich aufgeschwungen habe. Aus dieser Erkenntnis heraus entfesselte sich ganz von selbst, ohne Vorbedacht und ohne Plan, der Aufruhr in Frankfurt. Er war ziellos und hat den Niedergang nur beschleunigt, indem er die Handhabe zu reaktionärem Vorgehen lieferte, wie immer alle mißlungenen Widerstandsversuche. Aber natürlich gab er nur den Anlaß zur Bethätigung dessen, was aus der inneren Verfassung der Dinge etwas früher oder später erfolgen mußte.

Ich ließ sofort anspannen und fuhr nach Mainz, selbstverständlich, um von da nach Frankfurt zu eilen. Ich stieg, nachdem ich mein Billet gelöst hatte, in den im Kasteler Bahnhof zur Abfahrt bereiten Zug. Da erscheint, wenige Minuten vor Abgang, am Fenster des Waggons ein mir unbekannter junger Mann und winkt mich heftig zu sich heran. Dann flüstert er mir ins Ohr: „Soeben ist von dem am Bahnhof postierten militärischen Posten ein Telegramm nach Frankfurt gesandt worden, daß Sie im Zuge sind, und man Sie bei Ankunft festnehmen soll." — Das schien mir natürlich wenig verlockend. Ich besann mich rasch und stieg auf der dem Passagiereintritt abgewandten Seite wieder aus. In Frankfurt wurde, wie mir später berichtet ward, vergeblich nach mir ausgespäht.

Acht Jahre später fuhr ich an einem Sommertage mit meiner Frau im eidgenössischen Postwagen von Teufen nach Heiden. Im

Wagen saß ein Herr mit einer Dame. Die beiden musterten mich eine zeitlang sichtlich mit ihren Blicken. Da sagte der Mann zwar nicht laut, aber mir vernehmlich, zu seiner Dame: „Erinnert Dich der Herr da nicht an den Bamberger, mit dem wir zur Zeit des Frankfurter Septemberaufstandes ein paar minutenlang im Waggon eines abgehenden Zuges in Kastel bei Mainz zusammensaßen?" „Gewiß!" antwortete die Frau, und nun gab ich mich natürlich auch zu erkennen. Zunächst drückte ich mein Erstaunen aus über das rasche Wiedererkennen nach so kurzer Begegnung und so langem Zeitraum. Sodann ließ ich mir erzählen, wieso die mir Unbekannten überhaupt auf meine Person ein Augenmerk geworfen.

Mein plötzliches Verschwinden vor dem Abgang des Zuges war begreiflicherweise den Insassen des Zuges aufgefallen. Man hatte sich nach dem Namen erkundigt, und die bei der Ankunft in Frankfurt vorgenommenen Recherchen hatten das übrige gethan. Wir kamen nun natürlich in nähere Berührung. Das Ehepaar war in der preußischen Rheinprovinz zu Hause, und wir setzten den Verkehr noch während unsres kurzen Aufenthaltes in Heiden fort. Dann habe ich aber die Spur wieder verloren.

Dem Ausbruch der Emeute in Frankfurt waren stürmische Vorgänge in der Paulskirche vorangegangen. Am 17. September, einem Sonntag, war dann eine große Volksversammlung auf der Pfingstweide, einem beliebten Festplatz in der Nähe der Stadt, abgehalten worden. Eine Reihe von Mitgliedern des Parlaments hatte dabei vor den vielen tausend aufgeregten Zuhörern stürmische Reden gehalten, und in der Nacht darauf hatte der Barrikadenbau in Frankfurt begonnen, nachdem schon an den vorhergegangenen Tagen Volksmassen versucht hatten, in den Saal der Beratungen der Paulskirche mit Gewalt einzudringen. Unter den Rednern der Pfingstweide hatte sich besonders Zitz hervorgethan. Gegen ihn wie gegen Ludwig Simon und Schlöffel wurde auch deshalb eine gerichtliche Verfolgung anhängig gemacht, die zunächst bei den parlamentarischen Verhandlungen über die vom Gericht verlangte, vom Parlament aber mit Mehrheit abgelehnte Ermächtigung zur Verhaftung der Abgeordneten heftige Szenen herbeiführte.

Da meine Fahrt nach Frankfurt, bei der mich nur das unbestimmte Bedürfnis geleitet hatte, an Ort und Stelle der Begebenheit Augenzeuge zu sein, zu Wasser geworden war, so begab ich mich in die Redaktion der Zeitung, wo wir natürlich den Tag in banger, erregter Stimmung verbrachten.

Schon auf ein erstes Signal hin waren Truppen von der Besatzung nach Frankfurt abgegangen, und es lag auf der Hand, daß die ganz aussichtslose Erhebung ein klägliches und verderbliches Ende nehmen müßte.

Am Abend versammelte sich eine Anzahl der demokratischen Führer in einem Wirtslokal, wo wir unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Es hieß „Zum Hahner Hof" und eignete sich besonders deshalb zu unserm Zweck, weil die vom Land in die Stadt kommenden Bauersleute hier mit ihren Fuhrwerken einkehrten und dadurch der Verkehr mit der Provinz in täglichem Gang erhalten werden konnte. Der Wirt hieß Cathiau und stammte aus französischem Blut. Er, wie seine Frau und seine Töchter, waren feurige Anhänger der Demokratie; der weibliche Teil des Hauses mit Schönheit und Verstand geziert. Es war nicht das Interesse des Erwerbs, das die Familie zur Sache begeisterte, sondern wirklich demokratisches Temperament.

Als ich zwanzig Jahre später wieder nach Mainz kam, machte es mir Freude, den überlebenden weiblichen Teil, Mutter und verheiratete Töchter, aufzusuchen, und die alte Anhänglichkeit und Sinnesart unverwüstlich wiederzufinden. Das war keine Ausnahme. Es war damals außerordentlich viel wirkliche Begeisterung und lebendige Hingabe an die Sache der Freiheit im mittleren und kleinen Bürger- und Bauernstande bei uns vorhanden.

Als wir nun an jenem Abend am langen Tisch der mäßig erleuchteten Gaststube versammelt waren, erschienen plötzlich, von einigen unserer näheren Bekannten geführt, einige Unbekannte in düstrer Aufgeregtheit. Zwei davon hatten den Schauerszenen der Ermordung des Fürsten Lichnowski und des Herrn von Auerswald in Frankfurt beigewohnt. Einer zeigte als Trophäe ein Stück Tuch, als vom Rocke Lichnowskis herrührend, und erzählte in wilden Worten den Hergang. Es war ein Privatlehrer aus

Bockenheim. Daß er selbst mit Hand angelegt hätte, sagte er nicht, und es kam mir nach der Art der Persönlichkeit nicht wahrscheinlich vor. Aber er wußte die Einzelheiten der an dem unschuldigen Auerswald langsam verübten Greuelthat sehr genau zu schildern und that es mit einer bübischen Kaltblütigkeit, die mir einen sinistren Eindruck machte. Lichnowski war nach Ausbruch des Kampfes zu Pferde gestiegen, um den von Darmstadt herbeigerufenen Truppen entgegenzureiten, und hatte Auerswald beordert, ihn zu begleiten. Von einem Haufen erkannt, wurden sie verfolgt, Lichnowski zuerst ergriffen und von einem auf dem Fleck improvisierten, sich so nennenden Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen.

Seine stets zur Schau getragene kavaliere Verachtung der unteren Klassen hatte ihn besonders verhaßt gemacht. Auerswald, der sich nicht einmal das zu schulden hatte kommen lassen, floh in ein Landhaus und fand da ein Versteck, aus dem er hervorgezerrt und dann gleichfalls getötet wurde. Unsre Berichterstatter machten sich am andren Morgen in der Frühe auf den Weg und entkamen nach England. Zwei Tage darauf wurden bereits zahlreiche Aufständische gefangen nach Mainz eingebracht.

Am 23. September veranstaltete unser demokratischer Verein eine Versammlung. Die Katastrophe hatte zwar über ihren verderblichen Charakter keinen Zweifel zurückgelassen. Aber der Geist der der demokratischen Sache Anhängenden war ungebrochen. Der große Saal war überfüllt; die Frauen waren in den vorderen Reihen zahlreicher als je erschienen. In meiner Eigenschaft als Stellvertreter des Präsidenten führte ich den Vorsitz und nahm zuerst das Wort. Ich gab zunächst dem Gefühl des Schmerzes über die Opfer des Aufstandes, über den Verlust von Freunden Ausdruck, ging aber dann zur schärfsten Abmahnung von ähnlichen, ganz planlosen Erhebungen über, indem ich zeigte, daß solche, von heftigen Gemütsbewegungen eingegebenen, von vornherein aussichtlosen Putsche nur den größten Schaden bereiten könnten.

Diese Lehre drängte sich umsomehr auf, als in denselben Tagen auch die zweite Erhebung im badischen Oberlande unter Gustav Struves Führung gänzlich mißlungen war. Nach dem Gefecht bei Staufen waren Struve und eine Menge andrer in Gefangen-

schaft geraten. Während gegen diese in Baden vorgegangen wurde, setzte das Frankfurter Gericht seine Verfolgungen gegen die Urheber des Aufstandes vom 18. September und gegen die Redner der Pfingstweide, als dessen Anstifter, fort. Unter diesen waren nebst Zitz zwei, die mich besonders nahe angingen, Friedrich Kapp und J. Friedrich Schütz. Beide entzogen sich der Untersuchungshaft und gingen zunächst nach Brüssel.

Schütz hatte bald, nachdem ich von der „Mainzer Zeitung" abgetreten war, neben Bölsche die Redaktion derselben übernommen. Er war Mainzer von Geburt, hatte sich zum Lehrer ausgebildet und war Anfang der dreißiger Jahre schon einmal Flüchtling geworden, nachdem er in dem Frankfurter Krawall jener Zeit verwickelt gewesen war. Er gehörte einer älteren politischen Generation an. Im Exil hatte er sich in Brüssel niedergelassen und durch Unterricht, namentlich an einer höhern Mädchenschule, sein Brot verdient. Im Sommer 1848 kehrte auch er nach der Heimat zurück und schloß sich unsrer demokratischen Gesellschaft an. So machte es sich von selbst, daß er in die von mir zurückgelassene Lücke eintrat. Ein sonderbarer Zufall wollte, daß nun die beiden Redakteure der Zeitung von Fach Pädagogen fürs weibliche Geschlecht waren. Schütz hatte in Belgien sich ganz und gar die Gesinnung, Kenntnisse und Manieren der französischen Journalistik angeeignet. Er war ein gewandter, stets zum Reden und Schreiben bereiter Vulgarisator, ohne Originalität, sehr breit, um nicht zu sagen banal, aber formgewandt, glatt, gentelmännisch und durch und durch brav. Ich hatte schon, seitdem ich Frankfurt und die regelmäßigen Berichte aus der Paulskirche aufgegeben, sehr oft, wie erwähnt, ohne meinen Namen wieder für die „Mainzer Zeitung" geschrieben. Jetzt, nachdem Schütz flüchtig geworden und nur noch Bölsche mit seinem Namen in der Redaktion figurierte, trat ich thatsächlich, wenn auch noch nicht offiziell, wieder in die Zeitung ein.

Unser Verhältnis zur darmstädtischen Regierung und zum Minister Jaup insbesondre hatte sich seit meinem Rücktritt nur verschlimmert; das Blatt war durch den herrschenden Geist der Bevölkerung und damit auch durch sein Interesse doch zu sehr an

die Demokratie gefesselt worden, um die Redaktion noch den Familienverhältnissen des Verlegers unterordnen zu können.

In der Nummer vom 30. September brachte ich einen Leitartikel folgenden Inhalts: „Die letzte Probe; Eine Denkschrift allen alten Liberalen und insbesondere dem Herrn Minister Jaup gewidmet". Darin hielt ich den ehrwürdigen Herren ihr ganzes Sündenregister vor und appellierte zum Schluß noch einmal an Jaup, endlich einmal mit einer freien Verfassung ernst zu machen. Da hieß es:

„An Sie, Herr Jaup, ergeht darum nochmals der Ruf, endlich eine wahre demokratische Vertretung des Landes ins Leben zu führen, damit endlich Gesetze geschaffen werden, die konstitutionelle Freiheit des Landes zu schützen. An Sie, Herr Minister, ergeht vor allem der Ruf, endlich die Redlichkeit Ihrer Absichten zu beweisen. Sie hatten einen populären Namen; diesem populären Namen verdanken Sie die Stelle, welche Sie heute bekleiden. Ihre Popularität selber aber verdanken Sie nicht sowohl großen politischen Eigenschaften, als einem allgemeinen Vertrauen in die Unbescholtenheit Ihres Charakters. Das Volk liebte Sie, weil es in Ihnen einen wackeren, am Rechte haltenden Biedermann sah. Seitdem Sie Minister sind, ist auch Ihr Charakter nicht von Verdacht und Anfeindung verschont geblieben. Jetzt ist der letzte Augenblick gekommen, wo es sich zeigen muß, ob Sie es mit der Freiheit ehrlich meinen."

Neben der Polemik gegen den darmstädtischen Minister ging die gegen Herrn von Gagern und die Mehrheit der Frankfurter Versammlung crescendo weiter. Der Zuwachs an Mitgliedern im demokratischen Verein, die demokratischen Feierlichkeiten, Einweihung von Turnerfahnen und dergleichen in den Dörfern, unter Beteiligung von Frauen und Mädchen, nahmen ihren Fortgang.

Schütz, welcher erster Vorsitzender unseres Vereins war, gab von Brüssel aus in der Zeitung eine Erklärung ab, daß er bereit sei, sich zu stellen, wenn gegen ihn vor Geschworenen verhandelt werden sollte. Durch seinen Abgang fiel mir die Hauptlast sowohl im Verein als in der Zeitung zu. Selbst in den aufgeregten Tagen meiner ersten Redaktionszeit war der Tumult der Beschäftigung mir nicht in solchem Maße über den Kopf gewachsen. Daher war es mir sehr willkommen, daß auf Ende Oktober eine zweite Tagung des demokratischen Kongresses nach Berlin ausgeschrieben wurde, und der Verein mich für „Rheinhessen und Kreuznach" delegierte.

Ich hatte Berlin nie gesehen, überhaupt vom nördlichen Deutschland nichts als Göttingen und seine Umgebung. Der Eindruck war nichts weniger als imposant.

Berlin sah leer und öde aus. Alles, was der Residenz ihren Charakter gab, war verscheucht, und der Druck nahender Katastrophen lastete bereits auf dem Geist der Stadt.

Der Kampf in Wien hatte begonnen. Von seinem Ausgang hing auch das Schicksal der deutschen Freiheitsbewegung ab. Eine Deputation aus der Frankfurter Versammlung war freiwillig nach Wien gegangen, darunter die mir befreundeten Blum, Fröbel, Moritz Hartmann. Fröbel konnte daher dem Kongreß in Berlin nicht wie dem in Frankfurt präsidieren. Das war von vornherein ein Mißstand, denn seine imponierende Persönlichkeit, verbunden mit seinem sehr radikalen Standpunkt, war noch am ersten geeignet, die mit wilden Elementen stark durchsetzte Versammlung zu beherrschen.

Der Kongreß hielt seine erste Sitzung am 26. Oktober im „Englischen Hofe" und zählte etwa zweihundert Mitglieder. An markanten Persönlichkeiten enthielt er meiner Erinnerung nach nicht sonderlich viel. Arnold Ruge kannte ich schon von Frankfurt, Karl Grün noch länger von Mainz her. Eine interessante, idealisch aussehende Figur war der Westfale Kriege, der die Sitzung eröffnete. Er war ein Flüchtling der dreißiger Jahre und aus dem Westen von Nordamerika, wo er sich angesiedelt hatte, nach Deutschland zurückgekehrt. Auch Gottfried Kinkel war unter den Anwesenden. Hier sah ich auch zum ersten- und letztenmal den seitdem, am meisten durch Heinrich Heine, berühmt gewordenen Schneider Weitling, der mit seinen radikal-kommunistischen Anträgen in der doch schon sehr weit links stehenden Versammlung nur einen Heiterkeitserfolg erzielte, namentlich als er den Grundsatz aufstellte, daß von Rechts wegen jeder Mensch eine Monatsbesoldung erhalten müsse. Zum Vorsitzenden wurde Georg Fein ernannt; er war, in den dreißiger Jahren, wegen Demagogie verfolgt, nach Amerika geflüchtet und nun von da zurückgekehrt. Seinen ziemlich extremen Ansichten entsprach das persönliche Auftreten gar nicht. Ein zartes, kleines Männchen mit beinah zierlichen Manieren, fand er sich bald von den Wogen der stürmischen Debatten überflutet. Er

legte das Präsidium nieder. Die Wahl zum Ersatz fiel auf mich. Wieso ich bei meiner Jugend und bei meinem nichts weniger als imposanten Äußern dazu kam, wüßte ich heute nicht mehr zu sagen. Ob ich es damals wußte, möchte ich auch nicht behaupten. Eine Zeitlang vermochte ich jedenfalls die Verhandlungen in einigermaßen ruhigen Geleisen zu halten. Aber am zweiten Tage wurden sie immer stürmischer. Als ein Mitglied sich gegen irgend eine Abschweifung von der Tagesordnung auf die Geschäftsordnung berief, wurde ihm der seitdem berühmt gewordene Ausspruch entgegengeschleudert: „Der Bürger Ottensoser will ein Volksmann sein und spricht von Geschäftsordnung!" Ottensoser war ein angehender Kaufmann, aus dessen pathetischem Vortrag die Legende jener Tage einen andren Satz meldete: „Machen wir es, wie die alten Griechen, welche ihre Schiffe verbrannten, um frei hinaus ins offene Meer zu steuern!" — Er wurde übrigens im Lauf der Zeiten ein sehr gesetzter und geachteter Mann. Mit Beginn der Reaktion wanderte er in die Schweiz, ließ sich in Zürich nieder, studierte Jurisprudenz und wurde ein sehr tüchtiger und angesehener Advokat.

Von Zeit zu Zeit stieg der Tumult der Debatten zu so fürchterlichem Lärm, daß nicht nur meine Stimme, sondern auch die ziemlich gewichtige Präsidentenglocke dem Lärm nicht gewachsen war. Ich erklärte, daß ich mir ein paar Pistolen ausbitten müßte, um Ruhe gebieten zu können.

Mitten in die Debatten, in welchen der Gegensatz zwischen den geradezu sozialistischen und den nur demokratischen Elementen immer mehr sich zuspitzte, fuhren die Nachrichten von der unvermeidlichen Niederlage des Wiener Aufstandes. Jellachich stand vor den Thoren der Kaiserstadt, die ungarische Hilfe hatte versagt, die Einnahme der Stadt war nur um Stunden oder Tage aufzuhalten. Da erschienen in unsrer Versammlung Delegierte der Linken des Preußischen Abgeordnetenhauses, Ruge und Schramm an der Spitze, mit der Aufforderung, daß wir eine große Demonstration zu Gunsten Wiens machen sollten. Der Vorschlag konnte auf keinen vernünftigen Grund hinweisen. Die preußische Versammlung selbst lag schon in den letzten Zügen, kurz darauf folgte die gewaltsame Verlegung nach Brandenburg.

Die Eitelkeit einer Demonstration, welche in Gestalt einer Volksversammlung mit einem Appell an die Frankfurter Reichsregierung und das Parlament, Wien zur Hilfe zu eilen, vor sich gehen sollte, lag auf der Hand. Aber das bekannte Bedürfnis, daß etwas geschehe, zog die Mehrheit unsres Kongresses nach jener Seite hin; die Dissentierenden verweigerten ihre Unterwerfung unter den Beschluß und erklärten ihren Austritt. Da ich zu ihnen gehörte, so war damit auch mein hohes Ehrenamt zu meiner Erlösung verwirkt. Am folgenden Tag beschloß der Kongreß in formloser Weise sein Dasein.

Ich kehrte nach Mainz und zu meiner Zeitung zurück, in der ich nun in fünf mächtigen Leitartikeln über die ganze fruchtlose Geschichte referierte, so gut als thunlich einigen Trost aus dem Schiffbruch zu retten bemüht. In diesem Bericht spiegelt sich bereits ganz klar der Gegensatz, welcher heute noch durch die gesamte Bewegung geht.

Soll das soziale Problem als eines der ganzen Gesellschaft aufgefaßt werden, oder als ein Kampf der Arbeiter, des Proletariats, wie es damals hieß, gegen das gesamte Bürgertum: Man weiß, daß die deutsche Sozialdemokratie noch heute theoretisch sich zum letzteren Programm bekennt.

Schon auf dem Berliner Kongreß von 1848 war es, wenn auch nur durch eine Minderheit, vertreten. Der bewußte Weitling faßte seine Ansicht in dem drastischen Schlußsatz zusammen: „Demokratie oder Säbelherrschaft ist ganz einerlei; nur in der unmittelbaren Herstellung des kommunistischen Staates ist Vernunft." Natürlich vertrat ich in meinem Referat die entgegengesetzte Ansicht und sprach die Warnung aus, daß einseitig proletarische Versuche stets nur die Reaktion fördern könnten.

Auch der anarchistische Standpunkt fand sich in Berlin, aber nicht im Kongreß vertreten, und zwar genau wie später, von der philosophischen Höhe herabsteigend. An der Spitze stand Edgar Bauer, der Bruder Brunos. Nichts von allem, was bestand, schien ihm des Bestehens wert. In meinem Bericht charakterisierte ich diese Spielart so:

„Die Aufhebung des Unrechts der bisherigen Weltordnung muß ohne weiteres durch eine momentane Zerstörung verwirklicht werden, und so

verspricht Herr Edgar Bauer als erstes und letztes seiner politischen Weltanschauung seinen Proletariern eine vierzehntägige Plünderung von Berlin. Daß diesen Genies die Demokratie und all ihr Streben ein höchst lächerliches Treiben ist, daß ihnen zwischen Wrangel und Republik kein Unterschied existiert, versteht sich von selbst."

Der demokratische Kongreß war in seinem ganzen Verlauf für andre als die Teilnehmer und ihre nächsten Freunde kaum bemerkt vorübergegangen. Die theoretischen Katzbalgereien, wenn auch als obskures Vorspiel künftiger Entwicklung interessant, traten zurück hinter den großen Schlägen, welche gleichzeitig den Todeskampf der ganzen achtundvierziger Episode eröffneten; in Berlin die Vergewaltigung der Nationalversammlung, in Wien die Niederlage des Aufstandes mit ihren drastischen Argumenten ad hominem, den gegen die Teilnehmer vollstreckten kriegsgerichtlichen Todesurteilen.

Am entsetzlichsten schlug die Nachricht von der Erschießung Robert Blums ein. Niemals habe ich die Menschen so furchtbar überrascht und ergriffen gesehen, als in jenen Tagen. Sie wollten es wirklich nicht glauben, daß so etwas möglich sei. Eine so blutige Justiz an einem so geliebten und illustren Opfer hatte diese Zeit noch nicht erlebt, wenigstens in Deutschland. Nach den Erhebungen in Baden, nach dem Septemberaufstand in Frankfurt waren Todesurteile nicht gefällt worden. Schrift und Wort und Versammlungsfreiheit lebten immerhin noch in solcher Ungebundenheit, daß in einer Art harmlosen Sicherheitsgefühls auch das Unterliegen im Kampf gegen die militärische Gewalt nicht als ein mit der äußersten Konsequenz der Wiedervergeltung bedrohtes Vergehen angesehen ward. Im besondren Fall trug der Wahn, daß ein Mitglied des deutschen Parlaments unantastbar sei, noch das Seinige dazu bei, den Gedankengang unvorbereitet auf diese Tragik zu finden. Dazu kam die gewaltige Popularität des Opfers. Es war — wenigstens Zeit und Umständen nach — keine zu starke Übertreibung, wenn ich in meiner Rede auf seinen Tod damals sagte:

„Nie war ein Mann mehr geliebt vom Volke. Zehn Meilen in der Runde, wo man ein Fest begehen, wo man eine Versammlung abhalten wollte, fragte jedes Kind: „Kommt Robert Blum?" Und sein Name

zog Tausende herbei. Seine markige Figur ist bekannt, wie die Bonapartes."

Die furchtbare Wahrheit drang nur langsam durch. Am 9. November des Morgens um halb acht Uhr war Blum in der Brigittenau zu Wien erschossen worden. Tags hindurch ging nur eine dumpfe Beunruhigung in Frankfurt und in dessen Nähe um. Mehrmals wurde in der Paulskirche interpelliert, ohne daß die Reichsregierung bestimmten Bescheid geben konnte. Erst am 14. November wurde von ihr offiziell der Nationalversammlung die Mitteilung gemacht; am Abend kam sie zu uns nach Mainz; am folgenden Tag lag eine Bestürzung und Erregung ohnegleichen über der ganzen Stadt. Die Schiffe, das Rheinufer entlang, zogen alsbald ihre Flaggen auf Halbmast. Unser demokratischer Verein beschloß sofort eine große Trauerfeier noch am selbigen Abend zu veranstalten. Mir, als dem Vorsitzenden, wurde zugleich die Aufgabe zugeteilt, die Rede zu halten. Einer Vorbereitung dazu bedurfte es damals bei mir nicht. Leidenschaft und tägliche Übung ließen mich außer Sorge, daß es mir gelingen werde. Auch mußte ich am selbigen Vormittag noch einen großen Leitartikel für meine Zeitung schreiben, die ich jetzt jeden Tag mit einem solchen versah; mein Name figurierte seit dem 6. November auch wieder neben dem von Bölsche in der Angabe der Redaktion.

Der Leitartikel war schon ein formidabler Ausbruch. Er überschrieb sich: „Ein Sieg der Monarchie". Aber seine Tendenz ging dahin, daß es nunmehr definitiv aus sei mit der Monarchie.

Um eine Probe des Tones zu geben, in dem sich die Betrachtung erging, führe ich nur folgende, gegen den Schluß hin zu lesende Stelle an:

„Das Geschlecht, dem der Gedanke durch die Seele gezuckt hat: Windischgrätz hat Robert Blum erschießen lassen! dieses Geschlecht hat das Königtum begriffen und verurteilt und wird es nicht tragen; die Monarchie ist unwiderbringlich verloren!"

Dabei standen wir doch unter dem Regiment eines Großherzogs, der auch ein Monarch war. — Aber dies und ähnliches war nur Präludium. Die Rede selbst sollte es noch ganz anders bringen.

Am Abend waren Saal und Galerie vollgepfropft. Der Bericht spricht, wohl mit der herkömmlichen Überschätzung, von viertausend Köpfen. Wände und Tribüne waren schwarz ausgeschlagen, die Damen auf den vorderen Bänken in Trauerkleidung. Die Feier selbst bestand einzig in meiner Rede. Sie liegt jetzt noch in einem etwas mürben und vergilbten Exemplar vor mir. Denn nicht bloß in der Zeitung ward sie veröffentlicht, sondern auch in zwei besonderen Ausgaben, die eine in Mainz, die andere in der Nähe von Frankfurt gedruckt. Die mir vorliegende giebt auch ein Bild Blums. Das Gesicht war wie von der Natur zum Holzschnitt bestimmt; Zufall oder Absicht, er schaut auf dem Titelbild etwas wehmütig drein. So pathologisch auch Form und Inhalt der Rede dem kühlen Leser heute erscheinen mögen, sie waren doch der volle und nicht künstlich gesteigerte Ausdruck dessen, was ich und mein Publikum in jenen Tagen lebendig fühlten: grenzenloser Jammer und grenzenloser Zorn. Hier nur die Einleitung:

„Oftmals, Mitbürger, habe ich von dieser Stelle zu Ihnen gesprochen, mich gefreut, Ihren Gedanken Form, Ihren Gefühlen Worte zu geben; oftmals war es mir eine große Genugthuung, aus Ihrem Beifall zu entnehmen, daß ich die rechte Saite in Ihrem Innern angeschlagen hatte. Heute wird mir zur bitteren Pein, was sonst meine Lust, heute gereicht mir zur tiefen Demütigung, was sonst mein Stolz war. Nicht etwa um deswillen allein, weil die Sprache des Volkes unzureichend ist, die Verbrechen der Großen zu schildern, und weil ich mich arm an Worten, einen Stammler, fühle gegenüber der kolossalen Unthat und dem kolossalen Schmerze, der die Herzen erschüttert; sondern um deswillen vorzüglich, weil ich die ganze niederdrückende Wucht des Gegensatzes empfinde, der darin liegt, daß, während dort ein Großer der Nation, ein edler Märtyrer, mit dem Höchsten und Teuersten bezahlt, sein kostbares Blut für uns verspritzt, — wir hier stehen, nur für ihn — reden und hören, daß, während er sein Leben hingab für die große Sache des Volkes, ich hier stehe und nichts herzugeben habe, als — Worte, Worte, wie sie hundertmal gemacht werden, wie sie noch hundertmal verklingen werden."

Im Anschluß daran verbreitet sich der erste Teil der Rede besonders über das, was wir als das Grausamste an dem Vorgang empfanden, den Gegensatz zwischen dem Ideal, das uns der Geopferte versinnlichte, und seinen Henkern; die österreichische

Armee erschien uns nur als eine aus wilden Völkerschaften zusammengesetzte Barbarenhorde; der plumpste Ausdruck brutaler Gewalt, welche den Geist überwältigt, ohne zu ahnen, was sie thut. Jellachich, der Banus der Kroaten, war für uns gleichbedeutend mit Dschingis-Khan. Daran schloß sich eine biographische Rückschau auf Blums Lebensgang und die Erzählung seiner Teilnahme an den jüngsten Begebenheiten, seiner Reise nach Wien und seiner letzten Schicksale. Dann aber setzt der Klimax der Rede ein mit der Frage: wer trägt im Grunde die Schuld? ... und mit der Antwort: „Als die tieferen Urheber, als die Mitschuldigen des Mordes klage ich sie an, die Feinde des Volkes im Parlamente, in der Zentralgewalt, an deren Spitze der steht, welcher sich den Edlen nennen läßt, Heinrich v. Gagern."

Hier schaltet der Bericht ein: „Furchtbare, anhaltende Explosion einer stürmischen Zustimmung in der Versammlung, die mit Mühe zur Ruhe gebracht wird." Natürlich führte das den Redner wieder zu besänftigenden Wendungen. Aber der Eindruck, welchem die Stimmung entsprach, war einmal gemacht und hatte seine Nachwirkung.

In Frankfurt und Darmstadt hieß es, es sei ein Rachezug von Mainz aus unterwegs, und es wurden Maßregeln zum Schutz Gagerns und anderer unpopulärer Personen getroffen.

Die Rede hatte noch ein Nachspiel für mich, als ich bereits Deutschland verlassen hatte.

Zur Zeit, als sie gehalten wurde, waren die Gerichtsbehörden doch noch so sehr an die Heftigkeit der öffentlichen Redeweise gewöhnt, daß man an keiner mündlichen oder schriftlichen Extravaganz Anstoß nahm. Erst nachdem im Jahr 1849 die Aufstände in Baden und in der Pfalz niedergeworfen waren, begann die kriminalistische Nachlese auch bei uns. So ward gleichfalls gegen mich Anklage wegen dieser Rede erhoben und, wenn ich nicht irre, wurde ich in contumaciam wegen derselben zu einer zweijährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Genau weiß ich es nicht; es ging damals mit den übrigen schwereren Verurteilungen in einem hin.

Man hat manchmal die Frage aufgeworfen, was wohl aus Blum geworden wäre, wenn er die Epoche überlebt und sich mit

der nachfolgenden deutschen Politik weiter entwickelt hätte. In viel späterer Zeit kam Bismarck einmal in einem Gespräch unter vier Augen mit mir auf diesen Punkt zu reden. Es war im Hauptquartier zu Versailles in dem Moment, wo die Stimmführer der Nationalliberalen, an ihrer Spitze Lasker, ihm Schwierigkeiten machten, in die projektierte Verfassung des deutschen Reichs die weitgehenden Sonderrechte aufzunehmen, die er den Südstaaten und insbesondere Bayern eingeräumt hatte. Ich hatte es übernommen, zwischen Bismarck und meinen parlamentarischen Freunden zu vermitteln. An jenem Tage war Bismarck sehr heftig erregt über den ihm bereiteten Widerstand, dessen Seele natürlich und, wie ihm bekannt, Lasker war. „Wenn Robert Blum heute noch am Leben wäre, rief er einmal im Laufe des Zwiegespräches aus; er wäre gewiß viel gemäßigter als Lasker." Wer will sagen, ob er nicht damit Recht behalten hätte. Es lag bei aller Entschiedenheit ein starkes Maß von Besonnenheit und Anpassungsfähigkeit in Blum. Sein Ende wirkte auch eben darum so tragisch, weil er eigentlich nicht der Mann war, sein Leben leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Niemand hatte damals die Idee, daß ein Auflehnen im Namen der gesetzlichen Freiheit im Handumdrehen aufs Blutgerüst führen könne. Aus Fröbels Schilderungen, der bis zum letzten Tag Blums Gefangenschaft teilte, geht die gleiche Stimmung hervor.

In Deutschland, und namentlich in unserer Nähe, wurde noch eine Reihe von Totenfeiern abgehalten. Städte, Flecken, Dörfer wollten, jedes in seiner Weise, dem Alle bestürmenden Gefühle irgend einen sinnlichen Ausdruck geben. Wo Lustbarkeiten ausgeschrieben waren, wurden sie abbestellt. Die Deutsch-Katholiken, die sich auch Neukatholiken nannten, verehrten in Blum einen ihrer Stifter. Sie hielten gleichfalls Totenämter für ihn ab.

So viel ich den Gesamteindruck der Wiener, Berliner und Frankfurter Ereignisse mir wieder vergegenwärtige und aus den Belegen rekonstruiere, war mit ihnen der Glaube an die Möglichkeit, auf konstitutionellem Wege etwas aus der Märzbewegung zu retten, in den Massen und in der radikalen Führung ganz und gar erloschen. Dagegen hatte sich der Drang nach Wider-

stand nicht abgestumpft, vielmehr verschärft. Die Ohnmacht der parlamentarischen Versammlungen, namentlich der Frankfurter, trieb zu dem Schluß hin, daß auf sie gar keine Hoffnung zu setzen sei, aber die Entrüstung gerade darüber setzte sich in ein direktes Vertrauen um, daß auf anderem Wege noch Rettung herbeigeführt werden könne. Dies führte den republikanischen Tendenzen neue Nahrung zu.

Anfangs Juli hatte in Hanau eine allgemeine Turnerversammlung getagt, die mich zu ihrem Vorsitzenden erwählt hatte. Dabei war es über die Frage, ob sich der Bund zu einem politischen Programm bekehren solle, zu einer Spaltung gekommen; die Leitung desjenigen — etwa die Hälfte der Vereine umfassenden — Teils, welcher sich als demokratischer Turnerbund konstituierte, war nach Mainz, d. h. in meine Hand gelegt worden. Nun, Ende November, unter den Einwirkungen der geschilderten Art, entschlossen wir uns, auch mit einem Manifest hervorzutreten. Dasselbe motivierte in ziemlich umständlicher und etwas doktrinärer Weise die Notwendigkeit, das Turnwesen auf eine politische Grundlage zu setzen, und schloß mit dem Satz, daß „die Einheit und Freiheit des Vaterlandes ihre Verwirklichung nur in der Republik finden könne."

Die Linke des Frankfurter Parlamentes suchte nach Mitteln außerhalb ihrer Sphäre, um ihrer Mission nachzukommen.

Es bildete sich damals der sogenannte „Märzverein" aus gemäßigten und radikalen Abgeordneten — v. Trützschler, Raveaux, Eisenmann, Wesendonck, — der in Filialen über ganz Deutschland Stützen zu einem selbständigen Vorgehen suchte. Die Bewegung des die Gesamtheit durchdringenden Sinnes für Politik war in jener Zeit noch breiter und intensiver als in den ersten Monaten des Aufschwungs.

Von dieser Anregung getragen, widmete ich mich mit erneuerter Lust meiner Redaktion. Zu den fast täglichen langen leitenden Haupt- und Nebenartikeln schrieb ich manchmal auch noch Feuilletons, z. B. einen Briefwechsel zwischen Karl und Marie über „die Politik und das Leben" gegen quietistische Auffassung der ästhetischen Gesellschaft — ein andermal Rezensionen

von Büchern. Daneben natürlich immer die Reden in Versammlungen, auch auf dem Lande, und die Leitung der Vereinsthätigkeit.

So sehr auch die Reaktion in Berlin und Wien bereits praktisch eingriff, bei uns trat die Regierung doch noch sehr vorsichtig auf, und wir thaten uns in Rede und Schrift gütlich nach Herzenslust.

Eine Episode der Polemik machte mir besonderen Spaß. Sie möge mit der sie reproduzierenden Stelle aus der Zeitungsnummer vom 10. Dezember ihren Platz hier finden:

„Der Lehrer Mohr in Heimersheim saß in der Kirche. Der Pfarrer auf der Kanzel predigte. Er predigte vom Fegfeuer. Und der Pfarrer erhob seine Stimme und sprach wie folgt: „Liebe Christen, wie, schmerzt es Euch nicht, wenn Ihr Euch am kleinen Finger verbrennt. Nun rechnet einmal, wie weh das Fegfeuer thut!" Der Lehrer Mohr, der teuflische Mohr, machte bei dieser Gelegenheit eine ungläubige Geberde. Darauf richteten mehrere Bürger von Heimersheim — sicher ohne Mitwissen des Pfarrers — eine Beschwerdeschrift an die Regierungskommission, weil der Lehrer Mohr über den Thermometerstand der Hölle mit dem Pfarrer nicht einig sein wolle. Herr Pfannebecker schrieb darauf an den Lehrer Mohr, er möge um Versetzung einkommen, weil er das Vertrauen seiner Gemeinde verloren habe und nicht mehr segensreich wirken könne. Mohr, dessen schwarze Seele sich schon in seinem Namen spiegelt, wollte dies nicht begreifen. Ohne Fegfeuer kein Vertrauen! Das ist doch wohl klar. Mohr, der verstockte Mohr, war blind und taub für diese einfache Wahrheit! O, wie wird er einst dafür in der Pfanne des Fegfeuers gebacken werden! Er kam also nicht um Versetzung ein — und siehe da! — weil Mahomed nicht zum Berge gehen wollte, ging der Berg zu Mahomed. Mohr wurde von oben herab versetzt, weil er nicht von unten hinauf versetzt sein wollte. Herr Pfannebecker, den der Allgütige noch mehr mit frommer Demut und kindlichem Glauben, als mit politischer Weisheit gesegnet hat, Herr Pfannebecker, der fromme Mann, konnte es nicht dulden, daß Mohr, ohne Zweifel aus „demokratischem Nihilismus", über das Fegfeuer lächle. Von dem Zweifel an dem Fegfeuer bis zum Zweifel an Herrn Pfannebecker ist ja nur ein Schritt! Es wurde also dem Ungläubigen geschrieben: „Wenn er auch nur gelächelt, so müsse er deshalb versetzt werden." Wir wollten dem Lehrer Mohr nicht raten, den Widerspenstigen zu machen, sonst könnten ihm Reichstruppen im Garten wachsen. Die Reichstruppen haben ebenso gut wie für die moralische Erziehung, auch dafür zu sorgen, daß die bestehende Fegfeuer-Ordnung nicht durch die Anarchistenpartei unter Blut und Trümmern

umgestürzt werde. Alles für nicht mehr als 34 000 fl.! ein wahres Spottgeld!"

Der gute Regierungskommissär Pfannebecker, mit dem ich damals meinen übermütigen Spott trieb, sollte nach zwanzig Jahren sich mit mir in derselben Fraktion der Nationalliberalen des Zollparlaments wieder zusammenfinden. Ich war Vertreter von Mainz und er des benachbarten Worms, wo er als Eingeborner und oberster Verwaltungsbeamter saß und in harmloser Gesinnung der Pflege seiner Weinberge und dem Genuß ihrer Erzeugnisse oblag.

In dieser Zeit haben wir mit der vollen Spannkraft unserer Parteiorganisation noch einen interessanten Sieg erfochten. Schütz, der Mitredakteur der „Mainzer Zeitung", war wegen seiner in Frankfurt auf der Pfingstweide gehaltenen aufrührerischen Rede vom Staatsanwalt in Verfolgung gesetzt und hatte sich, wie berichtet, ins Ausland, nach Belgien, geflüchtet. Bald darauf starb der rheinische Abgeordnete der Paulskirche, Brunck, welcher den Kreis Bingen vertreten hatte. Die Neuwahl ward auf den 23. Dezember anberaumt. Sie war, nach dem damals geltenden indirekten Verfahren, durch Wahlmänner zu vollziehen. Nach der Verfassung war ein Mitglied der Nationalversammlung ohne Zustimmung derselben nicht zu verfolgen, und besonders nicht zu verhaften. Gelang es uns, Schütz wählen zu lassen, so konnte er vorerst nach Mainz zurück. Nun setzten wir alles in Bewegung.

Auf einer Vorversammlung wurde er von der Partei nominiert. Am Tag vor dem 23. kam er über die belgische Grenze heimlich in Bingen an und wurde bis zur Eröffnung der Wahlversammlung verborgen gehalten. Unsere Gegner hatten einen gemäßigten Liberalen, namens Langen, aufgestellt, welcher Schattierung auch Brunck angehört hatte. Der Wahlkommissär hielt in der öffentlichen Wahlversammlung eine Rede, die mit dem Zaunpfahl für Langen winkte. Ein Freund sekundierte nach diesem. Dann trat einer der Unsern für Schütz ein. Es war nämlich so die Sitte, unmittelbar bei und vor dem Wahlakte noch einmal in solcher Gestalt kontradiktorisch zu verhandeln. Der Redner für Schütz war ein protestantischer Pfarrer, namens Matthy, der damals und lange noch eine bedeutende Stellung

unter den Liberalen des Landes einnahm. Anfänglich war er der Mitkandidat von Schütz gewesen. Aber die Parteidisziplin brachte ihn zum Verzichten. Um so wirksamer war jetzt sein Eintreten. Als er geendet hatte, holten wir plötzlich Schütz, den wir bis dahin versteckt gehalten, aus der Tiefe hervor. Man kann sich den Theatereffekt denken. Schütz hielt eine Ansprache. Kein Mensch dachte daran, daß die Behörde sich seiner bemächtigen werde. Sofort ging man zur Abstimmung über, und Schütz wurde mit starker Mehrheit gewählt. Nun war er gefeit, und wir begingen einen lustigen Triumph.

In einem Leitartikel, den zu lesen, mir noch jetzt nach siebenundvierzig Jahren Spaß macht, feierte ich den Sieg als den Erfolg unserer Organisation und des Geistes, den sie geweckt hatte. Da heißt es u. a.:

„Die demokratischen Vereine sind bei uns kein Zeitvertreib, keine dem momentanen Impuls geweihte Äußerung, sie sind ein Lebenselement, ein Stück Natur im Volk geworden. Man geht in den demokratischen Verein, wie der Fromme in die Kirche. Am Versammlungstage erwacht man mit dem Gedanken, heute Abend ist Sitzung."

Waren schon mit den Schlägen in Berlin und Wien die letzten Hoffnungen auf eine fruchtbare Weiterbildung der gesetzlichen Einheits- und Freiheitsgrundlagen mittelst des Frankfurter Parlaments zu Boden geschlagen, so kam jetzt von Frankreich her eine Entscheidung, welche in ihrer Weise noch deutlicher zeigte, daß die Ära der Revolution für Europa ihr Ende gefunden habe. Das war die auf den Prinzen Louis Napoleon gefallene Wahl zum Präsidenten der französischen Republik. Ungarn allein stand nun noch aufrecht; überall sonst war die Niederlage der im Februar begonnenen Bewegung mit dem Ende des Jahres besiegelt.

Der am 10. Dezember erfochtene Sieg des napoleonischen Präsidenten hatte natürlich seine größte Bedeutung dadurch, daß er am Ausgangspunkt der ganzen europäischen Erhebung sich abspielte. Frankreich hatte mit seinem Sieg über die Dynastie der Orleans den Reigen eröffnet, seine Rückkehr zur bonapartistischen schloß die Kette wieder. Die Wendung kam in Frankreich selbst, wie im Ausland, dem größten Teil der politisch Denkenden und besonders den Liberalen ganz überraschend. Kaum daß man

Louis Napoleon ernst genommen hatte. Seine früheren Abenteuer in Boulogne und Straßburg hatten einen lächerlichen Anstrich; sein Auftreten in der republikanischen Nationalversammlung hatte den Eindruck des Unbedeutenden und Schwachen zurückgelassen. Sein Gegner, der General Cavaignac, schien turmhoch über ihm zu stehen. Die Nachricht, daß der Napoleonide mit überwältigender Mehrheit aus den Wahlurnen hervorgegangen sei, wirkte tief niederschlagend auf die liberalen Gemüter. Es war zum erstenmal in der neuen Zeit eine jener Überraschungen des allgemeinen Stimmrechts, an die man sich seitdem etwas mehr gewöhnt hat, die aber alle das gemein haben, daß sie unberechenbare, dunkle Einfälle der sogenannten Volksseele zu Tage bringen, welche die mit Vernunftgründen rechnenden Politiker als unterwertig zu vernachlässigen pflegen. Ihre Niederlage hat in solchen Fällen auch noch den besonders bitteren Beigeschmack, daß die enthüllte Thorheit der „Volksseele" der demokratischen Ueberzeugung eine beschämende Verlegenheit bereitet. So erging es den Radikalen in Frankreich und Deutschland am 10. Dezember 1848. Die, welche auf die Zauberkraft des „imperialen Märchentraumes" gerechnet hatten, waren die Klugen gewesen, weil sie die politische Reife der Massen weniger hoch geschätzt hatten, als ihre unaufgeklärten republikanischen Gegner.

Innerlich deprimiert, gab ich mir damals Mühe, die Sache auf irgend eine Weise vor der Vernunft zu retten. In meinen Leitartikeln quälte ich mich, nachzuweisen, daß nicht die Ruhmesfahne des despotischen Eroberers über die Republik triumphiert habe. Ich glaube, daß ich es damit so ehrlich meinte, wie das durch den zur Selbsterhaltung des eigenen Glaubens erforderlichen Selbstbetrug bedingt ist. Ich fand sogar eine Erklärung, die nach Ausweis späterer französischer Erfahrungen sehr gut als die richtige hätte befunden werden können, wenn die einfache Wahrheit nicht doch noch eine richtigere geliefert hätte. Ich führte aus: Nicht der Bonapartismus hätte gesiegt, sondern das Provisorium; die Franzosen hätten in Louis Napoleon eher ein verschiebbares Provisorium gesehen als in Cavaignac, und jenen deshalb vorgezogen.

Es ist unter der dritten Republik vieles geschehen, was aus dem Geheimnis, daß das Provisorische in Frankreich leichter ertragen wird als das Definitive, sich erklären läßt. Allein darüber kann ebenfalls nach den Lehren der Erfahrung kein Streit sein, daß es die leibhaftige bonapartistische Legende war, welche die Wahl vom 10. Dezember 1848 gemacht hat. Thiers und Beranger, welche der Ära des Imperators den liberalen Farbenschmuck der Trikolore geliefert, hatten richtig in der „Volksseele" gelesen. Zur Zeit des zweiten Kaisertums mußte der Sänger der „Souvenirs du Peuple" Rede stehen, weil er durch seine Poetisierung die neue Knechtschaft heraufbeschworen, und seine Popularität erlitt damals einen nicht mehr verwundenen Stoß. Aber die Bauern, welche 1848 den neuen Kaiser wählten, waren nicht durch den Dichter verführt. Er hatte nur richtig in ihrer Seele gelesen, als er sang:

On parlera de sa gloire
Sous le chaume bien longtemps.
L'humble toit, dans cinquante ans,
Ne connaîtra plus d'autre histoire.

Es hat, wie wir in den neuesten Zeiten erlebten, nicht fünfzig, sondern achtzig Jahre lang vorgehalten.

Ende Achtundvierzig stieg, wie ich aus meinen Leitartikeln sehe, auch schon der Gedanke des russisch-französischen Bündnisses auf. Aber der Glaube an die französische Demokratie, der durch die Wahl des 10. Dezember eine so schwere Enttäuschung erlitten hatte, sträubte sich auch gegen diesen Gedanken.

1849.

Ein Jahr, wie das eben vollendete, hatte mit Ausnahme der hochbetagten Menschen, welche sich der ersten französischen Revolution erinnern konnten, die lebende Generation noch nicht an sich vorübergehen sehen. Vergangenes und Künftiges drängten zu den tiefsten Betrachtungen. Es fehlte auch bei uns nicht daran, und ich entzog mich natürlich nicht der Aufgabe, meiner Sinnesweise Ausdruck zu geben. Die Zeitung, die ich jetzt in der Hauptsache fast allein redigierte, und die Vereinsthätigkeit gaben mir reichlich Gelegenheit dazu. Aus allem, was noch vorhanden ist, weht der Geist einer unverminderten Angeregtheit; eine eigentümliche Mischung von Illusionslosigkeit gegenüber der thatsächlichen Gestaltung der Dinge, und von gesteigertem Aufschwung im Dienste künftiger Herrlichkeit, deren Inbegriff wir unter dem Worte „Revolution" zusammenfaßten. Ich sah schon längst die Revolution des Februar und März 1848 als völlig mißlungen an, aber ich hielt die Ära der Revolution überhaupt nicht für abgeschlossen und fühlte lebhafter als je zuvor die Lust, in ihrem Dienst zu wirken.

Dieser eigentümliche Dualismus erklärt sich dadurch, daß die Ohnmacht und das herannahende Ende der Frankfurter Volksvertretung als vollendete Thatsachen mit Händen zu greifen waren, daß aber der Zustand freiester politischer Bewegung aus der Anfangszeit sich wenig eingeengt erhalten hatte, und daß diese Bewegung gerade vermöge des Unwillens über die zerstörten Illusionen aus der breiten Masse des Volkes immer mehr Feuer und Nahrung erhalten hatte. Die Ellbogen waren noch genügend frei, und die Atmosphäre war von Entrüstung erfüllt. Im Gegensatz stand der sichtbare Einsturz des ganzen ephemeren Reichsgebäudes und die ebenso sichtbare Wiederkehr der alten Mächte. Das gab eine verdoppelte Kampfesstimmung, und das jugendliche Gemüt fühlte sich wohl in der schrankenlosen Heftigkeit, mit der es sich in diese Brandung stürzen konnte.

Dies Glücksbewußtsein einer potenzierten Geistesthätigkeit dominierte.

Diese Gedanken sind in einem Leitartikel zu finden, den ich für den Neujahrstag schrieb. Das Glück, in einer so bewegten Zeit zu leben, übersprudelt darin alles andere.

Es gibt heuer keinen Neujahrstag, keinen Festtag mehr. Jeder Tag ist ein Feiertag, denn jeder bringt neue Anregung. Auch die Frage, ob uns die „Revolution" Vorteil gebracht, muß verschwinden. Daß sie da war und weiter wirkt, selbst im äußeren Niedergange, ist ein Triumph des Menschengeistes.

Unmittelbar hinter dem in weihevollem, begeistertem Ton gefaßten Leitartikel druckte ich im selben Blatt der Zeitung die „Grundrechte des deutschen Volkes" ab, welche im Reichsgesetzblatt erschienen waren.

Am Vorabend hatte der demokratische Verein seinen Sylvester unter meinem Vorsitze gefeiert, und ich hielt natürlich auch die Weihrede. Die unfaßbare Fülle der Ereignisse, sagte ich, kann ich zusammenfassen in das einzige Wort: „Revolution; die ganze Zukunft, das, was diese Revolution anstrebt, in den einen Gedanken: Bestimmung des Menschengeschlechts." Daran schloß sich eine Mahnung zum Ernst. „Nur wenn der Grundton des Lebens ernst ist, dann ist im Scherze Wahrheit. Möge Ihnen jedes Mal, so oft Sie über die Schwelle dieses Saales gehen, das Bild des Ernstes vor die Seele treten." Dann erzählte ich, wie wir, ein Dutzend Kameraden, im März die Anfänge eines demokratischen Vereins improvisiert hatten, und hieran schloß sich die Schilderung des erstaunlichen Wachstums, an Zahl, an Einfluß:

> „Unser ganzes Land (Rheinhessen) ist ein einziger Demokratenverein . . . Kein Unterschied mehr zwischen Stadt und Land. Überall dieselbe politische Fähigkeit und überall dieselben Verhältnisse der Aufklärung, und das Alles in seiner Wirkung gesteigert, durch die enge, geregelte Verbindung aller Teile. Die Freude, der Stolz, mit welchem uns das Bewußtsein dieser Wirksamkeit erfüllen darf, kann uns viel Trost geben gegen die Triumphe unserer Gegner."

Am Schluß der Festsitzung wurden zweitausend Exemplare einer mit Arabesken ausgestatteten „Erklärung der Menschen-

rechte" des Konvents an die Mitglieder und an die Zuhörer auf der Galerie verteilt.

In unserm guten Humor ließen wir uns durch die näher rückenden Vorboten praktischer Belästigung seitens der heraufziehenden Reaktion nicht stören. Preßprozesse waren bereits in erheblicher Zahl eingeleitet in allen drei Provinzen des Großherzogtums; einige Redakteure in Gießen und Darmstadt waren verhaftet, andere flüchtig. In den ersten Tagen des Januar lief gegen die Redakteure der „Mainzer Zeitung" bereits die vierte Klage und Vorladung vor den Untersuchungsrichter ein, die wir in dem Blatt bei der Meldung mit „Hurrah" begrüßten.

Bald darauf sollten wir den Triumph feiern, daß sowohl das erstrichterliche wie das Appell-Erkenntnis uns der Anklage wieder enthob.

Mein Mitredakteur Bölsche, Familienvater und Eigentümer der höheren Mädchenschule, mußte diese Fährlichkeiten aber doch ernster nehmen als ich, und so zog er mit meiner Zustimmung seinen Namen von der Unterschrift des Blattes zurück. Ich figurierte von jetzt an allein als verantwortlicher Redakteur, nicht immer zur Freude meines Verlegers, denn der Kampf gegen seinen Schwiegervater Jaup und dessen Gönner Heinrich von Gagern, der nur noch spottweise „der Edle" genannt wurde, nahm eine heftige Temperatur an. Aber die Strömung war so vorherrschend zu Gunsten meiner Richtung und damit auch meiner Person gewachsen, daß die Existenz des Blattes unentrinnbar damit verwachsen war.

Einmal in diesen Tagen kam es sogar zu einer spaßhaften Auseinandersetzung zwischen dem braven Herrn von Zabern und mir wegen einer nicht politischen Lizenz, die ich mir gestattet hatte.

Am 10. Januar begann ich eine Serie von Leitartikeln unter der Überschrift: „Nachtgedanken eines Reichsbürgers". Im Eingang wird geschildert, wie die verjagten Gewalten bereits zurückgekehrt und in den vorigen Stand eingesetzt sind. Dann heißt es weiter:

„Die Revolution ist in der Geburt umgekommen. Sie war zu groß für den gebärenden Mutterschoß; sie drohte, sollte sie ganz zu Tage

kommen, der Mutter selbst, der jetzigen Welt, das Leben zu kosten; in der Angst um die Kreisende, in der Ungewißheit über die Lebensfähigkeit des neuen Geschöpfes, folgte man der ärztlichen Regel und entschied im Zweifel der Wahl für das Bestehende gegen das Werdende, für die Mutter gegen das Kind. Das Kind wurde über dem Akte der Geburt zerstückt, um den Leib der Mutter zu erhalten. Die Revolution starb an ihrer eignen Größe. Jetzt begraben sie die blutigen Stücke des Riesenkindleins, und die überlebende Mutter, die alternde Welt, sie zittert noch ängstlich ergriffen hin und her zwischen der Freude um das erhaltene Leben und der Trauer um das geopferte Kind."

Der jungen Frau von Zabern, die natürlich jeden Tag die Zeitung las, hatte dieser geburtshelferische Realismus begreiflicher Weise einen schauderhaften Eindruck gemacht, und ihr guter Gemahl hielt mir halb in ernster, halb in lustiger Tonart eine Strafpredigt über das Thema: wie ich Gelbschnabel dazu komme, mit solchen Bildern aus den intimsten Vorgängen des Geschlechtslebens Staat zu machen. Aber über solche Prüderie war selbstredend meine Vorurteilslosigkeit turmhoch erhaben, und ich belächelte nur nachsichtig die ehrbare Kritik.

Sehr getreu spiegelt sich in einem der folgenden, diesen Nachtgedanken gewidmeten Leitartikel der Zustand der Dinge und der Gemüter jener Epoche ab. Das Thema ist: kein Mensch glaubt an den Bestand dessen, was im letzten Jahr geschaffen worden, und mit dessen Ausbau man scheinbar noch beschäftigt ist. Man könne nicht sagen, heißt es da u. a., daß das Volk gleichgültig sei für politische Dinge; im Gegenteil, das politische Urteil und der politische Sinn haben unendlich mehr Boden, als zur Zeit der ersten Bewegung:

„Aber das Eigentümliche ist, daß niemand an den Ernst der gegenwärtigen Unternehmungen glaubt. Wie nahe liegt die Möglichkeit, daß in vier Wochen ein deutscher Kaiser proklamiert sei, und man suche jetzt einmal unter groß und klein einen Menschen, der nicht mitleidig lächelte, wenn man ihm vom künftigen deutschen Kaiser spricht. Selbst das bischen Enthusiasmus, das bei Einsetzung des Reichsverwesers aus allen Lungen geblasen wurde, wie kläglich ist es verraucht! Herr Raveaux schämt sich zu Tode, daß er mit Extrapost nach Wien gefahren ist, um den vermeintlichen Vaterlandsretter im Triumphe abzuholen, und wenn man fragen wollte, wer bei dem Kölner Domjubel Vivat geschrieen (Zusammenkunft des Erzherzogs Johann mit dem König von Preußen), es würden sich wohl keine zehn Leute melden."

Mitte Januar kam die große Krisis näher, die sich seit einiger Zeit vorbereitet hatte: Der Austritt Österreichs aus dem Gesamtreich Deutschland, der den Austritt der österreichischen Abgeordneten aus der Nationalversammlung zur unvermeidlichen Folge haben mußte. Die gemäßigt liberalen und doktrinären Elemente der Paulskirche hatten sich mit dieser Idee befreundet und der eines engeren Deutschland unter einem preußischen Kaiser zugewendet. Die Demokratie war natürlich darob entrüstet. Trotz aller Rechtfertigung, welche zwanzig Jahre später diesem Programm durch die Geschichte zugebracht wurde, ein Programm, zu dem ich selbst seit der Wiederherstellung des Bundestages in den fünfziger Jahren überging, war der damalige Widerstand gegen die Trennung von Österreich sehr begreiflich, hauptsächlich darum, weil die Aussicht auf das zum Ersatz herbeigezogene preußische Kaisertum schon damals auf dem Nullpunkt stand. Friedrich Wilhelm IV. hatte genugsam zu erkennen gegeben, daß er die „aus Dreck und Blut zusammengeknetete Kaiserkrone" aus den Händen einer illegitimen Volksvertretung nicht annehmen werde.

Der Rücktritt Österreichs war nur das Vorspiel zum letzten Akt der ganzen Frankfurter Parlamentskomödie.

Am meisten aber empörte uns die Kaltblütigkeit, mit der die Wendung von der in Gagern personifizierten Partei acceptiert und verherrlicht wurde. Hatte sie doch eine Reihe von freiheitlichen Forderungen bekämpft, um Österreich in dem neuen Deutschland festhalten zu können. Hatte sie doch den österreichischen Erzherzog als Reichsverweser erfunden und verherrlicht. Und nun verlangte sie Vollmacht vom Parlament, um mit Wien über den Austritt der habsburgischen Monarchie zu unterhandeln.

Der Stimmung jener Tage giebt ein Leitartikel, den ich am 16. Januar 1849 schrieb, einen prägnanten Ausdruck. Er trägt die Überschrift: „Es war alles nur provisorisch." Die ersten Worte charakterisieren die Lage mit wenigen Strichen:

„261 Abgeordnete gegen 224 haben auf Antrag des Herrn v. Gagern beschlossen, daß Österreich nicht zu Deutschland gehören soll, und daß die Herren v. Gagern und v. Schmerling die wilde Ehe zu regulieren

haben, in welcher ferner Österreich mit Deutschland zu leben bestimmt ist. Wollen unsere Leser, daß wir hieran Betrachtungen knüpfen? Unsere Betrachtungen liegen in allem, was wir seit zehn Monaten gesagt haben. Wir haben Recht behalten, leider Recht behalten mit unseren Warnungen. Hätte uns doch diesmal der Erfolg Lügen gestraft! Die Hoffnung war einen Augenblick in uns aufgegangen, daß wir heute sagen könnten: Gottlob, wir haben uns betrogen, man hat wirklich die Freiheit erschlagen, weil man den Schatten einer Einheit am Leben erhalten will. Wir haben Recht behalten. Das Ende vom Liede ist da. Die deutsche Einheit hat ihren Dienst gethan: die Freiheit ist gemordet; nun deutsche Einheit, letzter Schein der Deutschen Einheit hebe dich weg! Das also ist das Werk des deutschen Parlaments; wir sind um ein Stück ärmer als zuvor; wir sind kleiner, als uns der Bundestag verlassen hatte .... Jetzt stellt man sich hin und spielt den weltweisen Politiker und deduziert aus den Eingeweiden der Erde heraus, daß alles so sein müsse. Habt Ihr auch das gewußt, als Ihr den Reichsverweser machtet? Hat es der große Ministerpräsident gewußt, als er „mit kühnem Griff" den Erzherzog herbeiholte? Hat er damals gesagt: Ich hole den Reichsverweser, aber ich werde ihn im Januar wieder laufen lassen? Hat er gesagt: mein „kühner Griff" ist nur ein provisorischer, und in sechs Monaten werde ich die Hand wieder öffnen und das Gegriffene fahren lassen? Und als er die glorioſen Briefe von Linz und Wien verlas, von dem schwarz-rot-goldnen Jubel, hat er damals gesagt: die goldenen Hofkarossen, in denen man die Deputation abgeholt, sind nur provisorisch? Und als man sich in der „Maienlust" weinselig in den Armen lag, als Jordan und Lichnowski den Landesvater sangen, als man den Rhein heruntertriumphierte und der Gürzenich von Einheitschampagner überfloß — alles nur provisorisch? Und der große Politiker des Jahrhunderts, der deutsche Mann, der edle Mann der offene Mann, der einfache Mann, der hat damals schon gewußt, daß nach sechs Monaten Erzherzog und Oesterreicher und Wien und Linz und Donau und schwarz-gelb-rot-gold, daß das lauter Theaterkulissen seien, die man zur Ausschmückung des Belagerungszustandes brauchte und mit Neujahr in die Rumpelkammer werfen werde? O großer Mann, das hast du gewußt und hast es still in deine edle Brust geschlossen? Und wie du alle die geschwenkten Taschentücher und gefüllten Gläser, den Jubel des unschuldigen Volkes und die Reden des Reichsverwesers und die Tedeums der kölnischen Christenheit mit angesehen, da hast du still in der Seele für dich hingedacht: „'s ist alles provisorisch, man muß dem guten alten Mann und den guten kleinen Kindern ihre Freude lassen." Und um sie nicht zu stören, hast du mitgeredet, mitgeweint und mitgetrunken? O großer Mann, „edler Mann", o männlicher Mann, wie staunen wir dich an, daß du so un-

vergleichlich mitspielen konntest, ohne daß jemand auf deinem Gesichte lesen konnte, was in deinem Herzen stand: „'s ist alles provisorisch!"

Bei dem von jeher allem Preußischen feindseligen, allem Österreichischen holden Geist unserer Bevölkerung kann man sich denken, wie solche Angriffe einschlugen.

Unmittelbar auf den Beschluß, welcher zu diesem Vorstoß Anlaß gegeben hatte, folgten dann die Verhandlungen der Frankfurter Versammlung über die oberste Reichsgewalt in erster Lesung am 19. Januar. Ein Mitglied, Rotenhan, schlug vor, ein aus dem Kaiser von Österreich, dem König von Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover und Württemberg bestehendes Direktorium; Welcker schlug vor, eine zwischen Preußen und Österreich von sechs zu sechs Jahren abwechselnde Reichsverweserschaft. Ein Minoritätsgutachten der Kommission schlug vor: Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar ist jeder Deutsche; andere schlugen einen Reichsstatthalter, noch andere einen verantwortlichen Präsidenten vor. Das alles wurde abgelehnt, dann wurde der Kommissionsvorschlag unter Namensaufruf mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen: die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden Fürsten übertragen.

Am 22. Januar kam es hierauf zur Entscheidung über die Anwendung der zuletzt angenommenen Bestimmung, aber ohne daß irgend ein Vorschlag eine Mehrheit fand. In dieser Sitzung war es, daß Uhland den historisch gewordenen Ausspruch that: „Glauben Sie mir, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, welches nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt wäre." Am meisten Stimmen, 211 gegen 263, erhielt noch der Vorschlag, daß die Würde des Oberhauptes im Hause des Fürsten, dem sie übertragen, erblich sein solle. Bescheidnere Anträge, auf Lebenslänglichkeit, auf zwölf Jahre, fanden nur wenige Anhänger; relativ viele jedoch der auf sechs Jahre, 196 Stimmen gegen 264. Bekanntlich kam die Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser der Deutschen erst später bei der zweiten Lesung, anfangs April, zur Annahme.

Dieser erste resultatlose Ausgang der Oberhauptfrage, in Verbindung mit dem Ausscheiden Österreichs, verbreitete natürlich

auch im Kreise derer, welche noch nicht vom Skeptizismus ergriffen waren, tiefe Niedergeschlagenheit. Ich aber war von der Erfolglosigkeit der in Frankfurt begonnenen Dinge schon lange, von Anfang an überzeugt gewesen; ich konnte durch die neuesten Wendungen nicht auf andre Gedanken kommen. Von der gesetzlichen Entwicklung etwas zu erwarten, hatte ich längst aufgehört oder vielmehr nie begonnen. Dagegen war ich allerdings in dem Irrtum befangen, daß die revolutionäre Bewegung zunächst nicht zum Stillstand kommen, ja daß sie von neuem sich erheben werde.

Der frische Geist, der in meiner nächsten territorialen Umgebung herrschte, verführte mich zu diesem falschen Glauben, der erst einige Monate später traurigen Erfahrungen weichen sollte.

Hatte ich, anläßlich der Verhandlungen in der Paulskirche, soeben meine „Nachtgedanken" veröffentlicht, so hielt ich es jetzt an der Zeit, mit den „Morgengedanken eines Reichsbürgers" hervorzutreten. Den Anknüpfungspunkt gaben mir zunächst die Verhältnisse der neuen Präsidentschaft in der französischen Republik.

Seit der Wahl vom 10. Dezember waren die Dinge zu einiger Beruhigung gekommen. Und da Paris nach wie vor für den Ausgangspunkt alles Anstoßes zu neuen Bewegungen galt, so schien auch für Deutschland die Ära der Revolutionsauffrischung geschlossen. Gegen diese Resignation machte ich nun Front. Ich suchte zu beweisen, daß die Welt nach allem, seit einem Jahr Geschehenen, so leicht nicht wieder zur Ruhe kommen könne. Für die nächste Zeit hatte ich allerdings damit mich gründlich verrechnet, aber nach einiger Zeit kam doch zutage, daß, anknüpfend an 1848, die europäische Welt sich umgestalten solle.

Am Schluß meiner ersten Serie der „Morgengedanken" heißt es:

„Deutsche! Die Weltgeschichte hat Euch die Thore geöffnet. Wollt Ihr umkehren, weil Euch der Weg zu lang ist? Saget nicht: das Lied ist aus. Ich sage Euch: es geht erst recht an. Wo Ihr hinblicket, seht Ihr große Gedanken heranwälzen; Habsburg streckt die Arme aus nach einem verjüngten Weltreich; Hohenzollern streckt die Arme aus nach Deutschland; und Napoleon — weil er einen Monat säumt, glaubt Ihr, er wolle in vier Jahren vom Präsidentenstuhl steigen? In diesem Augenblick wird mehr Geschichte gemacht, als im Monat März. Schlaft nicht ein, sonst macht man sie ohne Euch. Darum fortgepredigt, fortgeschrieben,

fortgetrommelt, gehofft und geglaubt! Noch wenige Monate und Ihr seid es gewohnt. In diesem Augenblicke gilt es, das Größte zu begründen: daß die Politik in die Sitte des Volkes gehe. Schaffet das, und wir wollen sehen, ob es gelingen wird, das Volk wieder zu ignorieren."

In dieser Stimmung ging die Zeit herum, die uns nun eine große Demonstration bescheren sollte: das Jahresfest der Pariser Revolution vom 24. Februar. Ein großes Bankett sollte die Hauptfeier bilden; waren doch Bankette der Ausgangspunkt des Losbruchs vom vorigen Jahr in Frankreich gewesen.

Unsre Verlegenheit bestand nur darin, daß auch der größte Festraum nicht entfernt ausreichen konnte, um die Zahl der Liebhaber zu fassen.

Unser Ausschuß war zu dieser Zeit zu einer Art Volksregierung über die ganze Provinz ausgebildet. Seine Publikationen lauteten wie Amtserlasse, z. B. Überschrift in fetten großen Buchstaben:

„Der Hauptort des Bezirksverbandes von Rheinhessen und Kreuznach an sämtliche Demokratenvereine dieses Bezirks. Wir haben in der Wohnung des Bürgers Cathiau, zum Hahnerhof, auf der Augustinerstraße in Mainz, eine Kommission, bestehend aus Mitgliedern des Ausschusses des hiesigen demokratischen Vereins, niedergesetzt, welche jeden Dienstag und Freitag (dies waren die Tage, an dem die Landleute zum Markt kamen) von 1 bis 3 Uhr des Nachmittags nicht allein Auskunft über die Beziehungen und Verhältnisse unseres Vereinslebens zu geben, sondern auch allen Vereinsmitgliedern der Provinz in ihren privatrechtlichen, politischen oder Gemeindeangelegenheiten Rat zu erteilen beauftragt ist.

Mainz, den 6. Februar 1849.

Das Bezirksdirektorium."

Am 19. Februar ergingen die ersten Aufforderungen zum Festbankett im Theater. Bereits am folgenden Tag mußte die Lokalität in die große Fruchthalle verlegt werden, weil der Raum des Theaters nicht ausreichte.

Aber auch dieser größere Raum erwies sich sofort als viel zu eng. Eine am folgenden Tag ergangene Verkündigung ging dahin, „daß die demokratischen Vereine des Bezirks Wahlen vor-

nehmen könnten, um sich auf dem Bankett vertreten zu lassen, daß aber die Zahl der Vertreter nicht je sechs übersteigen dürfe". In einem andern Aufruf wurden die Turner von ihrem Vorstand zur Beteiligung aufgefordert. In den betreffenden Zeitungsinseraten finde ich schließlich am Vorabend des Banketts noch eine Mitteilung, die lebhaft an die Anordnungen erinnert, welche heutzutage bei Reichstagseröffnungen im kaiserlichen Schloß zu Berlin veröffentlicht werden: wer durch die Hauptthüren, wer rechts, wer links durch die Galerien zu gehen hat. Die Damen haben ihre Eintrittskarte für die Galerie an der Thüre rechts vorzuzeigen. So, im großen Maßstab mit Umsicht und größter Aufmerksamkeit vorbereitet, kam das Fest heran.

Die Fruchthalle, welche jetzt nicht mehr existiert, war ein großes Rechteck, aus rotem Sandstein erbaut. Die vier nackten Wände trugen ohne Hilfe von Pfeilern das mit Schiefer gedeckte Dach. Die Bestimmung des Raumes war dem wöchentlich abgehaltenen Getreidemarkt Schutz vor der Witterung zu gewähren. Die Halle war schmucklos, aber sie war bei weitem die größte vorhandene geschlossene Räumlichkeit. Der Markt, Fruchtmarkt genannt, da man am Rhein für Getreide schlechthin Frucht sagt, ward regelmäßig am Freitag abgehalten. Der 24. Februar 1849 fiel auf einen Samstag.

Binnen vierundzwanzig Stunden brachten es viele hundert freiwillige Arbeiter fertig, einen reich geschmückten, mit Galerien versehenen Festsaal herzustellen. Alle Künste und Handwerke lieferten ihr Kontingent. In einem Bericht heißt es: „Wer immer ein Talent anzubieten hatte, der kam und bot es an. Das war ein Leben und Treiben, fast schöner und origineller als das Fest selbst. Zimmerleute, Schreiner, Bäcker, Metzger, Küfer, Messerschmiede, Tapezierer, Gärtner, Architekten, Maler, Musiker und hundert andere dilettantische Festtalente drängten sich dienstfertig herzu, und das Land gab seinen Teil, indem es Wagen voll Bäume und Laubwerk schickte." So konnte es geschehen, daß in der Halle, wo am Freitag um ein Uhr noch Getreide verkauft wurde, am Samstag um sechs Uhr zweitausend Menschen in glänzend geschmückten Räumen festlich zu Gaste saßen. Auf den Galerien zwölfhundert beiderlei Geschlechts.

Einer in Frankfurt verlegten Brochüre: Demokratenfest in Mainz; Jahresfeier der französischen Revolution; nach stenographischer Aufzeichnung; zum Besten der deutschen Flüchtlinge. Druck von E. Adelmann. 1849 — entnehme ich die charakteristische Beschreibung des Festsaales.

Auf der Ostseite das Präsidium und darüber die Rednerbühne, über welcher Robert Blums Büste stand. Auf sie herab wehte die rote Fahne; ihr zur Seite die amerikanische und die französische; neben dieser die italienische und die polnische Fahne. Daneben eine deutsche, ferner die der Arbeiter und Turner u. s. w. Rechts von der Tribüne prangten folgende Inschriften: 24. Februar 1848. — Robert Blum. — Berlin, 18. März 1848. — Robespierre. — Spartacus. — Hecker. — Wien, 14. März 1848. — Gutenberg. — St. Just. — Börne. — Zur Seite zehn deutsche Fahnen und zwei weiß-rote (Hessen). Dann ein großes Tableau mit der Inschrift: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. — Dann ein Musikkorps von siebenzig Mann. Statue Gutenbergs. Zu dessen Seite die Inschriften: Thomas Moore. — Franklin. — Reformation. — Warschau, 30. November 1830. — Rom, 18. Februar 1848. — Washington — Rousseau. — Kosciuszko.

Die Reihe der Redner eröffnete der Präsident des demokratischen Vereins, Bürger Friedrich Schütz, mit einer Verherrlichung der neuen Epoche der Weltverbrüderung der Nationen. Dann gab er das Wort „dem Bürger Bamberger von Mainz".

Meine Rede galt, wie schon oft, der Warnung vor Illusionen. Ich wolle nicht der Feststimmung die Wahrheit opfern.

„Sie werden es mir danken, daß ich hier der Wahrheit zuerst die Ehre gegeben und das Bekenntnis in unser Festprotokoll niedergelegt habe: die Revolution ist kein Freudenmahl! Wir können noch nicht triumphieren. Ein Ozean von Blutsthränen liegt noch zwischen uns und dem neuen Lande der Freiheit. Aber wie wir hier vereint sind, sind wir Männer der Zukunft. Heute feiern wir ein Fest, indem wir, auf die Vergangenheit zurückgehend, im Geiste anknüpfen an jene schöne Zeit der Zukunft, die unsre Enkel erleben werden. Dieses heitre, frohe Mahl, das trotz aller Wahrheit heiter und froh sein soll, es ist der Abglanz einer künftigen Zeit, wo die Sonne der Wahrheit eine Welt erleuchten wird, in der für alle Menschenkinder Platz ist an dem Gastmahl des Lebens."

Nach dem üblichen „donnernden Bravo" gab der Präsident das Wort „dem Bürger Fröbel über die Revolution".

Dieser, mit der Glorie seiner Wiener Erlebnisse um das Haupt, wird stürmisch begrüßt und beginnt mit der Anrede: „Freunde und Brüder", was bemerkt zu werden verdiente, weil im Grunde Fröbel, eine durch und durch aristokratische Natur und Erscheinung, mit welcher auch seine spätere Zukunft harmonierte, sich doch nicht der herrschenden Stimmung entziehen konnte. Sein Thema war: Ganz Europa, der Osten wie der Norden, muß die Revolution durchmachen, ehe sie zu einer nachhaltigen Umgestaltung der internationalen, wie der gesellschaftlichen Zustände führen kann.

„Der Revolution, welche alle europäischen Völker in sich begreift, welche im Westen dem hungernden Irländer Nahrung schafft und im Osten die Ketten der Leibeigenen am Ural löst, welche im Süden den Lazzaroni zum Staatsbürger macht und den russischen Norden der Idee der Freiheit öffnet, der europäischen Revolution bringe ich mein Hoch!"

Dann brachte der Bürger Würth (genannt der Tyrann von Sigmaringen) ein Hoch auf die Republik aus. Ihm folgte Römisch aus Leipzig mit einer langen brünstigen Rede, die mit dem Hoch auf die sozialen Bestrebungen endete. Es ist bezeichnend, daß der Sozialismus bereits damals von Sachsen vertreten war, welches der sozialistischen Partei im neuen Reich die stärksten Legionen zuführen sollte. Bei den Worten: „Die wahre Demokratie ist die soziale Demokratie", brach ungeheurer Jubel aus, und die Musik mußte mit Tusch einfallen. — Bürger Rühl aus Hanau, das Oberhaupt der Stadt und der deutschen Turner, redete für den Bund der freien Völker. Zitz, der Liebling der Mainzer, feierte darauf die Franzosen als die eigentlichen Schöpfer der Revolution und insbesondere der sozialen, „die Sie alle im Herzen tragen." Merkwürdig war die Prophezeiung: „Ich glaube, daß die Franzosen alles als Wahrheit hinstellen werden, woran deutsche Professoren und deutsche Theoretiker verzweifeln." Gerade den deutschen Professoren und Theoretikern war es doch vorbehalten, im Lauf der Zeiten die Lehrer der Franzosen im Sozialismus zu werden. — Das zum Schluß ausgebrachte Hoch auf die Franzosen ward von

der Musik mit der Marseillaise begleitet, welche ein Teil der Versammlung im französischen Texte sang. — Tafel und Zimmermann von Stuttgart, letzterer der Geschichtsschreiber des Bauernkrieges, ließen das Volk und die Wiener leben. Dann bestieg Moritz Hartmann aus Böhmen die Tribüne. Er war neben Fröbel, Lichnowski und Ludwig Simon einer der schönsten Männer der Paulskirche, namentlich mit einem prächtigen Kopf, wenn auch einer im Verhältnis zu demselben kleinen Gestalt. Auch er war mit Robert Blum in Wien gewesen und durch ein Wunder lebend entronnen. Er begann seine Rede damit, daß unter den im Umkreis der Inschriften glänzenden Namen einige fehlten, nämlich die der größten Römer: „Wo sind die beiden Gracchen, die ersten großen Sozialisten, die ersten Freunde der Armen und Notleidenden? Wo ist Brutus, der Tyrannenmörder? Wo ist Cassius, der Ahnherr aller Demokraten?" Von da ging er über auf die heutigen Italiener, auf die Revolutionen von Florenz und Rom und beantragte eine Adresse an die römische Republik. Deutsch aus Wien behandelte das Thema: Die Männer der Paulskirche, welche Österreich aus Deutschland ausschließen und ihm die Aufgabe stellen, die Kultur nach Osten zu tragen, irren sich. Österreichs Aufgabe ist: auseinanderzufallen zu Gunsten von Polen, Italien, Deutschland, Ungarn. Sein Hoch gilt den Magyaren. Am Schluß seiner Rede intoniert die Musik: Noch ist Polen nicht verloren; die Versammlung singt das Lied. Unmittelbar darnach erhob sich ein Pole, der sich als Heinrich Romainsky vorstellte, und las nun eine an die Linke der Frankfurter Versammlung gerichtete Adresse vor. Dann hielt das Parlamentsmitglied Wesendonck aus Düsseldorf eine Rede über das Thema, daß die Einheit nur in der Republik erreichbar sei:

„Eines müßt Ihr fest behalten,
Soll die Einheit sich gestalten,
Dürft Ihr nicht die Fürsten halten."

Löwenthal aus Frankfurt, später unter dem Namen Loening als Inhaber des noch heute bestehenden Verlags „Literarische Anstalt" bekannt, und ehedem in Mannheim Verleger von Gutzkows Wally, die als unsittlich bei ihrem Erscheinen (1835) zu

einem der ersten Preßprozesse gegen das junge Deutschland Anlaß gegeben hatte, sprach nunmehr. Seine Rede galt der Ehrung Friedrich Heckers, der damals schon in Amerika lebte. Eine Rede auf die Damen beschloß die Feier. Sie hatten in der That um die politische Bewegung in unserem Ländchen sich ernstlich durch begeisterte Mitarbeit verdient gemacht. — Wie sorgsam die Bankettveranstaltungen getroffen waren, geht u. a. daraus hervor, daß in den nächsten Tagen die Festkommission dreitausend Stück Teller zum Verkauf ausschrieb.

Obwohl die Vereine der ländlichen Umgebung durch ihre Vertreter am Feste beteiligt gewesen waren, so ließen doch einzelne Landgemeinden es sich nicht nehmen, ihre besondre Revolutionsfeier abzuhalten. Unter ihnen that sich besonders das Dorf Oberolm, etliche Wegstunden von Mainz entfernt, mit auch heute nur etwa 1500 Einwohnern, hervor. Die ganze Gemeinde gehörte damals, mit wenigen Ausnahmen, dem demokratischen Verein an, dessen Unkosten aus der Gemeindekasse zu bestreiten, vorgeschlagen ward. Auch versammelte man sich zum Fackelzug im Gemeindehause selbst. Interessant ist, daß später, nach Begründung des Deutschen Reichs, die ultramontane Partei in derselben Ortschaft die Oberhand bekam.

Aber während der immer lebhafter angeregte Geist der Bevölkerung uns aufrecht hielt, verschloß ich auch ferner nicht mein Auge dem sichtbar heranziehenden Ende der deutschen Umwandlungsbestrebungen, soweit sie von der Nationalversammlung ausgehen sollten. Eine Hoffnung, aber eine wohl doch schon innerlich stark angezweifelte, knüpfte sich an die jenseits der deutschen Grenze noch im Kampf begriffenen Erhebungen, namentlich in Italien und Ungarn, während der Bonapartismus in Frankreich sich als der stärkere zeigte.

In einer Reihe von Artikeln, unter der Aufschrift: „Die Stunde der Entscheidung", hielt ich Heerschau über die Lage in den verschiedenen Staaten und sagte richtig voraus, daß innerhalb zweier Monate die Würfel endgiltig gefallen sein würden. So kam es.

Im Mai war mit der Ablehnung der preußischen Kaiser-

krone und dem Auszug des Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart für Deutschland definitiv die Ära des Bundestags wieder angebrochen.

Interessant erscheint mir, wenn ich die alten Blätter zur Hand nehme, wie stark die soziale Tendenz in der Tiefe der Bewegung sich mir aufgedrängt hatte. So schrieb ich am 2. März: „Die Revolution ist heutzutage — man sage, was man wolle — eine rein soziale." Ich führe da weiter aus, wie diese Erkenntnis viel mehr wirkt in denen, welche der Revolution Widerstand leisten, als in denen, die sie betreiben. Zum Schluß heißt es:

> „Jetzt steht es wohl fest, daß der Kampf der Gegenwart ein rein sozialer ist. Nirgends ist dies beiden Teilen klarer als in Frankreich, und eben diese Klarheit und dieser Zwiespalt hat die frühere Leichtigkeit, eine Revolution in diesem Lande zu machen, bedeutend aufgehoben."

Unter diesem Eindruck geschah es auch, daß ich den praktischen Versuchen P. J. Proudhons, mit dessen Werken ich mich in den letzten Jahren viel beschäftigt hatte, besondre Aufmerksamkeit zuwandte. Er gründete damals sein Unternehmen der Banque du Peuple. Das Statut war so genau ausgearbeitet, daß es einen Schein sehr realer Veranlagung um sich verbreitete; im Grund war es natürlich chimärisch, da es seine Funktionen der Hauptsache nach nicht auf Noten, die in Geld einlösbar waren, sondern in Anweisung auf Leistungen gründete. Trotzdem die allerdings auf sehr kleine Einzahlungen beschränkten Beteiligungen zahlreich einliefen, hatte die Sache natürlich keinen Bestand. Aber Proudhon war bei allen seinen sozialistischen Konzeptionen doch ein positiver Geist, der seine gewagten Entwürfe in ganz konkrete Formen zu kleiden wußte und sich gegen den Verdacht verschwommener Utopie wehrte. In der Einleitung zu den Statuten erklärte er, daß er keinerlei Angriffe gegen die Grundlagen der Gesellschaft, namentlich nicht gegen das Eigentum im Schilde führe und nur bezwecke, der kleinen Arbeit zur Organisation des Kredits zu verhelfen. Die komische Bühne bemächtigte sich der Sache. Wenn ich nicht irre, im Palais Royal ward ein Stück aufgeführt unter dem Titel: la foire aux idées. Unter anderm kommt da ein Mann vor, dem für seine Ware eine Anweisung auf die Dienstleistungen eines Zahnarztes übergeben wird. Der Mann hat sehr gesunde Zähne. Aber

er will es doch nicht riskieren, daß er erst nach Jahren seinen Schein soll verwerten können, und um ihn nicht zu verlieren, entschließt er sich, zum betreffenden Zahnarzt zu gehen und sich einen gesunden Zahn herausziehen zu lassen. Und allerdings lauteten im Kapitel IV der Statuten „von dem Kreditpapier der Volksbanken" die Artikel 16, 17 und 18 kurz zusammengefaßt so: das Papier der Volksbanken trägt den Namen: Zirkulationsnote, bon de circulation. Es wird in Abschnitten von 5 bis 50 Franken ausgegeben. Zum Unterschiede von den gewöhnlichen Banknoten, die in Gold zahlbar sind, ist das Papier der Volksbanken eine mit dem unerlöschlichen, allgemeinen Geschäftscharakter bekleidete Lieferungsanweisung, welche nach Sicht von jedem Gesellschafter und Adhärenten in Produkten oder Dienstleistungen seines Geschäftes oder Handwerks auszuzahlen ist.

Bevor ich diese Statuten veröffentlichte, verwahrte ich mich zwar gegen den Glauben an den praktischen Erfolg, aber ich nahm die Sache doch ernst genug, um ihr wenigstens der Absicht nach meine Huldigung darzubringen; und daß durch fünf Nummern der Zeitung an erster Stelle diese Veröffentlichung sich erstrecken konnte, beweist, wie sehr ich auch auf das Interesse meines Publikums dabei rechnete.

Meine Bewunderung für den französischen Sozialisten hinderte mich nicht, mit meiner hessendarmstädtischen Regierung über einige Fragen der positiven Finanzwirtschaft ins Gericht zu gehen. Sie hatte wie die meisten Kleinstaaten damals Papiergeld drucken lassen, und es kam zu meiner Kenntnis, daß von Regierungswegen Anstrengungen gemacht wurden, das Papier in Umlauf zu bringen. Ich interpellierte darüber in der Zeitung, und da ich kein Dementi bekam, trumpfte ich auf. Als eine Stilprobe, wie man damals mit seiner Regierung reden konnte, lasse ich den Artikel folgen.

„Mainz, 22. März. Gott zum Gruß, Herr Finanzminister Exzellenz! Entschuldigen Ew. Hochwohlgeboren, daß wir uns ehrfurchtsvoll dero hochpreislichen Gnaden nähern, aber unser getreues Unterthanenherz schmachtet in peinlicher Verlegenheit und Besorgnis über Hochdero allerhöchste Gesundheit, sintemal schon 14 Tage darüber hingegangen sind, daß Ew. Gnaden uns nicht durch dero würdigen Diener, Herrn

Dräxler-Manfred, in dero würdigem Organ, der „Darmstädter Zeitung", mit einigen Züchtigungen bedenken ließen, wie sie einem demokratischen Lügenblatt doch von Gottes und Rechts wegen von Zeit zu Zeit gebühren. Und unsere Beunruhigung ist um so größer, als wir Ihnen vor einiger Zeit eine Frage über Ihr unvergleichlich solides Papiergeld gestellt haben, eine Frage, die sogar etwas verfänglich ist, und die uns zu der Erwartung berechtigte, daß Sie uns in bekannter Freigebigkeit ein Dutzend „Lügner", „demokratische Verleumder" und andere dergleichen Hessen-Darmstädtische Garantien der Ruhe und Ordnung oktroyieren würden. Ew. Hochwohlgeboren müssen sehr, sehr krank sein. Wie käme es sonst, daß wir seit 14 Tagen noch keine Antwort erhalten haben auf die von uns bescheidentlich gestellte Anfrage: „Ob es nicht wahr ist, daß von Darmstadt aus an rheinhessische Finanzstellen die Weisung ergangen, so viel als möglich Silber- und so wenig als möglich Papiergeld hinüber zu schicken?" Haben wir doch besagte Frage mit gesperrter Schrift drucken lassen, und ist sie durch alle hessische demokratische Blätter gewandert! Und dero würdiger Diener ist in dero würdigem Organ noch immer nicht über diese Frage mit edlem Unwillen und in seiner bekannten edlen Hofsprache hergefallen? Dieses Schweigen beunruhigt uns erschrecklich. Gott im Himmel! wenn etwa Ew. Hochwohlgeboren sich infolge vielen Nachdenkens ein Gehirnleiden zu gezogen hätten? doch hoffentlich kein organischer Fehler? Wie? Wer sollte dann das Geld für alle die schönen Soldaten auszahlen, welche nächstens eingekleidet werden? Wer sollte die Papierscheine unterzeichnen? Wo käme die gr. hess. Ruhe und Ordnung hin? Antworten Sie doch bald, damit wir aus dieser Unruhe erlöst werden. Und sehen Sie, die Sache hat außer Ihrer werten Person noch eine weitere, allerdings untergeordnete Bedeutung, die Wohlfahrt des Landes nämlich. Da giebt es Leute, und namentlich Demokraten, welche aus Ihrem Stillschweigen schließen, daß die betreffende Weisung wirklich von Darmstadt ergangen sei. Wir unsererseits bemühen uns allerdings, diesen Leuten die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Verfügung vorzustellen. Wir haben diesen Leuten auseinandergesetzt, daß ja eine solche Maßregel nicht bloß für Rheinhessen verderblich, sondern sogar den Stammprovinzen gleich nachteilig sei, daß sie vollends das neue Papiergeld ruinieren müßte; daß ja ein Kind begreifen könnte, daß ein Papiergeld, welches die eigene Regierung nicht haben will, auch das letzte Vertrauen verliert, und daß es nicht schneller entwertet werden kann, als wenn es systematisch in einem Teil des Landes, dem belebtesten dazu, zusammengestaut, gleichzeitig aber alles Metall aus demselben herausgezogen wird. Das alles haben wir den Leuten vorgestellt und sie gefragt: Glaubt ihr denn, daß ein gr. hess. Finanzministerium so bodenlos unwissend und borniert sein könnte, um nicht

einzusehen, daß es mit einer solchen Maßregel seinem eigenen Finanzsystem den Todesstoß geben würde? Und — denken Sie sich Exzellenz — was diese Menschen, diese Demokraten wollt' ich sagen, geantwortet haben? O, es giebt Verworfene, die vor keinem Gedanken zurückschrecken. Und diese Unmenschen gehen dann hin und sagen zu ihren rheinhessischen Mitbürgern: ihr müßt dafür Sorge tragen, daß nicht alles Geld nach Darmstadt und alles Papier nach Rheinhessen fließt, und daß wir nicht vollends ruiniert werden, und ihr müsset deshalb alle eure direkten und indirekten Abgaben in Papier auszahlen. Und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß diese verderbliche Lehre in Rheinhessen täglich mehr um sich greift, und daß ein gewisser Mensch (wir kennen ihn persönlich) erst gestern im demokratischen Verein von der Tribüne herab aufgefordert hat: jeder solle, bevor er Steuern zahlt, sein Silber in Papier umwechseln, und daß eine zahlreiche Versammlung das mit Akklamation aufgenommen hat. Das ist die traurige Folge davon, daß Sie uns noch nicht auf unsere Frage mit einer derben Lektion geantwortet haben, womit Sie doch sonst so pflichteifrig. Wir ersterben unterthänigst."

Während wir uns noch im kleinen Krieg gegen die kleine Landesregierung gütlich thaten, schritt der große Auflösungsprozeß am Sitze der Nationalversammlung und im großen Reich von Tag zu Tag unaufhaltsam weiter. Die Verhandlungen zwischen Frankfurt und Wien über einen modus vivendi hatten nur zur Beschleunigung der Trennung geführt. Der Gesamtstaat Österreich dachte nicht daran, ganz oder teilweise sich eng mit Deutschland zu einem Reich zu verbinden. So wurde derjenige Teil der gemäßigt liberalen Partei, der spätere Gothaische, die gegen ein preußisches Kaisertum unter Lostrennung Österreichs gestimmt hatte, gezwungen, sich für dasselbe zu erklären. Karl Welcker, welcher diesen Gegensatz am schärfsten in sich verkörperte, stellte im Namen des Verfassungsausschusses den dahinzielenden Antrag. Am 17. März hielt Welcker seine Rede, in welcher er, da Österreich abgelehnt habe und die Republik unmöglich sei, für das preußische Kaisertum eintrat, um das Vaterland zu retten. Die Rede, welche mit den heftigsten Gestikulationen und glühendem Antlitz unter gewaltsamer Anstrengung der Stimme nach Welckers eigentümlicher, sanguinisch-cholerischer Art vorgetragen wurde, machte auf die Gegner einen um so abstoßenderen Eindruck.

Unter diesen süddeutschen Staatsgelehrten waren einige, deren heißes Temperament vom salbungsvollen Pathos der Mehrzahl ihrer Kollegen sonderbar abstach. Der wildeste, bissigste war der Schwabe und Märzminister Römer, die „Reichshyäne" genannt. Das Gegenstück lieferten die feierlichen und getragenen, an deren Spitze Gagern und Gabriel Riesser standen. Es war auch bei dieser Debatte, daß, nach einer Rede Riessers für den Welckerschen Antrag, Gagern diesen, als er von der Tribüne herabstieg, pathetisch umarmte:

„Dem Riesser gab, nach Klub-Beschluß,
Der Gagern einen dicken Kuß"

heißt es in der Reimchronik des Pfaffen Mauritius (Moritz Hartmann).

Aber, ob cholerisch oder phlegmatisch, diese Staatsmänner waren von einem so überquellenden sittlichen Hochgefühl erfüllt, daß sie uns, ihren radikalen Widersachern, eine unbegrenzte Antipathie einflößten.

Seit Jahresfrist hatten wir ihnen ihre Selbsttäuschung vorgehalten, von Stufe zu Stufe waren alle ihre vertrauensvollen Erwartungen zu Schanden geworden, und jetzt, wo sichtbar die letzten Reste in Trümmer fielen — denn an das Zustandekommen des preußischen Erbkaisertums konnte kein Vernünftiger glauben — apostrophierten sie noch die Mitwelt mit Orakelstimmen voll strotzender Unfehlbarkeit.

Gewiß, wir jungen Republikaner trieben auch in Thorheiten hinein, aber wir waren doch nicht mit Blindheit geschlagen über die Zustände und Thatsachen und unterschätzten nicht die daraus drohenden Gefahren. Darum reizte uns diese Mischung von Überlegenheitsprätention und Schwäche unsrer Gegner — ein Typus, der nach Jahrzehnten wieder gerade so im neuen Deutschen Reich aufleben sollte, — zu bitterem Grimm und Spott.

Das Auftreten Welckers erregte in unseren Reihen einen wahren Sturm der Empörung. Ich machte mir Luft, indem ich einen Leitartikel schrieb: „Die Rede, welche ich gehalten hätte, wenn ich Herr Welcker wäre."

Natürlich war er darin als zerknirschter und gebrochener Sünder hingestellt, der in Verzweiflung über seinen verhängnisvollen Mißgriff, sich zum Schluß ein Leids anthut. — Und jedenfalls habe ich nicht geirrt, als ich damals schrieb: „Ob ein Kaiser gemacht wird, oder nicht: alles Positive ist unmöglich. Es giebt gar nichts, was die Nationalversammlung noch thun kann. Vor ihr liegt das reine Nichts. Es giebt, was sie immer beschließen möge, keinen preußischen Kaiser." Allerdings auch die „Kreuzzeitung" hatte recht, als sie damals schrieb: „Schon hängt das Gebäude der Paulskirche in einem Winkel von neunzig Grad. Viele fürchten sich vor dem Einsturz, weil daraus ein Aufstand in Südwest-Deutschland hervorgehen könnte, allein ein nicht allzugroßes preußisch-österreichisches Armeekorps dürfte hinreichen, um die friedliche Eroberung des südwestlichen Deutschlands zu stande zu bringen."

Die Aufregung in Südwest-Deutschland, aus welcher etwa zwei Monate später der angekündigte Aufstand hervorgehen sollte, begann bereits in diesen Tagen sich zu zeigen. Ueberall verlangte man nach Volksversammlungen. In einem Erlaß: „Der Hauptort des Bezirksverbandes von Rheinhessen und Kreuznach an die sämtlichen Demokratenvereine des Bezirks" erklärt derselbe: „Es liegen uns eine Reihe von Einladungen zur Mitwirkung und zum Besuch von Volksversammlungen in unserem Bezirk vor, denen wir nachzukommen durchaus nicht im stande sind, teils weil mehrere Einladungen auf einen Tag zusammenfallen, teils weil Einladungen wiederum auf Tage lauten, an denen wir beschlossener- oder zugesagtermaßen anderwärts beschäftigt sind". Dann wird auf einen ausgearbeiteten Plan für alle Versammlungen hingewiesen. Daraus gewinnt man am besten ein Bild der Aufregung, die sich der öffentlichen Meinung bemächtigte in dem Maße, als die Katastrophe in Frankfurt näher rückte.

Am 28. März zeigte infolge des Beschlusses, das preußische Kaisertum einzusetzen, Erzherzog Johann an, daß er das Amt des Reichsverwesers niederlegen werde.

Es war in der That nicht zu verwundern, daß Hohn und Unwille losbrach über die Politiker, welche im grellsten Gegensatz

zu ihrem eigenen Verfahren diesen Ausgang als einen Erfolg priesen.

Am 31. März schrieb ich unter dem Titel: „Kaiserliches" einen Rückblick, der also anfing:

„Jetzt giebt's also Fastnacht oder Fußtritte, wahrscheinlich beides: erst Fastnacht und dann Fußtritte. So ist's ja immer in Berlin gewesen, 1815, 1840 und 1848. Nun zieht wieder — o köstliches Bild! — eine Schar Auserwählter aus den Vertretern der „souveränen Nation" dahin, um einen neuen Herrn für die souveräne Herde herbeizubetteln. Himmlische Volksvertreter das! Alle 6 Monate rutschen sie auf den Knieen nach einer anderen Weltgegend und winseln einmal in Wien, einmal in Berlin, daß doch ein Mann von fürstlich reinem Blute sich in Mitleid und Herzensgüte der dreißig Millionen Unglücklicher erbarme und allergnädigst drein willige, sie als erbeigentümliches Geschenk anzunehmen, auf daß sie unter dem Schutze seines heiligen Geblütes vor sich selber bewahrt bleiben. Nun wird's wieder Reisebeschreibungen und Speisezettel abgeben, damit das Volk erfahre, wie stolz es auf seine neue „Herrschaft" sein könne. Zwar ist Heckscher nicht dabei, aber Herr Riesser, der auch in der Hamburger Küche Schule gemacht hat; zwar ist Jucho nicht dabei, aber Herr Biedermann, der so republikanisch, ganz so geistreich und noch reiner gewaschen ist. Und ist nicht Herr Baron von Soiron dabei, auch ein Republikaner und ein Baron dazu, der den Champagner verstehen wird, und Herr Reh aus Darmstadt, den die Zerstreuung der Reise von seinen erhaltenen Mißtrauensvoten herstellen soll? Ach, wenn ich noch denke an die besoffenen Briefe, die dazumal von Nürnberg, Regensburg, Linz und Wien kamen, Briefe voll Fahnen, Illuminationen, weißen Jungfrauen, ausgespannten Pferden und Hofequipagen, Briefe, verkündend das schwellende, himmelhohe Glück, welches über Deutschland mit dem Reichsverweser heraufsteige! Und wenn ich gedenke an die Rheinfahrt nach Köln, wie der Reichsverweser in den Armen des Königs von Preußen lag und Gagern dabei stand, Thränen vergießend, geweiht der Einheit Deutschlands, der Verbrüderung der beiden großen Herrscherhäuser, der beiden großen Volksstämme! Wo ist der Reichsverweser, wo ist Linz, wo ist Wien, wo ist der Champagner des Gürzenich? Herr von Gagern und Herr von Soiron müssen es wissen. Bewundernswert in der That die Ausdauer dieser großen Staatsmänner, die sich so oft und so glänzend aufs Maul geschlagen haben und immer wieder neues Pathos und neue Thränen und neue Küsse haben, wenn sie eine neue Albernheit machen; bewundernswert vor allem der Mann, welcher den kühnen Griff nach Wien that und heute darauf besteht, daß die österreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche scheiden. „Das müssen Sie mir lassen", rief der

Edle, „das müssen Sie mir lassen, daß ich es immer redlich gemeint habe!“ und in sein Reichsorgan, in die löbliche Oberpostamtszeitung, die es stets ebenso redlich gemeint hat, läßt er schreiben: „Die deutsche Revolution ist gelungen!“

Mehrere Tage lang hielten sich noch die Illusionen über den Erfolg der nach Berlin entsandten Kaiserdeputation mühsam aufrecht. Dann brach mit der definitiven Weigerung Friedrich Wilhelms auch die Hoffnung der Zähesten zusammen. Der König erklärte, daß die Frankfurter Versammlung gar kein Recht habe, über das zu verfügen, was sie ihm anbot, daß nur aus den Händen seiner Mitfürsten er etwas der Art annehmen könne; zugleich wies er den Gedanken, sich der Reichsverfassung, wie sie in Frankfurt beschlossen war, zu unterwerfen, weit von sich ab.

Die stückweise einlaufenden Berichte über diese Verhöhnung der mit so viel Pomp an Worten und Gesinnungen, mit so viel Kunst und so vielen Kreuz- und Querzügen zum Abschluß geführten Proklamation eines preußischen Erbkaisertums, entfesselten natürlich einen Sturm von Spott und Entrüstung in den Reihen der radikalen Gegner. Und diese Stimmung wurde noch geschürt durch das, was darauf folgte.

Während die einen noch immer ihren Traum nicht aufgeben wollten, sondern sich auf neue Versuche vertrösteten, suchten die anderen die Trümmer zu retten, indem sie wenigstens die Verfassung in Sicherheit zu bringen und die Oberhauptsfrage in andrer Weise provisorisch zu lösen suchten.

Damals tauchte auch der Gedanke auf, einstweilen eine Regentschaft aus fünf Erwählten an die Spitze zu stellen, um der Verfassung ein Notdach zu geben. Bekanntlich vollzog sich auch die Sache, aber als die letzte Erscheinung des Todeskampfes im Rumpfparlament zu Stuttgart.

Interessant ist, daß in jener Zeit mehrmals das Gerücht umging, Friedrich Wilhelm wolle abdanken, sein Nachfolger, der Prinz von Preußen, werde die Kaiserkrone annehmen. Daran war natürlich nichts wahr und nicht zu denken. Denn der Prinz war damals in der öffentlichen Meinung noch unbeliebter als sein regierender Bruder. Aber merkwürdigerweise sollte doch das da-

mals abenteuerliche Gerücht nach etwa einem Vierteljahrhundert zur Wahrheit werden.

Wenn man die Enttäuschung, Verwirrung und Aufregung jener Tage in den Verhandlungen und Stimmen der Zeitgenossen wieder nachliest, so begreift man, wie das alles mit einer, wenn auch noch so aussichtslosen Volkserhebung ausgehen mußte. Selbst die Gemäßigten und Friedliebenden konnten es nicht fassen, daß alles so ganz und gar mit dem kahlen Nichts, der Wiedereinsetzung des alten Bundestags enden sollte, und wagten nicht zu widersprechen, wenn die Notwendigkeit des Widerstandes in irgend einer Form sich Luft machte.

Am 23. April sagte Welcker in der Paulskirche: „Es scheint, wir stehen am Anfang vom Ende. Eine Revolution, furchtbarer als die von 1848, will sich vor uns öffnen"; und er schließt damit, daß wir an der Schwelle eines Kampfes stehen zwischen Volksfreiheit und Fürstensouveränität, eines Kampfes auf Leben und Tod!

Bereits in jenen Tagen sah ich die Gefahr einer unaufhaltbaren Erhebung voraus und suchte, ihr vorzubeugen. Ich verfaßte eine „Aufforderung", die, anderthalb Spalten an der Spitze der Zeitung vom 27. April in gesperrter Schrift füllend, Öl auf die Wogen zu gießen versuchte. Nachdem im Eingang das volle Maß des Unwillens und des Mißtrauens über die Gemäßigten ausgeschüttet worden, die in diese Sackgasse geführt hatten, nimmt der Aufruf doch noch einmal eine versöhnliche Wendung und redet der Möglichkeit eines loyalen Zusammengehens gegen das drohende Verhängnis das Wort.

„Das alles, Mitbürger, sind nur Schatten von Möglichkeiten, und es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß Parlament und Parlamentsleute wieder sich blamieren und das Volk wieder im Stich lassen. Aber auch der hundertste Fall schien uns wichtig genug, ihn in Erwägung zu ziehen, d. h. ihn in einer großen Parteiversammlung der Besprechung zu unterwerfen. Wir haben uns deshalb veranlaßt gefühlt, auf Sonntag, den 29. April, nächsthin eine große Volksversammlung nach Bingen zu berufen. Wir laden dazu alle Demokraten Rheinhessens ein und ersuchen die Kantonshauptorte und Vereinsvorstände dahin zu wirken, daß aus jeglichem engeren und weiteren Verbande Beteiligte so viel als möglich anwesend seien. Wir laden zugleich die Demokraten der angrenzenden

Gebiete, von dies- und jenseits des Rheins, Preußen und Nassau, zu zahlreichem Besuch ein. Endlich aber ist es keineswegs unsre Absicht, die, welche nicht sich bereits zur strengen Demokratie bekennen, auszuschließen. Wir wollen eine allseitige Prüfung der Frage herbeiführen. Jeder Beitrag von Meinungen, woher er auch rühre, ist uns willkommen. Wir wollen die beregten Versuchungen und Zweifel im Schoße unserer eigenen Partei zu einer allgemeinen Entscheidung bringen. Die andren Parteien werden einsehen, daß hierin vielmehr eine Aufforderung zur Teilnahme, als eine Zurückweisung liegt."

Und in der That hatte gerade dieser Schluß meiner Aufforderung eine überraschende Wirkung. Unsre gegnerische Partei, die gemäßigten Liberalen, die man die „Wohldenkenden" nannte, und heute die Nationalliberalen nennen würde, kurz, die vornehme Bürgerschaft beteiligte sich ganz hervorragend an der Bürgerversammlung.

Die Einladung zu derselben, in großen Lettern in den Zeitungen ergangen, gab als Tagesordnung an: Beratung gemeinsamer Mittel zur Aufrechterhaltung „der Reichsverfassung". Die zwei letzten Worte, waren in Gänsefüßchen eingerahmt, wohl um anzudeuten, daß wir diese für ein sehr zweideutiges Wesen hielten.

Gerade die, welche noch am längsten zu den Vertrauensvollsten gehört hatten, waren durch den Auflösungsprozeß in Frankfurt am meisten aufgeregt, und während bisher die erbittertste Feindschaft zwischen ihnen und uns geherrscht hatte, schlossen sie sich eifrig unsrer Demonstration an.

Am Sonntag, 29. April, strömte es von allen Seiten nach Bingen. Von Mainz gingen vier vollbeladene Dampfboote ab. Zitz ward zum Vorsitzenden erwählt. Unter den Sekretären figuriert ein Obergerichtsrat, Glaubrech, aus Mainz, eine der angesehensten Persönlichkeiten, der zur Bürgerpartei gehörte.

Die Debatte drehte sich vornehmlich um die Frage, mit welchen Mitteln die Reichsverfassung zu halten sei. Ein sehr konservativer Gymnasiallehrer, namens Schöller, that den Ausspruch, auch seine Partei wolle die vierunddreißig Fürsten beseitigen. Alle Redner erinnerten an die Täuschungen von 1813 und 1830. Es wurde der Antrag gestellt und angenommen, Geld für Waffen zu sammeln, ebenso wurde eine Adresse an die Soldaten beschlossen.

Charakteristisch für deutsche Parteizustände und die sich ewig wiederholenden Konstellationen war, daß in der radikal-republikanischen Partei selbst ein Zwiespalt ausbrach.

Ludwig Simon von Trier, einer der strammsten Doktrinäre der republikanischen Partei, hatte in einer Versammlung, die in Frankfurt in der Katharinenkirche gehalten wurde, verlangt, man möge, um alle Kräfte für das bis jetzt Erstrittene zu sammeln, sich um die in der Abstimmung der Paulskirche festgestellte Verfassung, trotz ihrer Mängel, und sogar eingeschlossen das erbliche preußische Kaisertum, scharen. Während ein Teil seiner ebenso radikal gesinnten Freunde ihm beitraten, erboften sich die übrigen dagegen, als eine Verleugnung republikanischer Prinzipien und eine Konzession an die Halbheit.

Wenn irgend jemand ein Mann des Prinzips war, so war es Simon, und ebenso war sein feuriges Temperament allen Schwachheiten fern. Aber es schien ihm richtig, in diesem Augenblick der letzten Möglichkeit, diese nicht auszuschlagen.

Darüber erhob sich nun eine Verketzerung, wie wir sie in unsren Tagen so oft wieder erlebt haben.

Gewiß, auch seine Taktik vermochte nicht mehr zu retten, was unrettbar verloren war, denn die alten Gewalten, entschlossen mit allen „Errungenschaften" des Jahres 1848 radikal aufzuräumen, fühlten sich bereits unwiderstehlich. Aber die Anklagen gegen Simon und seine Taktik waren nichtsdestoweniger absurd.

Auch in meiner Zeitung spiegelte sich der Streit ab. Die „Mannheimer Abendzeituug", ein Organ der „Unbeugsamen", schleuderte den Bannstrahl gegen die Abtrünnigen. Ich trat als Unparteiischer dazwischen.

Immer wieder von neuem erfaßt mich Verwunderung, wenn ich das damals Geschriebene nachlese und die buchstäbliche Wiederkehr von Streitigkeiten konstatiere, die seitdem so oft, und bis auf den heutigen Tag, sich im deutschen liberalen Lager wiederholt haben und die Unfruchtbarkeit der Liberalen erklären. Auf der einen Seite die endlose Selbsttäuschung, daß man durch ewiges Zurückweisen etwas erhalten könne.

Am 3. Mai polemisiere ich gegen die, welche allen Widerstand der Nationalversammlung verpönten, weil Widerstand nur schaden könne. „Nur nicht unbesonnen, und keinen Widerstand, nur keinen Vorwand zu Gewaltmaßregeln, sonst ist die Nationalversammlung verloren — um den reaktionären Mächten keinen Vorwand zu geben, ergreift diese kein Mittel, sich gegen eine Auflösung zu verteidigen. — In dem Augenblick, wo man sie auseinander oktroyiert, wird sie sicherlich beschließen: gehen wir ruhig nach Hause, um keinen Vorwand für reaktionäre Maßregeln zu geben."

Aber ich wandte mich nicht minder nach der andren extremen Seite. Ein Leitartikel vom 5. Mai mit der Überschrift: „Die demokratischen Prinzipreiter", könnte ebensogut im Mai 1893 wie im Mai 1849 geschrieben sein.

„Es ist ein Jammer, daß wirklich in Deutschland nicht drei Menschen zusammenstehen können. In unserer Politik giebt es Streitigkeiten, von welchen praktische Völker wohl keine Idee haben. Läßt sich was Lächerlicheres denken, als wenn zwei Menschen, die ausgehen, um einen Hasen zu schießen, sich, noch ehe sie das Wild erjagt haben, darüber prügeln, ob es gesotten oder gebraten werden soll? Gleichwohl ist eine solche Prügelei die Hauptbeschäftigung unserer deutschen Demokratie. Während alle Schattierungen der Partei noch unter einer gemeinsamen Knute stehen, während sie insgesamt noch bettelarm sind, haben sie nichts Eifrigeres zu thun, als sich um die Verwendung der Schätze herumzuzanken, welche sie einst als Sieger besitzen werden. Auf allen demokratischen Kongressen, in allen Blättern und Versammlungen spielen diese Zänkereien die erste Rolle, und es ist gewiß schon erlebt worden, daß zwei Demokraten, welche im selben Zuchthause saßen, sich nicht vertragen konnten, weil der eine blutrot und der andre karminrot war. Bei uns will keiner siegen helfen, ehe er weiß, daß genau seine Partei herauskommt. Das nennt sich dann Charakterfestigkeit und hält sich in seiner eisernen Unbeugsamkeit für was sehr Großes .... Ich habe noch selten Menschen mit „eiserner Konsequenz" gesehen, welche mit scharfem Verstand begabt gewesen wären."

Mit dem schönen Monat Mai war der Auflösungsprozeß dessen, was man die deutsche Revolution nannte, in sein allerletztes Stadium getreten. Er zeigte wahrhaft die Symptome einer galoppierenden Schwindsucht. Im Mittelpunkt, im Frankfurter Parlament, Schlag auf Schlag das Zusammenbrechen der ganzen Gestalt; im Volke die heftigste Aufregung mit den

letzten Illusionen über die Möglichkeit eines gewaltsamen Widerstandes.

Ende April war die definitive Ablehnung der Kaiserkrone und Verfassung von Berlin eingetroffen. Es reihten sich daran die Anträge der Verzweiflung von seiten der gemäßigten wie der radikalen Parteien. Der Dreißiger-Ausschuß — so hieß die Kommission, in welcher der Geist der gemäßigten, national gesinnten, Majorität vorherrschte — beriet einen aus sieben Punkten zusammengesetzten Antrag, demgemäß u. a. die Nationalversammlung eine Aufforderung an die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden und das gesamte deutsche Volk ergehen ließ, die Reichsverfassung zur Anerkennung zu bringen. Es sollten am 15. Juli neue Wahlen zu einem am 15. August zusammentretenden neuen Reichstag stattfinden. Für den Fall, daß Preußen sich fernhielte, sollte das Oberhaupt des größten der mitthuenden Staaten Regent sein. Ein Minoritätsantrag von Karl Vogt ging dahin, sofort einen Reichsstatthalter zu ernennen; alle Truppen sollen, zur Not ohne Mitwirkung der Regierungen, auf die Verfassung vereidet werden, alle Landesvertretungen werden zu selbstständigem Einschreiten gegen widerstrebende Regierungen aufgefordert.

Solche Manifestationen, welche auch von der gemäßigten Partei Vorbereitungen zum letzten Widerstand bedeuteten, hatten nach obenhin erklärlicherweise nur die Wirkung, zu stärkerem Gegendruck zu ermuntern.

Nach österreichischem Vorbilde riefen nun auch Preußen und Bayern ihre Abgeordneten aus der Paulskirche ab. Es folgte natürlich nur ein Teil dem Rufe. Dagegen war doch den Bleibenden klar, daß man ihnen nicht mehr lange ruhig zusehen werde. Das Gespenst der gewaltsamen Vertreibung aus der Paulskirche durch die preußisch-österreichische Garnison ging bereits beim hellen Tage um. Daher wurden vorsorgliche Beschlüsse präpariert wegen Verlegung nach einem andern Ort und Verminderung der beschlußfähigen Zahl. Bekanntlich wurde, nachdem die Gefahr noch schärfer herangerückt war, in der That die Verlegung nach Stuttgart beschlossen, mit einer Beschlußfähigkeit

bei hundertfünfzig Anwesenden. Ein Antrag von Moritz Mohl, auf Errichtung eines „Parlamentsheeres" (etwas spät), blieb in der Minderheit.

Die Bewegung in Deutschland entsprach diesen schmerzlichen Zuckungen. Sie charakterisierte sich zum Teil darin, daß die Parteien, welche bis dahin einander entgegengestanden hatten, sich vereinigten, um für die Verfassung einzutreten. So war es in der oben geschilderten Versammlung in Bingen geschehen. Auch die Zahmen wurden von dem Gedanken einer bewaffneten Verteidigung ergriffen. Neunundzwanzig deutsche Regierungen hatten die Verfassung anerkannt, und man wähnte, sich noch auf sie stützen zu können.

Vom Ausland kamen gleichfalls die Botschaften, welche die Niederlagen der nationalen Bewegungen verkündeten. Die bonapartistische Republik vertrieb die Scharen Garibaldis aus Rom, und der russische Kaiser schickte seine Truppen nach Ungarn.

Der Unmut über die grenzenlose Enttäuschung brachte bereits in den ersten Maitagen an vielen Punkten, auch in Deutschland, vielfache Aufstände zum Ausbruch. Der bedeutendste vollzog sich in Dresden, andere am Rhein, besonders in Elberfeld und Düsseldorf. In der Pfalz bereitete sich eine Art provisorischer Regierung vor. Dieselben Männer, deren Hilferuf uns von Mainz in den Pfälzer Aufstand hineinziehen sollte, traten schon anfangs Mai zusammen und bildeten einen Landesausschuß zur Verteidigung der Verfassung mit dem Sitz in Kaiserslautern. In Baden gärte es besonders im Oberlande von neuem. In Rheinhessen drängte eine Versammlung die andre. Am 7. Mai beschloß die Redaktion der „Mainzer Zeitung", täglich zwei Ausgaben zu machen, weil der Drang der Begebenheiten von Stunde zu Stunde zunahm.

Die Zeit der Leitartikel war vorüber. In der Nummer vom 7. Mai berichtete ich über eine große Versammlung, die am 5. in Oppenheim stattgefunden hatte. Zitz hatte präsidiert. Das Vaterland wurde in Gefahr erklärt. Ich beantragte, daß nicht mehr die Frage, ob für die Verfassung einzustehen sei, sondern nur das Wie? zur Beratung gestellt werde. Das wurde auch

angenommen. An vielen Orten hatten bereits die Gemeindevertretungen Geldmittel und Geldsammlungen für Bewaffnung angeordnet. In Mainz bildete sich ein Frauenhilfsverein für die Pflege der Verwundeten aus sehr ehrbaren Damen.

Der Bericht vom 7. Mai war der letzte, den ich in der „Mainzer Zeitung" schrieb. Einige Tage darauf ging ich mit dem rheinhessischen Hilfskorps in die Pfalz. Mein Name figurierte noch eine Zeitlang für die verantwortliche Redaktion am Schluß des Blattes. Dann gesellte sich wieder der von Karl Bölsche dazu. Am 8. Juni verschwand mein Name, und Bölsche war wieder allein Redakteur wie vor dem März 1848.

Noch einmal beschäftigte sich die Öffentlichkeit mit mir in diesen letzten Tagen. Zitz hatte seit einiger Zeit, angewidert von der Fruchtlosigkeit der Frankfurter Verhandlungen, sein Mandat niedergelegt. Die Darmstädter Regierung machte keine Miene, die Nachwahl anzuordnen. Obwohl bei dem sichtbaren nahen Ende diese Säumnis nicht unnatürlich war, erregte sie in unsrem demokratischen Lager doch Unwillen. Und da man in jenen Tagen immer mehr zur Selbsthilfe zu greifen sich gewöhnte, so beschloß die Partei, die Ersatzwahl auf eigne Faust auszuschreiben. Ein Ausschuß konstituierte sich dazu, an dessen Spitze höchst ehrenwerte und gesetzte Bürger standen. Da die Wahl eine indirekte war und der Körper der Wahlmänner noch bestand, so war die Sache ziemlich einfach. Das darmstädtische Ministerium erließ ein Verbot gegen das Vorgehen, indem es dasselbe als Anmaßung eines Amtes mit einem Paragraphen des Strafgesetzes bedrohte. Der Wahlvorstand erließ eine, in Lapidarschrift gedruckte Gegenerklärung, daß er in seinem Rechte sei und von der ministeriellen Verwarnung keine Notiz nehme. Die Wahl ward auf den 12. Juni ausgeschrieben. Von den 196 Wahlmännern erschienen 163, und 158 derselben stimmten für mich. Ich war also, allerdings in tumultuarischer, zweifelhafter Form, aber doch von der Mehrheit der Körperschaft, gewählt.

Die Wahlakten wanderten zum Rumpfparlament nach Stuttgart und, wie dessen Präsident, Löwe-Kalbe, mir später mitteilte, sind sie dem Archiv einverleibt worden, das, wenn ich nicht irre,

jetzt beim Reichstag in Berlin aufbewahrt wird. Geprüft und gutgeheißen ist meine Wahl nicht. Sie kann mir also nicht auf den Grabstein geschrieben werden.

Während meine Akten in Stuttgart einliefen und ich selbst in der Pfalz umherfuhr, erhob die Staatsanwaltschaft in Mainz ihre erste Anklage auf Landesverrat und Hochverrat gegen mich, Zitz und einige andre. So war dafür gesorgt, daß ich das am 9. Mai 1849 verlassene Mainz sobald nicht wieder sehen sollte.

Viertes Kapitel.

Briefwechsel mit der Braut.

Die Linie, die ich mir zog, als ich die Feder ansetzte, glaube ich bis hierher eingehalten zu haben. Der Gedanke, eine subjektive Schilderung meines Lebens zu geben, lag und liegt mir, auch an diese Stelle gelangt, noch fern. Nur so viel die eignen Schicksale den Gang der Zeiten von einem bestimmten Punkt aus widerspiegeln, will ich von ihnen erzählen. Doch kann ich, indem ich mich anschicke, die nun folgende Wendung und alles, was sich im Laufe der Jahre daraus ergab, zu schildern, mich nicht der Erkenntnis entziehen, daß zum Verständnis des Kommenden Aufklärung über einige intimere persönliche Zustände und Verknüpfungen unentbehrlich ist. Dieselben wirkten so ganz allein entscheidend für mein Handeln, daß ich, um es verständlich zu machen, das Widerstreben überwinden muß, welches mich sonst, meiner Empfindung nach, von solchen Aufschlüssen abhalten würde. Denn ein Vorsatz, etwas wie Bekenntnisse, Konfessionen, zu schreiben, liegt mir weit ab.

Mein Leben wäre ohne Zweifel ein ganz anderes geworden, wenn ich damals, als die politischen Ereignisse mich aus Deutschland hinausschleuderten, für mich allein dagestanden hätte. Aber dem war nicht so. Von der Universität her hatte ein Verhältnis sich geknüpft, und dies hatte sich in den fünf Jahren, die seitdem verflossen waren, so befestigt, daß die Bedingungen meiner Existenz sich durchaus danach zu richten hatten.

Wie es so oft vorkommt, war es eine schöne Kousine, welche meine Neigung gefesselt hatte. Aber wenn auf solche Fälle auch der Satz angewendet werden könnte, Gelegenheit macht Diebe, so waren diesmal die Umstände anders als gewöhnlich. Wir waren nicht zusammen aufgewachsen und durch bequemeren Verkehr einander nahe gebracht worden. Die Eltern des jungen Mädchens waren seit ihrem zweiten Jahre faktisch getrennt, wenn auch nicht gesetzlich. Sie hatten nur dies einzige Kind, welches beim Vater

geblieben war und von ihm argwöhnisch vor jeder Berührung mit meiner, der mütterlichen Familie gehütet wurde. Der Vater lebte in dem Städtchen Alzey, dessen Vertreter ich am Ende meiner politischen Laufbahn beinah zwanzig Jahr lang werden sollte. Die Mutter, der meinigen Schwester, lebte bei ihren Verwandten bald in Mainz, bald in Antwerpen. In der Familie webte sich im Lauf der Jahre ein geheimnisvoller Schleier um die aller Berührung entzogene, im Verborgenen aufwachsende Tochter des in der unheimlichen Beleuchtung eines bösen Zauberers vorgestellten Vaters.

Einmal, als ein Annäherungsversuch gemacht wurde und die Mutter zu diesem Zweck nach Alzey fuhr, hatte ich als galanter Gymnasiast und Neffe deren Begleitung übernommen. Das Kind war damals vierzehn Jahre alt, ich siebenzehn. Zwei Jahre später, als ich im vierten Semester in Heidelberg studierte, erfuhr ich, daß der Vater, Josef Florian Belmont war sein Name, die Tochter nach Mannheim in eine Pension gethan hatte. Eines Tages kam mir der Gedanke, hinüber zu fahren, um Schneewittchen wiederzusehen. Der Eindruck war gewaltig. Aus einem kleinen, mageren Backfischlein war eine üppige hohe Jungfrau geworden, mit Augen, die es Einem anthun konnten. Natürlich war nach ganz wenigen Besuchen, die sich schnell wiederholten, ein zärtliches Einverständnis hergestellt. Seinen Abschluß fand es, als ich im Frühling 1852, etwa acht Jahre später, in Rotterdam heiratete. Aber diese acht Jahre waren ein ewiger Kampf mit den trübseligsten Verwirrungen, unter denen das nun zwischen Vater und Mutter hin und her geworfene und von beiden aufs bitterste gequälte junge Wesen entsetzlich litt. Über diese Schicksale, sowie über die wahrhaft abenteuerlichen Kinderjahre meiner Frau, die der Vater blutarmen Bauersleuten anvertraut hatte, ließe sich ein Roman schreiben. Unsere litterarischen Freunde, denen sie manchmal Bruchstücke daraus mit einem reizenden Darstellungstalent erzählte, bestürmten meine Frau unzählige Male, sie möge diesen, ihren wunderlichen Lebenslauf, zu Papier bringen; wie er in der elenden Stube eines armen Bauernmusikanten, die im Winter auch die Ziege beherbergte, anfing und sich, nach langen aufreibenden Wirren, zu einer die geistige Welt einer

gefeierten Pariser Umgebung beherrschenden Persönlichkeit entfalten sollte. Aber, wie viele der besten, so blieb auch dieser Roman ungeschrieben.

In den langen Jahren, seit das Band fürs Leben sich in Heidelberg geknüpft hatte, — sie damals siebenzehn, ich zwanzig Jahre alt, — bis zu der endlich auf holländischem Boden geschlossenen Ehe, sollte ich die Freuden und nicht minder die Leiden eines solchen Romans, in allen ihren Höhen und Tiefen, durchkosten.

Zum erstenmal, seitdem sie geschrieben wurden, habe ich jetzt die vergilbten Briefe aus jener Anfangszeit, 1845 bis 1852, wieder entfaltet, eine unendliche Zahl.

Ich wollte mir die Empfindungen jener Tage in ihrem Wechsel vergegenwärtigen, und wenn auch die Erinnerung weder abgeblaßt noch von der Wahrheit abgekommen war, mußte ich doch erstaunen über die breite dunkle Schicht schwermütiger Stimmung, die über jenen Jugendtagen lagerte, und die im Laufe der Zeit immermehr dem Gleichgewicht der Seele Platz machen sollte. Sei es die Wirkung mehr und mehr geebneter Lebenswege, sei es die Wirkung von Alter und Erfahrung, mit andren Worten innerer Reife, in dem Maß als die Jahre fortschritten, gewann die Heiterkeit des Temperaments die Überhand. Zwar fehlen auch in den jungen Jahren die Anwandlungen des Humors nicht; aber im Wechsel der Tage und Stunden überwog die Trübsal. Daran trug ganz allein die Schuld das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Existenz eines geliebten Wesens, die sich an die meinige gebunden hatte, während jeder Ausblick in eine erlösende Zukunft ehlte.

Ob ich nun den von Anfang betretenen Weg der Advokatenlaufbahn verfolgte, ob ich, nach meinem inneren Drang, mich dem akademischen Beruf widmete: immer legte sich noch ein Jahrzehnt zwischen die geradezu unerträgliche Gegenwart und die Möglichkeit einer eignen unabhängigen Stellung. Aber so schwer ich an diesem Konflikt trug, ich ließ mich nie ganz von ihm niederdrücken.

In einer eigentümlichen Weise, die mir aus meiner Vorliebe für philosophische Studien erwuchs, arbeitete ich unablässig an mir, auf dem Weg der Selbstanalyse zur Beruhigung und zum

Lebensmut vorzudringen, jede Desperation, die zum Aufgeben seiner selbst und zur Flucht in die Resignation verführen konnte, zu bekämpfen und das Heil in dem Ergreifen konkreter Aufgaben zu erblicken. Wenn ich die bogenlangen Briefe jetzt wiedersehe, welche diese inneren Kämpfe erzählen, muß ich lächeln über die Pedanterie der Zergliederung, mit der ich das eigne Ich und die Welt zu konstruieren nicht müde wurde, aber ich finde doch schließlich immer den Grundgedanken wieder, daß alle Anwandlung von Schwäche zurückgewiesen und der Kampf mit dem Schicksal und allen seinen Widerwärtigkeiten durchgekämpft werden müsse. Dieser Grundzug gab mir später auch die genügende Kraft, als es in den ersten Jahren des Exils galt, einen neuen, von Anfang an nichts weniger als sympathischen und anmutenden Berufsweg einzuschlagen.

Die erste Wendung zum Besseren kam, wenn auch nur vorübergehend, mit der entscheidenden Epoche der Februarrevolution.

Eine Laune des Zufalls hatte es gefügt, daß wenige Tage vor dem Hereinbrechen dieser Epoche eine Verstimmung, wie sie in langen Liebesgeschichten so oft vorkommt, dieser ein Ende gemacht zu haben schien.

Ich finde in meinen alten Briefen an meine Geliebte einen vom 17. Februar 1848, aus Heidelberg datierten, mit einer förmlichen, schwermütigen Verabschiedung.

Gerade dieser momentane, scheinbare Bruch hatte mich damals bestimmt, wie oben erzählt, meine beiden ehemaligen Göttinger Kameraden, die ihre Studien in Heidelberg fortsetzten, aufzusuchen, um mich von Mainz, wo die letzten Herzenskonflikte sich abgespielt hatten, zu entfernen. In Heidelberg schlug, wie berichtet, die erste Kunde von Ludwig Philipps Vertreibung an mein Ohr. Von dort unternahm ich die abenteuerliche Expedition nach Straßburg und kehrte alsdann, in gewaltig angeregter Stimmung, nach Mainz zurück. Ergriffen von ganzer Seele, wie ich durch diesen politischen Umschlag war, hätte ich vielleicht das persönliche Verhältnis um so eher verschmerzen können. Aber die menschliche Natur machte sich doch gerade in entgegengesetzter Richtung geltend. Ein seelischer Aufschwung begünstigte den anderen. In jenen ersten Tagen des März, da ein neues Leben in Deutschland auf-

blitzte, führte mich der Zufall auch wieder mit der Geliebten zusammen, und — das Ende vom Lied war eine neue Besiegelung des alten Verhältnisses, stürmischer als je zuvor. Das geschah an jenem 6. März, an welchem der Großherzog in Darmstadt seinen getreuen Hessen alle die berühmten Errungenschaften bewilligt hatte.

Zwei Tage später, an dem Abend, wo die Stadt in einem Lichtmeer von Illumination und in Enthusiasmus schwamm, wanderten wir Arm in Arm durch die Straßen und standen schräg unter dem Balkon des Theaters, von dem Zitz herab der Freiheit ewige Treue schwor. Es sollte mir noch manchmal später begegnen, daß meine innersten Herzensschicksale sich mit politischen Bewegungen in eins verschmolzen, im Guten, wie im Schlimmen, wie sie sich in den Besitz meines ganzen Fühlens teilten.

Dann kamen meine ersten öffentlichen Erfolge und mein Eintritt in die Redaktion der „Mainzer Zeitung". Sie gaben mir zum erstenmal den Halt eines gewissen Glaubens an meine Leistungsfähigkeit, und als ich nun auch sofort von der „Mainzer Zeitung" mit einem Gehalt von ganzen achthundert Gulden im Jahr angestellt wurde, war der Beweis geliefert, daß ich mit der Zeit sogar aus eignen Kräften einen Haushalt würde bestreiten können. Denn ein Sprung von nichts zu obiger Summe war damals für mich etwas ganz Unerhörtes.

In einem Briefe vom 24. März, an die wieder zu ihrem Vater nach Alzey Zurückgekehrte, die ich erst von damals an vor der Welt und der Familie als meine Braut behandelte, obwohl wir uns nie förmlich verlobt hatten und es auch später niemals nachholten, schilderte ich die Eindrücke jener ersten vierzehn Tage einer vita nuova.

„Ich lebe im Sturmschritt der Beschäftigungen. Aber es ist mir eine große Genugthuung, daß die erste Sache, die ich leichtsinnig anpackte, mir so über alle Erwartung zu gelingen scheint. Ich habe es in vierzehn Tagen dahin gebracht, daß ein obskures Winkelblättchen allgemeine Sensation erregt. Ich habe, unbekannter Anfänger, nach einigen Besuchen auf der Redaktion die ganze Leitung in meine Hand bekommen. Der Verleger betrachtet mich als eine vortreffliche Acquisition. Das alles, so wenig es

im Grunde ist, giebt mir Vertrauen, was ich vorher nicht zu mir besaß. Gestern haben wir auch die Geldsachen geordnet. Er fragte mich, was ich wollte. Ich: Wenn sein Blatt nicht bis jetzt mit Schaden betrieben worden wäre, würde ich mich taxieren. So aber, da er — schon ohne mich zu bezahlen — 400 Gulden jährlich zusetze, wolle ich mehr auf ihn als auf mich Rücksicht nehmen. Deshalb verlangte ich nur achthundert Gulden. Zabern schlug gleich ein und sagte, er hätte mir auch tausend Gulden gegeben, wenn ich sie verlangt hätte, denn er setze das größte Vertrauen in mich. Mir ist es doch so lieber, und ich bin unbesorgt, bei Zaberns Ehrlichkeit, daß er mir bei Besserung der Sache entgegenkommen wird. Ich wollt', ich könnte schon das Geld so verwenden, wie ich Dir's an der österreichischen Hauptwache angedeutet habe. Und nun bist Du wieder draußen, frei! Ach schreib mir doch, schreib mir Deine ganze Seele, daß ich wenigstens weiß, wie ich Dich mir denken soll. Freitag Mittag auf der Redaktion."

Sechs Tage später war ich in Frankfurt zur Eröffnung des Vorparlaments. Ich hatte meinen Bericht an die „Mainzer Zeitung" abgeschickt (Gesammelte Schriften Band III, S. 14). Dann war ich in die Versammlung im „Wolfseck" gegangen, wo ich zum erstenmal mich auf eine Rednerbühne wagte. Und ins Gasthaus zurückgekehrt, schrieb ich meiner Braut. Auch dieser Brief findet sich noch in meiner Sammlung. Er ist in ungewöhnlich großen, offenbar in heftiger Erregung hingeworfenen Zügen, auf einen großen Bogen geschrieben.

„Frankfurt, 30. März. Nachts halbzwei Uhr. Ich schreibe in folgender Position. Ich sitze im Bett und habe die Schieblade des Nachttisches, die ich herausgezogen, umgestülpt als Schreibpult auf den Knieen liegen. Ich bin heute hierher gekommen für die „Mainzer Zeitung". Meine Berichte über Stadt und Versammlung erhälst Du durch die Zeitung. Morgen in der Paulskirche, wo die Versammlung abgehalten wird, hab ich einen guten Platz, indem ich mit vier bis fünf andren Redakteuren (auch einem von den „Times") dicht neben der Rednerbühne an einem Tisch sitze. Heute abend habe ich in einer großen Versammlung im „Wolfseck" öffentlich gesprochen und war einer der wenigen Republikaner,

die ihre Stimme unverhalten und mit Energie hören ließen. Ich habe zweimal mit Anerkennung das Wort ergriffen. Theodor Creizenach war mein Hauptgegner. Die Republikaner sind sehr in der Minorität. Jedenfalls ist das Leben hier interessant und anregend. Auch an Bekanntschaften fehlt es nicht. Man lebt doch in einer ganz anderen Weise als vor vier Wochen und sieht den wirklichen Anfang eines Lebens in seiner Hand."

In einem Brief vom 5. April heißt es dann weiter: „Ich lebe seit den Tagen von Frankfurt wie im Sturm; die Erfahrungen, die ich dort gesammelt, den Wendepunkt, den die Dinge jetzt vielleicht in meinen ganzen Lebensgang bringen werden, kann ich noch nicht veranschlagen . . Was kommen mag, und es wird noch viel Schlimmes kommen, ich bin resigniert und schwimme mit dem Strom, der die Zeit treibt." Wieder vierzehn Tage später schreibe ich: „Die ganze Woche habe ich Dein Schweigen und also Deine tiefe Stimmung trübselig mit mir herumgetragen. Gestern morgen hat mich Dein Brief ein wenig erlöst. Die Popularität, zu der ich hier gekommen bin, erfüllt mich lange nicht so, wie die Leute meinen. Der Mangel an tüchtigen Leuten ist ebenso sehr die Ursache dieser leichten Karriere, als das, was einen darin nicht froh werden läßt. Ist es nicht ein Armutszeugniß für die ganze Geschichte, daß ich so schnell an die Spitze gedrungen bin, und daß ich, trotzdem ich lange nicht so viel von mir halte wie die Leute, und wie die Leute meinen, daß ich trotzdem so wenige sehe, die sich mit mir messen können? Ich war nie deprimierter als am Abend jener Demonstration (eine Serenade mit Fackeln). „Le peuple n'est pas du tout sublime"; so kommt mir alles zeitweise vor, wenn ich die Sachen und Personen im einzelnen betrachte. Wer in der Welt wirken will, darf sie selbst und ihre Bestandteile nur als Kollektivbegriff nehmen. Daß ich jetzt auch viele Freunde habe, versteht sich von selbst. Im ganzen kann ich sagen, daß im Punkte der Ambition hier für mich nichts mehr zu thun, nur zu verlieren wäre. In ein paar Tagen werde ich wieder Ruhe haben vor der Berühmtheit und mit Selbständigkeit und Ruhe für die Sache arbeiten können. Ins Parlament melde ich mich nicht. Die Kandidaten standen bereits fest, ehe ich bekannt

war. Teils mag ich auch nicht mich der indirekten Wahl unterwerfen, teils habe ich nicht Lust, zu dem Ende auf dem Lande herumzureisen, was dazu nötig wäre. Ob ich zur Berichterstattung nach Frankfurt gehe, ist noch zweifelhaft."

Am 20. April, nach dem Erfolg auf der Volksversammlung im Schloßhof, berichte ich über diesen in einem großen, vier Quartseiten füllenden Brief. Da heißt es nach einigen Zeilen: „Du bist irre, wenn Du meinst, das lebhafte Treiben, in dem ich mich jetzt bewege, könne mich von Dir abziehen oder gar aufrichten von den düstren Vorstellungen, die sich mit Deinem traurigen Leben verbinden. Der Gedanke, endlich einmal Dir und — ganz ehrlich gesprochen — auch mir selbst zeigen zu können, daß ich Deiner wert sei, hat einen größeren Anteil an der Befriedigung, die ich aus meiner neuen Wirksamkeit ziehe, als ich draußen gestehen dürfte. Ich selbst bin überrascht von dem Erfolg, der mich in allen diesen Unternehmungen begleitet. Wo hätte ich je gedacht, daß ich öffentlich reden, und zwar daß ich mit solchem Glück vor dem Volk reden könnte. Fünf Minuten, ehe ich die Tribüne bestieg, wußte ich noch nicht, daß ich sprechen würde, und doch gelang es mir, so über die Maßen, daß ich allein gegen alle anderen Redner, selbst gegen Zitz, den Willen der Versammlung leitete. Ich hatte, indem ich sprach, keine Ahnung davon, daß ich etwas Besonderes geleistet hätte, und war überrascht von dem stürmischen Beifall, der die Rede begleitete. Ich hätte Zitz, der sich schwankend benahm, sehr in der öffentlichen Meinung herunterbringen können, allein ich zog der Sache halber vor, ihn zu treiben und zu umgehen. Er verstand mich und schloß sich an, aber mit einer so plötzlichen Wendung, daß alle Gescheiteren es merkten." Nach einer längeren Schilderung der Zustände, die sich daraus entwickelten, heißt es dann: „Die Anstrengungen, welche gemacht werden, mich zu stürzen, erfüllen mich mit einem Respekt vor mir, der mir nie in den Sinn gekommen wäre — kurz, es ist ein närrisches Treiben." Der Schluß lautet: „Richte Dich auf, Liebe, Teure. Bei allem, was mir gelingt, wie ehedem bei allem, was mir nicht gelang, bist Du mein erster und letzter Gedanke. Richte Dich auf."

Am Ende dieses langen Briefes steht als Nachschrift: „Ver-

nichte diesen Brief! Vernachlässige es nicht!" — Eine Lehre für die, welche sich auf solche Nachschriften verlassen, aber auch ein Trost für die Vergeblichkeit der Mahnung.

Am 6. Mai meldete ich in einem kurz hingeworfenen Brief meinen Austritt aus der Redaktion der Zeitung.

Am 7. schreibe ich darüber: „Viel Liebe! Du wirst mein Gestriges, also der Hauptsache nach die beiden Zeitungen, erhalten haben und ohne Zweifel auf eine Aufklärung neugierig sein. Die Sache ist einfach: Zabern (der Verleger) ist es gegangen, wie vielen. Sie nehmen einmal ihren Mut zusammen, halten einen großen Choc aus, triumphieren und — behalten davon eine solche Mürbheit übrig, daß sie bei der nächsten leisen Berührung zusammenstürzen. Er hatte kühn dem Angriff der „Wohldenkenden" die Spitze geboten und beugte sich heute unter die endlosen Quälereien seiner Familie, verbunden mit dem Eindruck der Schreckensherrschaft in Baden (nach dem Mißlingen des von Hecker geführten Putsches). Er war komplett verhetzt, hat seine Zeitung, die in sechs Wochen um zweihundert Abonnenten zugenommen hatte, schwer geschädigt, weiß sich schon heute nicht mehr zu helfen und dauert mich sogar, weil er grundbrav, aber ein bischen zu dick ist. Mir ist's gar nicht unangenehm. Die momentane Erholung thut mir wohl. Ich helfe noch ein bischen aus an der Zeitung. Adressiere Deinen nächsten Brief direkt an mich. Die Emanzipation von der Verschämtheit mag damit anfangen."

Der Sommer verging bei wechselndem Aufenthalt zwischen Frankfurt und Mainz, wo ich nach den Septembertagen, als der Redakteur Schütz fliehen mußte, wieder in die Redaktion der Zeitung eingetreten war.

In einem nach Alzey gerichteten Brief vom 13. Oktober schilderte ich mein Leben, indem ich die Seltenheit meiner Briefe entschuldigte:

„Die Art, wie seit Schütz die „Mainzer Zeitung" geführt wird, und welche nun auf das Interim übergegangen ist, ist nicht auf mich eingerichtet. Schütz schüttelte jeden Tag eine Elle salbungsreicher Phrasen aus dem Aermel und hantierte noch

allerhand daneben. So ist Bölsche aus den Leitartikeln herausgekommen. Ich nun brauche mehr Zeit als Schütz für den Stil und für die Gedanken, und so gehen die Tage, deren jeder einen Artikel will, darauf. Zabern hat mich angegangen, nächsten Monat auf alle Fälle — selbst wenn Schütz wiederkommen sollte — vom November an wieder die oberste Direktion der Zeitung zu übernehmen. Ich habe mir Besinnungszeit ausgebeten, aber erklärt, daß ich jedenfalls nur acceptiere, wenn er drei Redakteure anstellt und mehr Geld auf Korrespondenzen verwendet. Er will beides thun. — Ich möchte lieber den Winter für mich arbeiten, und zu dem Zweck war ich schon entschlossen, nach einer stillen Universität zu ziehen. Aber die politischen Dinge sind so bewegt, daß man sich ihnen noch nicht entziehen kann, und daß ich deshalb mich wahrscheinlich zur Zeitung entschließen werde. Ich bin von den demokratischen Vereinen der Provinz als Abgeordneter zu dem auf den 26. d. Mts. festgesetzten Kongreß nach Berlin ernannt. Wenn nicht vorher der Gang der Ereignisse eine Entscheidung der deutschen Zustände auf eine oder die andere Weise herbeiführt, so gehe ich Sonntag über acht Tage weg. Doch glaube ich, daß vorher entschieden sein wird, ob vollständiger Sieg der Revolution oder der Reaktion. In der Wiener Frage muß sich das lösen". — Und zum Schluß: „Liest Du Bücher — welcherlei? Hast Du Gedanken — welcherlei? Du brauchst sie doch nicht, wie ich Armer, alle drucken zu lassen."

Um nach Berlin zu reisen, schlug ich den Weg über Köln ein, wohin ich mich mit dem Dampfboot begab. An Bord desselben schrieb ich wieder nach Alzey, unterm 22. Oktober. Der Brief beginnt mit der Klage über zersplitterte Thätigkeit. „Ich habe den ersten Moment, der mich aus Mainz und damit aus einer greulich absorbierenden Beschäftigung herausbrachte, abgewartet, um endlich wieder einmal als Ich und nicht bloß als Gesundheitsschildwache Dir ein Lebenszeichen zu geben. Bei aller Geschäftigkeit zerzause ich doch immer eine solche Menge von Zeit, daß meine bisherige Oberflächlichkeit nicht blos jetzt, sondern von der ersten Stunde an mir sündhaft vorkam. Es ist auch weniger das Zeitmaß, das mir zu knapp war, als der Gedankenspielraum; denn man kann ja wohl nichts anderes als eine wüste

Denkmaschine werden, wenn man, wie ich, seit mehr als einem Monat jeden und jeden Tag einen Premier Mayence schreiben muß. Davon wird mich nun zwar die nächste Zukunft nicht befreien, denn ich habe mich auf den Winter wieder mit der „Mainzer Zeitung" verheiratet und keine große Aussicht auf Vermehrung des Redaktionspersonals; aber ich habe mir zur Erlösung jeder Art wenigstens vorgenommen, die Regelmäßigkeit in meine Arbeit zu bringen, welche mehr als freie Stunden die Zeit und den Kopf zusammenhält. Bis auf diesen Tag war mein Leben, wenn auch mit mehr Anstrengung in der letzten Zeit, doch eine Fortsetzung des provisorischen Irrlichtelierens, das in Frankfurt seinen Anfang nahm. Hunderterlei zurückgelegte Geschäfte, die durch das Verschieben immer lästiger und schwerer wurden, spiegelten sich auf einem Tisch, der mit verwirrten Papierstößen bedeckt war, und so lange ich nicht zu einem säubernden Abschluß kam, verfolgte mich stets die Unbehaglichkeit und die vagierende Lust des alten Nomadenlebens. Nun soll es anders werden. Gestern, vor meiner Abreise, habe ich alles aufgeräumt und in Ordnung gebracht, und bin überzeugt, daß ich bei meiner Rückkehr eine viel besser benutzte und beruhigendere Zeit beginnen kann. Meine Angelegenheiten treiben mit dem vielgewundenen Strom der Zeit selber planlos, wie es nicht anders sein kann, voran. Ich habe Dir, glaube ich, schon geschrieben, daß ich von meinem ursprünglichen Plane, den Winter der stillen Muße an einem zurückgezogenen Platze zu widmen, abgekommen bin, weil bei dem fortwährenden Steigen und Fallen der Bewegung nicht zu erwarten ist, daß ich mich irgendwo dem Forum entziehen könnte. So hoffe ich jedoch, wie bemerkt, meine Thätigkeit zu regeln, daß ich gleichzeitig mit dem Produzieren wenigstens den Stoff der Tagesgeschäfte — und das ist am Ende das beste und meiste aus allen Stoffen — solider in mich aufnehmen kann. Da mein Gehalt erhöht ist (1000 Gulden), so werde ich vielleicht noch für einen Universitäts- oder sonstigen Aufenthalt erübrigen. Von der Berliner Mission (zum demokratischen Kongreß) erwarte ich nichts. Es ist mir aber immer eine angenehme Reise, der Einsicht in die Welt und in die politischen Dinge wegen."

Am 6. November wieder auf dem Dampfboot und dem Rück-

weg von Berlin schrieb ich dann: „Abermals auf dem Dampfboot, Freitag morgen. Ich weiß nicht, ob ich zu Hause angekommen, einen Brief von Dir finden werde und will deshalb auf alle Fälle mich in den Stand setzen, Dir meine Rückkehr sofort anzuzeigen, damit ich wieder ein paar Worte von Dir höre. Über den Kongreß wirst Du in den Zeitungen gelesen haben. Die Gegner machen sich ein großes Fressen daraus, aber ich sage Dir: sie sind Esel und Stümper, sonst würden sie noch hundertmal besser es ausbeuten können. Er war der Superlativ aller Erbärmlichkeiten, und ich war ruckweise so von Ekel gegen die dummen Jungen erfüllt, welche das große Wort führten, daß ich an mir und der Sache zu zweifeln anfing. Der Kongreß war elend, aber ich habe viel gelernt in Berlin, und was ich als Trost mitgenommen habe, ist die Erfahrung, daß die fähigeren Menschen der Partei in allen Teilen Deutschlands genau übereinstimmen, und daß man, um der Partei anzugehören, nicht mit den dummen Jungen solidarisch zu sein braucht. Berlin ist eine schöne, große Stadt, die aber keinen Eindruck auf einen macht. Sie ist nur quantitativ von kleineren Städten verschieden. Die „Intelligenz", die philosophische Theebildung, ist, wenigstens heute, nicht mehr wahr. Volk und einzelne tragen durchaus das allgemeine Gepräge."

Und nun halte ich es nicht für Geschmacklosigkeit und Interessantmacherei, wenn ich ausnahmsweise den nächstfolgenden Brief in seiner Totalität hier wiedergebe, obgleich er von Begebenheiten nichts erzählt und nur die innerlichste Subjektivität abspiegelt. Aber ich darf wohl annehmen, daß dem, welcher mein Leben in seinen Erfahrungen und Beobachtungen bis hierher verfolgt hat und weiter verfolgen will, es nicht unwillkommen sein wird, diesen kurzen Einblick in eine Selbstschilderung zu thun, die, indem ich nach einem halben Jahrhundert sie zum erstenmal wieder zu Gesicht bekomme, mich selbst nur als einen Vergessenen und darum halbwegs Unbekannten wieder vorführt. Manches macht mich lächeln, und doch erkenne ich im ganzen den alten Adam wieder, in dem der Privatmensch mit dem öffentlichen sich schlägt und sich verträgt, wie gleicherweise die unmittelbare Empfindung mit der nimmer rastenden pedantisch doktrinären Selbstanalysierung.

Am folgenden Tag, 7. November schreibe ich:

„Dienstag Abend*). Liebe Anna. Wenn nicht auf dem besonderen Felde, auf dem unsere Korrespondenz wächst, der Mystizismus etwas verfänglich Lächerliches hätte, so möchte ich mich auf einen Traktat über die sympathetischen Beziehungen zwischen räumlich getrennten Menschen einlassen: denn es hat mich am Samstag und Sonntag eine Sehnsucht nach Dir, Liebe, verfolgt, deren Gegenstück zu meiner höchsten Freude, ich darf nach Deinen letzten Briefen sagen: zu meiner süßen Überraschung, aus Deinem gestern eingetroffenen Schreiben mich umwehte. Wie ich überhaupt dann mit dem heftigsten Verlangen an Dich denke, wenn ich am meisten in lebhafter Thätigkeit nach außen absorbiert bin; so überfiel mich schon auf dem Rückweg von Berlin und noch mehr nach Deiner Ankunft die süßwehmütige Begehrnis, bei Dir zu sein. Je anregender, und vollends je geräusch- und bewegungsvoller mein politisches Treiben ist, desto mehr ruft es jedesmal in mir die Notwendigkeit hervor, daß ich mich in mir selber, daß ich den eigentlichen, den Privatmenschen wiederfinde; und den habe ich nirgends, nirgends auf der Welt, als bei Dir. Wie wahr, wie sehr aus der innersten Natur entsprossen immer eine Thätigkeit sei, wie die meinige, das Bewegen im öffentlichen Leben hat immer und seiner notwendigen Form nach etwas Gemachtes, Pathetisches, und weckt in jedem vor sich selber aufrichtigen Menschen das Bedürfnis, in sich selbst zurückzukehren. Aber dieses echte Selbst kann nicht der bestimmungslose Indifferenzpunkt des nackten Ich sein. Ein solches von der Welt, von allen Bestimmungen des Daseins abstrahiertes Ich giebt es nicht; selbst der abgeschmackteste christliche Einsiedler oder der büßende Inder findet es nur in der Bestimmtheit durch die Natur oder die Religion; der wahre Mensch findet es in der

*) Nur die wenigsten der Briefe tragen ein Datum von Monat und Jahr. Diese profanen Bezeichnungen werden in solchen Stimmungen regelmäßig verschmäht — ein sehr verwerflicher Usus für späteren Gebrauch. Aber wer denkt in solchen Momenten an den, der nach achtundvierzig Jahren das Datum feststellen möchte. Glücklicherweise kannte man damals den fertigen Briefumschlag noch nicht, und die letzte Brieffeite trägt auf ihrem Rücken die Adresse und den Poststempel.

höchsten menschlichen Beziehung, in der Beziehung, welche Dich mir verbindet. Auch in der Liebe ist Pathos, aber das reine, durch die eigne, individuelle Natur bestimmte, von allen Zufälligkeiten der äußeren Welt befreite Pathos, das wahre Pathos, das aus den gesteigerten und in ihren Gründen aufgeregten Anlagen des Charakters selbst hervorgeht; in ihr liegt darum die reinste, über alles gehende Wahrheit des Lebens, und sie wird daher vom nächsten Gegensatz, durch das mehr oder minder falsche Pathos des öffentlichen Lebens hervorgerufen. Allerdings enthält die politische Thätigkeit als echten Kern die volle Wahrheit der Menschenliebe, aber es ist die Eigentümlichkeit aller allgemeinen Verhältnisse, daß sie die Wahrheit nur stark vermischt mit hundert Verleugnungen und Vernachlässigungen des Prinzips enthalten; wie ja das Leben überhaupt nicht in Allgemeinheiten sondern in Individualitäten der That nach besteht, während alles Allgemeine nur eine Abstraktion des Gedankens ist. In den Beziehungen zum Allgemeinen ist für den Menschen keine volle Befriedigung, sie ist nur in den Beziehungen zum anderen Menschen. Darum ist nichts falscher, als was oft und auch von Dir dann und wann hingeworfen worden, daß nämlich diese höchste Beziehung zwischen Mensch und Mensch, diese Beziehung zwischen Dir und mir in dem großen Welttreiben für etwas Untergeordnetes, Entbehrliches erklärt werde. Wie überhaupt alles Schöne und Große, ist diese höchste menschliche Beziehung, die Liebe, nie höher gestimmt, als wenn die anderen Thätigkeiten gesteigert und entfaltet sind, und die Wahrheit und Notwendigkeit dieser Verbindung und dieses Gegensatzes, glaube ich, ist es, welche den Tragiker immer zwingt, in seinen Schöpfungen große Thaten vor der Welt und stille Beziehungen des Herzens in eins zu verflechten. Das alles mag Dir abstrakt und gedrechselt klingen; aber mir ist es nur die unvollkommene Beschreibung des täglich Erlebten und Empfundenen, das man allerdings auch besser erleben und empfinden als auseinandersetzen kann. Wenn Du doch endlich einmal es selbst miterleben, oder richtiger, wenn Du mich dahin bringen könntest, daß ich nicht bloß in der Sehnsucht und dem Bedürfnis, sondern in der Thatsache es erlebte! Dieses Verlangen verfolgt mich seit

meiner Rückkehr von Berlin von neuem auf eine unbeschreibliche Weise, die mir fast das Herz zerspringen macht. So sehnsüchtig und begehrungsvoll erregt es mich, daß ich vorgestern eine kindische Freude daran fand, nach Wörrstadt zum Bezirkskongreß ein groß Stück zu Dir hinzugehen*). Unter diesen Umständen kannst Du Dir denken, welche Freude mir Dein gestriger Brief machte. Ist wirklich eine Spur von Ernst in der darin angedeuteten Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen? Sage mir doch ernstlich, wie es darum steht? Nur einen Ruhepunkt für mein Verlangen, und sei es auch auf viele Wochen hinaus, nur einen Ruhepunkt, an dessen Herannahen ich mich weiden kann. Lebe, lebe wohl, mein einziges Leben! D. L."

Zwei Tage später, als die Reise nach Mainz lebendige Gestalt anzunehmen versprach, meldete ich zugleich, daß die Befürchtung, ich möchte mich als Nachfolger des verstorbenen Brunck für die Wahl nach Frankfurt präsentieren und darum meist abwesend sein, nicht begründet sei. Denn „als Ersatzkandidaten für Brunck ins Parlament habe ich selbst Schütz vorgeschlagen. Das giebt dem armen, tief in der Tinte sitzenden Teufel die Möglichkeit, nach Deutschland unangetastet zurückzukommen, und für dies Parlament ist er lang gut genug. Ich selbst hätte mich lange, lange besonnen, ob ich als Kandidat für jenes Parlamentsspital auftreten solle, selbst wenn jene Gründe nicht vorzugsweise für Schütz gesprochen hätten."

Am 13. November ein kleines Blatt. „Heute mußt Du mit einem Lebenszeichen zufrieden sein. Ich bin überladen mit Geschäften. Dazu die Stimmung. Seit vorgestern schwebte ich in unaussprechlicher Angst wegen Fröbel (in Wien). Er ist glücklich entkommen und damit mir ein Stein vom Herzen. Wann kommst Du? Nie hab ich der süßen Sammlung in Deiner Nähe mehr bedurft, als jetzt. Unsere Zustände sind furchtbar erregt."

Ende November kam die Ersehnte nach Mainz. Es folgten Tage unbeschreiblicher Glückseligkeit. Dies dauerte etwa drei Monate, in denen Politik und Liebe eines, wenn auch nicht ungetrübten Glücks genossen.

*) Wörrstadt liegt halbwegs zwischen Mainz und Alzey.

Im März ward das Leben der Tochter bei der Mutter wieder so erschwert, daß sie zum Vater nach Alzey zurückkehrte; und nun beginnt eine neue Reihe von zärtlichen und zu Tode betrübten Korrespondenzen, von meiner Seite gewöhnlich in später Nacht, nach beendigter Arbeit in der Redaktion und in den Versammlungen, beschaulich und sorgfältig in einsamer Stille zu Papier gebracht. Im April winkte die Aussicht auf eine große Volksversammlung in Alzey, und diese Möglichkeit wollte ich mir natürlich nicht entgehen lassen. Aber für diesmal wenigstens mißlang es. Ein Brief vom 29. April schafft dem Unmut darüber Luft. Er lautet:

„Alzey an allen vier Ecken anzünden, und alles, was darin ist, eine einzige Menschin ausgenommen, verbrennen, das ist das einzige, was helfen kann. Nun schreiben wir eine große Volksversammlung aus, bitten um Zusage vom demokratischen Verein. Aber wer uns sitzen läßt, ist der Herr demokratische Verein. So wurde denn die Volksversammlung nach Bingen verlegt. Und heute erst, statt Montag kommt der Brief von Alzey, der uns zusagt; nun, da es für diesmal zu spät ist. Ist das nicht zum Tollwerden? Neueste Nachricht: Komorn entsetzt, die Ungarn in Mähren eingefallen, in Pest Kampf zwischen Einwohnern und Garnison."

Einige Wochen nach Abfassung dieses Briefes führte mich der Auszug in die Pfalz durch Alzey, wo wir Mittagsrast machten, nach Kirchheimbolanden. Natürlich pflückte ich auch diese Freude am Wege, und so lange unsere Freischaren in dem benachbarten Rheinbayern standen, machte ich manchen stillen Ritt nach Alzey oder nach einer zwischen beiden Orten halbwegs gelegenen Mühle zum trauten Stelldichein.

Dann gings nach dem Schiffbruch hinaus in die Fremde, der dunklen Zukunft entgegen. Zum Schmerz der Trennung auf ungewisse Zeit kam das gesteigerte Gefühl der Verantwortlichkeit für die Existenz der Zurückgelassenen, deren häusliche Lage dadurch, daß ich aus allen Bahnen herausgeworfen war, natürlich noch sehr verschlimmert wurde. Dies Gefühl lastete unendlich schwer auf mir. Wie es mich beherrschte, und wie ich dann

wieder seiner Herr zu werden suchte, rückt mir am lebhaftesten ein Brief wieder vor Augen, den ich im Dezember desselben Jahres 1849 aus London nach Alzey schrieb. Da heißt es: „Überschaue ich Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft, so resümiert sich letztlich alles in Anklagen, die ich gegen mich selbst zu richten habe. Und welche Erleichterung kann es Dir sein, wenn mir dies gelingt? Höchstens, daß Du Dich und mich noch mehr beklagst, als zuvor. Wenn man sich auf allen Seiten herumgeworfen, sieht man, daß die wenigst schlimme Partie, die man ergreifen kann, noch die ist, sich zu fassen, und daß sich in Worten auszutoben, um so mehr unrecht ist, als nicht der, welcher sich so seiner Heftigkeit entäußert, sondern der, welcher den Brief empfängt, die Kosten dieser Aufregung bestreitet: nicht aus dem Hammer, sondern aus der Saite springt der Ton."

Diese wenigen Auszüge aus einer langen leid- und freudvollen, aber doch mehr leid- als freudvollen Herzensgeschichte sollen, wie oben bemerkt, dazu dienen, das Verständnis für meine späteren Entschlüsse zu bereiten.

Bald nachdem ich jenen Brief aus London geschrieben, entschloß ich mich, als Lehrling in ein Bankgeschäft einzutreten, weil mir damit noch der sicherste und kürzeste Weg eröffnet schien, der unerträglichen Lage, die auf mir lastete, ein Ende zu machen. Es ward mir damals furchtbar schwer. Aber Pflichtgefühl mehr noch als Hoffnung half mir über die ersten peinvollen Jahre nach jenem Entschluß hinaus. Ich ahnte damals nicht, daß, was ich als einen Verlust im Bildungsgang ansah, sich für mein reiferes Urteil als ein Gewinn herausstellen sollte.

Als ich den kaufmännischen Beruf antrat, glaubte ich, von meiner akademischen Höhe herabzusteigen. Es ist die abschließende Überzeugung meiner seitdem gesammelten Erfahrungen, wenn ich sage, daß ich über Welt und Menschen in dieser Laufbahn mehr gelernt habe, als wenn ich mein ursprüngliches Ideal hätte verwirklichen können. Ob dies nur möglich war, weil ich bis dahin für den gelehrten Beruf mich vorgebildet hatte, mag dahinstehen.

Ich habe manche Geschäftsleute kennen gelernt, die von

Anfang an nur für diesen ihren Beruf vorbereitet wurden und dennoch für die höheren Aufgaben des Lebens so viel Einsicht und Urteil eingesammelt hatten, wie Männern der Wissenschaft von der besten Sorte es auch nicht vollkommener hätte gelingen können. Schon daß ich den, besonders in Deutschland noch vielfach festsitzenden Dünkel, der auf den Nichtstudierten herabsieht, loswurde, betrachte ich als einen großen Gewinn, der mir aus dem auferlegten Zwang erwuchs.

Fünftes Kapitel.

Flüchtlingsleben in der Schweiz und in London.

Nun kehre ich zurück, um den Faden der Erlebnisse wieder aufzunehmen da, wo ich ihn fallen gelassen hatte; zugleich will ich für die nächste Fortsetzung dessen, was der Auszug in die Pfalz brachte, auf die im dritten Band meiner gesammelten Schriften*) enthaltene Erzählung verweisen. Sie bricht ab an dem Tage, da ich nach dem Zusammenbruch des Unternehmens und der Auflösung der rheinhessischen Freischaren Karlsruhe verließ, um nach der Schweiz zu fahren, wohin in diesen ersten Tagen die Eisenbahn noch frei war. Es geschah dies am 22. Juni 1849.

In Basel angekommen, war das nächste, was ich zu thun hatte, daß ich mich legte, um mein entzündetes Fußgelenk richtig auszuheilen. Ich stieg mit Zitz, dem ich mich angeschlossen hatte, in einem bescheidenen Gasthof ab; denn nicht bloß hatten wir vorerst überhaupt uns vor unnötigen Ausgaben zu hüten, sondern wir waren auch momentan ohne alles bare Geld, und, von der Heimat abgeschnitten, in Verlegenheit, uns solches zu verschaffen. Nachdem ich einige Tage in horizontaler Lage verblieben war und meinen Fuß behandelt hatte, konnte ich wieder ausgehen und wandelte mit Zitz durch die Straßen von Basel etwa wie im Hauffschen Märchen der in Störche verwandelte Kalif und sein Vezier, denen das erlösende Wort entfallen war. „Stumm und traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder"; diese Worte fielen mir ein, als wir, über ein Mittel zu Gelde zu kommen, nachsinnend auf der schönen Rheinbrücke stillstanden.

Da kam Hilfe wie im Märchen. Plötzlich tauchte eine wohlbekannte liebe Physiognomie vor mir auf. Es war die eines alten Heidelberger Kameraden, Rothpletz aus Aarau, der später als Oberst in der eidgenössischen Armee eine angesehene Stellung eingenommen hat und noch zur Zeit, da ich dies schreibe, in Zürich

*) Bei Rosenbaum und Hart 1895.

lebte. Natürlich mußte ich ihm meine Schicksale erzählen, und da er in sehr guten Verhältnissen war, nahm ich auch keinen Anstand, ihm die Ebbe unseres Beutels zu verraten. Seine bereitwillige Hilfe stellte mir das für mich wie für Zitz Notwendige zur Verfügung. Später konnten wir uns auf Umwegen mit Mainz in Verbindung setzen.

In Basel zu bleiben, war nicht unsere Absicht. Vielmehr wollten wir zunächst uns in Zürich festsetzen.

Ich kam zum erstenmal in die Schweiz, hatte keinen weiteren Grund, den einen oder anderen Ort zu bevorzugen, wußte aber, daß Fröbel da noch halb zu Hause war und auch einen Bruder dort wohnen hatte, der eine Kunstgärtnerei betrieb. So entschieden wir uns für Zürich. In Zürich nahm ich, immer gemeinschaftlich mit Zitz, ein kleines bescheidenes Logis vor der Stadt, am Ufer des Sees.

Da ich längst keine Hoffnung mehr auf einen glücklichen Ausgang der deutschen Bewegung genährt hatte, so kam auch kein Schmerz über die vollzogene Thatsache zum Ausbruch. Im Gegenteil; nach den aufreibenden und qualvollen Wochen der letzten Episode trat eine Art von Beruhigung und Erleichterung ein, als man dem Tumult und dem Elend entronnen war. Die herrliche Natur der Schweiz, die ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sah, in der günstigsten Jahreszeit, trug das ihre zur Besänftigung bei. Die Stadt wimmelte bereits von deutschen Flüchtlingen. Aber Zitz und ich hielten uns ziemlich einsam und führten ein höchst einfaches und frugales Leben. Wir hatten uns beide zur Regel gemacht, möglichst sparsam zu wirtschaften. Zitz, weil er nicht wußte, ob man ihm sein nicht unansehnliches Vermögen herausgeben werde, nachdem er in Anklagestand versetzt worden, und ich, weil ich meinen nur mäßig vermögenden Eltern durch mein Verschulden möglichst wenig Ausgaben verursachen wollte.

Ich habe damals wie im späteren Verlauf Zitz immer bewundert. Aus dem bis dahin mit glänzenden Einnahmen aus seiner Advokatur in Üppigkeit lebenden Mann wurde ein frugaler Philosoph, der sich mit Heiterkeit in die kargsten Gewohnheiten fügte. Mir wurde das leicht, denn wir waren als Kinder sehr

streng und enthaltsam, besonders im Punkte des Essens, erzogen worden.

Jenen Tagen in Zürich verdanke ich eine Erfahrung, die ich weder vorher noch nachher zu machen Gelegenheit hatte. Ich denke nämlich noch jetzt mit Neid auf mich selbst daran, daß ich damals den wahren Hunger kennen lernte. Ich freute mich, wenn Zitz seine Portion Weißbrot des Morgens oder Abends nicht aufzehrte und mir der Rest zufiel.

In Zürich fing ich auch sofort an, meine Erlebnisse aus der Pfälzer Erhebung niederzuschreiben, die rasch vollendet wurden. Nachdem dies geschehen, erwachte natürlich die Lust, das Land weiterhinein kennen zu lernen. Julius Fröbel, der es genau kannte und ein gewandter Tourist war, erbot sich, uns zu führen. Noch zwei andere Flüchtlinge schlossen sich uns an. Theodor Kaufmann, ein Maler, der den Dresdener Aufstand mitgemacht hatte, und das österreichische Mitglied des Frankfurter Parlamentes Wiesner. Ich habe Kaufmanns Bilder nie gesehen. Er gefiel sich aber so sehr in philosophischen Vorträgen über die großen Fresken, in denen er den Kulturgang der Menschheit darzustellen unternommen habe, daß ich über Zweifel an seiner Technik nicht hinausgekommen bin. Später heiratete er in Amerika eine Pfälzerin, Mathilde Hitzfeld, die während des Aufstandes eine schwärmerische Anhängerin unserer Sache gewesen und der Emigration ins Ausland gefolgt war. Freund Kapp, ein Meister in der Schilderung komischer Szenen aus der Flüchtlingswelt, wußte nachmals lebhaft zu erzählen, wie der kunstbeflissene Ehemann unter dem Despotismus seiner republikanischen Gefährtin ein zweites Flüchtlingsleben in Newyork antreten mußte und mehr Mühe hatte, sich ihrem rächenden Arm als dem der sächsischen Nemesis zu entziehen.

Wiesner war der Typus des guten, fetten, behaglichen Österreichers. Auf unserer Wanderschaft hatte er viel Mühe, gleichen Schrittes mitzukommen, besonders wenn es bergauf ging. Dann blieb er keuchend stehen und rief den Voraufgehenden wehklagend nach: „So bewundern's doch a wenig!"

Wir machten die ganze Reise zu Fuß, unsere Habseligkeiten

im Ränzel. Mein geringes Schwergewicht machte mir das Steigen leicht. Ich war beinah immer an der Spitze.

Jugend, Neuheit der großartigen Eindrücke, die beflügelnde Wirkung der Höhenluft, dies vereint brachte mich in heitre Stimmung, die alle Schmerzen der Vergangenheit und Sorgen der Zukunft vergessen machte. Daß wir haushälterisch mit unsrem schmalen Zehrpfennig umgingen, war selbstverständlich. Es wird schwerlich heute noch einer eine Wanderung von Zürich nach Genf durch das Berner Oberland über die Gemmi nach Wallis, das Rhonethal hinab und durch das Waadtland in zwölf Tagen machen und dabei mit weniger als hundert Franken auskommen, wie wir damals thaten. Es ist auch schwerlich noch Sitte, daß man beim Eintritt in ein Gasthaus, allerdings nicht ersten Ranges, mit dem Wirt über die Preise in eine parlamentarische Unterhandlung tritt.

Manchmal genossen wir bei braven Radikalen, an die sich Fröbel Empfehlungen verschafft hatte, antike Gastfreundschaft. Besonders wurde sie mir bei einem biedren Landmann in Frutigen zuteil. Aus dem Abendgespräch, das er mit uns führte, ist mir ein Moment unvergeßlich, weil wir da eine unverzeihliche Dummheit begingen. Die Rede ging nämlich über die Schweizer Politik; der Sonderbundkrieg stand ja noch in frischem Andenken, und unser auf die Siege der Liberalen stolzer Wirt belehrte uns über die Führung des Krieges, beklagte uns, daß wir in Baden nicht genug Kanonen gehabt hätten, da es besonders auf diese ankäme, und „Schwyz (die Schweiz) hat viel Kanonen". „Aber", setzte er alsbald berichtigend hinzu: „die Hauptsache jedoch, man muß Prinzipien haben". „Wisset Ihr, was das ist, ein Prinzip?" Diese Frage an fünf arme Teufel gerichtet, deren einer, Fröbel, zwei starke Bände über Politik geschrieben, und deren jeder eine Anzahl Reden darüber gehalten hatte, und die gerade über dem Mangel an Kanonen und dem Überfluß an Prinzipien zu Falle gekommen waren, das mußte doch die Engel im Himmel lachen machen. Wären wir nun keine Esel gewesen, so hätten wir dem braven Schwyzer geantwortet, wir wüßten nicht, was das ist, ein Prinzip. Aber unser einfältiger Hochmutsteufel packte uns natürlich alle fünf im Nacken und einstimmig beteuerten wir, daß wirs

wüßten, was das wäre, ein Prinzip! So sind wir um die Definition unsres braven Gastfreundes ärmer geblieben, was ich noch heute, nach beinah einem halben Jahrhundert, nicht verschmerzt habe.

Unterwegs trafen wir allenthalben auf Flüchtlinge aus allen deutschen Landen, zum größten Teil in noch schlechterer Finanzlage als wir. Einer, der sich eines vorzüglichen Humors erfreute, versicherte uns, er sei im Besitze nur eines einzigen Strumpfes, den er, um beide Füße zu schonen, alle paar Stunden abwechselnd, bald dem rechten, bald dem linken zuteil werden lasse.

Zitz und ich hatten beschlossen, uns vorläufig in Genf niederzulassen. Wir mieteten uns wieder eine kleine Privatwohnung.

Eine der ersten Begegnungen auf der Straße war die mit meinem Freunde Friedrich Kapp. Das war uns beiden ein wahres Freudenfest, denn wir waren seit Heidelberg gute Kameraden, von stets gleichartiger Sinnesweise gewesen, und an wenig Menschen hatte ich von der ersten bis zur letzten Stunde solche Herzensfreude, wie an dem schlanken, blonden, blauäugigen Westfalen, der stets von guter Laune übersprudelte. Kapp machte sofort den Vorschlag, daß wir, um unsre letzten Schicksale auszutauschen, uns angesichts des blauen Sees auf der gastlichen Bank eines Estaminets niederlassen sollten, wo ich vor allen Dingen mit seiner neuesten Entdeckung, den Verdiensten des Gewächses von Chablis, Bekanntschaft machen mußte. In diesem Punkte auch machte er seiner blonden und blauen Farbe Ehre; zu einer gemütlichen Sitzung mußte die Flasche auf dem Tisch stehen und ganz entschieden der Inhalt von heller Farbe sein. Zum „undeutschen" Roten mochte er sich nie bekehren. Er war kein Trinker, aber der frische Trunk gehörte zu seinem Behagen. Sein, durch die weitherzigste Gastlichkeit berühmter kleiner Haushalt in Newyork war bekannt für den zwiefältigen Zapf, den es da gab. An gewöhnlichen Tagen gab er „vom einen", bei besondren Anlässen „vom andren". Vater Zitz, sein Sozius in Amerika, ein feiner Sachverständiger, sorgte zu jener Zeit für die richtige Beschaffung.

Nachdem wir uns wechselseitig unsre letzten Irrfahrten beschrieben, erzählte mir Kapp, daß er hier eine sehr angenehme Stellung als Erzieher bei einem, aus seinem Vaterland verbannten

Russen, Alexander Herzen, gefunden habe, dessen Geist, Kenntnisse und Charakter er über die Maßen rühmte. Neben der Erziehung des einzigen Sohnes, der noch in zartem Alter stand, hatte Kapp auch dem Vater in litterarischen Arbeiten Beistand zu leisten, namentlich bei Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche.

Entsprechend der Gesinnung des Vaters sollte der Sohn von Anfang an als Atheist erzogen werden, und das war für meinen Freund, der eine Kirche nie anders als einen „Pfaffenkasten" bezeichnete, ein gefundenes Fressen. Er selbst hat seine Kinder nicht taufen lassen. Nur als die Töchter nach seiner Rückkehr aus Amerika nach Deutschland allmählich ins heiratsfähige Alter traten, überlegte er sich, daß er, um ihnen Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu räumen, sie die Zeremonie durchmachen lassen müsse.

Auf dem kleinen schlesischen Landhaus in Charlottenbrunn, wo er die letzten Jahre seinen Sommer verbrachte, ließ er sie von einem protestantischen Geistlichen mit dem unentbehrlichsten Religionsunterricht versehen. Das war nötig; denn früher hatte ein Pfarrer zu seinem starren Staunen, ein mal entdeckt, daß die jungen, im übrigen sehr unterrichteten Damen von der christlichen Religion so gut wie gar nichts wußten. „Haben Sie nie von Jesus gehört?" fragte er. „O doch", antwortete eine der jüngeren, „Papa sagt: Jesus war ein Gentleman". Das hat die Töchter nicht gehindert, später vortreffliche Gattinnen und Mütter zu werden.

Auch der Sohn Herzens, wie der Vater Alexander genannt, der dann seiner gottlosen Erziehung treu geblieben, wurde ein sehr achtbarer Gelehrter, Vater von neun Kindern, in glücklicher Ehe mit einer Italienerin von bescheidner Herkunft vermählt, die er als junger Mensch aus Liebe heiratete. Er ist gegenwärtig Professor der Physiologie an der Universität von Lausanne.

Kapp bot mir natürlich an, mich mit Herzen bekannt zu machen, was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Der interessante Mann fand bei der ersten Begegnung Freude an mir, und es wuchs daraus eine warme Freundschaft. Der Umgang mit Herzen, der einen großen Kreis der verschiedensten Menschen um sich sammelte, sollte meinem mehrmonatlichen Aufenthalt in Genf den Hauptreiz verleihen. Herzen sprudelte von Geist und Laune

in der Konversation. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihn, den lebensvoll Angeregten, zum gewandten Weltmann ausgebildet. Obwohl er des Deutschen durchaus mächtig und seinen Studien nach mehr deutsch als französisch war, liebte er doch mehr, französisch zu sprechen, und ich war, obwohl ich zum erstenmal französisches Sprachgebiet betrat, genug vorbereitet, um ohne Schwierigkeit die Unterhaltung zu führen.

Herzens Persönlichkeit ist der Zeitgeschichte ihren Umrissen und ihrer Wirkung nach bekannt. Ich brauche ihn also hier nicht erst einzuführen.

Der Grund seiner Bildung war die deutsch-philosophische Richtung der vierziger Jahre, die der Junghegelianer. Er hatte vor 1848 regen persönlichen Zusammenhang mit Arnold Ruge gehabt. In einem von diesem verfaßten satyrischen Theaterstück ist jene philosophische und lebenslustige Gesellschaft, zu der auch Bakunin gehörte, geistreich dargestellt. Über die deutsche akademische Bildung hatte sich dann in Herzen, während des Pariser Aufenthaltes, die französische Schicht, für die er als vornehmer Russe vorbereitet war, gelagert. Der Untergrund behielt natürlich Züge des Russischen, besonders jenen Zug der gradlinigen äußersten Konsequenz, die das Produkt des unvermittelten Übergangs aus der barbarischen Nacht zum freidenkerischen Tag zu sein pflegt. Wie im Süden für die Natur, giebt es in diesem Norden für die Kultur keine Dämmerung, sondern einen plötzlichen Übergang von der Dunkelheit zur Helle.

Herzen war zwar kein Vollblutrusse, sondern von mütterlicher Seite deutsch. Sein Vater hieß Jakovleff und war sehr reich. Herzen war der Name seiner Mutter; die Ehe war nach nichtrussischem Ritus vollgiltig. Trotz der mütterlichen Abkunft trug Herzens Physiognomie mehr den slavischen Typus, aber mit angenehmem, anziehendem Ausdruck; lebhafte dunkle Augen, eine schöne Stirne, dunkles langes, schlicht herabhängendes Haar, breite Schultern mit feinen Gliedmaßen, das Ganze überglänzt von einem überaus freundlichen, heitren, liebenswürdigen Ausdruck.

In Paris hatte sich Herzen, seiner ganzen Richtung entsprechend, den Leuten der äußersten Linken angeschlossen und be-

sonders mit Proudhon befreundet. Nach Niederwerfung der letzten Emeuten im Mai 1849 mußte er, als der Regierung verdächtig, das Feld räumen und ging nach Genf.

Das war zur Zeit, als ich ihn kennen lernte. Später kam er öfter dahin zurück und ist schließlich während eines vorübergehenden Aufenthaltes auch da an einer Lungenentzündung gestorben (1870).

Seinen größten Einfluß auf Rußland übte er anfangs der fünfziger Jahre in London aus, wo er den „Kolokol" (die Glocke) redigierte. Durch diese Publikation war er eine Zeitlang eine geachtete und gefürchtete Macht in Rußland geworden. Freiwillige Mitarbeiter aus den höchsten Klassen versahen das Blatt mit allen amtlichen Geheimnissen. Verschiedenemale schickte die oberste Polizeibehörde aus Petersburg Agenten nach London, um Herzens Existenz und Thätigkeit zu überwachen, aber regelmäßig war der Emissär schon mit genauem Signalement vorher bei Herzen angemeldet, so daß er von ihm zum besten gehalten werden konnte.

Als um diese Zeit die beiden jungen Großfürsten, der Thronfolger und sein Bruder, Paris besuchten, ließen sie durch den Fürsten Nikolas Trubetzkoy, in dessen Haus sie verkehrten, den mit dem Fürsten bekannten Herzen ersuchen, er möge doch in seinem „Kolokol" nichts Unangenehmes über sie schreiben, was auch befolgt wurde.

Herzens Einfluß kam durch den Polenaufstand von 1863 zu Falle. Der „Kolokol" nahm Partei für die Polen, und sofort wandte sich das radikale Jungrußland aus Nationalitätsbegeisterung von Herzen ab. Von damals an war der ehemals so mächtige Mann aus der öffentlichen Meinung Rußlands gänzlich ausgelöscht. Wie eigentümlich aber vorher die Dinge verkettet waren, erhellt aus der eben erzählten kleinen Geschichte, die mir aus direkten Mitteilungen zuging, weil ich selbst mit dem Fürsten Nikolas Trubetzkoy und seiner Familie befreundet war. Das kam daher, daß mein Freund Moritz Hartmann während seines Aufenthaltes in Paris durch einen Zufall in des Fürsten Haus gekommen und allmählich der Lehrer der einzigen, damals noch sehr jungen Tochter geworden war.

Der Vater, Trubetzkoy, war katholisch und lebte mit seiner Familie meistens in Paris. Im Winter bewohnte man ein großes Mietshaus im Faubourg St. Honore, im Sommer ein eignes in Fontainebleau gelegenes Schloß, Bellefontaine. Die Fürstin Mutter war eine sehr gebildete und intelligente Dame, die wegen wahrer oder eingebildeter Leiden ihr Leben auf der Chaiselongue, in meist ernster Lektüre, verbrachte. (Ich halte die Anklage nur eingebildeter Übel der Regel nach für verleumderisch; es giebt mehr Übel, als man sehen kann.) Sie war Freigeist, während der Gemahl bigott-katholisch war, und z. B. sich in der Osterzeit regelmäßig auf einige Wochen in ein Kloster zurückzog, um Buße zu thun.

Sie hatten große Einkünfte von ihren Gütern in Rußland und machten davon den großmütigsten Gebrauch für alles, was in ihre Nähe kam. Ich habe nie gutmütigere Menschen gekannt, als dies Ehepaar. Sonst grundverschieden gesinnt, stimmten sie in diesem Punkt aufs Schönste überein.

Hartmann war der Tochter nicht Erzieher im strengsten Sinne des Wortes. Er lebte nicht im Hause Trubetzkoy, sondern ganz unabhängig, vorübergehende Besuche in Bellefontaine abgerechnet, und gab der Tochter nur etlichen Unterricht. Aber die ganze intellektuelle Atmosphäre des Hauses stand unter dem Stern des geistvollen und liebenswürdigen, schönen Mannes. Seine Schülerin hing kindlich an ihm, bis an ihr zu frühes schmerzliches Ende. Vater und Mutter verehrten ihn; alle Damen des Hauses, die englische Gouvernante, die zwei französischen Gesellschaftsdamen schwärmten für ihn. Il faisait la pluie et le beau temps. Die junge Prinzessin, Katharina mit Namen, wuchs zu einer stattlichen, schönen, überaus liebenswürdigen Jungfrau heran und heiratete den damaligen Prinzen, späteren Fürsten Orloff, der im Krimkrieg beim Sturm auf Silistria ein Auge verloren hatte und es unter einer Binde trug. Er wurde nach seiner Heirat mit Katharina Gesandter in Brüssel und starb als Botschafter in Berlin, wohin er nach dem französischen Krieg und dem Tode seiner Frau gesandt worden war.

Katharina war ein ungemein warmherziges und interessantes Wesen. Ihrem Reiz hatte sich selbst Bismarck nicht entzogen.

Er lernte sie kennen, als er mit Napoleon III. in Biarritz zusammenkam. Dort knüpfte sich ein feinsinniger Flirt zwischen dem nicht mehr jungen Diplomaten und der jungen lebhaften Frau an, der später in Paris fortgesetzt wurde.

Im Nachlaß der Fürstin-Mutter befand sich eine Sammlung Briefe des preußischen Diplomaten an die russische Freundin. Zwei davon habe ich zu lesen bekommen. Wenn die Sammlung jemals aus dem Nachlaß, der in die Hände des jungen Orloff übergegangen ist, der Welt geschenkt würde, könnte man sich auf eine interessante und genußreiche Lektüre freuen.

Man weiß, welch ein Virtuose auch des Briefstils Bismarck war. Es giebt auf diesem Gebiete nur wenige, die ihm an Form und Inhalt gleichkommen, und die, welche der in unsrer Zeit etwas in Mißachtung geratenen Liebhaberei am Korrespondieren noch huldigen, mögen sich damit trösten, daß sie einen solchen Kollegen haben.

Die Fürstin Katharina ist auch die russische Dame, zu welcher, wie ich in meinem Monsieur de Bismarck*) erwähne, er im Jahre 1862 sagte: er werde binnen kurzem der populärste Mann in Deutschland, dessen Cavour sein. Es geschah dies bei Tisch in Bellefontaine, dem Schloß der Trubetzkoys.

Gleichzeitig mit Herzen lernte ich damals Georg Herwegh kennen. In den der Revolution vorangegangenen Jahren hatten seine „Gedichte eines Lebendigen" uns alle mit Bewunderung erfüllt. Ich weiß noch heute ein gut Teil davon auswendig. Ihr frischer, verwegener Geist, ihre packende und wohllautende Form rechtfertigten den ungeheuren Erfolg, den sie damals hatten. Ich war sehr erstaunt, als Herzen mir diesen Freiheitssänger vorstellte, das Bild eines vollendeten Stutzers des Boulevard des Italiens. Auch Herzen trug sich sehr elegant, aber ohne Gesuchtheit nur wie ein Pariser von gutem Geschmack. Herwegh war ein wunderschöner Mann. Er sah mit seinem seidenen dunklen, schon etwas gelichteten Haar und dem feinen Bart, den glühenden Augen, der gelblichen Gesichtsfarbe und den weichen Zügen, auch den kleinen zierlichen Händen und Füßen viel eher

*) Gesammelte Schriften Bd. III, S. 345.

wie ein Südländer aus, als wie ein Schwabe. Den einstigen Zögling des theologischen Stifts in diesem raffinierten Lebemann zu erkennen, wäre auch dem schärfsten Auge nicht gelungen.

Herwegh hatte sich in Paris mit Herzen eng befreundet und war mit ihm nach Genf gekommen. Sie wohnten zusammen im Hotel des Bergues Die Geschichte dieser Freundschaft, in welcher der deutsche Dichter eine unschöne Rolle spielte, hab ich hier nicht zu erzählen. Ich verkehrte viel weniger mit Herwegh als mit Herzen. Zwar war Herweghs Unterhaltung interessant, aber sein blasiertes Wesen neigte weniger zum Anschluß an andre, wie es diese auch weniger anzog. Er trieb damals naturwissenschaftliche, auch mikroskopische Studien, alles übrige, natürlich vor allem die Politik, für Schund erklärend.

Dagegen beteiligte er sich gerne an den zahlreichen Soupers, die Herzen häufig des Abends seinem kleinen Freundeskreis in der trefflichen Restauration von Chevraud auf der Ile du Rhône gab. Manchmal besuchte man vorher das Theater, was dann der Unterhaltung bei Tisch noch einen besonderen Anreiz gab.

Es war eine Wonne, mit Herzen, der von Ideen, von Humor und Witz sprudelte, zu plaudern. Für einen guten Trunk war er nicht unempfänglich. Darin hatte es Kapp gut getroffen. Seine Fassungskraft war unbegrenzt, auch die Tageszeit war ihm dabei gleichgültig. Mehrmals kam er am Vormittag zu mir und fragte mich, ob ich mit ihm ein neues, ihm empfohlenes Gewächs probieren wolle, das man ihm verraten habe, so z. B. einen vorzüglichen moussierenden Burgunder, der irgendwo in Genf zu haben sei. Für solche Expedition war ich natürlich nicht zu haben. Ich habe, glaube ich, schon einmal irgendwo den Ausspruch erzählt, den Herzen eines Tags auf einem gemeinsamen Spaziergang machte. Wir kamen an ein Haus, über dessen altertümlicher Pforte eine etwas unleserliche Inschrift stand. „Nun", sagte Herzen, „entziffern Sie mir das einmal." „Warum soll ich es besser können, als Sie", erwiderte ich, worauf er: „Tous les Allemands sont philologues, comme tous les Russes sont ivrognes."

Zum engeren Kreis gehörte James Fazy, der Präsident der Regierung, in Wahrheit damals der Diktator von Genf. Er

war ein Radikaler aus der Pariser Schule des „National", an dem er unter Armand Carrel mit gearbeitet hatte, stets bereit seine Gegner ohne viel Federlesens zu unterdrücken, und als alter Junggeselle allen Freuden des Lebens nach Herzenslust opfernd. Wenn die Rede darauf kam, daß die in der letzten Revolte unterdrückte Gegenpartei versuchen möchte, ihm Schwierigkeiten zu bereiten, so sagte er: „sie sollens nur unternehmen, ich werde ihnen zeigen, daß ich nicht mit mir spaßen lasse; je leur montrerai que je ne suis pas manchot." Doch ließ er sich auch von seinen eigenen Anhängern nichts auferlegen, was ihm nicht zusagte. So zog er sich den Ingrimm namentlich der Flüchtlingswelt zu, als er Mazzini, der sich mehrmals heimlich auf das Genfer Gebiet begeben hatte, um zu konspirieren, durch Gendarmen abfassen ließ und auswies. Er wollte keine Händel mit den Nachbarn haben.

In der That waren die Flüchtlinge in der ganzen Schweiz für die Behörden die Quelle vieler Tribulationen. In Genf waren sie aus aller Herren Ländern versammelt, Deutsche, Franzosen, Italiener, Russen, zu denen nach der Katastrophe von Vilagos noch die Ungarn kamen; ebenso waren alle Schattierungen vertreten von den einfachen soldatischen Typen, wie Klapka und Türr, bis zu dem deutschen, damaligen Kommunisten Braß (nachmals Redakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung") und zu Johann Philipp Becker. Man konnte Menschheitsstudien in Hülle und Fülle machen. Besonders wertvoll war für mich auch das Wiederbegegnen mit Moritz Hartmann. In Frankfurt hatten wir uns nur oberflächlich kennen gelernt, und ein einziges Mal uns eingehend unterhalten. Hier in Genf hatten wir nun Zeit und Gelegenheit, uns näher zu kommen; Hartmann trat auch in den Kreis von Herzen ein.

Die Lebhaftigkeit dieses bunten Treibens, die Herrlichkeit dieses zum erstenmal gekosteten, schon südlichen Erdstrichs vermochte jedoch den stets nächstliegenden Gedanken, die Sorge um die Zukunft, nicht zu bannen. Wie manchmal wandelte ich in herrlichen Nächten, deren Sternenpracht einem tropischen Himmel vergleichbar war, an den Ufern der sanftrauschenden Rhone bis

lange über Mitternacht umher und wälzte die Frage, was nun werden sollte, im Kopf herum.

Von verschiedenen Plänen, die geschmiedet wurden, kam endlich einer zur festeren Ausgestaltung. Der Blick der Flüchtlinge war begreiflicher Weise vor allem nach Amerika gerichtet. Auch Kapp und Zitz trugen sich mit der Idee, dahin zu ziehen, denn die Stellung bei Herzen, so angenehm sie war, konnte für Kapp, der, wie ich, ein ihm in der Stille angelobtes Mädchen in der rheinischen Heimat zurückgelassen hatte, keine Versorgung bieten. Zitz sehnte sich nach seiner juristischen Praxis zurück. So machten wir den Plan zu einer internationalen Advokatur in Newyork und gemeinsamer dreifacher Assoziation. Es wurde beschlossen, daß Zitz und Kapp über London vorausgehen und in Amerika das Terrain sondieren sollten; ich behielt mir vor, dann nachzufolgen. Mit dieser Verabredung reisten die beiden von Genf ab.

Hierher war mittlererweile mein alter Freund Heinrich Bernhard Oppenheim gekommen, der sich am badischen Aufstand beteiligt, d. h. eine Stellung in der Karlsruher Regierung angenommen hatte. Ihn zog es mehr nach Bern zurück, von wo er gekommen, und wo in der Bevölkerung wie in der Flüchtlingswelt das deutsche Element überwog.

Ich ließ mich bereden, mitzugehen, und wir nahmen nun in Bern gemeinsam eine Wohnung. Hier war auch die Blüte der Linken aus dem Frankfurter, später Stuttgarter Parlament versammelt. Vor allem bildete Karl Vogt den Mittelpunkt, dessen Vater Professor der Medizin an der Universität und praktischer Arzt war. Hier waren Löwe-Kalbe, der letzte Präsident des Stuttgarter Parlaments, Johann Jakoby, Ludwig Simon von Trier, auch der blutrote kölnische Advokat D'Ester von der „Rheinischen Zeitung", Mitglied der preußischen Nationalversammlung, endlich eine Anzahl österreichischer Flüchtlinge.

Man kam des Abends in einer echt deutschen Kneipe zusammen, und das Gesprächsthema war von selbst gegeben. Der Galgenhumor beherrschte natürlich die Stimmung, und der Flüchtlingsklatsch lieferte die Zubuße. Zukunftsillusionen und

Spionenriecherei waren beliebte Themata. Eines Abends, als lebhaft über die Möglichkeit eines Umschlags in Deutschland und einer Rückkehr dahin debattiert wurde, meinte ein guter Österreicher, der den Kneipnamen Wühlhuber führte, bis die Trauben gekeltert würden, wären wir wohl schon wieder daheim. Freund Oppenheim warf zaghaft ein: wenn wir bis zum nächsten Frühjahr warten müßten, dürften wir uns auch glücklich preisen, worauf mein guter Wühlhuber mit einem bedeutsamen Blick sich seinem Nachbar zuwendend, demselben leise bemerkte: „Der Oppenheim, der Oppenheim ist mir verdächtig." Ein andrer trefflicher Österreicher war der gute Tyroler Mareck, Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Meinem Geschmack gemäß kam ich nicht viel in die Kneipe, und darunter hat mein Anekdotenschatz sicher gelitten, denn es war viel wunderliches Volk da versammelt. Dagegen fand ich sehr freundliche Aufnahme im Hause des berühmten Physiologen Valentin, der Professor an der Universität war. Er war ein gütiger leutseliger Mann, seine Frau eine geistig sehr angeregte, lebhafte Dame. Oppenheim und ich waren stets willkommene Gäste und genossen den Vorteil eines in dem wüsten Flüchtlingstreiben doppelt wohlthuenden häuslichen Verkehrs.

Valentin war eine der Leuchten der neuen physiologischen Schule, und da er als Jude damals in seiner Heimat Preußen (er war Schlesier) keine Professur bekommen konnte, war er einem Rufe nach der Schweiz gefolgt. Er hatte sich eine äußerst pietätvolle Anhänglichkeit ans Judentum bewahrt. Sie gab einmal Anlaß zu einem komischen Quid pro quo.

Auf gegenseitigen Wunsch hatten wir Löwe-Kalbe, der ja Mediziner war, zu Valentin gebracht und einen geselligen Abend mit ihm da verlebt. Valentin hatte sich vorzugsweise mit Löwe unterhalten. Anderen Tags fragte ich ihn, worüber er so eifrig mit seinem Gast gesprochen; über jüdische Dinge war die Antwort. Valentin hatte Löwe für einen Juden gehalten, und dieser hatte ihn nicht enttäuscht. Löwes äußere Erscheinung konnte allerdings dazu verführen; seine Physiognomie, seine Gestalt, endlich sein Name legten die Vermutung nahe.

Als ich Löwe nachträglich damit neckte und sein verdächtiges

Äußere, namentlich auch seine etwas lispelnde Aussprache und seinen etwas vorragenden Unterleib zu Valentins Entschuldigung anführte, stellte Löwe zur Widerlegung eine eigene Theorie über die Bauchformationen auf. Er meinte der semitische Bauch unterscheide sich vom arischen dadurch, daß dieser rund, jener spitz abgedacht sei, der seinige aber der ersteren Formation zuneige. Ich überliefere die Theorie den Rassenschnüfflern zur weiteren Untersuchung.

Je mehr der Sommer zu Ende neigte, desto mehr drängte die Entscheidung. Von Newyork waren noch keine Nachrichten da. Mittlerweile lud mich mein jüngerer Bruder, der in London im Bankhause meiner Verwandten eine Anstellung hatte, ein, zu ihm zu kommen. Da der Weg nach Amerika über England führt, folgte ich seinem Ruf.

Von der Schweiz nach England zu reisen, war damals für einen deutschen Flüchtling keine einfache Aufgabe; nirgends war man argwöhnischer, als in der französischen Republik, die sich im Schutze ihres neuen Präsidenten Louis Napoleon nicht ängstlich genug vor allen fremdländischen Eindringlingen bewahren zu können glaubte. Die eidgenössische Behörde durfte keine Pässe nach Frankreich ohne das Visum der französischen Gesandtschaft geben, und diese ermächtigte nur zur Reise bis zur ersten französischen Präfektur, von welcher man das weitere zu erwirken, angewiesen wurde. Ich weiß nicht mehr, war es die Wichtigkeit, mit der die Sache angesehen ward, oder war es ein natürlicher Ausfluß des patriarchalischen Regiments, genug, die Anfertigung meines Passes ward in einem gemütlichen Tête-à-tête zwischen mir und demjenigen Mitglied des höchsten Bundesrats, welches an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, vorgenommen. Es war dies ein behaglicher, kluger Herr aus dem Waadtlande, Druey mit Namen, der, indem er sich eingehend mit mir unterhielt, eigenhändig das Formular ausfüllte. Besonderen Aufenthalt machte dabei die Definition meiner Nase. Nach aufmerksamer Besichtigung unterbreitete mir der hohe Beamte den Vorschlag, sie als eine Stumpfnase, nez retroussé, im Signalement zu charakterisiren, womit ich mich sehr geschmeichelt einverstanden erklärte, denn das ewige „gewöhnlich", womit die

einzelnen Bestandteile des Gesichts beschrieben zu werden pflegen, und mit dem sich auch meine angestammte hessendarmstädtische Behörde in dem mir gewidmeten Steckbrief begnügt hatte, klang mir besonders verächtlich. Nachdem alles unterschrieben und besiegelt worden, wandte ich mich an die französische Gesandtschaft mit der Bitte um ein Visum nach Calais, mußte mich aber mit einer Abschlagszahlung bis zur nächsten Präfektur an der Grenze, Besançon, begnügen. So machte ich mich denn mit ziemlich schwerem Herzen und ziemlich leichtem Gepäck auf den Weg in die dunkle Zukunft.

Von Eisenbahn war in dieser Gegend damals noch nicht die Rede; die Reise ging über Pontarlier nach Besançon, wo ich folgenden Tags ankam und im Gasthof abstieg, um mich beim Präfekten zu melden. Es machte auf meine, damals an die Widersprüche zwischen schönem Schein und gemeinem Sein noch wenig gewöhnten Augen einen eigentümlich schmerzlichen Eindruck, als ich über dem Thore des Präfekturgebäudes, auf dem ich mich der polizeilichen Kontrolle stellen sollte, in hohen flammenden Buchstaben die geheiligten Worte: Liberté, Egalité, Fraternité prangen sah. Auf dem Sekretariat befragt, welchen Weg ich nach Calais einzuschlagen gedenke, antwortete ich natürlich: über Paris. Aber da kam ich schön an. Einen solchen Abgrund von Gefahr für die republikanische Verfassung zu eröffnen, schien geradezu ein absurder Gedanke. Der Beamte schrieb nun an den Rand des Passes eine von Ort zu Ort bezeichnete Reiseroute, welche streng einzuhalten war.

Da sich darunter eine Anzahl meiner französischen Geographie unbekannter Namen befand, kam mir die Sache etwas bedenklich vor. In den Gasthof zurückgekehrt, zog ich den Oberkellner zu Rate. Nein! rief er bei dem Anblick dieses Itinerariums aus, das ist ja unmöglich. Wie kann man Sie auf solchen Um- und Abwegen nach Calais zu fahren zwingen? Dem muß Abhilfe geschaffen werden. — Aber wie? fragte ich. — Warten Sie, sagte er nach einigem Besinnen, ich weiß vielleicht einen Rat. An unserer Table d'hôte speist regelmäßig ein Herr, der vor der Präsidentschaft im Anfang der Republik erster Staatsanwalt, avocat général, war. Als Napoleon Präsident ward, nahm er

aus Grundsatz seinen Abschied und ist jetzt wieder Advokat. Aber er steht noch sehr gut mit allen Behörden. Ich werde Sie neben ihn setzen, suchen Sie mit ihm ins Gespräch zu kommen und ihm Ihre Sache vorzutragen. Er ist ein liebenswürdiger Herr und wird Ihnen helfen. Gesagt, gethan.

Zwischen einem politischen Flüchtling und einem der aufgehenden napoleonischen Sonne abgewandten Republikaner waren die Anknüpfungspunkte schnell gefunden, und ehe wir beim Braten angekommen, hatte ich das mir von dem guten Kellner gesteckte Ziel ohne viel Kunst erreicht. Herr Oudet — so hieß mein Nachbar — beschied mich auf den Nachmittag zu sich, um von da mit mir auf die Präfektur zu gehen. Daselbst angelangt, drangen wir sofort bis zum Präfekten in Person durch, der seinen politischen Gegner mit der Liebenswürdigkeit empfing, die bei wohlgearteten, lebenskundigen und politisch gebildeten Nationen im persönlichem Verkehr die Verschiedenheit der Parteien ignoriert. Nachdem der Präfekt mein Schicksal und mein Verlangen zur Kenntnis genommen, musterte er mich mit einem mir unvergeßlichen Blick von oben nach unten — ich sah damals, womöglich, noch unherkulischer aus als jetzt — und sagte: „Also Sie haben Regierungen umgestürzt?" (Vous avez donc renversé des gouvernements?) — „Ach", antwortete ich, „Herr Präfekt, leider nicht genügend!"

Ich weiß nicht, war es diese zwar richtige aber etwas vorwitzige Antwort, die mein jugendlicher Leichtsinn nicht zurückzuhalten vermochte, oder war es ohnehin beschlossene Sache, genug, der Weg über Paris ward auch in dieser Instanz, trotz meines Beschützers und eines nur für kurze Zeit begehrten Aufenthaltes, für ganz unmöglich erklärt. Dagegen sollte mir sonst jede Erleichterung gewährt sein. Die alte Zwangsroute wurde also mit zwei schön gewellten Linien senkrecht durchstrichen und eine neue daneben gesetzt, welche sich nordöstlich über Gray, Vesoul, Langres, Vitry, Châlons, Rheims nach St. Quentin zog, an letzterem Ort begann die Eisenbahn bis Calais. Zum ewigen Gedächtnis hab ich den Paß mit der Stumpfnase und der ersten in die zweite verbesserten, immerhin noch vielgestaltigen Zwangsroute aufbewahrt.

Als ich mit meinem neuen Beschützer auf die Straße

kam, war bereits die Dunkelheit eingetreten. Er fragte mich, was ich jetzt mit meiner Zeit anfangen wolle? Ich war ohne bestimmte Absicht. „Sie sind ganz fremd hier", sagte er, „Sie kennen keinen Menschen, was wollen Sie anfangen? Kommen Sie mit mir nach Hause." Ich ließ mich natürlich nicht zweimal bitten.

In seiner Junggesellenwohnung angekommen, zündete Herr Oudet das im Kamin aufgeschichtete Holz an; ich machte damals die erste Bekanntschaft dieser traulichen Flamme am offenen Herd, die einen großen deutschen Mediziner im Feldzug von 1870 zu einem kleinen poetischen Meisterwerk angeregt hat. Die ganze Situation, die menschenfreundliche Zuvorkommenheit, die ich in der weltfremden Stadt gefunden hatte, war natürlich dazu angethan, in mir die entsprechende wohlthuende Stimmung zu erwecken. Wir saßen lange bei Kaffee und Zigarre plaudernd zusammen, an Stoff fehlte es nicht. Oudet war sieben Jahre älter als ich, ein angehender Dreißiger und hatte auch schon des Schicksals Tücke erfahren.

Beim Abschied unterbrach er das Gespräch mit den Worten: „Sie haben eine lange, langweilige Reise vor sich; es gehen nicht einmal zwischen allen Punkten Schnellwagen; sind Sie auch ordentlich mit Lektüre versehen?" Ich hatte zwar etliche Bücher bei mir, aber viel war es nicht. „Warten Sie, ich will Ihnen was suchen", mit diesen Worten trat er an seine nicht unansehnliche Bibliothek heran und überflog prüfend die Reihe der Bände. „Kennen Sie das?" damit reichte er mir ein Bändchen in Duodezformat hin. Es waren die Sophismes économiques von Frederic Bastiat. Ich kannte sie nur dem Namen nach, da sie erst drei Jahre vorher erschienen waren. So bat er mich, sie zum Andenken mitzunehmen, und nur wenige Andenken habe ich in den seither verflossenen vierundvierzig Jahren treuer und dankbarer bewahrt, als dieses Büchlein, welches mir bei einem dem Gemüte so erfreulichen Anlaß zu einer den Geist so erquickenden Bekanntschaft verhelfen sollte.

Als Student hatte ich meine nationalökonomische Lehrzeit unter der Leitung des alten Rau in Heidelberg, damals des an-

gesehensten Vertreters der Schule des Adam Smith, begonnen, sekundiert von dem mir wohlwollenden Morstadt, dem scharfsinnigen Übersetzer J. B. Says. Dann, nach Göttingen gewandert, geriet ich, wie berichtet, unter den Zauber des wenige Jahre vorher erschienenen Hauptwerks von Friedrich List, „Das nationale System der politischen Ökonomie," dessen Schutzzollpolitik sich allerdings zu der unsrer heutigen Agrarier etwa so verhält, wie das Christenthum Schleiermachers zu dem von Stöcker. Nach Ablauf der Universitätszeit zum nachhaltigen Studium der klassischen Schule zurückgekehrt und damit zur Freihandelslehre, fand ich nun an dem kleinen Bastiat einen wahrhaft entzückenden Reisebegleiter.

Es ist wohl jetzt Mode, daß die hochgelahrten Herren der Zunft mitleidig die Achseln zucken über diesen „flachen" Mann, der allein mehr Verstand und Geist besaß, als ein Dutzend der heute auf dem ethisch-pathetischen Roß daher trabenden Ritter der Sozialpolitik. Die Petition der Kerzen- und Lampenfabrikanten, welche zum Schutz ihrer nationalen Industrie den Ausschluß des Sonnenlichts verlangen, ist ein noch immer unwiderlegter Kommentar auch zu dem Ruf nach teurem Brot, der — natürlich ganz allein zum Heil des Vaterlandes — immer von neuem durch die Lande braust.

Auf der langen Reise, manchmal nicht einmal in der Diligence, sondern in der sogenannten Patache, hatte ich Zeit, meinen Bastiat mehrfach zu lesen und ihn wahrhaft lieb zu gewinnen. Wie man sich auch zu seiner Theorie stellen mag, das wird unbestritten bleiben, daß niemals auch nur von ferne so scharf und so amüsant zugleich ein wirtschaftliches Thema behandelt worden ist, wie in diesen Sophismes économiques. Unzähligemal hab ich das Bändchen seitdem wieder in der Hand gehabt, nie ohne an den braven Herrn Oudet zu denken, dessen Schicksal ich von weitem verfolgen konnte.

Nach dem Staatsstreich Louis Napoleons wurde er verhaftet und von einer „gemischten Kommission" zur Deportation verurteilt, was aber in eine Internierung in Dijon verwandelt ward. Er blieb verdächtig, so lange das Kaisertum dauerte. Nach dessen Zusammenbruch wurde er alsbald Bürger-

meister von Besançon und etliche Jahre darauf Mitglied des Senates, in dem er noch heutigen Tages sitzt. Zu verschiedenen Malen habe ich auf mittelbarem Wege zu erkunden gesucht, ob er zu den wenigen französischen Republikanern gehört, die einem Deutschen verzeihen, daß die Schlacht bei Sedan den ihnen verhaßten Despoten Napoleon gestürzt und die von ihnen ersehnte Republik ins Leben gerufen hat. Aber ich habe es nie feststellen können und mich deshalb nie unterfangen, ihm direkt zu sagen, welch dankbares Andenken ich ihm bewahre. Sollte, was allerdings unwahrscheinlich ist, irgend ein Franzose dies lesen und ihm ein Wort davon wiedersagen, so würde er mir damit eine herzliche Freude machen*).

Nachdem ich an allen Orten, wo wir umspannten, dem regelmäßig da postierten Gendarmen meinen Paß hatte vorzeigen müssen und ihn zum letztenmal in Calais behufs der Einschiffung visiert bekommen hatte, landete ich endlich im freien England, wo niemand danach fragte.

Ich fand Unterkommen bei meinem Bruder, der ein paar hübsch möblierte Zimmer in Osnaburghstreet, Regents Park, bei einem Tapezierer bewohnte.

Zweierlei war dem freundlichen Landlord an mir etwas sonderbar. Erstens, daß die Briefe, die an mich gelangten, den Doktortitel trugen. Außer den Medizinern haben nämlich nur noch die Theologen zuweilen diesen Titel, und so hielt mich der brave Wirt eine Zeitlang für einen Reverend. Wenn ihm dies einigen Respekt einflößte, so war ihm mein, obwohl durchaus nicht wilder Vollbart sehr schmerzlich. Es war nämlich damals noch nicht gestattet, etwas anderes als einen Backenbart zu tragen, nur für Militärs einen Schnurrbart, doch gehörte das zu den seltenen Ausnahmen. Auch auf dem Kontinent waren

*) Diese letzte Episode hatte ich im September 1893 schon in der „Nation" erzählt. Alsbald gingen mir von vier verschiedenen Seiten aus Frankreich Briefe zu, die mir mitteilten, daß ihre Verfasser Herrn Oudet von meiner Erzählung Kenntnis gegeben hätten, und bald darauf erhielt ich von ihm ein Telegramm, in welchem er mir seinen tief empfundenen Dank für mein Gedenken aussprach. Gesehen hab ich ihn nicht. Er soll sehr harthörig und auch sonst etwas wunderlich geworden sein.

die Bärte lange nicht so verbreitet und wohlangesehen wie heutzutage.

Die Revolution des Jahres 1848 legte den Grund zur Umwälzung. Die Radikalen gaben das Beispiel; auch in Deutschland war damals der Vollbart noch ein Anzeichen staatsgefährlicher Meinungen. In der Armee war er in Preußen verpönt; in Österreich durften die Offiziere sogar keinen Schnurrbart tragen. In Frankreich war er den Advokaten verboten. Erst die dritte Republik erkannte ihnen dies Mannesrecht zu. In England brach der Krimkrieg den Zauber. Von da erst datiert die Ära der growing mustaches.

Im Jahre 1849 aber hatte der korrekte Engländer noch eine wahre Abscheu vor einem unrasirten Gesicht.

Einer meiner Bekannten, der ein möbliertes Zimmer bewohnte, führte einige deutsche Flüchtlinge seinem Wirte zu, die eine Wohnung suchten. Aber als sie sich präsentierten, leugnete der Mann, daß er Zimmer frei habe. Der Insasse, welcher das Gegenteil wußte, darüber erstaunt, stellte den Vermieter zur Rede, worauf er die Antwort erhielt: I like a clean face. Die Bärte der Begleiter hatten ihnen das Verderben bereitet.

In jener Zeit, als viele Flüchtlinge nach London kamen, galt der Vollbart für ein Zeichen dieser Besonderheit, und da jeder Fremde für einen Franzosen galt, so war der Bärtige auch ohne weiteres ein französischer Flüchtling. Zweimal ist es mir begegnet, daß ein Vorübergehender auf der Straße an mich heranstrich und mir leise hinwarf: Vive la République!

Wer war glücklicher, als Mr. Ford, mein ehrsamer Tapezierer, als ich einige Monate später, weil ich in ein Geschäft eintrat, mich entschließen mußte, alles bis auf den Backenbart abzuscheren. In seiner Herzensfreude versicherte er mich einmal über das andere, daß mich das viel besser kleide; I assure you, it improves you very much.

Übrigens hab ich etliche Jahre später in Holland noch etwas Ähnliches erlebt.

Als ich im Jahr 1851 in Amsterdam sechs Wochen verbrachte, um holländische Sprache und Geschäftsweise kennen zu

lernen, und zu diesem Zweck auch die Börse besuchte, kam ein wohlmeinender Herr, dem ich vorgestellt worden war, sachte an mich heran und bemerkte mir freundschaftlich, der Schnurrbart (ich trug nur diesen) schicke sich nicht für diesen heiligen Ort.

Eine Geschichte der Haupt- und Barthaartrachten in Verbindung mit der Kulturgeschichte könnte ihren Reiz haben. Aber man müßte sich vor übereilten Konjekturen hüten. Wie nah läge es z. B., aus der Entfesselung von Mord und Krieg und Revolution auf einen Zusammenhang zwischen männlichem Kampf und männlicher Erscheinung zu schließen. Und doch haben die Soldaten des Konvents Zöpfe getragen, und die kaiserlichen Garden Napoleons mußten noch auf ihren Eilmärschen bis Eylau und Friedland die Zeit finden, sie zu flechten.

In Genf waren von der französischen Emigration nur untergeordnete Elemente vertreten gewesen. Hier in London befanden sich eine Anzahl Häuptlinge, welche der letzte Versuch eines gewaltsamen Vorgehens gegen die Nationalversammlung ans fremde Ufer geworfen hatte. Ich lernte sie kennen, ohne zu ihnen jedoch in nahe Beziehungen zu kommen.

Der sympathischste war Louis Blanc, dessen Schriften, Organisation du Travail und Histoire de dix ans ich vor Zeiten mit Andacht studiert hatte. Er sah aus wie ein Knäblein mit rosigen Wangen und glattgescheiteltem Haar, eine zierlich possierliche Erscheinung, dabei feierlich und ernsthaft, der leibhaftige Gegensatz zu Ledru-Rollin, ein großer stattlicher Mann, der höchst bezeichnenderweise, kaum ein paar Wochen im Lande, sofort ein dickes Buch über den Niedergang Englands vom Stapel ließ, De la Décadence de l'Angleterre!

In der Gesellschaft dieser beiden befand sich auch meistens Monsieur Caussidiere, von Beruf Weinhändler, nach der Februarrevolution Polizeipräfekt von Paris, eine echt französische Renommistenfigur, breit und groß wie ein Tambourmajor, mit einem hohen breitkrämpigen nach dem linken Ohr gravitierenden Cylinder. Es gehörte auch zur Charakteristik des Pariser Trios, daß ich es meistens bei einer liebenswürdigen Dame traf, die einstens Prima Ballerina gewesen und jetzt ein reizendes Töchterchen zu derselben Kunst heranbildete.

Mit radikalen Engländern kam ich wenig zusammen.

Einer, ein Mr. Linton, der eine Wochenschrift herausgab, machte mich mit dem Kreise italienischer Flüchtlinge bekannt, an deren Spitze Mazzini stand. Der unscheinbare, schmächtige Mann verriet nur durch seine feurigen und blitzenden Augen den rastlosen Verschwörer, der in ihm steckte. Er hatte den echten Glauben, der Berge versetzt und zum Ziele gelangen hilft.

Ich erinnere mich einer langen Beratung über die nächste Revolutionierung Italiens, der ich beiwohnen durfte. In Mazzinis Kopf war alles bis aufs einzelne fertig, und auch die Einziehung der geistlichen Güter, die das Königreich Italien später verwirklichen sollte, war vorgesehen. Ich kam eine Zeitlang öfter mit Mazzini zusammen, hatte von seinem Verstand und Charakter den besten Eindruck. Als ich später nach Belgien ging, gab er mir Empfehlungen mit.

Bald nach mir kam auch Moritz Hartmann nach London, und hier erst wurde der Grund zu der Intimität gelegt, die uns fürs Leben verbinden sollte. Dieser Verkehr ward zu einem großen Trost. In der ungeheuren fremden Stadt, in der man sich viel weniger an gewissen Punkten trifft, als in Paris, Wien, Rom oder Berlin, war die fast tägliche Vereinigung auf mehrere Stunden eine wahre Wohlthat. Auch brachte uns das bald in eine heitre Stimmung, und wir haben später oft an die guten Stunden zurückgedacht, die wir damals trotz der Ungunst und Schwere der Zeiten miteinander verlebten.

Eine ganze Reihe markanter Figuren, Freiligrath, Kinkel, Bucher, Karl Marx, zogen auch vorüber, doch keiner zu engerer Beziehung.

Was meinen deutschen Radikalismus am meisten befremdete, war die kirchliche und loyale Gesinnung, die ihre unbestrittene Herrschaft über das englische Leben ausübte. Beides gilt in einem starken Maße noch heut. Aber die Ausnahmen sind doch viel zahlreicher und viel weniger anstößig. Unglaube war damals mit dem Begriff eines Gentleman noch kaum vereinbar.

Die loyale Anbetung der königlichen Familie verriet sich mir zuerst in der Nutzanwendung, die das Kleingewerbe davon machte. Dagegen traten unsere Hoflieferanten noch in den

Schatten. Der Prinz Gemahl, Albert, obgleich bereits seit einem Jahrzehnt mit Viktoria verheiratet, mußte zur Anpreisung alles Verkäuflichen herhalten. Prinz Albert-Hüte und Prinz Albert-Schuhe und alles, was der Mensch zwischen diesen extremen Bekleidungsstücken für seine Person braucht, trug in allen Läden dies unvermeidliche Epitheton.

Das Schönste aber, was ich von Loyalität erlebte, war folgendes. Eines Tags wollte ich eine der Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen, die ich bis dahin vernachlässigt hatte, das berühmte, noch heute bestehende Wachsfigurenkabinet der Madame Tussaud, in welchem alle Berühmtheiten der Welt leibhaftig dargestellt waren; besonders aber alle scheußlichen Verbrecher, in einem besonderen Saal vereinigt, genannt die Schauerkammer, the Chamber of Horrors. Als ich mich an jenem Tag der Kasse zuwenden wollte, fand ich sie zu meiner Überraschung verschlossen. Auf meine Frage, welche Bewandtnis es damit habe, ward mir die Antwort: Sie wissen, daß gestern die Königin Mutter (Wittwe Wilhelms IV.) gestorben ist. Infolgedessen sind wir beschäftigt, sämtliche Figuren in Trauer zu kleiden (all to be clad in mourning) und dieser Arbeit wegen ist heute geschlossen. Da ich zeitlebens wenig Energie für die Bekanntschaft mit Sehenswürdigkeiten gehabt habe, so fand ich auch nicht die, ein zweitesmal nach den Verbrechern zu sehen, die damals ihr loyaler Schmerz um die Landesmutter meinen Augen entzogen hatte, und so bin ich um jene Bekanntschaft ärmer geblieben.

So viel wie thunlich suchte ich, mit dem politischen Leben und mit dem Volkstreiben bekannt zu werden, besuchte das Parlament, die Gerichtshöfe, die Meetings. In einem solchen hörte ich einen langen Vortrag Cobdens, dessen schlichte und durchsichtige Art zu reden, mir die größte Freude machte.

Viel lernte ich im Verkehr mit den Omnibuskutschern, die ich täglich genießen konnte, als ich später ins Geschäft trat und morgens und abends vom Westend nach der City und zurückfuhr. Sie waren durchgängig gutmütig und höflich, wie auch die Passagiere. Wenn ich mir meinen menschenfreundlichen Engländer vorstelle, erscheint er mir noch heute immer unter dem Zeichen eines älteren Mannes, den ich im „Bus“ treffe.

Eines Tages klagte mir einer dieser Kutscher, im Laufe unserer Unterhaltung, über die Höhe der Steuern und fragte mich, ob ich nicht seiner Ansicht sei. Ich antwortete ihm, daß ich ein Fremder sei und deshalb nichts davon spüre. „Oh, Sir," sagte er mir, „wie können Sie das sagen, zahlen Sie nicht die Steuern mit in allem, was Sie für sich brauchen?" Meine geschulte Nationalökonomie fühlte sich tief beschämt über die politische Reife dieses Pferdelenkers.

Während der ersten Monate meines Aufenthaltes schwebte der Plan der amerikanischen Rechtskonsulentschaft noch immer in der Luft, und angesichts dieser Möglichkeit, wie in Abwesenheit jedes anderen Zukunftsplanes kam mir der Gedanke, mich mit der englischen Jurisprudenz näher bekannt zu machen. Ich ließ mich bei einigen jüngeren Juristen einführen, und diese verschafften mir Zutritt zu der Bibliothek des Inner Temple, wo sich die Juristen ausbilden. Ich besuchte sie täglich, arbeitete meinen Blackstone und einige andere grundlegende Werke, namentlich auch die englische Rechtsgeschichte von Reeves durch. Aber ich wurde über dem Studium nicht recht froh. So sehr es mich interessierte, so qualvoll war für mich die Art der Stoffbehandlung, so gänzlich verschieden von den methodischen Lehrbüchern der Deutschen und Franzosen, aus denen ich bis jetzt mein Wissen zu schöpfen gewohnt war. Die gänzlich unsystematische, aller Begriffszerlegung bare Einführung in die Materie schaute mich so seltsam an. Zwar hatte ich ehedem beim Studium der Nationalökonomie schon Bekanntschaft mit dieser englischen Manier gemacht, namentlich durch Adam Smith und Ricardo. Aber ich hatte mit den Engländern begonnen und mich auf diesem Gebiete gewissermaßen naiv in sie eingelebt, ohne den Gegensatz annähernd so zu fühlen, wie in der Jurisprudenz, wo ich ganz von der gründlich ab ovo aufbauenden und fortschreitenden Methode der Deutschen und Franzosen durchdrungen war. Nun befand ich mich einer empirischen Darstellung gegenüber, die mich fremdartig anstarrte und oft ratlos fand. Mir war zu Mute, als dozierte nicht ein Gelehrter vom Katheder herab, sondern ein Vorübergehender auf der Straße nähme mich beim Arme und spräche mir über das, was und wie es gerade am Wege daher gelaufen komme.

Die Verschiedenheit des englischen Ingeniums vom kontinentalen hat sich nie mir stärker aufgedrängt, als bei diesen Anfängen eines Studiums des englischen Rechtes. Wie sehr ich in vielen Dingen die praktische Ueberlegenheit der Engländer anerkenne, so weit bin ich entfernt davon, dem englischen Rechtswesen den Vorzug zu geben. Mit ihm hängt die Unklarheit und Schwerfälligkeit des ganzen Rechtslebens zusammen, welches in England den bürgerlichen Prozeß noch mehr als anderwärts zu einem Unglück macht. Die Abwesenheit der Codifikation ist hier Ursache und Wirkung zugleich. Das erste Erfordernis eines Landesrechts, daß jedermann in den Hauptfragen ungefähr wisse, was Rechtens sei, wird hier am wenigsten befriedigt.

Die englischen Juristen erhielten damals — ich weiß nicht, wie es heute gehalten wird, aber es hat sich schwerlich viel darin verändert — ihre Ausbildung von Anfang an auf praktischem Wege, indem sie bei einem Lawyer in die Lehre gingen. Nun ist es ja nicht zu leugnen, daß in der Anwendung auch des Rechts die Praxis das Ausschlaggebende ist, und daß jemand, der nur studiert hat, zur Führung eines Prozesses viel untauglicher ist, als jemand, der nie studiert hat, und nur durch die Empirie erzogen worden ist.

Ich selbst habe ja diesen Gegensatz schmerzlich empfunden, als ich vom Universitätsstudium in die ersten praktischen Schulungen kam. Alsbald wurde ich mir deutlich bewußt, daß jeder Laufbursche am Gericht oder beim Anwalt besser im stande gewesen wäre, einen Prozeß zu führen als ich. Dieser Eindruck wurde damals allerdings noch verschärft dadurch, daß auf der Universität das neu anzuwendende Recht, das französische, nicht gelehrt worden war. Aber auch nach einem gründlichen Studium der französischen Gesetzgebung sollte mir das Licht doch erst in der Praxis aufgehen und zwar in der Praxis des französischen Rechtes. Schon darum steht es mir besonders nahe; immerhin möchte ich doch wiederholt hervorheben, daß mir in dem französischen Recht auf die glücklichste Weise System und praktische Anwendbarkeit mit einander verbunden erscheinen. Ich glaube denn auch, daß es keine blinde, sondern eine wohlbegründete Vorliebe war, die die linksrheinische Bevölkerung und die linksrheinischen Juristen für

ihren Code Napoléon hatten. Denn welch besseres Lob für ein Gesetz, als daß es in seinen Grundbestimmungen sich leicht im Volk festsetzt. Wie oft war ich erstaunt, die einfachsten Bauersleute unserer Provinz ganz bewandert in den Rechtsmaterien zu finden, in denen sich ihre Interessen bewegen. Hier begegnet sich methodische Klarheit mit lebendiger Gestaltung, und die schulmäßigen Definitionen und Deduktionen, die uns in neueren deutschen Gesetzgebungen oft aufstoßen, bleiben hinter den knappen Fassungen des Code zurück; die älteren Landrechte, — das preußische namentlich entstammt einem besseren Geiste, — fallen weniger in den Fehler, ein Lehrbuch statt eines Gesetzbuches zu sein.

So viel war mir nach einigen Monaten klar geworden, daß ich mehr Zeit, als mir gestattet war, nötig haben würde, um es mit der englischen Praxis zu versuchen.

Der Gedanke an Amerika trat wieder in den Vordergrund.

Da ward mir der Vorschlag gemacht, ob ich nicht umsatteln und statt der englischen oder amerikanischen Advokatur es mit dem Bankgeschäft versuchen wolle.

Sechstes Kapitel.

Kaufmännische Lehrjahre.

Die Brüder meiner Mutter, Bischoffsheim mit Namen, waren zwei wirklich geniale Finanzleute, jeder in seiner Geistesanlage vom anderen verschieden, aber beide ganz eminente Köpfe.

Sie hatten schon ganz jung die geschäftliche Laufbahn betreten, in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts.

Die Mutter, eine mit seltener Verstandesschärfe und Energie begabte kleine magere Frau, hatte ihren Mann an der Kriegspest verloren, welche im Jahre 1813 durch die große Armee auf dem Rückzug aus Rußland nach dem blockierten Mainz gebracht worden war. In beschränkten Verhältnissen mit fünf Kindern zurückgeblieben, erzog sie dieselben mit der patriarchalischen Strenge, welche in den älteren Generationen noch aus alter Überlieferung sich fortgepflanzt hatte.

Mit mancher andern Stammeseigentümlichkeit des Judentums hat sich in dem modernen Leben auch diese, wenn gleich manchmal exzessive, doch im ganzen heilsame Autorität der Eltern verloren.

Manche Stichworte der großmütterlichen Weisheit waren noch auf mein elterliches Haus übergegangen, wie z. B.: „Ein Kind ist kein Ich", wenn wir irgend eine Meinung oder einen Wunsch mit Ich anfingen; oder auch, wenn wir sagten, ich will: „Ein Kind hat keinen Willen", oder auch den Grundsatz nach der kaufmännischen Buchhaltung ausgedrückt: „Ein Kind hat kein Folio" (im Hauptbuch nämlich). Vergnügen galt immer als etwas Verdächtiges und Illegitimes.

Eine Figur, wie diese Großmutter, die ich noch gut kannte, und die erst dreiundachtzigjährig starb, als ich schon in Holland lebte, wäre als Typus, wenn auch als ein exzeptionell hervorragender, ein dankbarer Vorwurf für eine besondre Darstellung.

Charakteristisch war unter andrem an ihr, daß, während die Mainzer Bevölkerung im großen sich zu dem französischen Wesen

lebhaft hingezogen fühlte, und namentlich die Juden, welche Frankreich ihre bürgerliche Befreiung verdanken, der strenge Sinn der kleinen Frau vor dem frivolen Geist, den namentlich auch die jüngeren Offiziere der ununterbrochen durchziehenden Heeresmassen zeigten, Abscheu empfand und den Deutschen zuneigte. Daran konnte sie sogar eine persönliche Unannehmlichkeit, die sie von dieser Seite erfuhr, nicht irre machen. Als infolge des ersten Pariser Friedens die deutschen Truppen in Mainz einzogen, erlaubten sie sich, gegen die als jakobinisch verschrieenen Einwohner viele Ungebührlichkeiten, während vorher die französische Einquartierung, namentlich beim weiblichen Teil der Bevölkerung, für ihre Liebenswürdigkeit berühmt war.

Bei der Wittwe, die eben erst, während der Blockade, das Familienhaupt verloren hatte, wurden deutsche Soldaten einquartiert, die frechen Unfug trieben. Da der Oberst des betreffenden Regimentes zufällig in derselben Straße Wohnung genommen hatte, so entschloß sich die geplagte Frau kurz und begab sich zu ihm und flehte ihn um Hilfe an. Aber der Grobian nahm sie auch noch beim Arme und schob sie zur Thür hinaus. Nun glaubten die Ihrigen sie von ihrer Vorliebe kuriert, aber sie erklärte, daß diese einzelne Erfahrung ihrer Überzeugung nichts anhaben könne.

Von ihrer elterlichen Gewalt war sie so durchdrungen, daß sie deren unbegrenzte Macht über die intimsten Angelegenheiten ihrer längst verheirateten und selbständigen Söhne zu erstrecken verlangte.

Ihr ältester Sohn war bereits seit einer Reihe von Jahren an der Spitze eines ausgebreiteten Bankgeschäftes und hatte einen Sohn von etwa sechszehn Jahren. Er wurde in Amsterdam von einem Hauslehrer erzogen, und Lehrer und Zögling wußten dem Vater als wünschenswert vorzuschlagen, daß zur höheren Ausbildung der junge Mann nach Paris zum Besuch der École centrale geschickt werde. Der Vater schrieb seiner Mutter von dem Vorhaben, die bei dieser Nachricht ihre entschiedene Mißbilligung aussprach und ganz richtig erriet, daß der Plan von dem Lehrer ausging, der sich von dem Aufenthalt in Paris für seine philologischen Studien und seine spätere Laufbahn großen

Vorteil verspreche, aber eben darum seinen jungen Zögling vernachlässigen und allen Verführungen des französischen Babylon preisgeben werde.

Als der Vater sich nicht abwendig machen lassen wollte, legte seine Mutter förmlich Protest ein, mit dem Hinzufügen: falls er ihr nicht gehorche, dürfe er ihr nie mehr unter die Augen kommen. Und so geschah's. Sie lebte etwa noch fünfzehn Jahre, und alle Versuche des Sohnes zur Versöhnung waren vergebens. Als sie auf dem Sterbebette lag, befand er sich im Nebenzimmer, aber sie erlaubte nicht, daß er eintrete. Und mit einer ihrer Töchter, die ebenfalls in einer, nur sie, die verheiratete Tochter, angehenden Sache nicht ihrer Vorschrift sich anbequemte, hielt sie es ebenso, ja sie verordnete noch testamentarisch, diese Tochter solle keine Trauerkleider um sie tragen. Dabei war sie in allen, mit ihren Ansichten übereinstimmenden Aufgaben des Lebens eine hingebende Mutter, und von ihren Kindern aufs innigste verehrt.

Für die Art ihres Denkens ist folgende kleine Geschichte höchst bezeichnend. Ihre beiden Knaben hatten Unterricht im Rechnen bei einem Lehrer namens Weismann. Eines Tags erzählte ihr eine Bekannte, um ihr eine Freude zu machen, der Lehrer habe die mathematischen Anlagen der Söhne über die Maßen gelobt. — „Ach", erwiderte sie mit verächtlichem Achselzucken, „was geb ich auf Weismanns Rechenkunst, wenn der sich um zehntausend Gulden in seiner Rechnung irrt, wer merkt's?"

Dabei war die in der Praxis des Lebens harte und nüchterne Frau in der Abstraktion nicht frei von Sentimentalität. Sie las viel Romane und vergoß oft heiße Thränen darüber. Aber als sie die Memoiren von Las Cases las, ließ sie sich durch die Schilderung des Exils von St. Helena nicht erweichen, meinte vielmehr, Napoleon habe sein Schicksal wohl verdient.

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie ihre Briefe, meistens an ihre beiden in Holland und Belgien wohnenden Söhne schrieb, stehend an einem sogenannten Kaunitz, dessen horizontal aufgeschlagene Platte, für normale Größe zum Sitzen berechnet, ihr so hoch hinaufging, daß sie eben stehend daran schreiben konnte. Sie ging dabei mit der Feder in der Hand zwischen einem Satz

und dem andren im Zimmer auf und ab, das Gesicht mit den scharfblickenden Augen in ernste Falten gelegt.

In ihrem Lebenskreise war die „alte Bischoffsheimerin", wie sie genannt wurde, für ihre Klugheit und ihre Unbeugsamkeit bekannt.

In dieser Schule vorbereitet, brachten es die beiden jungen Leute, von der Natur ganz außerordentlich begabt, sehr früh zu selbständigen Unternehmungen berufen, rasch zu guten Anfängen. Sie heirateten jung zwei Schwestern eines Geschäftsfreundes ihres Vaters, der ihnen auf ihren ersten Wegen behilflich gewesen war. Der ältere gründete sein erstes Bankgeschäft in Amsterdam, nahm bald den jüngeren in die Lehre und etablierte ihn dann in dem damals noch zu Holland gehörenden Antwerpen. Nachdem Belgien ein selbständiges Königreich geworden, siedelte dieser nach Brüssel über, doch blieb das Antwerpner Haus unter Stellvertretung bestehen.

Der neu aufstrebende Staat, in dem so vieles neu zu schaffen war, wirkte auf den noch sehr jungen Mann anziehend und anregend zugleich. Er widmete sich den öffentlichen Angelegenheiten und besonders dem Teil derselben, in dem er sachverständig war, mit Eifer und Hingebung, und erwarb sich bald Ansehen und Freunde unter den hervorragenden Persönlichkeiten, zumeist der Liberalen, aber auch der Katholiken, wie z. B. die Freundschaft Nothombs, der später so lange Gesandter in Berlin und ein äußerst feiner Kopf war, sowie nicht minder die Malous, des langjährigen Hauptes der katholischen Partei, Finanzministers und Ministerpräsidenten, eines Mannes von hoher, unbefangener Einsicht in alle ökonomischen Angelegenheiten.

Als es galt, eine Landesbank zu gründen, war es Bischoffsheim, der die Grundlagen ausarbeitete und zeitlebens als Hauptberater der Bankleitung zur Seite stand. Eine Denkschrift, die er damals fertig stellte, bot mir noch viele Jahre später reiche Belehrung über die richtigen Gesichtspunkte, die bei einer Notenbank im Auge zu behalten sind. Männer wie Frere-Orban, der langjährige Ministerpräsident und Führer der Liberalen, Pirmez, Gouverneur der Bank und Vertreter Belgiens auf allen Münz-

kongressen, waren ihm ergebene Freunde, die nichts ohne seinen Ra tunternahmen.

In den letzten dreißig Jahren seines Lebens nahm er eine solche Stellung in Belgien ein, daß sein Haus von früh bis spät belagert war von allen, die des Rats oder der Hilfe bedurften. Mit einem überaus hellen und erfindungsreichen Geiste verband er ein unendlich liebevolles Gemüt; das große Vermögen, das er allmählich erwarb, kam seiner schrankenlosen Wohlthätigkeit zu Hilfe.

Sowohl Leopold I., wie sein Sohn ehrten ihn mit ihrem besonderen Vertrauen; die Stadt Brüssel entsandte ihn sowohl in ihren Gemeinderat wie in den Senat, dem er bis an sein Lebensende angehörte. Sein im Jahre 1883 erfolgter Tod wurde in ganz Belgien aufs lebhafteste beklagt. Die Stadt Brüssel gab dem Boulevard de l'Observatoire, wo sein Wohnhaus stand, den Namen „Boulevard Bischoffsheim" und wählte, um sein Andenken zu ehren, seinen, bis dahin dem öffentlichen Leben ganz fernstehenden, Sohn zu seinem Nachfolger im Senate.

Seine freigebigen Werke waren mit Vorzug immer dem Unterrichtswesen zugewandt worden, und die Lehrerwelt schätzte ihn als ihren größten Gönner.

Die Laufbahn dieses Mannes, dem ich zu großer Dankbarkeit verpflichtet bin, und von dem ich hier nur in aller Kürze spreche, hat mir stets zu eigner Belehrung sehr viel Stoff geliefert, am meisten aber nach der Richtung hin, mich von der Überschätzung des akademischen Unterrichts zu kurieren, die jeder Graduierte mehr oder weniger von der Universität nach Hause zu bringen pflegt.

Mein Onkel war dreizehn Jahre alt aus der Schule genommen und ins praktische Leben hineingeworfen worden, in dem es an Arbeit und Sorgen niemals fehlte. Und dennoch war es ihm gelungen, sich einen Schatz von Kenntnissen und eine Höhe des Urteils zu erwerben, die ihn befähigten, auf gleicher Stufe mit den obersten Würdenträgern des Landes seine Stellung im Staat und in der Gesellschaft einzunehmen. Sein geradezu andächtiger Sinn für alles, was Lehren und Lernen betrifft, war vielleicht mit eine Folge des Bedürfnisses, das er im Laufe

seiner Entwicklung hart empfunden hatte, mühsam den Mangel eines so früh unterbrochenen Lehrganges nachzuholen. Man konnte an ihm beobachten, wie bei richtiger Begabung und ernstem Streben das Leben zu wahrer Bildung wenigstens eben so gut zu führen vermag, wie das theoretische Studium, in vielen Fällen sogar besser. Der Gelehrten- und Beamtendünkel, welcher namentlich in Deutschland diese Wahrheit nicht ahnt, hat der politischen Entwicklung Deutschlands schweren Schaden zugefügt, besonders da der kaufmännische und gewerbliche Beruf sich von diesem Dünkel imponieren läßt und nicht wagt, den ihm gebührenden Platz zu behaupten.

Ich habe hier von dem jüngeren der beiden Brüder Bischoffsheim eine kurze Skizze entworfen, weil er mir der ganzen Geistesrichtung nach immer besonders nahe stand, und weil er auch zuerst mich veranlaßte, die geschäftliche Laufbahn zu betreten; es eignete sich überdies eben wegen der Stellung, die er im öffentlichen Leben einnahm, seine Figur am meisten zu solcher Skizzierung. Doch wäre auch von dem älteren Bruder viel Bedeutsames und Vorteilhaftes zu sagen. Meine geschäftliche Ausbildung verdankte ich sogar vorzugsweise ihm, da ich während meiner Pariser Thätigkeit dreizehn Jahre lang, von 1853 bis 1866, unter ihm und mit ihm zusammenarbeitete.

Beide Brüder waren eminente Köpfe und für die finanziellen Aufgaben großartigen Maßstabes gleich begabt. Dennoch waren sie in der Art, diese Aufgaben zu erfassen, grundverschieden.

Der ältere Bruder griff die Sachen in rascher Konzeption an, und begann sie zu gestalten, ohne sich ein deutliches Bild der künftigen Weiterentwicklung im einzelnen zu machen. Er verließ sich auf seine erfinderische Kraft, um, einmal unterwegs, immer das richtige zu treffen, bei entstehenden Verlegenheiten sich durch eine geschickte Wendung zu helfen. Eine fabelhafte Kombinationsgabe unterstützte ihn dabei. Der jüngere verfuhr gerade umgekehrt. Sobald er einer Sache näher trat, begann er damit, sie methodisch vor sich auszubreiten, sich alle Fragen aufzuwerfen, die aus ihrer Behandlung entspringen konnten, alle möglicherweise künftig auftauchenden Eventualitäten im voraus zu erkennen und für ihre richtige Erledigung zu sorgen.

Man kann sich denken, daß aus der Zusammensetzung dieser entgegengesetzten Methoden ein leistungsfähiges Ganzes erstand, aber auch freilich nicht ohne Reibungen, weil man sich gegenseitig bald des leichtsinnigen Draufgehens, bald der zaudernden Bedächtigkeit anklagte.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um zu erklären, daß es nicht gewöhnliche Umstände waren, die mich zu dem Entschluß bestimmten, als Sechsundzwanzigjähriger sozusagen wieder ein Anfänger zu werden, und auf einem Gebiete, gegen das ich, wie die meisten Studierten, ein Vorurteil hatte, um so mehr, als mein Sinn ehedem stark nach der akademischen Laufbahn gestrebt hatte. Ich durfte aber hoffen, daß mir die Peinlichkeiten eines solchen Übergangs nicht nur durch die verwandtschaftlichen, sondern ebenso durch die intellektuellen Sympathien meiner Patrone wesentlich gemildert werden würden. Auch habe ich mich darin nicht getäuscht.

Das Bankhaus Bischoffsheim hatte damals seine Hauptsitze an vier verschiedenen Plätzen. In Amsterdam war, wie erwähnt, das Stammhaus. Doch war der Stifter seit dem Jahre 1848 von da weggegangen, und hatte nur einen Stellvertreter zurückgelassen. Er selbst stand jetzt an der Spitze eines neu etablierten Hauses in Paris. In Antwerpen funktionierte das an zweiter Stelle seit längerer Zeit gegründete Geschäft. In Brüssel bestand zwar keine offizielle Firma, doch war auch hier durch den Sitz des jüngeren Bruders ein Herd thätiger Mitarbeit gegeben.

Endlich hatten die beiden Brüder Bischoffsheim gemeinschaftlich mit einem Schwager, Goldschmidt, seit einer Reihe von Jahren in London ein Bankhaus errichtet. Alle diese fünf Häuser waren zu gemeinsamer Arbeit verbunden. So ergab es sich von selbst, daß ich meine Lehrzeit in London antrat, wo ich mich eben befand.

Die Firma hieß damals Bischoffsheim, Goldschmidt und Avigdor. Letzterer gehörte einer damals florierenden, in Nizza ansässigen Familie an, und war der Schwiegersohn eines der angesehensten englischen Finanzleute, der in der City eine große Stellung einnahm, Sir Isaac Lyon Goldsmidt's, dessen Sohn als Jurist und Mitglied des Unterhauses später eine Rolle spielte.

Avigdor war mehr aus Gefälligkeit gegen seinen mächtigen Schwiegervater, als wegen seiner Qualifikation in die Firma aufgenommen worden. In dem fremden Lande glaubte man, mittelst dieser Verbindung leichter Wurzeln schlagen zu können. Aber er zeigte sich doch so bald als ausschließlich lebenslustiger Kavalier, daß man ihn mit guter Manier wieder los wurde. Der Glanzpunkt seines Lebens war, daß er einmal in seinem, damals zum Königreich Sardinien gehörenden Heimatlande ein unblutiges Duell mit dem noch in der journalistischen Laufbahn befindlichen Cavour gehabt hatte.

Avigdor war durch seine Lebensweise auf ganz natürliche Manier mit Louis Napoleon in Berührung gekommen, als dieser nach seiner Flucht aus Ham in London eine Anzahl üppiger Lebemänner, zu denen auch Herzog Karl von Braunschweig gehörte, um sich sammelte; nach Errichtung des Kaiserreichs benutzte er die frühere Verbindung, um sich von der Republik San Marino zum Gesandten am Pariser Hof ernennen zu lassen, mit dem Titel eines Herzogs von Acqua viva. Doch hat er es nicht dazu gebracht, unter den abenteuerlichen Glücksrittern, die sich in jener Sphäre sammelten, durch etwas Besonderes hervorzustechen. Seine Gattin, eine hochgebildete Frau, hatte sich längst von ihm getrennt. Er war ein bildschöner Mann von angenehmen Manieren. In den seltenen Augenblicken, wo er auf dem Bureau erschien, gewährte es ihm auch Zerstreuung, sich mit mir über Allotria zu unterhalten.

Der führende Chef des Hauses war obenerwähnter Goldschmidt. Es war auch das für mich eine sehr glückliche Fügung, denn er war, wie ich, von Hause aus Jurist, hatte in Heidelberg seinen Doctor utriusque absolviert und war dann aus freien Stücken in die Finanz übergetreten. Nicht bloß das; er war zugleich ein gründlich humanistisch gebildeter Mann mit lebendigem Sinn für Politik und Wissenschaft. So hatte ich einen Prinzipal, der das Bittre, was für mich die Bekleidung einer Lehrlingsstelle haben mußte, sehr wohl mitfühlte und sein mögliches that, mich damit auszusöhnen.

Das erste, was ich zu thun hatte, um meine Wandlung zu bethätigen, war, mich auch äußerlich ihr anzupassen. Der an-

stößige Vollbart mußte fallen. Ich hatte mich nicht mehr rasiert, seitdem ich als Fuchs in Gießen den keimenden Schnurrbart mit dem Scheermesser herauszulocken bestrebt gewesen war, und in der That, die Veränderung war so drastisch, daß mich die meisten auf den ersten Blick nicht erkannten, weil mein ungewöhnlich kurzes Kinn nun aus seinem bisherigen Schatten hervortrat.

Ich bekam jetzt meinen Schemel an einem großen Pult mit drei anderen Kommis zusammen und wurde in die Anfangsgründe des Comptoirdienstes eingeweiht, mit dem üblichen A B C, auch in seinen mechanischen Verrichtungen, anfangend. Ich fügte mich ohne Demütigung hinein, denn ich war mir schon damals klar in der Erkenntnis, welche mir die Erfahrung bestätigte, daß man keinen Beruf zu richtigem Gebrauch lernt, wenn man nicht auch die gewöhnlichsten Handgriffe selbst ausübend durchgemacht hat. Wer später andren befehlen will, muß selbst alles bis aufs kleinste einmal gemacht haben, was er durch andre machen läßt. Aber umgekehrt ist es in einer superioren Stellung falsch, selbst dann noch etwas vom kleinen zu machen. Es giebt unter thätigen Leuten zweierlei Sorten, solche, die alles, was sie nicht durch andre müssen machen lassen, selbst thun, und umgekehrt, solche, die alles, was andre für sie thun können, nicht selbst thun. Ich bin durch die Praxis zu der letzteren Methode hingeführt worden, und halte sie für die richtige; nicht nur weil man Zeit und Gedankenfreiheit für die wichtigen Aufgaben dadurch gewinnt, sondern auch, weil man nur so sich gute Gehilfen erzieht.

Das englische Bankgeschäft unterscheidet sich bekanntlich vom kontinentalen dadurch, daß es in zwei ganz getrennte Kategorien zerfällt. Der englische banker macht keine Weltgeschäfte, sondern verwaltet nur die Gelder seiner Klienten. Sein Haus bildet eine Depositen- und Girobank im kleinen. Damit hängt zusammen, daß der Checkverkehr auch im Privatleben bis ins kleinste eingreift.

Was man auf dem Kontinent unter einem Bankhaus versteht, das betreibt in England der sogenannte foreign banker. Zu letzteren gehörte auch das Geschäft, in das ich eintrat, und so sehr sind die Funktionen geteilt, daß wir gleichfalls unsren banker hatten,

bei dem unsre Papiere und unsre Gelder deponiert waren, der die Zahlungen für uns empfing und machte.

Wir betrieben das ausländische Bankgeschäft im engeren Sinn, Kommission, d. h. Aufträge zur Ausführung für auswärtige Kunden und Arbitragen in Wechseln und Effekten, damals beinah ausschließlich noch Staatsschulden. Die große Ära der Eisenbahnen und der Industrie war erst im Entstehen; von Emissionen dieser Art war wenig die Rede.

Die Spekulation beschäftigte sich vorzugsweise mit den Papieren von fremden Staaten, deren Finanzen etwas havariert waren, Spanien, Portugal, zentralamerikanischen und südamerikanischen Republiken. Einen nicht unwesentlichen Teil der regelmäßigen Beschäftigung lieferte der Handel mit Edelmetallen, und hier sollte mir für spätere Zeiten besonders zu nutze kommen, daß ich die Rechnungen über die Einkäufe von Gold und Silber, sowohl in Barren, als in fremden Geldsorten, mitanzufertigen angehalten wurde.

Die Arbeit begann des Morgens etwa um 9 Uhr und ging mit einer ganz kurzen Unterbrechung bis zum Abend durch. Man nahm des Morgens, ehe man seine Wohnung im Westend verließ, ein solides Frühstück, und hielt dann, mit Hilfe eines kleinen Brotes, bis zum Abend aus.

Es bestand damals noch die Einrichtung der sogenannten Posttage, d. h. die Korrespondenz mit dem Festlande wurde nur am Dienstag und Freitag geführt. An diesen Tagen wurde die Arbeitszeit bis tief in den Abend hinein ausgedehnt. Nicht selten kam ich erst gegen 9 Uhr von der City, wo das Comptoir sich befand, zum Mittagsessen nach Hause. Hingegen ging man Sonntags gar nicht in die City und war von allen geschäftlichen Lasten ganz frei. Ich fand dadurch noch Ruhe zu einigen litterarischen Arbeiten. So lieferte ich Beiträge zu der von dem österreichischen Flüchtling und ehemaligen Parlamentsmitglied Kolaczek in Paris gegründeten deutschen Monatsschrift. Einmal schrieb ich auch auf Wunsch von Alexander Herzen eine Abhandlung über deutsche Zustände für die von Proudhon herausgegebene Voix du Peuple. Ich schrieb sie französisch, obwohl ich damals fran-

zösischen Boden noch nicht länger betreten hatte, als während der Reise von Besançon nach Calais.

Ein günstiger Zufall wollte, daß die Sammlung des längst eingegangenen französischen Journals von der Bibliothek des deutschen Reichstages erstanden wurde, und so konnte ich nach beinah einem halben Jahrhundert zum erstenmal meinen durch zwei Nummern gehenden, un Allemand gezeichneten, Artikel wieder lesen, natürlich mit andrer Beurteilung als zur Zeit, da er geschrieben wurde, aber ohne Mißempfindung, sowohl über den Inhalt als über die Sprache, die ich in der Hauptsache bereits zu brauchen verstand, ehe ich sie im Lande selbst zu pflegen Gelegenheit gefunden hatte.

Schon vor meinem Eintritt in das Geschäft war mein jüngerer Bruder aus dem Londoner Haus abberufen worden, um die Leitung der Antwerpner Firma zu übernehmen. Nachdem er einige Monate in dieser Stellung gewesen, und zu der Überzeugung gelangt war, daß er definitiv darin bleiben werde, schrieb er mir, daß nach seiner Ansicht es besser und angenehmer für mich sein werde, meine Lehrzeit unter seiner Führung fortzusetzen; und ich ging dankbar auf diesen Vorschlag ein. So nahm ich im Juli 1850 Abschied von England und siedelte nach Belgien über.

Bei der Landung in Ostende fand ich die, welche ich jetzt meine Braut nennen konnte, in Begleitung ihrer Mutter. Wir konnten jetzt ein frohes Wiedersehen feiern, denn mein auf eine praktische Laufbahn mit voraussichtlich nicht weit abliegendem Erfolg gefaßter Entschluß, eröffnete uns endlich einen Ausblick, der den Alp der letzten Jahre fürs erste von uns nahm.

Es waren glückliche Tage, die ich in Ostende verlebte. Auch mancher deutsche Freund und Exilsgenosse stellte sich dazu ein, vor allem Moritz Hartmann und Theodor Althaus. Dieser vortreffliche, zu früh hinweggeraffte junge Mann hatte eben in der Heimat eine mehrmonatliche Gefängnisstrafe wegen irgend eines unbedeutenden politischen Vergehens abgesessen. Sie war so nachteilig für seine Gesundheit geworden, daß weder Ostende noch eine darauffolgende Kaltwasserkur ihm Heilung bringen konnte. Er war ein feiner Kopf; seine lyrischen Gedichte, die in einem Band (Gedichte von Theodor Althaus, als Manuskript

gedruckt 1853) herauskamen, enthalten wahre Perlen. In ihren interessanten Memoiren einer Idealistin hat Malwida von Meysenbug ihm ein sinniges Denkmal gesetzt. Ein Teil dieser Gedichte entstand damals in Ostende.

In Antwerpen sollte ich nach einigen Monaten die Erfahrung machen, daß ich mich nicht mehr auf freiem englischen Boden befand.

In Frankreich bewegte sich damals die napoleonische Präsidentschaft in raschen Schritten dem Ziele der Wiederaufrichtung des Kaiserthrones zu, und ihre reaktionären Machenschaften waren auch bemüht, jede Gegenströmung bis über ihre Grenzen hinaus zurückzustauen. Daher lag man von Paris aus der Regierung in Brüssel beständig in den Ohren, daß keine politischen Flüchtlinge im Lande geduldet würden, nicht nur keine französischen, sondern auch keine deutschen.

Eines Morgens, im Oktober 1850, erhielt ich eine Aufforderung, vor dem Polizeikommissar meines Viertels zu erscheinen. Er eröffnete mir, daß er von dem Direktor der öffentlichen Sicherheit in Brüssel, einem ehemaligen Gendarmerieoffizier namens de Hody (man hatte damals diesen administrateur de la sûreté publique dem Pariser Muster nachgebildet), den Befehl erhalten habe, mich auszuweisen, und zwar müsse ich mich mit dem nächstabgehenden Dampfer binnen vierundzwanzig Stunden nach England einschiffen. Der Zufall wollte, daß der Kommissar von Geburt ein Deutscher war, ein milder, freundlicher Mann, der mir keinen Schreck eingejagt hätte, wenn ich auch nicht mit einer angeborenen Respektlosigkeit vor behördlichen Autoritäten versehen gewesen wäre. Ich fragte ihn also in kordialem Ton: ob ich wirklich so gefährlich aussähe, daß die Sache der Art pressiere? Worauf er mir lächelnd zu verstehen gab, daß ich mich nicht allzustreng nach seiner Vorschrift zu richten nötig hätte.

Was zu thun war, lag ja nahe. Ich fuhr zu meinem Onkel nach Brüssel, dieser begab sich zu dem großen Sicherheitsdirektor, der zwar für seine Härte berüchtigt war, aber selbstverständlich vor dieser Intervention die Segel strich, nachdem noch verschiedene Minister herangezogen waren. Es war auch nicht bedenklich, sich für meine Ungefährlichkeit zu verbürgen.

Nicht so gut ging es manchem andren Deutschen, u. a. meinem Freund Oppenheim, der, nachdem er eine Zeitlang parlamentiert hatte, wirklich nach England abgehen mußte. Für mich ein sehr empfindlicher Verlust. Denn, obwohl er in Brüssel wohnte, und ich in Antwerpen, und zum Teil eben deswegen, war jeder Tag, den wir beinah wöchentlich einmal zusammen verbrachten, ein Labsal für uns.

In der Regel fuhr ich am Samstagabend nach Brüssel; er war dann schon am Bahnhof, wir aßen zusammen, verbrachten den Abend meistens im Theater, ich schlief in seiner Wohnung auf dem Sofa oder teilte auch sein Bett, und am Sonntagabend fuhr ich wieder heim. Es waren dies jedesmal für uns große Festtage.

Einerseits fühlten wir uns in Belgien sehr allein; was uns innerlich ausfüllte, war fern; andrerseits genossen wir das verfeinerte äußere Leben der nach Pariser Vorbild damit ausgerüsteten Großstadt mit der Frische und dankbaren Empfänglichkeit des Noviziats. Da meine Zukunftssorgen in den Hintergrund zu treten anfingen, meine Braut beinah immer in Mainz bei ihrer Mutter sich aufhielt, die sich nach meinem Eintritt ins Geschäft ganz mit der Idee unsrer Verbindung ausgesöhnt hatte, so fand ich wenigstens bei günstigen Anlässen etwas von meiner natürlichen Heiterkeit wieder, und da ich in Antwerpen, außer meinem Bruder, so gut wie gar keinen Umgang hatte, waren die Brüsseler Sonntage in der Gesellschaft des Freundes, mit dem mich von der Universität her eine engste Ideengemeinschaft verband, wahre Oasen.

H. B. Oppenheim war einer von den Menschen, die mit den Vorzügen ihrer Individualität nur im engeren Kreise und bei näherer Bekanntschaft zur vollen Geltung kamen. Obwohl er über eine Fülle von Geist und Wissen verfügte, auch ein fleißiger und rascher Arbeiter war, ist er weder als Gelehrter, noch als Publizist, noch als Parlamentarier je stark durchgedrungen. Es fehlten ihm für die größeren Kreise die verbindenden Organe, was man ehemals in Frankreich les atomes crochus nannte. Bei der ersten Berührung stieß er meist ab, besonders durch ein unangenehm lautes Organ und einen starken Frankfurter Accent. Nach dem Abend, an dem ich ihn in Genf mit Herzen zusammengebracht

hatte, sagte mir dieser andren Tages vorwurfsvoll: „Aber wie können Sie mir einen Menschen zuführen, der eine so widerwärtige Art zu reden hat?“ Doch einige Wochen darauf sprach er mir begeistert von dem angenehmen und interessanten Umgang mit diesem lebhaften und geistsprudelnden Menschen.

Oppenheim hatte ein Konversationstalent, wie man es selten in Deutschland findet. Mit ihm war man sicher, daß die Unterhaltung nie stockte, und oft schäumte sie von Witz und bunten Einfällen und Erzählungen. Daher ward er auch, als er später eine Reihe von Jahren in Paris lebte, in der dortigen litterarischen Welt ein sehr gern gesehener Gast. Er schrieb das Französische fließend, sprach es ebenso, aber auch mit der Frankfurter Cantilene.

Die Quelle seines großen Konversationstalentes war sein lebendiger Sinn für das Psychologische, welches der Unterhaltungsgabe überhaupt zu Grunde liegt und die der Franzosen erklärt. Bei Oppenheim war das Interesse am menschlich Charakteristischen ausgebildet bis zum Exzeß. Daraus entwickelte sich eine Kenntnis von Personen und persönlichen Verhältnissen, die ans Komische streifte. Wenn ein unbekannter Mensch oder Name auftauchte, so brauchte man sich nur an Oppenheim zu wenden, um weiteres über ihn zu erfahren. Ich nannte ihn den Concierge von Europa. Aus seinem Menschensinn entwickelte sich ein warmer Freundschaftssinn. Berthold Auerbach bezeichnete ihn als ein Genie der Freundschaft.

Da noch ein sehr ausgesprochener Zug nach dem Weiblichen besonders damit verbunden war, so gab das oft ein etwas starkes Gebräu, und die Lust am Mitteilen, wie die Redseligkeit, ging dann manchmal mit der Phantasie durch und über die Grenzen der Diskretion hinaus. Scholz, vom „Kladderadatsch“, travestierte auf ihn den Vers: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein, ich sagt es gern an Heinrich Oppenheim“.

Er war der erste, der Laskers Talent entdeckte, und ihn ins öffentliche Leben hineinzog. Das geschah in den sechziger Jahren, in der Konfliktszeit, als beide eines Abends, ohne einander auch nur dem Namen nach zu kennen, in Frankfurt am Main in der Eisenbahn zusammenzusitzen kamen, um nach Berlin zu fahren.

Zufällig kam ein Gespräch in Gang, und dem um zehn Jahre älteren, in Politik und Schriftstellerei erfahrenen Mann fiel der jüngere durch den Inhalt der Gedanken so auf, daß sich daraus eine die ganze Nacht dauernde Unterhaltung entwickelte. In Berlin angekommen, fragte Oppenheim den Gefährten nach seinem Namen und forderte ihn auf, etwas für die von ihm redigierten „Deutschen Jahrbücher" zu schreiben. Lasker lieferte in der That eine Reihe von Aufsätzen über Preußische Verwaltung, und wurde von Oppenheim angetrieben, sich an politischen Zusammenkünften zu beteiligen. Im weiteren Verlauf entwickelte sich daraus Laskers Kandidatur und parlamentarische Laufbahn.

Oppenheim war ein guter Publizist, auch hat er in seinem Fach, der Rechtsphilosophie und dem Völkerrecht, ganz respektable Lehrbücher verfaßt. Aber er schlug nie ein. Karl Vogt, der ihn nicht leiden konnte, wendete auf seine Schreibweise das Goethesche Wort an: „Es keimt vertrocknet auf".

Noch weniger Glück machte er als Parlamentarier. Nach sehr vielen Versuchen gelang es ihm ein einziges Mal, gewählt zu werden. Den Ton für die Massen zu treffen, war ihm nicht gegeben, und die Geistesverwandtschaft der breiteren Massen draußen mit den engeren in der parlamentarischen Arena zeigte sich an diesem Exempel. Im Reichstag kam Oppenheim, als er in der Periode von 1874 bis 1877 endlich einen Sitz erobert hatte, nie annähernd zu der Anerkennung, die er eigentlich verdient hätte. Obwohl er fließend sprach und stofflich gut, fand er selbst in dem Beratungszimmer der nationalliberalen Fraktion kein aufmerksames Gehör, und nach Verlauf der dreijährigen Periode hatte nur eine geringe Anzahl Kollegen seinen wahren Wert erkannt. Es fehlte ihm ein Tropfen banalen Öls, mit dem der Redner und Schriftsteller gesalbt sein muß, um in die Breite zu wirken. Er war nur Mann von Geist, von Kenntnissen und von scharfem, dialektischem Verstand, und wiewohl es ihm auch an Temperament nicht fehlte, denn er war eigentlich eine leidenschaftlich erregbare Natur, mangelte es seinen Reden mehr noch als seinen Schriften an Farbe, besonders aber an jenem Zusatz von leicht verständlicher Beigabe, die der Leser und Hörer des Durchschnitts verlangt, der nicht bloß vernehmen will, was ihm der

andre neues bringt, sondern wiedervernehmen, was er schon weiß und gedacht hat, und der bestätigt zu sehen verlangt. Das Echo aus der eigenen Brust liefert die sogenannten „zündenden Worte", wenn es in verschönerter und klangreicher Weise ertönt.

Oppenheim, als der ältere, hatte von unsrer ersten Begegnung in Heidelberg an einen starken Einfluß auf mich ausgeübt. Als ich ihn kennen lernte, war ich ein Student im vierten Semester, der noch nichts als Mainz und Gießen gesehen hatte. Er war Dozent und schon ziemlich viel in der Welt umhergekommen. Sein Wissen, sein reicher Geist und seine scharfe Dialektik imponierten mir, und seine Freundschaft war sehr fruchtbar für mich. Eine Zeitlang verkehrten wir so ununterbrochen, daß sein stark ausgeprägter Dialekt und ein ihm eigentümlicher singender Ton etwas auf mich abgefärbt hatten, was nicht gerade als Gewinn zu betrachten war. Er war es, der zuerst meinen Studien die Richtung auf die Nationalökonomie gab, und ihm verdankte ich auch, daß ich das Übermaß süddeutschen Vorurteils gegen Preußen ablegte und dadurch freien Blick für Deutschlands Entwicklung gewann.

Er war nämlich trotz seiner Frankfurter Geburt und Intonation (nicht Mundart, denn er artikulierte sehr korrekt) ein begeisterter Berliner. Er hatte als Student viel im Hause Bettinas von Arnim verkehrt und sich an den Freuden dieser Geselligkeit vollgesogen. Selbst Paris konnte bei ihm Berlin nicht ausstechen. Er war schon einmal längere Zeit da gewesen, als er mir noch von Berlin aus im Jahr 1847 schrieb: Berlin sei die schönste und verführerischste Stadt der Welt. (Man denke im Jahr 1847!)

Bis zum Januar 1851 verteidigte Oppenheim seinen Aufenthalt in Brüssel gegen die Ausweisungsbefehle der belgischen Polizei. Endlich mußte er weichen.

Von da an, bis ich ein halbes Jahr später Antwerpen verließ, war ich auf dem Gebiet meiner politischen und wissenschaftlichen Interessen ganz auf mich allein angewiesen.

Die Belgier sind eine überaus nüchterne realistische Rasse, mehr als die Holländer. Manchmal fand ich noch unter den Brüsselern einen Mann, dessen Unterhaltung mich interessierte,

unter den Antwerpnern niemals. Das Geschäft, das gute Leben und die gewöhnlichen Zerstreuungen beherrschten den Kreis, in dem ich mich bewegte. Von Künstlern sah ich nichts.

Infolge einer gewissen Reaktion verfiel ich darauf, mich wieder mit abstrakter Philosophie in meinen Mußestunden zu beschäftigen, insbesondere „die Kritik der reinen Vernunft" wieder vorzunehmen.

In der Politik gab es damals, namentlich im reicheren Handelsstand, noch viele Anhänger der vertriebenen holländischen Dynastie. Antwerpen hatte durch die Trennung verloren, weil ihm nun der direkte Verkehr mit Holländisch-Indien abgeschnitten war, und es sollte erst später seine holländischen Rivalen, Rotterdam und Amsterdam, dank den Eisenbahnen und der Entfaltung des amerikanischen Verkehrs überflügeln.

Das Bankgeschäft bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Arbitrage in Wechseln und Staatspapieren. Industrielle Effekten gab es noch gar nicht. Spanische und österreichische Schuldbriefe standen im Vordergrund. Das reiche Land war noch von alter Zeit her gewohnt, diese beiden Länder, unter deren Herrschaft es gestanden, und die durch den Katholizismus mit ihm verbunden waren, als die natürlichen Gebiete für Kapitalanlagen zu betrachten. Spanien namentlich, welches durch seine häufigen Bankerotte eine Masse leidender Papiere in die Welt gesetzt hatte, bot wegen des niedren Kursstandes derselben ein unabsehbares Feld von Effekten dar, die sich zur Spekulation eigneten.

In Antwerpen kam ich auch zum erstenmal an eine Börse. Das kostete mich mehr Überwindung als die ersten Lehrlingszeiten in London. Wechsel kopieren und Zinszahlen ausrechnen, ist zwar keine erhebende Beschäftigung, aber auf meinem Platz mich mit der Feder in der Hand zu beschäftigen, war mir doch eine gewohnte Form der Thätigkeit. Auf der Schreibstube des Obergerichts und des Anwalts hatte ich anfangs auch manche mechanischen Dienste am Pulte zu leisten gehabt, und alles war eine des Lernens halber übernommene Arbeit. Aber auf die Börse gehen, war eine drastisch so verschiedene Thätigkeit, die sowohl ihrem Ruf nach als auch in ihren Attributionen allerhand

widerwärtige Vorstellungen heraufbeschwor, daß mir der Gang recht sauer ward, und es dauerte nicht nur sehr lange, bis ich mich daran gewöhnte, sondern nach vielen Jahren, als ich längst abgestumpft war, blieb es noch mein ernstes Verlangen, mich von dieser Funktion zu befreien, und ich machte mich wenigstens teilweise davon los, so bald ich konnte.

In den Zeiten des großen Aufschwungs Ende der fünfziger Jahre und anfangs der sechsziger war das Arbeiten an der Pariser Börse eine ungeheure Anspannung von Hirn und Nerven. Mitten in einer tumultuarischen und schreienden Ansammlung von Menschen, je nach den in der Minute auftauchenden Symptomen und einlaufenden Telegrammen, zwei bis dritthalb Stunden lang ununterbrochen, höchst folgenschwere Entschlüsse improvisieren, ist eine unmäßige Anspannung der intellektuellen und auch der physischen Kraft. In ihrem ganzen Umfang habe ich diese Praxis etwa sieben bis acht Jahre lang getrieben. Dann bekam ich jüngere Hülfe, die mir bis zur Zeit, da ich mich ganz zurückzog, die Sache erleichterte. Ich glaube, daß ich nur dieser zeitigen Entlastung die Erhaltung meiner Gesundheit verdankte.

In Antwerpen, das kein Platz ersten Ranges war, ging es jedoch noch ganz gemütlich her. Statt des eben erst beginnenden elektrischen Telegraphen bedienten einige wenige Häuser sich der Brieftauben. Auch wir hatten unsere wohlorganisierte Taubenpost. Ich hatte eine solche auch noch, als ich später in Rotterdam auf eigene Faust etabliert war.

Der Dienst war natürlich nicht so regelmäßig wie jetzt der telegraphische, denn die Tauben kamen nicht immer pünktlich, insbesondere war ihr Flug von Wind und Wetter abhängig. Der Nebel, der in den Niederlanden so häufig ist, war dabei unser größter Feind. Alle diese Nachteile glichen sich aber wieder dadurch aus, daß nur ganz wenige Geschäftshäuser ihre Taubenpost hatten, während heute jedermann sich der Telegraphie bedient. Da die Brieftauben, besonders zu militärischen Zwecken, auch gegenwärtig noch gehegt werden, so habe ich nicht nötig, näher auf die Art einzugehen, wie sie funktionierten.

Ich vermute, auch heute noch wird die Ausbildung dieser fliegenden Postillone so bewerkstelligt, daß man sie an dem Ort,

an dem sie ihrem Zwecke dienen sollen, aufwachsen läßt. Dann werden sie auf solche Weise, daß sie ihren Weg sehen können, nach einem anderen Ort gebracht. Dort steckt man ihnen die mit kleiner Schrift versehenen dünnen Zettel an eine bestimmte Stelle unter den Flügel und läßt sie fliegen. Sie kehren dann schnurstracks nach ihrem heimischen Schlag zurück.

Zu meiner Zeit bediente man sich für diese Ausbildung der Eilwagen, Messagerien, auf deren Decke (Imperiale) die durchbrochenen Weidenkörbe mit den Tauben gesetzt wurden. In besonderen, wichtigen Fällen schickte man auch noch Stafetten, die mit untergelegten Postpferden im Galopp von einem Börsenplatz zum anderen ritten.

Wie hat sich das alles geändert!

Jetzt erhält jeder Bankier zu allen Stunden zahllose Telegramme aus allen Weltteilen. Es gab damals mehr Sensation und weniger Hetze in diesem Verkehr.

Gerade in diese Zeit meines Antwerpener Noviziats fällt übrigens die erste Eröffnung des elektrotelegraphischen Verkehrs für das Publikum. Ich finde in meinen alten Briefen das genaue Datum, an dem dies in Belgien sich vollzog. Und das hängt so zusammen.

Der später berühmt gewordene Baron Reuter, nach dem noch heute die größte Telegraphenagentur genannt wird, hielt sich damals in Brüssel auf und bewarb sich für Belgien um die Konzession, die die Grundlage seines großen Reichtums werden sollte. Er war gerade aus Rußland gekommen, wo er sich durch intelligente Dienste die Protektion eines großen Herrn erworben hatte, aber es ging ihm doch noch recht kümmerlich. Ich sehe ihn noch, auch an recht lauen Tagen, in seinem schäbigen Pelzrock umherlaufen. Freilich, er war betriebsam und klug, und es gelang ihm, die Agentur zu erhalten.

Unter den ersten Beamten, die er anstellte, war ein deutscher Flüchtling namens Saß, den ich kannte. Ein baumlanger Kerl, der gerne erzählte, wenn er in London an der Kaserne der Horse-guards vorüberging (für welche nur Riesengestalten angenommen werden), so schauten sie mit Bosheit und Neid zu ihm

hinauf; übrigens ein gutmütiger angenehmer Norddeutscher, der eigentlich Philosoph von Beruf war.

Als Grenzmal der neuen Zeit ist der erwähnte Brief nicht uninteressant, den ich da nach vierundvierzig Jahren wieder hervorhole.

Unterm 1. Februar 1851 schreibt mir Saß von Brüssel nach Antwerpen:

„Lieber Freund Bamberger. Ich habe jetzt das definitive Arrangement getroffen, daß ich vom ersten Tag an, wo der Telegraph bis Brüssel arbeitet — und dies wird in den nächsten Tagen geschehen — regelmäßig die Börsenkurse der vier großen deutschen Hauptbörsen ganz direkt und auf das schnellste erhalte. Ich werde im stande sein, denn ich habe bereits abgeschlossen, die Kurse nicht bloß von Berlin, Frankfurt und Hamburg, sondern auch die von Wien des heutigen Tages, morgens früh zu guter Stunde, ich denke zwischen 10 und 11 Uhr, zu liefern. Meine Operationen beginnen mit dem ersten Tag, wo der Telegraph bis Brüssel geht."

Daran schloß sich nun die Bitte, ihm die Kundschaft des Hauses Bischoffsheim zu verschaffen. Dies gelang mir auch, und es knüpfte sich ein folgender Brief an, den ich ebenfalls stellenweise hier einrücke, weil er ein Bild giebt, wie sich die elektromagnetischen Verbindungen damals in ihren Anfängen entwickelten, ferner wie alle politischen Genossen in ihren neuen, vom Schicksal aufgedrungenen Berufsarten zusammenhielten, und darüber ihre alten intellektuellen Interessen nicht vergaßen.

„Brüssel, 15. März 1851. Morgens 6 Uhr. Lieber Freund Bamberger. Ich nehme mit Vergnügen und Dank Ihr freundliches Anerbieten an, mir die Amsterdamer Kurse zu liefern, und Sie können sicher darauf rechnen, daß ich sie regelmäßig sogleich nach Eintreffen an Caßel (unseren Brüsseler Correspondenten) geben werde. Ich erwarte über Amsterdam auch noch einige Mitteilungen und komme dann gleich nach Antwerpen. Auch um meine Spinozadissertation habe ich geschrieben. Kennen Sie die Abhandlung des Königsberger Rosenkranz? Auch den Tübinger Büchertitel erhalten Sie auf dem beiliegenden Blättchen.

Heute geht der Telegraph von hier aus los, und ich schicke

heute morgen zum erstenmal direkt Depeschen nach Berlin und Wien. Das geht nun so weiter, und bald werde ich mit allen großen Kontinentalplätzen Europas telegraphieren. Die Pariser Linie ist nicht eröffnet. Der Fehler liegt zwischen Valenciennes und Quiévrain. Doch, Liebster, wenn wir uns schreiben, können wir andere Dinge als Telegraphie, die für mich Handwerk wird, behandeln. Alaaf! Ihr Saß."

Der gute Saß erfreute sich seiner sicheren Stellung nicht lange. Er ward krank und starb.

Interessant war mir noch, unter den Briefen derselben Tage einen zu finden, in welchem ein kluger Finanzmann schreibt: Mit den Arbitragegeschäften werde es wohl jetzt zu Ende sein, wenn jedermann telegraphische Kursberichte haben könnte! Und nun sollte es erst recht angehen. Es kommt immer anders.

Während ich meinen Frieden mit der belgischen Polizei schloß und mich zwischen Kurstelegrammen, Taubenposten und philosophischen Allotriis bewegte, spielte sich zu Hause in Deutschland das platonische Verfahren der strafenden Gerechtigkeit gegen mich ab.

Am 22. Januar 1851 meldete man mir, daß ich einstweilen auf Abschlag mit folgenden Auszeichnungen bedacht worden war. Am 28. November 1849 in contumaciam von den Mainzer Assisen wegen Beleidigung der Nationalversammlung (der von Frankfurt vertriebenen und in Stuttgart auseinandergejagten) zu zwei Jahren Gefängnis. Das hatte die Rede auf Robert Blums Tod verschuldet. Am 28. September 1850*) in gleichem Verfahren wegen Amts- und Ehrverletzung der hessischen Armee zu vier Monaten Korrektionshaus. Am 21. März 1851 kam dann der große Freischarenprozeß vor die Mainzer Assisen, in dem ich nebst Zitz, Schütz, Blenker, Dr. von Löhr nur wegen folgender Kleinigkeiten zu der mäßigen Strafe von acht Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, nämlich: Aufforderungen und Vorbereitungen zu den Verbrechen des Hochverrats, des Landesverrats, der Verletzung von Allianz- und sonstigen Verträgen mit befreundeten Staaten,

*) Spiel des Zufalls: Dies schreibe ich am Jahrestag 28. September 1895.

Verbreitung von hochverräterischen Schriften, des Aufruhrs, der Verführung von Soldaten zum Treubruch und Überlaufen, Erpressungen, Plünderungen, des Totschlags, willkürlicher Verhaftungen von Personen, Gewaltthätigkeiten resp. Erleichterung und Beförderung der betreffenden hochverräterischen Unternehmungen. Zu allen diesen Strafen und Missethaten kam dann später noch die Hauptsache vor den Pfälzer Assisen in Zweibrücken, die mich im Jahr 1852 zum Tode verurteilten.

Wann ich von allen diesen Verpflichtungen wieder entbunden wurde, ist mir nie recht klar geworden. Nach 1866 genügte es, sie zu ignorieren.

Die Zeitungen, welche jenes Schreckensregister damals brachten, begleiteten es mit Kommentaren zu einer Rede, die gleichzeitig der hessische Minister von Dalwigk in der Darmstädter Kammer gehalten hatte. Er hatte sich darin zur Widerlegung eines Gegners auf meine Ansicht in der fraglichen Angelegenheit berufen und mir dabei, wie die mir in diesem Augenblick vorliegende Zeitung sich ausdrückt, „ein ausgezeichnetes Lob wegen geistiger Befähigung" erteilt.

Das Antwerpener Jahr vom Sommer 1850 bis zum Sommer 1851 war das trübseligste meines Lebens. Ich war, wie beschrieben, in London in die Lehre eingetreten mit der resignierten Energie, die nach Erwägung aller Umstände zu einem festen Entschluß gekommen ist. In dem Maße, als die Zeit voranrückte und die Konsequenzen gezogen werden sollten, stieg die alte Beklemmung wieder auf. Ich fühlte mich furchtbar fremd unter den Menschen, mit denen ich verkehrte; je länger es dauerte, desto stärker ward dieses Gefühl; und der Gedanke, daß mein neuer Beruf mich zwingen werde, mich gerade in dieser Atmosphäre immer mehr zu akklimatisieren, drückte mich danieder.

War es Folge, war es Ursache, mein körperliches Befinden litt gleichzeitig. Der Appetit verschwand oft ganz auf Wochen, Mattigkeit in Kopf und Gliedern kam in der Frühjahrszeit hinzu. Die Berichte meiner Braut, welche eine Zeitlang wieder zu ihrem Vater nach Alzey zurückgekehrt war, von ihm aufs Blut gequält wurde und mit schweren chlorotischen Leiden kämpfte,

schärften noch den Gegensatz zwischen der Notwendigkeit, auf der betretenen Bahn auszuharren, und der wachsenden Abneigung dagegen.

Die Briefe aus jener Zeit, Briefe ohne Zahl, frischen meine Erinnerung an die lange Seelenpein erst ganz wieder auf.

Im Verlauf des Lebens ist es mir immer mehr gelungen, zu erkennen und zu verwirklichen, daß Heiterkeit eines der größten Güter ist. Ich habe Mühe, mich in die Melancholie jener Tage zurückzuversetzen. Sähe ich es nicht schwarz auf weiß vor mir, ich hätte mich auf diesen Grad von Niedergeschlagenheit nicht mehr besonnen. Es ist doch belehrend, seine alten Skripturen aufzubewahren und sie noch einmal zur Hand zu nehmen, ehe man sie vor der eigenen, ihrer Vernichtung anheimgiebt.

Zu allem andern kam noch, daß ich an meiner Befähigung, auf diesem Wege den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, zu zweifeln begann. Verschiedene Pläne waren in Angriff genommen worden, um nun, da ich eine Lehrzeit von etwas über Jahresfrist hinter mir hatte, mich auf eigene Füße zu stellen. Denn wenn man als fertiger Mensch mit fünfundzwanzig Jahren zu lernen anfängt, geht es natürlich schnell. Das übrige lernt man doch nur, wenn man auf eigene Rechnung und Gefahr Hand ans Werk legen muß.

Der Plan, welcher am meisten bei mir und meinen Protektoren Beifall fand, ging dahin, daß ich in Rotterdam ein bescheidenes Bankhaus errichten sollte. Was besonders dafür sprach, war freilich, wie sich später herausstellte, ein Irrtum, und zwar einer, aus dem ich fürs Leben Belehrung zog. Nämlich, die klugen älteren Geschäftsleute, welche das entscheidende Wort zu sprechen hatten, gingen von der Erwägung aus, daß in Rotterdam die beste Aussicht sei, weil sehr wenige Bankhäuser da existierten, eigentlich nur ein bedeutendes.

Wie mir die Erfahrung bewies, hätte der Rückschluß umgekehrt gezogen werden müssen: es existieren da so wenige Bankhäuser, weil nicht viel für sie zu holen ist. Wer sein Glück probieren will, soll dahin gehen, wo große Konkurrenz ist. Unter den vielen giebt es auch für ihn einen Platz. Natürlich gilt diese Regel so wenig wie eine andere unbedingt. Wenn

einer mit besonderem Genie für eine Aufgabe ausgestattet ist, wird er an jedem Ort seine Kunst verwerten. Aber das war hier nicht mein Fall.

Mein Pariser Onkel und Prinzipal, der seine Lebenserfahrungen zu vielen drastischen Formeln zusammengefaßt hatte, ließ nie den Einwand gelten, daß das Gelingen von den äußeren Umständen abhänge. Er ließ nur den Menschen und seine Kraft gelten. Wenn einer sich wegen geschäftlicher Unfruchtbarkeit mit der örtlichen Beschaffenheit entschuldigte, pflegte er zu antworten: „Setzen Sie Eduard Kann (ein bewährter Börsenkünstler jener Zeit) auf den Chimborasso, so macht er auch da eine Arbitrage."

So weit war im Juni 1851 der Rotterdamer Plan gereift, daß für angezeigt erachtet wurde, ich sollte jedenfalls einmal auf einige Wochen nach Holland gehen, um mich mit Land, Leuten und Sprache bekannt zu machen. Für die Sprache war mein Ohr schon ein wenig durch das Vlämische vorbereitet, welches die Sprache des Volkes und der vertraulichen Unterhaltung auch in den verfeinerten Kreisen Antwerpens war. Solche, dem eignen verwandte Idiome lernen sich sehr leicht bis zu einem gewissen Grade, nämlich dem des Verstehens, aber diese Leichtigkeit bildet wieder ein Hindernis für die höhere Vervollkommnung. Was nicht mit Mühe erworben wird, bleibt nicht haften. Wenn ich für ein Ding einen ganz fremden Namen höre, so muß ich eine Anstrengung machen, um mir ihn einzuprägen. Diese Einprägung keilt das Wort tiefer in die Gehirnzellen ein, als die leichte Bewegung, die nöthig ist, um zu fassen, daß Vrouw Frau bedeutet, und das rächt sich bei der Aufgabe der Reproduktion.

Im Lauf der zwei Jahre, die ich in Holland verbrachte, lernte ich natürlich ziemlich gut schreiben und sprechen, und die Fähigkeit, fließend zu lesen, ist mir denn auch geblieben.

Am 17. Juni 1851 fuhr ich von Antwerpen nach Amsterdam. Es war mir in den letztvorausgegangenen Tagen noch vergönnt gewesen, eine Begegnung mit meiner Braut dicht an der deutschen Grenze auf belgischem Boden, in dem lieblichen kleinen Badeort Chaudfontaine, zu haben. Es waren, nach den

trübseligen in Antwerpen, beglückende Tage, und sie stärkten mich für den Seelenkampf, dem ich nun entgegenging.

Denn in dem Maße, als es mit meiner kaufmännischen Bestimmung Ernst wurde, stiegen in mir immer mehr Abneigung und Zweifel auf.

Die Versuchsstation, auf der das Vorspiel beginnen sollte, war nicht dazu angethan, mir die Sache zu versüßen. Das Bankhaus, unter der Firma S. R. Bischoffsheim, in dem ich meine kurzen Übergangsstudien machen sollte, war das älteste, das Stammhaus des ganzen Geschäfts.

Nachdem der Begründer, der ältere der beiden Brüder Bischoffsheim, nach Paris übergesiedelt war, trat an seine Stelle ein Verwandter, der ein herzensguter braver Mann, aber von mäßigen Anlagen war. Ich fand bei ihm und seiner Familie die denkbar freundlichste Aufnahme. Allein das Fremdartige der Lebensweise und des Landes wie seiner Leute machte sich doch viel mehr fühlbar als in dem den Übergang zu Frankreich bildenden Belgien.

Ich trieb mich einige Wochen im Komptoir herum, ging mit zur Börse, in der es bunter herging als in der Antwerpener, weil das Geschäft in Staatspapieren viel bedeutender war, suchte mich mühsam zu orientieren und ließ mich als ein sonderbares Tier angaffen. Es war nichts weniger als erbaulich.

Da ich auf Sparsamkeit angewiesen war, blieb ich nicht im Gasthof, sondern nahm mir eine möblierte Wohnung, die aber höchst elend war, weil es wenig Auswahl gab, und die schwerfälligen Leute sich nicht auf andere einrichten mochten. Ich habe in Amsterdam das schlechteste Bett meines Lebens gehabt.

An der Börse hatte ich auch die Begegnung mit dem Herrn, der, wie oben erzählt, an meinem unschuldigen Schnurrbart Anstoß nahm.

Nach etwa vier Wochen kehrte ich nach Antwerpen zurück, und dann hieß es, einen definitiven Entschluß fassen.

Jetzt erst kam die ganze Schwere der Entscheidung über mich.

Eine Reihe von Tagen wurde ich wieder ganz irre an meinen Vorsätzen. Nach allen letzten Eindrücken kam mir das Untertauchen in diese Welt doch wieder wie eine Aufopferung

meiner ganzen Persönlichkeit vor, und ich war nicht einmal sicher, ob das Opfer zu einem äußeren Erfolg führen werde.

Diese Stimmung konnte ich auch in den Briefen an meine Braut nicht unterdrücken, und die Folge war, daß sie mich beschwor, den ganzen Plan wieder fahren zu lassen, möge für sie daraus entstehen, was da wolle. Es war die peinvollste Zeit, die ich jemals durchgemacht habe. Zwei Hintergedanken beherrschten meine Stimmung. Der eine, die, wenn auch gemilderte Geringschätzung, mit der ich noch immer auf dieses geschäftliche Handwerk herabsah, der andere der Zweifel, ob ich das Zeug zur glücklichen Führung der Geschäfte in mir hätte. Beides war nicht bloß Vorurteil oder Kleinmut.

Wenn ich im Lauf der Dinge die Erfahrung gemacht habe, daß in den großen Geschäften des Handels, und speziell des Bankwesens, Raum für intellektuelle Thätigkeit jeden Grades und der Ausblick in die weitesten Horizonte gegeben sein kann, so daß der Beruf auf gleiche geistige Höhe mit dem der Gelehrten sich aufschwingen mag, so war doch das, was sich zunächst in Holland mir bot, noch auf einem flachen Niveau und ziemlich eng begrenzt. In Antwerpen hatte ich durch meine Berührung mit Brüssel schon hie und da Einblick in die großen industriellen Unternehmungen bekommen, zu denen gerade damals das junge Königreich sich anspornte.

Vielleicht wäre in Holland bei längerer Praxis den überseeischen Handelsbeziehungen eine interessante Seite abzugewinnen gewesen. Aber das Feld, auf das ich zunächst angewiesen war, hielt sich in den engeren Grenzen des Umsatzes in Staatspapieren und Wechseln. Erst mein langer Dienst in dem großen Pariser Geschäft brachte so vielen und vielgestaltigen Lernstoff, daß mir, wie hervorgehoben, das Bewußtsein geblieben ist, in keiner anderen Laufbahn hätte ich mehr über Menschen und Dinge der großen und kleinen Welt lernen können, als in dieser. Ich werde, wenn ich demnächst an den Pariser Abschnitt komme, darüber mehr zu sagen haben. Einstweilen möge auch noch der andere Punkt beleuchtet werden. Es handelt sich um meine subjektive Befähigung.

Ich habe reichlich Zeit gehabt, mich darauf zu prüfen, und

wenn ich sage, daß die Zweifel, die mich benagten, nicht unbegründet waren, so wird, nach dem, was ich vorausgeschickt habe, der Verdacht nicht aufkommen, als wollte ich mir damit etwas Vorteilhaftes nachsagen, als meinte ich, ich sei zu gut für die geschäftliche Laufbahn gewesen. Das fällt mir nicht im Traume ein. Es giebt eine Begabung für kaufmännische oder finanzielle Arbeit, die sich mit den höchsten Anlagen messen kann. Ich habe Unternehmer kennen gelernt, von denen ich mir sagte, sie hätten ebensogut bedeutende Gelehrte, andere wieder, sie hätten bedeutende Staatsmänner werden können. Sie haben dieselben Eigenschaften, Kombinationskraft, Menschenkenntnis, Mut, Ausdauer, Energie, Vorsicht, oder auch Gewaltsamkeit, Rücksichtslosigkeit, hochpotenzierten Egoismus, Ehrgeiz und Herrschsucht zu ihrem Erfolg verbraucht, wie Männer, deren Andenken die Geschichte der Völker oder der Wissenschaft aufbewahrt. Auf der anderen Seite habe ich aber auch wieder viele kennen gelernt, die mit Geschick und Glück auf diesem Gebiete arbeiteten und dabei recht wenig Verstand hatten, recht untergeordnete Menschenkinder waren.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es etwas Spezifisches giebt, das man den Geschäftsgeist nennen kann, unabhängig von sonstigen Befähigungen. Er setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen, unter denen eine enge Konzentration auf ein einziges bestimmtes Objekt eine große Rolle spielt. Wenn es überhaupt gestattet ist, seelische Eigenschaften zu trennen, als wäre jede etwas Selbständiges, so kommt man hier zu dem Schluß: die Stärke, die Energie des Willens vermag mehr als der Verstand, die Reflexion.

Bekanntlich hat die Beobachtung auch ergeben, daß unter den berühmten Schachkünstlern Leute waren, die sich sonst gar nicht durch Intelligenz auszeichneten, wie umgekehrt Männer von Genie schlechte Schach- oder Kartenspieler gewesen sind. Was aber das sogenannte Glück angeht, so hat mich meine Erfahrung zu dem Schluß gebracht, daß es Einzelfälle von Glück und Unglück wohl giebt, die unabhängig vom Wert des Betroffenen sein Geschick beeinflussen oder entscheiden mögen, daß aber fortgesetztes Glück oder Unglück immer auf eine Ursache im Menschen selbst hin-

weisen. Diese Ursache braucht nicht gerade eine moralische zu sein, aber sie ist eine konstante, und auch hier noch mehr des Charakters als des Verstandes, immer, sofern es gestattet ist, beide auseinander zu halten.

Dies vorausgeschickt, sage ich: meine Fähigkeiten lagen nicht nach der Seite des geschäftlichen Talentes. Wenn ich, aber doch nach Jahren erst, zu Gelde kam, so verdanke ich es dem Glück, daß ich meinen richtigen Platz in einem Kollektivwesen fand, wo andere die Geschicklichkeit besaßen, die mir abging, jedoch mir die Möglichkeit gewährten, ihnen auf meine Weise nützlich zu werden. Wäre ich immer für mich allein auf eigenen Füßen an der Spitze eines Bankgeschäfts geblieben, so würde ich es schwerlich weit gebracht haben. Ich habe nie Lust zu Spekulationen und keine Divination dafür gehabt. Im Laufe einer langjährigen Praxis kam ich zwar in die Lage, der Reihe nach jede Art von Funktion in großen Finanzgeschäften verantwortlich auf mich zu nehmen. Wenn ich darin gut gefahren bin, und namentlich mich immer der Anerkennung meiner älteren Sozii erfreuen durfte, so kam es nur daher, daß ich alles, was ich übernahm, mit Pflichtgefühl, Urteilskraft und Aufmerksamkeit betrieb und meine Fähigkeit nicht überschätzte. Ich habe geduldig gearbeitet, bis ich zu etwas gelangte, und darin half mir, daß ich im elterlichen Hause zu höchst bescheidenen Lebensansprüchen erzogen worden war.

Im Jahre 1850 hatte ich in London den harten Entschluß gefaßt, dem Erwerb zuliebe auf meine ursprünglichen Lebenspläne zu verzichten. Es dauerte zehn Jahre, bis ich die ersten Ersparnisse zurücklegen konnte. Das wird manchen überraschen, der meint, Fortuna habe mir immer Gold auf den Weg gestreut. Ich empfand auch gar nichts vom heiligen Durst nach Gold, obgleich ich in dessen Dienst stand, und meine Lebensgewohnheiten drängten nicht, ihn zu erwecken.

In London, in Antwerpen, in Holland, wohnte ich bis zu meiner Verheiratung so bescheiden, wie ein Student mit beschränkten Mitteln. Es macht mir jetzt noch Spaß, unter meinen alten Papieren (was hab ich nicht alles aufbewahrt!) meine Rechnungen wieder zu finden. Da liegt eine aus Antwerpen über meine Miete. Ein kleines möbliertes Zimmer in der

Spynwerkerstraat bei dem Krämer D. Man, monatlich zwanzig Franken, und alle Nebenausgaben, Heizung und Licht inbegriffen, vier und einen halben.

Auch als ich verheiratet war, führte ich meinen Haushalt in diesem frugalen Stil fort, von meiner Frau darin unterstützt und ermuntert, sogar im glänzenden Paris, und umgeben von Reichtum und Luxus. Es war uns dies keine Entbehrung.

In den ersten fünf Jahren unsrer Ehe hatten wir nur eine Magd, eine bonne pour tout faire. Und wir waren nicht nur zufrieden damit, sondern wir führten ein sehr angenehmes Leben, hatten immer zahlreiche Freunde zu Gaste und leisteten uns manches Vergnügen. So z. B. am Sonntagnachmittag, im Winter, gingen wir ins Café Foy im Palais Royal und aßen jeder eine Portion Gefrorenes, welches da drei Sous weniger kostete, als auf dem Boulevard.

War Paris auch noch nicht so teuer wie jetzt, so war es doch nicht leicht, in dezenter Weise mit weniger als den 12000 Franken auszukommen, die ich als ein Minimum vom Geschäft bezog, bis von 1860 an mein Anteil am Gewinn sich hob; hat man erst einmal angefangen zu sparen, gehts bekanntlich rasch.

Wahrscheinlich hing mit diesem meinem Mangel an Gelddurst mein Mangel an wagendem Geschäftsgeist zusammen.

Nach dieser kleinen Selbstcharakteristik wird man verstehen, warum mir der letzte definitive Schritt, die selbständige Niederlassung in Rotterdam, viel mehr Herz- und Kopfweh machte, als der Eintritt in das Londoner Komptoir.

Nachdem ich meine Amsterdamer Wochen abgedient hatte, kehrte ich im Juli noch einmal nach Antwerpen zurück.

Endlich lag ein definitiver Plan vor. Zunächst war eine Zeitlang der Versuch gemacht worden, einen Sozius für mich zu finden; dann war dies aufgegeben worden, und es stand nun fest, daß ich mich unter meinem eigenen Namen, allein, nur unterstützt mit einem mäßigen Kapital von meinen Verwandten, in Rotterdam etablieren sollte. In diesem letzten Momente, vor dem Salto mortale, kam noch einmal die ganze Wucht meiner entgegengesetzten Neigung über mich. Ich finde sie in einer Reihe von Briefen an meine Braut niedergelegt. Eine Stelle aus einem derselben giebt

der Stimmung den prägnantesten Ausdruck. Nach etlichen Seiten selbstanalysierender Betrachtungen über das eigne Schwanken und dessen Pein heißt es:

„Nun ist ein Jahr vorüber, daß ich den verhängnisvollen Schritt gethan habe. Und was ist das Resultat? Mein Onkel und ich geben zu, daß alles auf dem Zufall steht, daß nichts in unsren Händen ist. Aber um auf den Zufall zu hoffen, braucht's dazu solcher Operationen? Doch, ich fürchte, es steckt hinter dieser Verlegenheit etwas Schlimmeres, als die Ungunst des Zufalles. Wäre ich wirklich ein Mensch für das Handwerk, welches ich jetzt erlernt habe, so brauchte ich diesen Zufall nicht, denn da giebt es ja keine Stellen zu besetzen und vakante Ämter abzuwarten. Und wäre ich ein tauglicher Diener für den heiligen Hunger nach Gold, so würde man schon sein Interesse dabei finden, mir einen Platz zu geben. Aber da sitzt der Knoten. Ich habe mich ein Jahr lang jeden Morgen mit verständigen Reden aufgefordert, den Tag über an der Bewältigung eingewurzelter Antipathien mit Geduld zu arbeiten, ich habe mich sanftmütig mit Menschen und Dingen vergesellt, welche mich anwiderten, ich habe endlich auch die Handgriffe des Metiers gelernt, — und nach all dem muß ich mir, offen gestanden, doch sagen: ich bin untauglich dazu; denn was hilft's, daß ich mir es verschweige? Die Thatsachen plaudern's aus. Ich weiß nicht, ob mein Onkel sich so klar über die Natur der fortschwebenden Verlegenheit ist, als ich; aber wundern sollte es mich doch, wenn er sich nicht bald zu dieser Klarheit verhälfe. Möglich, daß mit noch mehr gutem Willen auch in diesem Punkte wirklich noch mehr zu leisten wäre, aber was ich aufgewendet habe, war insoweit vergeblich, als es dahin gerichtet war, meine Sinnesart, mein Interesse, meine Aufmerksamkeit — von Geschmack und Neigung nicht zu reden — in ein anderes Geleise zu bringen. Ich habe das Geschäft erlernt, aber ich bin kein Geschäftsmann geworden; im Gegenteil, jeder Fortschritt der Erfahrung hat den ursprünglichen Gegensatz mehr entwickelt, und heute ist es mir fremder in dieser ganzen Atmosphäre zu Mute, als vor einem Jahre. Wenn ich damals mir wie neurekrutiert vorkam, so komme ich mir jetzt vor, wie auf ein paar Stunden maskiert. Manchmal werfe ich mir die Frage auf: ob ich einen Gewaltsentschluß fassen,

mich aller Schwachmütigkeit und Wehleidigkeit entschlagen, auch dieses Jahr verloren geben und abermals was Neues beginnen soll? Aber auch das geht nicht. Ich möchte jetzt nichts mehr beginnen, ohne sicher zu sein, es mit der größten Energie und mit dem größten Erfolg durchführen zu können. Und darauf kann ich nimmermehr vertrauen. So würde mir denn bald nur erneuerte Reue bevorstehen, auch der abermalige Versuch mißlingen und unter der optischen Täuschung des Rückwärtsliegenden das Aufgegebene als das bessre erscheinen. So mag denn das Experiment sich abwickeln. Ich hab es von vornherein auf Glück und Unglück unternommen."

So fuhr ich nun in den ersten Septembertagen dieses Jahres 1851 gen Rotterdam, um dort aus flacher Hand ein Bankhaus zu errichten, nachdem ich die Stadien der elementaren Lehrzeit und weiteren Ausbildung in Jahresfrist überwunden hatte.

Auch war der Anfang möglichst bescheiden. Meine mütterlichen Oheime borgten mir ein kleines Kapital, von meinem Vater konnte ich nach seinen Verhältnissen nichts verlangen; er beteiligte sich mit der geringen Summe von 5000 Gulden. Das Haus Bischoffsheim gab noch in der Form einer Commanditierung einen mäßigen Betrag dazu. Und jetzt wurde die Firma L. A. Bamberger & Co. ins Leben gerufen. A. setzte ich nach dem Vornamen meines Vaters dazu, weil sich damals ein Homonymus in London etablierte, den ich nicht kannte.

Die Wohnungsverhältnisse waren in Rotterdam noch schwieriger als in Amsterdam. Nackt und bloß, wie ich ankam, war ich darauf angewiesen, fürs erste eine möblierte Wohnung zu finden. Aber sie war auch danach. Zu den Ansprüchen eines Bankgeschäfts verhielt sie sich etwa wie meine Pfälzer Artillerie zu der einer ernsten Kriegführung. In einer kleinen Straße, Noordblaak genannt, bezog ich drei „gestoffeerde Kamers", möblierte Zimmer, im ersten Stock. Eines nach vorn war mein Wohnzimmer. Von den beiden nach hinten liegenden ward das eine Komptoir, das andre mein Schlafgemach. Ebner Erde hatte der Eigentümer, ein Friseur, seinen Laden der ganzen Breite der schmalen Fronte entlang, und notabene der Eingang zu meinem Komptoir führte durch den offenen Laden, in dessen Hinterstube das Geschäft des

Haarschneidens und Rasierens betrieben wurde. War dieses Gebiet durchschritten, so ging es die Treppe hinauf zu mir, aber — was befand sich halbwegs hinter einer, durch ihr Äußeres das abgeschlossene jenseitsliegende Gebiet unzweideutig verratenden Thüre?! Unter diesen vielverheißenden Symbolen hielt ich meinen Einzug in die haute finance.

Mein Sinn für die Komik der Situation siegte über alle ernstere Verstimmung. Nie werde ich meinen ersten Gang zur Börse vergessen. Ich saß auf meinem noch verschlossenen Koffer, als das Signal ertönte, nämlich das Glockenspiel des nahen Turmes, welches drei Uhr bedeutete. Die holländischen und belgischen Städte hatten damals noch viele Glockenspiele; haben sie wohl auch heute.

An jenem Septembertag, um die schwere Stunde, setzte das Spiel mit dem Chor aus Lucia von Lammermoor ein, der die Braut auffordert, bei den Klängen, die sie vernimmt, ihr Haupt zu schmücken.

Ich höre noch heute diese Melodie nicht, ohne daß ich mich auf meinem Koffer sitzen sehe, vor dem ersten Gang zur Börse.

Ein paar Worte aus einem Brief an meine Braut zur Belebung des Stimmungsbildes:

„Rotterdam. Noordblaak bij van Egeraad (so hieß der Friseur). Sonntag, 7. September 1851. 11½ Uhr abends.

Und ich sitze in Rotterdam, das weiß Gott, wenn er auch sonst gar nichts weiß. Welche Blamage, wenn ich in diesem Lande, oder richtiger in diesem Wasser, kein Geld verdiente! Denn dazu kann man einzig und allein hier sein. Ich habe in diesen zwei Tagen möglichst viel gefördert, war bereits Samstag an der Börse und bin, wenn mich der erste Anschein nicht trügt, längstens in drei Wochen in vollem Zuge. Ich habe, wie Du aus der Überschrift ersiehst, bereits eine Wohnung, drei Zimmer, nach Rotterdamer Begriffen sehr gut, nach den unsrigen ein schlechtes Sekondeleutnants-Chambre garnie. Die Stimmung ist anitzo noch gut; denn ich bin doch nur noch mit mechanischen Einrichtungen beschäftigt, welche nichts Schwieriges auf sich haben. Die ersten Operationen werden mehr Schweiß treiben, doch ist's schon viel gewonnen, daß ich bis jetzt noch gar nicht out of temper

bin. Die Nervenleiden, der Gehirndruck und die Mattigkeit waren gestern und vorgestern sehr arg. Unter andren Umständen hätte ich mich darunter zusammensinken lassen. Nun aber sagte ich mir: den Kopf oben gehalten und alle Kontrarietäten mit Gewalt bekämpft! Ich lief, sprach, hantierte also mitten unter Sinnenverwirrtheit und Sterbensmüdigkeit eisern darauf los, und wirklich scheint, der Willenskraft zu Ehren, der Jammer heute definitiv in die Flucht geschlagen zu sein. Gute Nacht, morgen früh sag ich Dir, wie das neue Bett ist; wahrscheinlich schlecht. — Montag Abend 9 Uhr. Bett schlecht, geschlafen gut, Kopf viel besser. Heute bereits Geschäfte gemacht. Bis ich einen Kommis gefunden habe, werde ich sehr viel Last und Schreiberei haben. Ich bin seit der Frühe an der Arbeit und jetzt noch lange nicht fertig. Man hat hier eine abgeschmackte Tageseinteilung. Von 9 bis 3 Komptoir, von 3 bis 4 Börse, dann Essen und von 6 bis 8 respektive 9 wieder Komptoir. Leben heißt hier arbeiten. Ich fürchte, das giebt schmale Briefe. Was ist doch die Gelahrtheit für eine schöne Müßiggängerei. Sei ohne Mitleid mit Deinem Koopman L."

Jenen ersten Kommis fand ich zwar nach einiger Zeit, aber nach etlichen Monaten ertappte ich ihn auf kleinen Unterschlagungen und warf ihn zur Thüre hinaus. Er war ein Holländer. Dann fand ich einen Deutschen, zu dem später noch ein Schweizer Buchhalter kam. So weit hatte ich es gebracht, als ein weises Schicksal mich aus Holland nach Frankreich hinüberführte.

Einige Zeit, nachdem alles in Gang gesetzt war, schrieb ich:

„Ob die Geschäfte bald was aufbringen werden, ist eine Frage, aber konstituieren werden sie sich gewiß. Dann mag Gottes Land über Gottes Wasser gehen. Die Leute prophezeien mir hier nach ein, zwei Jahren goldne Berge, dieweilen ich im stillen denke: in ein, zwei Jahren hat Euch hoffentlich alle der Teufel geholt. So wollen wir denn dies närrische Geschick walten lassen, das so unmöglich drein schaut. Wenn ich einmal organisiert bin, werde ich hoffentlich auch mehr Mensch sein können. Nur die verfluchte Tageseinteilung. Es wäre lächerlich, wenn Du Dir vorstellen könntest, wie ich mich daran erbaue, daß

Du so fleißig liesest, studierst, schreibst; ἐν σοὶ γάρ ἐσμεν. Fängst Du bald griechisch an? Ich wäre ein großer Esel, wenn ich nicht Fortune mache. Ich bin gesund, esse und könnte gut schlafen, wenn das Bett und die Flöhe damit einverstanden wären."

Allmählich machte ich mir ein erträgliches Leben zurecht. Der Umgang war natürlich beschränkt. Ein paar ledige Herren, Belgier, Deutsche, Schweizer und auch ein Holländer kamen mir näher. Ein ehemaliger, jetzt zurückgezogener Kaufmann, der sehr reich war, viel nach Paris ging, eine schöne Galerie neuerer französischer Bilder hatte, fand sein besonderes Wohlgefallen an mir und nahm mich unter seine Protektion. Sein Name war Eduard Jakobson. Er hatte sich, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, eine Stellung gemacht, die ich als die eines diplomatischen Volontärs bezeichnen möchte. Sein Stolz war sein intimer Verkehr mit Guizot, den er natürlich über alles verehrte. Sein stattliches Äußere paßte sehr gut zu der Rolle, die er sich zurecht geschnitten hatte. Auch trug er sich genau wie Guizot mit hochzugeknöpftem Rock und hoher Halsbinde. Er war ein wohlwollender kluger Mann, der mir zum Schluß einen großen Dienst leistete. Später sah ich ihn noch häufiger in Paris. Einmal nach 1866 kam er in großer Sorge, daß Bismarck nun Holland annektieren wolle, zu mir, was ich ihm vergeblich auszureden suchte.

Wirkliche Freundschaft schloß ich nur mit einem deutschen Arzt und seiner Familie, in der ich heimisch ward. Sehr widerwärtig war mir die vollständige soziale Trennung zwischen Christen und Juden. Etwas Ähnliches kannte ich zwar von Deutschland her; doch hatte es in die Kreise meiner Studiengenossen damals gar nicht hineingereicht, und die in England und Belgien verlebten Jahre hatten mich die soziale Bedeutung konfessioneller Unterschiede ganz vergessen lassen. Im Gegensatz zu ähnlichen Erscheinungen auf deutschem Boden war eigentlich von Rassenhaß keine Rede, auch nicht von Neid, da es in Holland unzählig viele reiche Christen und sehr viele arme Juden gab, besonders in Amsterdam, wo sie auch viele grobe Handwerke trieben, namentlich als Lastträger bei dem Aus- und Einladen der Schiffe schwere Arbeit thaten. Ebensowenig konnte man die Scheidung

der Vulgarität des Auftretens zuschreiben, denn die deutsch-polnischen Elemente der Juden standen zwar auf einer sehr niedrigen Stufe, aber die Abkömmlinge der portugiesischen Einwanderung, welcher Spinoza angehört hatte, hielten sich sehr vornehm und suchten ihrem adligen Namen Ehre zu machen. Die Spaltung war um so auffallender, als nach dem Gesetz schon damals in Holland nicht nur völlige Rechtsgleichheit dem Buchstaben nach galt, sondern auch praktische Anwendung fand. Ein Jude, Godefroi, wurde sogar Justizminister, und in der Armee gab es jüdische Offiziere.

Die Erklärung lag wohl zum Teil in der beiderseitigen Frömmigkeit. Protestanten und Juden identifizierten sich dermaßen mit ihren religiösen Gefühlen, daß sie es für ganz natürlich hielten, jeder in seinem Lager zu bleiben. Diese Beschränktheit trug noch das ihrige dazu bei, mir den Aufenthalt in Holland leidig zu machen.

Als ich nach Frankreich kam, atmete ich auf. Dort wußte man damals von diesem Gegensatz überhaupt nichts; man konnte jahrelang unter Familien verkehren, ohne daß nach der Konfession gefragt wurde. Das Wort Antisemitismus war zu jener Zeit noch nicht in Deutschland erfunden, und von Deutschland aus über die Welt verbreitet worden.

Als ich später nach Deutschland zurückkam, war ich der Sache so fremd, daß ich mich ganz naiv zu ihr verhielt, und der große Zug der politischen Bewegung vom Ende der sechsziger und Anfang der siebziger Jahre hob die Stimmung über das Gemeine hinweg. Erst nach der Mitte der siebziger Jahre, als der Wind von oben nach der Reaktion umschlug, in Verbindung mit dem Rückschlag der Gründerzeit, drängte sich mir auch im Schoße meiner eigenen Partei der Anfang der Bewegung auf, und ich fing an, aus meiner Naivetät herauszukommen. Doch blieben mir die schlimmsten Erfahrungen noch vorbehalten.

Mein Trost blieb in Rotterdam, wie überall, die Lektüre in meinen freien Stunden. Zu den glücklichsten vor meiner Verehelichung in Rotterdam rechne ich die, in denen ich des Abends und des Sonntags Gutzkows neun Bände „die Ritter vom Geiste“

las; das waren süße Heimatklänge für mich. Nach der oben geschilderten Gesamtstimmung wird sich das nachfühlen lassen. Das Buch, seine Figuren, seine Gedanken, alles das bewegte sich so durchaus in der Sphäre, in der ich meine eigne Entwicklung genommen hatte. Es war Heimatluft, und zwar die beste, und da es in der Heimat selbst nicht so aussah, daß man sich in sie zurückwünschen mochte, so war dies Stückchen idealer Heimat im Exil eine wahre Oase.

Bücher können nicht glücklich machen, aber glückliche Stunden und Tage können sie geben.

Gutzkow war der gediegenste des Jungen Deutschlands und verdient unter den Schriftstellern zweiten Ranges seiner Zeit einen ersten Platz.

Alles in allem war mein Leben in Rotterdam doch viel erträglicher als in Antwerpen, nachdem einmal die ersten Beklemmungen des unheimlichen, beinah komischen Anfangs überwunden waren. Ich lese es aus meinen Briefen heraus. Hatte ich auch menschlich nicht viel Besseres, so gehörten doch die späten Abendstunden und der Sonntag mir allein, und ich konnte mir eine Atmosphäre machen.

Dreimal in der Woche hörte ich naturwissenschaftliche Vorträge, mehr um holländisch zu lernen, als um des Studiums willen. Ein Theater gab es nicht, aber gute Konzerte; die Holländer betrieben die Musik, wie alles, mit großem Ernst. Ein Dirigent, der sich später noch einen Namen in Deutschland machte, als er nach Leipzig berufen ward, Verhulst, machte seine Sache sehr gut. Die Natur hatte ihren Reiz. Der Friede der weitgestreckten Wiesen, der stillen Wässer der Kanäle, der schmucken Landhäuser mit ihren im Rokokostil gehaltenen lateinischen Inschriften, selbst die Menschen mit ihren langen weißen Thonpfeifen, deren Gebrechlichkeit zur Ruhe anhielt, das alles war für Kopf und Herz, die sich seit zwei Jahren viel gequält hatten, eher ein wohlthuender Hintergrund.

Den Zauber der holländischen Malerschule lernt man auch erst recht verstehen, wenn man die Beleuchtung ihres Landes näher beobachtet hat; dieses sanfte, feine, schmelzende Licht, hell

und doch garnicht blendend, überraschte mich bereits bei meinem ersten Eintritt in Holland, als ich mit dem Dampfboot nach Dortrecht kam. Aber das Dampfboot ist eigentlich für diese Landschaft nicht gemacht. Wer sie in ihrer eigenen Zubereitung, au naturel, genießen will, muß in der Trekschuit reisen. Ich bezweifle, ob das edle Fahrzeug noch existiert. Aber ich habe es genossen, und ich habe eine dankbare Erinnerung daran bewahrt.

Es war zwischen Maastricht und Lüttich; ich hatte in Maastricht in Sachen der Aachen-Maastrichter Eisenbahn juristische Geschäfte für das Brüsseler Haus zu besorgen, und eines schönen Herbstnachmittags folgte ich der Anwandlung, mich zur Rückfahrt nach Lüttich der Trekschuit anzuvertrauen, die ihren Namen von Trekken, d. i. ziehen, hat.

Dies stille Hingleiten auf dem stillen Wasser in friedlicher Landschaft machte einen wundersam beruhigenden Eindruck auf mich. Es war, abgesehen von der kleinen Bemannung, niemand auf dem Boote als ein deutscher Handwerksbursche und ich. Ich hatte ein schönes Buch bei mir. An jedem Dorf hielt der Jager, so heißt der Lenker des das Schiff ziehenden Pferdes, eine Weile still, um sein Borreltje, Gläschen Schnaps, zu trinken, und es war mir leid, als wir in Lüttich ankamen.

Da nach einigen Monaten, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, unter meinen tastenden, unerfahrenen Händen meine geschäftlichen Anfänge ganz gut aus der Komik heraus zu einer kleinen ernsten Gestalt herangewachsen waren, so zögerte ich auch nicht länger mit ernsteren Dingen. Ich leitete die Schritte zu meiner Verheiratung ein und mietete mir ein Haus, zwar auch noch ein bescheidenes, aber doch ganz anstandsgemäßes.

Es gab, damals wenigstens, in Holland keine mehrfachen Mietswohnungen in einzelnen Stockwerken. Jede Familie bewohnte, wie in England, ihr kleines oder größeres Haus.

Im unteren Raum das Komptoir, in den beiden oberen gute Wohn- und Schlafzimmer. Das nächste, was ich dann zu thun hatte, war, mit dem Vater meiner Braut ins Reine zu kommen. Sie war schon seit einiger Zeit aus Alzey wieder zu ihrer Mutter übergesiedelt. Wir wußten, der Alte werde seine Einwilligung verweigern, aus dem einzigen wahren Grund, weil er diesen Vorwand

benützen wollte, um nicht mit Geld herauszurücken. Er war reich und ein Harpagon in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er gönnte sich noch weniger als anderen. Ich schrieb einen wohl stilisierten und höchst geziemenden Brief an ihn um seinen Konsens, und erhielt — wie ich erwartet hatte, denn er war, bei scharfem Verstand, der größte Feind einer geraden Antwort — einen dunklen Bescheid, aus dem nichts herauszulesen war. Es kostete sogar Mühe, daraufhin endlich noch ein deutliches Nein zu erzielen. Da meine Braut das fünfundzwanzigste Jahr grade überschritten hatte, war der Konsens nach rheinischem Recht nicht unbedingt nötig. Es mußte nur durch eine gerichtliche Zustellung, den sog. acte respectueux, dem Anstand damit Genüge geschehen, daß die Aufforderung zweimal erfolglos ergangen sei. Dazu war eine Frist von drei Monaten nötig, und wir erfüllten die Formalität. Um seine Tochter doch nicht leer ausgehen zu lassen, nota bene sein einziges Kind, schickte er ihr zu ihrer Hochzeit brieflich seinen Fluch. Später, als es uns finanziell sehr gut ging, versöhnte er sich, erschien sogar eines Tages in Paris und versuchte sich da niederzulassen, um im Anblick unseres Glückes sein Leben zu beschließen. Ich hatte viel Schererei davon, da die wirkliche Pietät seiner Tochter für ihn nie erloschen war und sie sich der Versöhnung freute, aber die Sache ging mir doch über den Spaß, und ich machte dem Versuch sehr bald ein Ende.

Ein anderes Hindernis war noch für die Verehelichung zu überwinden. Ich hatte gar keine Papiere, da ich nach französischem Kriminalrecht als Kontumax rechtlos war. Zwar erhielt ich die Auszüge aus dem Zivilstandsregister unbeanstandet, aber sie mußten zur Verwendung vom Präsidenten des Civilgerichts beglaubigt sein. Dies glaubte der damalige Vorsitzende, ein Herr Lebert, zu Gunsten eines Flüchtlings nicht thun zu dürfen. Schon sah ich mich auf das Auskunftsmittel einer Trauung in England, wo gar nichts verlangt wird, angewiesen, als es gelang, noch durch eine andere Art der Beglaubigung den Anforderungen des holländischen Civilstandsbüreaus zu genügen. Und so heiratete ich am 5. Mai 1852 in Rotterdam, mit einer schönen Rede des Bürgermeisters bedacht und nur von ganz wenigen Verwandten und Freunden umstanden.

Jetzt begann eine Zeit des Glückes, wie sich dies nach allen Leiden und Kämpfen, besonders nach allen Quälereien, die meine Frau bis dahin über sich hatte ergehen lassen, denken läßt. Wir führten ein stilles, beschauliches Leben, selig, endlich vereinigt zu sein und uns allein anzugehören. Die schweren seelischen Leiden hatten die Gesundheit meiner Frau arg geschädigt, und das feuchte holländische Klima war mit nichten dazu angethan, diese Leiden zu heben. Während ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, bis auf weiteres in Holland zu leben, konnte sie sich nicht mit dem Aufenthalt befreunden. Land und Leute waren ihr antipathisch, besonders die Schwerfälligkeit der Krämer und Handwerker, mit welchen der Haushalt täglich in Berührung bringt. Es war immer sehr komisch, wenn sie in Begleitung einer Rotterdamer Freundin, der Frau des erwähnten deutschen Arztes, Geräte einkaufte. „Nehmen Sie das Beste, meine Liebe, es ist ja fürs Leben." — „Ich will aber nicht fürs Leben hier bleiben", war dann die Replik. Und so kam es.

Eines Morgens, am 8. Juli 1853, am Tage, an dem meine Frau zum erstenmal wieder zum Besuch ihrer Mutter auf einige Wochen nach Deutschland reisen sollte, kam ein Brief meines Antwerpener Bruders, der mir schrieb, im Pariser Bankhaus bereite sich eine große Veränderung vor; es sei ein neuer Prokurist nötig, und man würde vermutlich mir die Stelle vorschlagen.

Es war des Morgens acht Uhr. Meine Frau sollte in einer halben Stunde mit dem Dampfboote rheinaufwärts fahren. Sie war schon ganz reisefertig. Ich las ihr den Brief vor und sagte: „Nun, das ist zu überlegen." Da riß sie sich den Hut vom Kopfe und sagte: „Wenn Du da noch überlegen willst, so gehe ich nicht fort. Da ist garnichts zu überlegen, sondern nur zuzugreifen." Ich beruhigte sie, daß ich gewiß in ihrer Abwesenheit die Sache nicht von der Hand weisen würde, und sie ließ sich einschiffen, nachdem ich ihr nochmals alle möglichen Zusicherungen gegeben hatte.

Mir war die Sache nicht so spruchreif, weil ich zur Zeit die Freude genoß, nur auf meinen eigenen Füßen zu stehen, mit niemandem zusammengespannt zu sein, und die unbekannten Reize

der Großstadt vorerst die sichere, ruhige, umfriedete Existenz in meinen vier Wänden nicht aufwogen. Aber der weibliche Instinkt hatte doch das Richtige herausgefühlt. Der erwartete Antrag von Paris folgte bald nach.

Ich nahm auf Probe an, mit dem Vorbehalt, meine Rotterdamer Existenz nicht eher preiszugeben, als bis ich mich mit eigenen Augen von der Annehmbarkeit der neuen Position überzeugt haben würde.

Als meine Frau von Mainz zurückkehrte, konnte ich ihr die Meldung machen, daß wir schon in den nächsten Wochen nach Paris reisen würden. In Rotterdam erfuhr niemand etwas anderes, als daß es sich um einen Ausflug handle.

Meinem Pariser Onkel, meinem künftigen Vorgesetzten, schrieb ich am 12. August:

„Da Sie mich zu ganz rücksichtsloser Erklärung einladen, so sage ich Ihnen kurz, daß ich eine Versetzung nach Paris, nach Abwägung aller Pros und einiger allerdings existierenden Contras für wünschenswert in meinem Interesse erachte. Mein Hauptgrund ist der schon oft gegen Ihren Bruder erwähnte, daß ich das hiesige Geschäft für wenig perfektibel ansehe. Wenn es sich verhältnismäßig rasch bis zu einem gewissen Punkt entwickelt hat, so hat es dies mit allen niedrigen Organismen im Naturreich gemein, die bekanntlich desto schneller zur Ausbildung kommen, je weniger Vollkommenheit sie zu erreichen haben. Nach Angabe dieses Punktes bedürfen Sie wohl ebensowenig weiterer Gründe, als jener Prinz, dem man als ersten Entschuldigungsgrund für die nicht abgehenden Salutschüsse, die mangelnden Kanonen angegeben hatte."

So war der Entschluß gefaßt, aber der Ausführung sollte noch ein nicht geringes Hindernis in den Weg treten.

Das neu errichtete Kaisertum in Paris war den politischen Flüchtlingen ebenso abgeneigt, wie die vorausgegangene Präsidentschaft der Republik. Ohne einen regelmäßigen Paß, in dem ich als ein vergangenheitsloser Mensch figurierte, über die Grenze zu kommen, war keine Möglichkeit. Zunächst versuchte ich mir einen belgischen Paß zu verschaffen, sodann einen holländischen. Aber beides mißlang, da sich beide Länder keiner Beschützungspflicht

gegen mich bewußt zu sein besinnen konnten und Mißhelligkeiten mit der französischen politischen Polizei ängstlich aus dem Wege gingen. An diesem Hindernis zu scheitern, wo so viel Ernstes auf dem Spiele stand, wäre doch schändlich gewesen. In meiner Verzweiflung wandte ich mich an meinen Protektor Eduard Jakobson. Und er war großmütig und mächtig genug, mir zu helfen. Er verschaffte mir den Auftrag, als Kurier der holländischen Regierung mit Depeschen nach Paris geschickt zu werden. Ich bekam also vom Haag, mit großen Staatssiegeln versehen, ein schweres Packet und dazu ein Legitimationsschreiben als Träger dieser wichtigen Papiere, die an den holländischen Gesandten in Paris, den General Fagel, adressiert waren.

Das Packet hatte die Form eines großen Backsteins, und ich bin heute wie damals der Meinung, daß der Inhalt der äußeren Erscheinung entsprach; das war nämlich dazumal garnichts Ungewöhnliches. Ich habe selbst unzählige Ziegelsteine als Wertpapiere verschickt. Und damit hatte es folgende Bewandtnis.

Die Fahrpoststücke wurden damals noch nicht wie heute durch die Staatsposten vermittelt, sondern durch konzessionierte Privatunternehmungen, in Holland und Belgien unter der Firma der sog. Messageries von Gent und Loos, in Frankreich Laffitte Caillard & Co. Um die Rechtsgrenzen zwischen diesen Konzessionären und der Briefpost abzustecken, war bestimmt worden, daß die Privatgesellschaft nur Packete von einem gewissen Minimalgewicht befördern dürfe. Damit nun unter dies Gewicht nicht herabgegangen werde, hatte jedes Geschäftshaus seinen Vorrat von Ziegelsteinen, welches den unzulänglichen Packeten beigepackt wurde, und diese legitimierenden Steine machten jahraus, jahrein ihren Weg hin und her als gesetzmäßiger Ballast zu den Börsenpapieren, um deren Versendung es sich handelte.

Einem solchen lapidaren Aktenstück sah das mir von dem königlich holländischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anvertraute sprechend ähnlich.

So war ich aller Berechnung nach mit dem Talisman versehen. Aber oh Tücke des Schicksals!

Am Abend vor der Abreise, als ich ihn in meinen Handsack wohlbedacht einschieben will, entdecke ich oben auf dem Umschlag

neben der Adresse einen fürchterlichen Fettfleck. Wie er bei den mannigfachen Hantierungen, die eine aufzulösende Haushaltung begleiteten, mit irgend einem der Küche entsprungenen Gegenstand in diese verhängnisvolle Berührung gekommen sein mochte? Dies Geheimnis ist nie entschleiert worden. Aber die Thatsache konnte einen zur Verzweiflung bringen. Eine Staatsdepesche mit einem Fettfleck auf der Adresse, das war wohl, in Friedenszeiten wenigstens, noch nicht vorgekommen, und für einen Pseudo-Kurier, der, wie man sagt, ohnehin schon Butter auf dem Kopf hatte, war dieser Makel offenbar eine böse Zugabe. Was blieb zu thun? Die halbe Nacht dokterten wir, meine Frau und ich, an der schändlichen öligen Substanz mit allen erdenklichen Hausmitteln, mit Essig- und Thonerde, mit Kreide, mit Löschpapier und heißem Bügeleisen. Ganz vertreiben ließ sich das Ungetüm nicht, aber nach mehrstündiger Bemühung war das Dickste beseitigt, und das Wagestück mußte unternommen werden. Es gelang über alle Erwartung. Die großen Staatssiegel imponierten dermaßen, daß ich nicht nur mit meiner Begleiterin unbeanstandet die Grenze in Jeumont passierte, sondern daß auch die Douane unsere Effekten achtungsvoll ungeöffnet ließ.

Wie atmeten wir auf, als wir wieder im Waggon saßen und, vor jeder Klippe sicher, gen Paris hin sausten.

Siebentes Kapitel.

Paris.

In einem kleinen Gasthaus in der rue Laffitte, hatte man uns Absteigequartier besorgt. Da blieben wir etwa vier Wochen lang, bis wir eine Wohnung im dritten Stocke des nach dem Hofe zu gelegenen Teils eines großen, auf der Place Vendôme stehenden Hauses fanden.

Zwei anekdotische Erinnerungen an diesen Platz und die auf ihm emporragende Napoleonssäule will ich gleich hier einschalten. In den ersten Tagen des Einzugs machte die Schließerin unseres Hauses, eine noch junge, sehr freundliche Person, meine Frau darauf aufmerksam, sich immer in gehöriger Distanz von der Säule zu halten, parce qu'il en tombe souvent du monde, weil nämlich von Zeit zu Zeit Selbstmörder diesen Weg benützten, sich in die Ewigkeit zu befördern. Ein anderes war dieses: eines Tags ging ich an der Säule vorüber, als gerade ein paar Grenadiere der von Napoleon III. neu wiedereingeführten Garde vor ihr standen, in ihrer, der alten etwas angenäherten Uniform und mit dem Dreispitz auf dem Kopf, der an die Konventsarmee erinnerte. Wie sonderbar berührte es mein Ohr, als der eine zum anderen sprach: „Siehschde, da obe steht er, der Olle!" Es waren gute Elsässer. Der Kaiser aus Erz war damals noch der auch mit dem Dreispitz gekrönte und mit dem Marengo-Überrock bekleidete kleine Korporal, nicht der lorbeerbekränzte römische Imperator, den man nach der Kommune wieder aufgerichtet hat.

Es ist etwas Eigentümliches mit der Ideenverbindung, die an gewissen Äußerlichkeiten haftet. Diese alemannischen Laute in der französischen Uniform machten mir einen stärkeren Eindruck, als die ganze Geschichte der Réunionskammern, wenn ich sie gedruckt las.

Ebenso ging es mir später einmal, als ich des Nachts die Champs Elysées hinaufging. Von weitem schlugen die Klänge eines deutschen Volksliedes an mein Ohr, sehr hübsch und weich

von mehreren Stimmen gesungen. Es mutete mich durch die dunkle Stille wehmütig heimisch an. Und als die Sänger näher kamen, waren es französische Soldaten. Daß dieser Gegensatz seine Wirkung that, ist am Ende nicht zum Verwundern; aber etwas sonderbar ist, daß ich noch heute in Mainz an Soldaten vorübergehend, welche die jetzt mit wenig Ausnahmen über die ganze deutsche Armee verbreitete, ursprünglich preußische Uniform und den Helm tragen, verwundert aufhorche, wenn der heimische Pfälzer Dialekt aus ihrem Munde ertönt. Die jugendliche Reminiszenz, dergleichen nur mit der alten hessendarmstädtischen Uniform vereint zu hören, ist noch nach drei Jahrzehnten nicht ausgeblieben.

Nachdem ich glücklich in Paris gelandet und auch weiterhin unbehelligt geblieben war, redete ich mir ein, der kaiserlichen Polizei ein Schnippchen geschlagen zu haben. Nur einmal wurde ich für einen Augenblick daran irre, als ich etliche Wochen nach meinem Einzug in die Wohnung an der Place Vendôme des Abends aus dem Hause ging. Wie ich mich der Loge des Schließers nähere, höre ich deutlich nach meinem Namen fragen. Ich gehe auf den Forschenden zu, der sich nun rasch entfernen will, doch halte ich ihn an und bitte um Aufklärung. Er antwortete verlegen, daß er im Auftrag einer mir unbekannten Dame gehandelt habe, und eilt weg. Ich merkte sofort, daß die Dame die Polizei war. Doch hatte es weiter keine Folgen. Viel später erst entdeckte ich, wie wenig ich mein Inkognito bewahrt hatte. Nachdem ich schon eine Reihe von Jahren in Paris gewohnt und oft die Interessen meines Geschäftshauses in großen Rechtssachen zu vertreten gehabt hatte, schien es erwünscht, daß ich Sicherheit gegen die über jedem Fremden schwebende Gefahr polizeilicher Ausweisung erlangte. Dies wird ermöglicht durch die Erlangung des sogenannten droit de domicile civil, welches mit der Naturalisation nichts gemein hat, sondern nur in den Stand setzte, die aus dem regelmäßigen Wohnsitz erfließenden Rechte des Aufenthaltes, vor Gericht zu klagen u. s. w. auszuüben. Zu diesem Zweck machte ich eine Eingabe an das Ministerium des Innern. Natürlich traf ich Fürsorge, mit guten Empfehlungen und Referenzen versehen zu sein, und das war bei der großen

Stellung des Bankhauses ein Leichtes. Ich dachte, meiner, im Grunde sehr unverfänglichen Sache ganz sicher zu sein. Während sie schwebte, wurde ich eingeladen, auf dem Amte des Directeur de la Sûreté publique, d. h. der politischen Polizei zu erscheinen. Diesen Vertrauensposten bekleidete damals ein Herr Collet Meygret, der später auch einmal Präfekt wurde, aber unter der Republik ein böses Ende nahm. Er wurde wegen betrügerischer Börsenmanipulationen zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt. Er war also wohl schon damals nicht unempfänglich für gute Beziehungen zu Finanzkreisen, und ein dazu sehr qualifizierter Bekannter hatte mich ihm angelegentlich empfohlen. So wurde ich denn auf meine Meldung sofort vorgelassen und aufs freundlichste empfangen. Er richtete einige Fragen an mich. Dann kamen wir ins Plaudern, und zuletzt warf er die Frage hin, ob es mich vielleicht interessieren würde, meine Akten, votre dossier, einzusehen. Natürlich ließ ich mir das nicht zweimal sagen. Er rief nun einen Sekretär und gab ihm die entsprechende Weisung. Diesem folgte ich in seine Stube, und dort holte er aus dem Repositorium ein dickes Aktenfaszikel herunter, auf dessen Deckel mit großer schöner Kanzleischrift stand: Bamberger, Louis, chef des bandes qui ont ensanglanté le Palatinat. Unter den ersten Blättern fand ich sofort die genaue Aufzeichnung des Tags, an dem ich in Paris angekommen und des Hotels, in dem ich abgestiegen war. Nur die holländische Mission war nicht vermerkt. Im Verlauf des Schriftstücks zeigte sich eine Reihe von phantastischen Angaben, für welche ich in der Wirklichkeit keinen Ursprung zu finden wußte. Am meisten überraschte mich die öfter wiederkehrende Notiz, daß ich mich auch vielfach unter dem Namen Schramm umhergetrieben hätte. Es gab allerdings einen kompromittierten, aber wohlbekannten Dr. Rudolph Schramm, welcher aber gar keinen Berührungspunkt noch Ähnlichkeit mit mir hatte. Er wurde später sogar preußischer Konsul in Mailand. Erst nach Jahrzehnten, im Jahr 1895, sollte ich dem Ursprung dieses Quidproquo auf die Spur kommen.

Bei dem Umbau des Mainzer Stadthauses wurden die alten daselbst aufbewahrten Polizei-Akten der Stadtbibliothek überlassen, und diese war so freundlich, die meine Vorgeschichte be-

treffenden mir zur Einsicht zu geben. Darin fand sich u. a., daß die königlich sächsische Polizei in Dresden im Anfang der fünfziger Jahre sich ganz besonders mit meiner Person beschäftigt hatte, aus welchem Anlaß bleibt aber unklar. Es schreibt unterm 7. September 1851 der Regierungsrat Eberhard aus Dresden an die Polizei in Mainz; es läge viel daran, über das frühere Thun und Treiben des vormaligen Gerichtsacceſſiſten Bamberger aus Mainz sowie über seine Beteiligung an den revolutionären Bestrebungen und über seinen jetzigen Aufenthalt genaue Auskunft zu erhalten. Daran anschließend schreibt der Minister Dalwigk aus Darmstadt (mein alter Freund!) an den Polizeikommissar Künstle in Mainz; nach vertraulichen Mitteilungen der königl. sächsischen Regierung in Dresden soll ein gewisser Carl Schramm, den man längere Zeit tot glaubte, unter dem Namen Bamberger in Paris leben und daselbst verhaftet worden sein. Er bittet, ihm zu berichten, was etwa darüber bekannt, und ob dieser Schramm oder Bamberger vielleicht identisch sei mit Ludwig Bamberger. Nachdem sich nun die Mainzer Polizei an die belgische gewendet, berichtet der Brüsseler Administrateur de la Sûreté publique an diese zurück, daß Bamberger Belgien verlassen habe und nach Amsterdam gezogen sei. Am 12. November 1853 wendet sich die Dresdener Polizei von neuem an die Mainzer um Auskunft über das Treiben „des bekannten Dr. Rudolph Bamberger aus Mainz", indem sie hinzufügt: „Der betreffende hessische Flüchtling Dr. Rudolph Bamberger aus Mainz, welcher in einer Kommandite des Bankhauses Bischoffsheim in Antwerpen beschäftigt ist, steht unter den deutschen Demokraten in hohem Ansehen und in innigstem Verkehr mit den Gesinnungsgenossen seiner Vaterstadt; seine Korrespondenzverbindung mit der rheinhessischen Demokratie war nie lebhafter als im gegenwärtigen Augenblick, und Bamberger übt einen so mächtigen Einfluß auf dieselbe, daß seine Ratschläge unbedingt befolgt werden." Darauf antwortet am 4. Dezember 1853 die Mainzer Polizei nach Dresden an das sächsische Ministerium des Innern, daß es einen Flüchtling Namens Rudolph Bamberger nicht gebe, und daß der offenbar damit gemeinte Dr. Ludwig Bamberger gegenwärtig in Paris sei, und, so viel man wisse,

gar nicht in politischer Thätigkeit. Und damit hatte sie wirklich recht.

Nach dreißig und etlichen Jahren war es mir interessant, zu entdecken, wie sich die hohe Polizei und insbesondere die königlich sächsische mit mir beschäftigt hatte, während ich ganz andere Dinge im Kopf hatte, als den Frieden Deutschlands zu stören.

Übrigens wurde mein bescheidenes Gesuch, trotz aller guten Empfehlungen, von der französischen Regierung abgewiesen. Ich blieb nach wie vor während meines Aufenthalts in Frankreich nur thatsächlich anwesender Fremdling. Der Grund hierfür kann, da sonst die unschuldigen Droits de domicile civil leicht verliehen wurden, nur darin gelegen haben, daß ich gesellschaftlich viel mit den Politikern der Opposition gegen das zweite Kaiserreich verkehrte.

Für ihre Versorgung mit Nachrichten darüber hatte die Polizei die nötigen Anstalten getroffen. Unter anderem hatte sie immer eine Anzahl verdorbener deutscher Flüchtlinge in ihrem Solde. Ich bin zwar im Punkte des Spionenverdachts immer sehr ungläubig, weil die Gespensterseherei auf keinem Gebiet so viel Unsinn heraufbeschwört wie auf diesem, sei es im Krieg, sei es im Frieden. Aber einiges ist natürlich auch wahr.

Ich habe schon in meinen Pfälzer Erinnerungen erzählt, welcher Unsinn mit dem Spionenverdacht getrieben wurde. Seit dem französischen Krieg ist der Aberglaube bekanntlich ins verrückte hinein gesteigert worden. Was man in Frankreich mouchard nennt und was in seiner scheußlichsten Abart zum agent provocateur wird, ist auch der deutschen Polizei nicht unbekannt. Das Handwerk blühte ganz besonders nach dem Staatsstreich vom Dezember 1851, und es scheint mir trotz meines Unglaubens bewiesen, daß etliche deutsche Flüchtlinge und Zeitungskorrespondenten damals im Dienste der Pariser Geheimpolizei gestanden haben.

Ein dahingehöriger Vorgang wurde mir von Augenzeugen öfter geschildert.

Von dem Korrespondenten einer angesehenen deutschen Zeitung war in der Flüchtlingswelt mit solchem Nachdruck be-

hauptet worden, er verrichte Spionendienste, daß man sich entschloß, ein Gericht über ihn abzuhalten und ihn zur Verantwortung aufzufordern. So geschah es. Der Verdächtige erschien vor einer Versammlung von Deutschen, und nun wurden ihm aus den Akten der Polizei solche unwiderlegliche Beweise vorgehalten, daß ihm nichts übrig blieb, als sich schuldig zu bekennen und kniefällig um Schonung zu bitten, da ihn nur Elend zu dieser Schande getrieben habe. Als er fertig war, erhob er sich mit einem Male wie rasend, zeigte auf seinen Ankläger, einen anderen journalistischen Flüchtling hin und rief diesem mit Donnerstimme zu: „Nun, aber, Du Schuft, nieder auf die Knie!" Damit zog er ein Faszikel Polizeiakten aus der Tasche, in welchem schwarz auf weiß bewiesen war, daß auch der Ankläger zu den Affiliierten der Polizei gehörte. Die Szene, die mir wiederholt von Teilnehmern geschildert wurde, spielte kurze Zeit vor meiner Ankunft in Paris und soll wahrhaft erschütternd gewesen sein. Die Namen der Überführten sind mir auch heute gegenwärtig.

Dem ersten begegnete ich noch öfter in Lesekabinetten, und er hat seine mit vielem Geschick geführte Feder im Dienste seines Blattes bis zum Krieg von 1870 gebraucht. Was nachher aus ihm geworden, weiß ich nicht. Der zweite hielt es für angezeigt, nach abgehaltenem Vehmgericht nach England überzusiedeln, wo er gestorben ist. Er war ein Österreicher, hatte in der Wiener Erhebung von 1848 in der Studentenlegion figuriert und noch kurz vor seiner Entlarvung meine Aufmerksamkeit durch einen von ihm unterzeichneten Artikel in Kolaczek's deutschen Jahrbüchern erregt wegen des fürchterlichen Pathos, in dem er sich über die Korruption in Frankreich erging. Ganz deutlich erinnere ich mich einer Phrase, welche schloß: „Fäulnis, überall Fäulnis; gebt mir Eau de Cologne!" Nicht lange darauf erfuhr ich das Geheimnis dieser schönen Seele.

Mein Freund Moritz Hartmann war nach dem Staatsstreich das Opfer eines solchen Schurken geworden, der ihn aus persönlicher Bosheit wegen politischer Umtriebe denunzierte.

Eines Morgens wurde er, nach Landesbrauch, aus dem Bette geholt und in das Gefängnis von Mazas gebracht; er

wurde eine Zeitlang da festgehalten, bis es ihm mit Hilfe angesehener Verbindungen gelang, die Falschheit der Denunziation zu beweisen.

Mein erster Gang, als ich nach Paris kam, war natürlich zu meinen alten Freunden und Exilsgenossen, Hartmann und H. B. Oppenheim. Sie wohnten in einem kleinen Hotel, genannt Des trois frères, nach der Straße gleichen Namens, einer Fortsetzung der rue Taitbout nach Montmartre hin. Hotel wie Straße sind seitdem verschwunden, wie die meisten Häuser, an welche meine alten Erinnerungen anknüpfen, inbegriffen meine eigene Wohnung in der Chaussée d'Antin. Teils haben die gewaltigen Niederlegungen und Durchbrüche alter Gebäudekomplexe, teils die von der Politik diktierten Umtaufungen einen großen Teil der alten Reminiszenzen weggewischt. Die Liebhaberei, alte historische Namen durch neuere und damit gewissermaßen die Ideen der Vergangenheit durch die der Gegenwart zu korrigieren, ist ein eigentümlicher Zug französischer Rechthaberei. Am meisten thut sie sich gütlich in der fortwährenden Umtaufung der öffentlichen Schulen, Lycées und Colléges, welche mit jedem neuen politischen Regiment die Namen wechseln. So wurden Ludwig XIV. und Napoleon I., Collége Louis le Grand und Lycée Bonaparte, figürlich aus der französischen Geschichte herausgestrichen. Die Niederwerfung der Vendôme-Säule gehörte in denselben Gedankengang.

Diese Liebhaberei, welche nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs zur Manie ward und sogar eine Zeitlang drohte, der rue Bonaparte einen anderen Namen zu geben, gleichsam um das Andenken der ganzen Dynastie aus der Welt zu schaffen, ist eben der beste Ausdruck eines Rationalismus, der immer alles wieder von vorn anfängt und darum nur auf einem Grund baut, der stets in Bewegung bleibt.

Man braucht kein Romantiker zu sein, um die Mängel dieses unhistorischen Geistes zu beklagen. Unter den auserlesensten Denkern Frankreichs waren längst viele dieser Ansicht.

Kurz vor dem Ausbruch des großen Krieges schrieb ich selbst einen sich mit dem Gegenstand beschäftigenden Essay, der in zwei Fortsetzungen im Temps vom 29. November und 2. Dezember 1869

erschien. Der Gedanke zu dieser Arbeit kam mir, als ich um diese Zeit einige Wochen in Alzey zubrachte, wo mein Schwiegervater schwer erkrankt war, und ich zur Ordnung seiner zwar sehr guten, aber in großer Verwirrung befindlichen Vermögens-Angelegenheiten dort mein Lager aufschlagen mußte.

Unter anderer Lektüre hatte ich die Revue des deux mondes mitgebracht, und ein darin stehender Artikel von Renan: Philosophie de l'histoire contemporaine brachte mich auf den Einfall, meine ganz einsamen Winterabende in der Gasthofstube zu einem Exkurs über dies Thema zu benützen.

Ich wählte als Überschrift: Monsieur E. Renan et l'école historique allemande, indem ich, auch an eine ältere Abhandlung von Mignet über Savigny anknüpfend, die Ideen Renans mit denen der Häupter der deutschen historischen Schule in ihrer Verwandtschaft zusammenstellte.

Nefftzer, der oberste Redakteur des Temps, mit dem ich seit langem befreundet war, nahm die ihm noch von Alzey aus geschickte, ziemlich umfangreiche Abhandlung willig auf.

Bevor die Fortsetzung erschienen war, erhielt ich von Renan einen Brief, in dem er sich folgendermaßen ausspricht:

Paris, 28. novembre 1869.

Cher Monsieur.

Je ne veux pas attendre la fin de votre beau travail pour vous dire combien je suis fier d'être comparé à de tels maîtres et de recevoir cet honneur de vous. Votre travail fera bien comprendre au public français des vérités qu'il ignore trop et dont l'ignorance le mène à de grandes fautes. Je suis effrayé de l'avenir d'une nation qui ne se reconnaît aucun ancêtre, aucun droit, aucun pacte, aucun devoir qui ait plus de 75 ans. Ce seront de voix grandes et sûres comme la vôtre qui l'initieront à une philosophie plus large. Je suis, on ne peut plus, heureux de vous avoir inspiré de si bonnes pages.

Croyez à mes sentiments les plus sympathiques et les plus dévoués.

E. Renan.

Von diesen Aussprüchen ist natürlich eine gute Portion auf die bei Renan besonders ausgebildete Höflichkeitsphraseologie zu schreiben, aber der Kern bleibt bestehen, da er dem innersten Gedanken des Schreibenden entsprach.

Ich kehre nach diesem Exkurs zu dem kleinen Hôtel des trois frères zurück. Es war eigentlich kein Gasthaus für Reisende, sondern das, was man im älteren Stil eine Pension bourgeoise nannte, in der einzelne bescheidene, nicht ganz seßhafte Personen beiderlei Geschlechts zeitweilig sich niederließen.

An der Spitze stand hier wie meistens eine unjunge Dame, deren Äußeres Spuren ehemaliger Schönheit und entsprechender Lebenserfahrungen verriet. An der Table d'hôte gab es einige Stammgäste, unter denen der bewußte pensionierte Major nicht fehlen durfte. Die Ausstattung war, wie die Wirtin und der Major, vom Zahn der Zeit benagt und nicht von holländischer Reinlichkeit.

Ein Geruch von ranziger Butter und von Fett, das beim Rösten des Bratens ins Feuer läuft und den dazu eigens erfundenen Namen graillon trägt, empfing mich regelmäßig beim Eintritt ins Haus und ist mir so unvergeßlich damit verbunden, daß ich noch heutigen Tages, wenn ich ins Feuer gelaufenes Fett rieche, an das liebe Hôtel des trois frères zurückdenken muß. Denn lieb war es doch. Wie viel gute Stunden haben wir da verbracht, und wie haben wir gelacht! Ich weiß nicht, ob es nur der Übermut der jungen Jahre war (Jünglinge im wahren Sinne des Wortes waren wir alle nicht mehr) oder der Einfluß der heitren Pariser Atmosphäre, oder die besondere Natur der hier vereinigten Individualitäten — genug, wenn ich zurückdenke, es war bei allem Ernst des Lebens und des Denkens doch ein Zug sprudelnden Humors über unseren Verkehr ausgegossen, der ihn von späteren Abschnitten des Lebens deutlich unterschied. Hielte nicht die Furcht vor dem Laudator temporis acti zurück, so wäre ich versucht, zu sagen: wenn ich die heutige Jugendlitteratur mit ihren moralischen und sozialen Katzenjammer-Romanen und -Dramen einsehe, muß ich sagen, daß wir damals lustiger in die Welt sahen, obgleich sie als Flücht-

linge aus allen Himmeln unserer ersten Anläufe herabgestürzt hatte.

Das kleine Hotel beherbergte damals von Deutschen zunächst meine Freunde Moritz Hartmann und Heinrich Bernhard Oppenheim, nebst ihnen den Maler Ferdinand Heilbuth, der sich ihnen angeschlossen hatte. Er war kein Flüchtling der Politik, sondern des ehrsamen Kaufmannstandes.

In seiner Vaterstadt Hamburg zu diesem bestimmt, aber innerlich nicht berufen, hatte er sein künstlerisches Talent in sich entdeckt und seine Ausbildung zum Maler zunächst im Atelier des berühmten Meisters Gleyre in Paris, dann in Rom erworben.

Mancher Deutsche hat sich im Lauf eines langen Lebens den Pariser Typus mehr oder weniger angeeignet; doch habe ich das öfter an Geschäftsleuten, Journalisten oder Lehrern beobachtet, als an Künstlern. Selbst Meyerbeer, dessen Originalität und dessen Triumphe ihren Schauplatz recht eigentlich und vor allem in Paris fanden, stellte in seinem persönlichen Auftreten ganz und gar den Berliner der älteren Periode dar.

Aber Heilbuth hatte sich im Lauf weniger Jahre mit einer unglaublichen Virtuosität in die Eigentümlichkeit des Parisers und zwar der bestimmten Figur des angehenden Malers, des sogenannten Rapin hineingelebt. Er sprach mit dem vollendeten Accent des Boulevard dessen Jargon und produzierte einen so übermütigen Bummelwitz, wie wenn er im Faubourg Montmartre zur Welt gekommen wäre. Dabei fiel es ihm nicht ein, den Deutschen zu verleugnen, er gehorchte nur ohne alle Affektation einem natürlichen Assimilationstrieb. Bekanntlich brachte er es zu einer bedeutenden Höhe in seiner Kunst.

Der Krieg von 1870 hatte auch ihn aus Frankreich vertrieben, und er hatte wie beinah alle, auch noch so sehr in Frankreich eingebürgerte Deutsche, unter der Verfolgung zu leiden, welche von Neid und Mißgunst unter der patriotischen Flagge ins Werk gesetzt wurde. Er schlug damals auf einige Zeit nochmals sein Zelt in Rom auf. Dort fand ich ihn im Jahre 1871 wieder, voll Grimm über erlittene Unbilden, aber doch zugleich voll von zurückgehaltener, stiller Sehnsucht nach seinem alten Paris, in

das er so gut hineinpaßte. Auch kehrte er einige Jahre darauf wieder dahin zurück, drang mehr noch als vorher zur vollsten Anerkennung durch und beschloß in noch nicht vorgerücktem Alter dort sein Leben.

Der wahre Anziehungspunkt im Hause war jedoch Moritz Hartmann, noch nicht so sehr zur Zeit meiner Ankunft, als einige Jahre später, nach seiner Rückkehr aus der Türkei, wohin er während des Krimkriegs als Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" gegangen war.

Er hatte sich während seines Aufenthaltes in der Dobrudscha eine Entzündung der Knochenhaut am Unterschenkel zugezogen, die ihn für mehrere Jahre bei sonst gesundem Leibe bettlägerig machte. Sein Zimmer war im sechsten Stock des Hotels, und das war noch nicht der höchste; es gab noch einen siebenten mit den Mansarden.

Dies Zimmer ward in jener Zeit das Stelldichein eines Teils der besten gebildeten Gesellschaft von Paris; hier machte ich viele der ersten interessanten Bekanntschaften, die mein Leben angenehm bereicherten. Der Umstand, daß man sicher war, den Inhaber des Zimmers zu jeder Zeit zu Hause zu finden, trug neben der anziehenden Persönlichkeit am meisten dazu bei, daß nach und nach diese mehr als bescheidene Stätte tagsüber und bis zum späten Abend von Künstlern, Schriftstellern, auch Leuten der großen Welt, Herren wie Damen besucht wurde, und zwischen den Besuchern sich eine Art Kameradschaft bildete.

Hartmann war zwar manchmal schwer leidend und flößte uns monatelang die schwersten Besorgnisse ein. Aber die meiste Zeit war er munter und für Besuche dankbar. Seine Konversationsgabe war eine der vollendetsten, die mir vorgekommen sind, sein Erzählertalent mündlich dem schriftstellerischen noch überlegen, wie überhaupt bei allen schönen Eigenschaften seiner fruchtbaren und leichtbeweglichen Feder der Mensch in ihm das wahrhaft bezaubernde und alles andere überragende war.

Der wunderschöne Kopf, ein paar entzückende Augen, ein Organ, dessen lieblicher Silberton allein schon die Herzen bezwang, das alles mit dem Ernst seines Geistes und Charakters

verbunden, machten ihn, und mit Recht, zu einem der beliebtesten Menschen seiner jeweiligen Umgebung.

Auch der Arzt, der ihn behandelte, war ein interessanter Mann. Ein Ungar Namens Grubi, oder wie er sich schrieb Grouby, der bereits damals, anfangs der fünfziger Jahre, sich viel mit Vivisektion beschäftigte und die Suggestion bei seinen Patienten, namentlich aber bei seinen Patientinnen, zur Heilung verwertete. So erinnere ich mich eines Falles, in dem er einer mir bekannten, an chronischen Halsschmerzen leidenden Dame verschrieb, sie müsse jeden Tag in einem bestimmten Laden sich eine Düte spanischer Trauben kaufen, dieselben in den Garten des Palais Royal mit sich nehmen und dort vor zwölf Uhr mittags antreten, dann bei jedem Glockenschlag eine Beere unzerdrückt hinunterschlingen. Das Mittel half, und seitdem haben ähnliche ohne Zweifel noch oft ihre Dienste gethan. Für Hartmann bewährte er sich nicht nur als vortrefflicher Arzt, sondern auch als hingebender Freund. Der kluge Mann steht noch heute, hochbejahrt, als beliebter Arzt in großem Ansehen.

Grouby war zu Hartmann auf Veranlassung eines ungarischen Landsmannes, Friedrich Szarvady gekommen. Dieser war seit der Zeit, da er als Sekretär bei der von der Kossuthschen Regierung nach Paris geschickten Gesandtschaft fungiert hatte, daselbst zurückgeblieben. Als altes Mitglied der europäischen Emigration und mit angeborener Gewandtheit für den menschlichen Verkehr, hatte er sich eine gute Stellung in Paris gemacht, war in den verschiedensten Zirkeln eine beliebte Persönlichkeit und trug viel zur Belebung unseres Kreises bei, in welchem er herzlichster Freundschaft teilhaftig ward.

Besonders interessant wurde er noch nach seiner im Jahre 1855 erfolgten ehelichen Verbindung mit einer schon damals und bis auf den heutigen Tag gefeierten Künstlerin, der Pianistin Wilhelmine Clauß aus Prag. Die auch als Persönlichkeit höchst anziehende Dame war, beinah noch ein Kind, in Begleitung ihrer Mutter nach Paris gekommen. Die Mutter erkrankte plötzlich und starb. Der verzweifelten Waise nahm sich besonders die Familie des Gelehrten Sabatier an, der mit der österreichischen berühmten Sängerin Unger verheiratet war. Die beiden

österreichischen Landsleute Szarvady und Hartmann thaten das ihre, um diese Protektion zu fördern. So sah man sich viel bei Sabatier, und die beiden schönen und interessanten Männer verliebten sich gleichzeitig in das hübsche interessante Kind. Der freundschaftliche Krieg der beiden Rivalen spielte noch vor der Zeit meiner Ankunft in Paris, aber in meinem Briefwechsel mit Oppenheim, der, wie erwähnt, für dergleichen einen ungemein empfänglichen Sinn hatte, finde ich noch zahlreiche Episoden des romantischen Wettlaufs verzeichnet.

Als ich nach Paris kam, war die Palme schon in Szarvadys Händen. Er war mit der herzigen Wilhelmine verlobt, mit der er bis zu seinem erst im Jahre 1882 erfolgten Tode in der glücklichsten Ehe leben sollte.

Im Laufe der Zeit hatte er eine bedeutende journalistische Thätigkeit entwickelt, indem er durch eine sehr verbreitete lithographierte Korrespondenz die Presse verschiedener Länder, vorzugsweise die deutsche, über die französische Politik unterrichtete. Er hatte in den sechziger Jahren ein stattliches Personal von Mitarbeitern, und manche, deren Namen später zu einem guten Klang gelangten, haben ihre ersten praktischen Erfahrungen bei ihm gesammelt, z. B. Wilhelm Lauser und Joseph Regnier, die später nach Wien gingen, Heinrich Homberger, der nach Florenz übersiedelte, Wilhelm Lexis, jetzt Professor in Göttingen, einer unserer ersten Nationalökonomen.

Szarvady in Paris und Max Schlesinger in London waren die ersten, welche solche Korrespondenzgeschäfte einführten.

Sabatier, in dessen Haus der Roman sich abspielte, ist identisch mit dem Autor der französischen Faustübersetzung, die vor etlichen Jahren durch ihre genaue Anpassung an die Formen des deutschen Originals Aufsehen machte.

Hartmann hat das Haus Sabatiers Latour de Farges bei Montpellier, in seinem „Tagebuch aus Languedoc und Provence", einem seiner besten Bücher, verherrlicht.

Unter den deutschen Flüchtlingen, die bei Hartmann aus- und eingingen, war Ludwig Pfau aus Schwaben eine eigentümliche Figur. Von Hause aus war er Kunstgärtner, und als es

galt, ihm einen Lebensunterhalt zu verschaffen, gelang es durch Hartmanns Vermittelung, ihm eine Anstellung in den Gärtnereien von Ferrières, dem fürstlichen Landsitz des Barons James Rothschild, zu besorgen.

In dem nachmals durch die Kriegsgeschichte des Jahres 1870 berühmt gewordenen Ferrières glaubte man den wohlgenährten und rotbärtigen Naturburschen aufs beste aufgehoben. Aber sein demokratisches Haupt mochte sich nicht gern dem Joch der regelmäßigen Arbeit im Dienste der Finanzaristokratie beugen. Sein stiller Groll suchte sich auf die verschiedenste Weise Luft zu machen, unter anderm dadurch, daß er seinen Flüchtlingsfreunden kostbare Früchte aus den Treibhäusern des Barons zum Geschenk machte. So treffliche Ananas wie dazumal hab ich nie mehr gegessen. Es dauerte aber auch diese Herrlichkeit nicht lange. Eines Tags erschien unser Pfau wieder in Paris und erklärte uns, daß er das Joch von Ferrières definitiv abgeschüttelt habe.

Dies war schon gut, aber was jetzt?

Nun wurde die Flüchtlingschaft in Bewegung gesetzt, ihm eine andre Beschäftigung zu suchen; sie hatte auch ein Interesse daran, denn als echter fahrender Scholast lag er bis dahin einstweilen auf ihr. Endlich wünschte man sich Glück, für ihn einen guten Posten gefunden zu haben.

Ein angesehener Deutscher, der eine Kautschukfabrik hatte, gab ihm aus Wohlwollen eine Stelle als Aufseher in seiner Werkstätte. Aber nach wenigen Wochen nahm auch dieser Beruf sein Ende. Pfau kam zurück und erzählte voller Entrüstung; in der Fabrik würden die Arbeitszeiten so pünktlich eingehalteu, daß mit dem letzten Glockenschlag der Anfangsstunde die Thüre geschlossen und der Späterkommende nicht mehr eingelassen würde. Dieses Unglück hatte ihn, den Aufseher, just am meisten betroffen, oder wie er es nannte, diese „Tyrannei".

Man kann sich denken, daß solche Denkart auch nicht geeignet war, den schwäbischen Demokraten später mit dem Gedanken einer preußischen Vorherrschaft über Deutschland zu versöhnen. So blieb also für jetzt nur die Schriftstellerei.

Zum Zeitungskorrespondenten war Pfau bei seiner unweltlichen und beschaulichen, unregelmäßigen Lebensweise auch nicht zu

brauchen. Hartmann zog ihn zu seiner Übersetzung bretonischer Volkslieder heran, zu der er durch seine originelle Beherrschung des deutschen Sprachschatzes besonders geeignet war.

Eine andre Arbeit, ohne Zweifel die, welche ihm am besten in seinem Leben gelungen ist, die Übersetzung des Onkel Benjamin von Claude Tillier, wurde ihm auch durch Hartmann zugetragen.

Pfau hat in seiner Vorrede zu dieser meisterhaften, dem Original ganz ebenbürtigen Übersetzung eine kleine Geschichte erzählt, die aber nur zur Ornamentierung der Eingangspforte von ihm erfunden ist. Er berichtet da nämlich, wie er eines Tages, im Anfang der fünfziger Jahre, durch Paris schlendernd, vor einer jener fliegenden Buchhandlungen stehen blieb, welche auf den Brüstungen der Quais und unter den Schwibbogen der Häuser ihren Kram ausbieten. Da fielen, so heißt es weiter, seine Augen auf ein geheftetes Bändchen von schadhaftem Aussehen. Kein Umschlag, kein Titel, kein Vorwort, weder Verfasser noch Drucker — nichts als ein angeklebter Schmutztitel mit den drei Worten: Mon oncle Benjamin. Es fühlte sich schnell unser kundiger Poet durch den Geist, der aus diesem Findelkinde zu ihm sprach, so lebhaft angezogen, daß er es um ein geringes sofort käuflich erwarb, damit in den Garten des Luxembourg ging, sich allda hineinversenkte und so lange unter einem Kastanienbaum verzaubert sitzen blieb, bis er das Buch zu Ende gelesen hatte. Wie schön ist diese Geschichte, und wie verzeihlich dies ben trovato, um des Lesers Appetit zu reizen. Darum wird sein Schatten wohl auch ein beifälliges Lächeln dafür aus den Elysäischen Gefilden herabsenden, wenn hier die etwas prosaischere Wahrheit des Herganges erzählt wird.

Kein fliegender Buchhändler, kein Kastanienbaum, kein ungenannter Verfasser traten dabei auf. Die Sache ging vielmehr mit folgenden natürlichen Dingen zu.

In Brüssel lebte in jener Zeit eine geistreiche Dame von lebhaftem litterarischen Sinn, Frau Eugenie Oppenheim, geborene Emden, aus Frankfurt a. M., an einen Bankier vermählt. In diesem Hause verkehrten die deutschen Schriftsteller, welche sich seit den vierziger Jahren zumeist in Brüssel aufhielten. Den Grund

hatten Kuranda und Jakob Kaufmann gelegt zu der Zeit, als sie die deshalb so getauften „Grenzboten" in Brüssel in den vierziger Jahren herausgaben, die später nach Leipzig und unter Gustav Freytags Hand kamen.

Moritz Hartmann hatte verschiedene Male Brüssel besucht und bei Frau Oppenheim verkehrt. Diese zeigte ihm eines Tags das Büchlein Mon oncle Benjamin als ein interessantes, bisher ganz unbekanntes Geistesprodukt. Hartmann las es und teilte die Bewunderung der Entdeckerin. Sie schenkte ihm das Bändchen; er brachte es zu uns nach Paris, und in dem kleinen Kreis deutscher Flüchtlinge, die sich um ihn im Hôtel des trois frères versammelten, erstand die Gemeinde der Verehrer, zu denen auch Pfau sich gesellte.

Es bedurfte auch keiner gelehrten Nachforschungen, um den Verfasser aus dem Schutt der Vergangenheit auszugraben. Denn sein Name Claude Tillier stand in sehr lesbaren Buchstaben auf dem Titelblatt. Das Bändchen war auch nicht verschmutzt und zerrissen, sondern fein säuberlich in Kalbleder gebunden, wie es dem Geschmacke der eleganten Besitzerin entsprach.

Das merkwürdige war mir, daß in unserem großen Kreis französischer Gelehrter und Schriftsteller kein einziger von der Existenz dieses interessanten Werkchens etwas wußte. Die Erklärung dieses Wunders ist darin zu suchen, daß es in der Provinz, in Nevers, erschienen war und nicht in Paris. Sogar vier Bände desselben Autors teilten dieses Schicksal, sehr bezeichnend für die Pariser Zentralisation.

Das Nähere darüber ist in Pfaus biographischem Vorwort zu der im Jahre 1866 bei Emil Ebner in Stuttgart erschienenen Übersetzung zu lesen, die viel belehrendes Material in dem kunstvoll, einfach geschmückten Stilgewand des Verfassers bringt. Nur die kleingeistige demokratische Selbstgewißheit, die ihn durchs Leben begleitete, ohne deshalb seinen Wandel zu einem klar puritanischen zu machen, bringt manchmal einen leisen Mißton in die gute Laune des Ganzen.

So lange ich in Paris lebte, blieb Mon oncle Benjamin das ausschließliche Besitztum unseres deutschen Kreises. Erst nach dem

Krieg erschien eine neue französische Ausgabe und zwar eine prächtig ausgestattete, höchst fein illustrierte, teure in zwei Oktavbänden*). Nichtsdestoweniger ist meiner Beobachtung nach das Buch, dank Pfaus Übersetzung, in Deutschland noch heute viel mehr bekannt als in Frankreich. Einen schlagenden Beweis finde ich in folgendem: In Bouillets sonst sehr vollständigem Dictionnaire universel d'Histoire et de Géographie fehlt bis auf den heutigen Tag, 1896, Tilliers Name überhaupt, während er in Meyers kleinem dreibändigem Konversationslexikon figuriert. Ebenso lauten meine neuesten Berichte auf Anfragen in Paris, daß, trotz illustrierter Ausgabe, Tilliers Name wieder ganz in Verschollenheit geraten ist.

Unter den deutschen Flüchtlingen, die sich eng zusammenschlossen, verdient als der berühmteste Ludwig Simon aus Trier erwähnt zu werden. Er kam zwar erst nach einer Reihe von Jahren zu uns, verkehrte aber noch lange und bis zum Krieg in enger Gemeinschaft namentlich auch mit mir.

Zur Zeit des Frankfurter Parlaments gehörte sein Name bekanntlich zu denen vom höchsten Klang. Seine Art, sich im Privatgespräch zu geben, hatte etwas vom Charakter der öffentlichen Beredsamkeit behalten. Es waren meistens wohl abgerundete, ausgeschmückte Perioden, doch ohne Affektation. Sein erfolgreiches Auftreten im Parlament, vor einem größeren Publikum überhaupt, hatte sein Fühlen und Denken dermaßen durchsetzt, daß die ganze Persönlichkeit darin aufgegangen war. Wie manche Lehrer immer dozieren, so hielt er eigentlich immer Ansprachen, auch in der intimen Unterhaltung. Aber da es naiv, anspruchslos und mit Humor herauskam, so machte es nicht den unangenehmen und irritierenden Eindruck des belehrenden Tones, in den z. B. Lasker nicht selten auch in der intimen Unterhaltung verfiel. Denn dieser,

*) Diese bei L. Conquet 1881 in Paris erschienene Luxusausgabe wurde im ganzen nur in 700 Exemplaren gedruckt, von denen die wohlfeilste auf gelblichem Velinpapier 30 Franken kostete. Charles Monselet, der geistvolle Redakteur des Witzblattes Le Tintamarre, schrieb die Vorrede dazu. Sie beginnt mit den Worten: „Mon oncle Benjamin est mieux qu'une rareté et une curiosité bibliographique". Er vergleicht den Roman nicht mit Unrecht mit Diderots Jacques le Fataliste. Die Illustrationen sind prächtig, von Sahib gezeichnet und von Prunaire in Holz geschnitten.

obgleich auch einigermaßen naiv, gehörte zu der Spezies der Besserwisser. Er bediente sich z. B. in der Unterhaltung der stereotypen Wendung: „Erlauben Sie, daß ich Sie berichtige", die ihm freilich mancher ihm durchaus ebenbürtiger nicht verzeihen mochte.

Es giebt aber stärkere Typen dieser Spezies, z. B. solche, welche nicht nur alles besser, sondern überhaupt alles wissen. Erzählt man ihnen, was es auch sei, so haben sie von zwei Antworten immer die eine in Bereitschaft: entweder sie wußten es längst, oder es ist nicht wahr. Ein drittes giebt es für sie nicht.

Simons Redeweise hatte keine Spur von solchem Überlegenheitsgefühl. Es war die harmlose Freude an der eigenen Mundart und Vortragsform, die ganz spontan und lustig heraussprudelten.

In den ersten Jahren des Exils war er, wie berichtet, durch ein heftiges langwieriges Unterleibsleiden zur Unthätigkeit und zum Aufenthalt an der Riviera verurteilt gewesen. Nach seiner Herstellung mußte er auf einen Broterwerb bedacht sein. Gute Freunde brachten ihn mit dem Pariser Bankier Leopold Königswarter in Verbindung, der sich aus politischer Sympathie bereit erklärte, den ehemaligen Advokaten, Parlamentarier und Volkstribunen als Aspiranten in seinem Kontor auf Avancement einzustellen.

Die Dynastie der Königswarter stammt aus Fürth in Bayern, eine der ältesten und fruchtbarsten Judengemeinden Deutschlands, nur etwa von Worms darin übertroffen.

Unter ihren Glaubensgenossen standen von langer Zeit her gerade die Eingeborenen dieser zwei ältesten Gemeinden im Rufe, ein starkes Kontingent närrischer Käuze zu liefern, was vielleicht durch eine gewisse, aus der überschießenden Geistesfülle des abgesonderten und eigenartigen Zusammenlebens herausgewachsene Originalität zu erklären ist. „Fürther Narren" und „Wormser Narren" waren im Jargon der Synagoge sprichwörtlich. Das war aber durchaus kein Symptom untergeordneter Veranlagung. Im Gegenteil wies es auf eine geistige Üppigkeit hin, die durch

die Abnormität der bürgerlichen Stellung zu grotesken Auswüchsen treiben konnte.

Wenn es wahr gewesen sein sollte, daß die Gemeinden von Fürth und Worms ein besonders starkes Kontingent solcher Figuren stellten, so muß doch ergänzend gesagt werden, daß der eigentümliche Typus, welcher hier unter der Bezeichnung des Närrischen auftritt, eine menschliche Spielart umschließt, die so ausgesprochen viel häufiger unter Juden, als unter anderen Volksgattungen vorkommt. Sie charakterisiert sich nämlich durch eine gewisse Komik, Beimischung des selbstgefällig Komischen, die sich im übrigen mit allen Segnungen des Geistes und des Herzens zusammenfinden kann.

Ich habe eine Reihe von Männern gekannt, die z. B. ihr Geschäft und überhaupt ihr Interesse ausgezeichnet verstanden, vortreffliche Familienväter und Freunde waren und dennoch das ausgeprägte Zeichen dieses aus Selbstgefälligkeit, Affektation und Komik zusammengesetzten Wesens an sich trugen. In der ziemlich umfangreichen Roman- und Novellen-Litteratur, welche jüdisches Leben behandelt, kommt diese eigentümliche Spielart kaum vor; am meisten nähert sich ihr noch Heines Gumpelino in den Reisebildern, der eben Porträt nach dem Leben eines seiner reichen Verwandten ist.

Auch die weibliche Spezies ist dafür vorhanden, und beinah ebenso häufig wie die männliche. Sie liefert Typen von zweierlei Richtung, die schöngeistigen und die aristokratischen und vielfach mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit.

Der Prinzipal des braven Simon hatte auch einen Anflug dieses Wesens an sich, allerdings nicht nach der aristokratischen Seite hin. Er war in den Zeiten der Julimonarchie nach Paris gekommen und hatte sich in die Sinnesweise der republikanischen Opposition eingelebt, mit der er unter Louis Napoleons Kaisertum zusammenhielt.

Der kleine dicke Mann trug den breitkrämpigen Hut, Chapeau Tromblon genannt, der als ein besonderes Erkennungszeichen starker republikanischer Charaktere galt. Solch einen trug auch der Advokat Floquet, als er ihn vor dem Kaiser Alexander im Justiz-

palast nicht abzog, sondern rief: Vive la Pologne, oui Monsieur, vive la Pologne! Andre Zeiten, andre Sitten!

Der brave Leopold meinte es grundehrlich und war sehr stolz darauf, einen Heros des Frankfurter Parlaments auf seinem Komptoir zu haben. Auch seine Frau war eine vortreffliche Dame, aber ebenfalls mit einem Stich ins Komisch-Schönselige. Eines Tages — wir saßen zusammen an Hartmanns Bett — richtete sie die Frage an mich: „Schwärmen Sie auch so für Klima?"

Die Familie Königswarter war durch bedeutende Finanzgrößen in den meisten Hauptstädten des Festlandes vertreten, in Paris, Frankfurt, Amsterdam, Wien. In Paris hatten es noch drei Vettern des Leopold jeder zu besonderen Stellungen gebracht. Einer, Heinrich, ward Gesandter des Herzogs Ernst von Koburg zur Zeit, als dieser ein gern gesehener Gast in den Tuilerien war und seine Oper unter deren Auspizien aufführen ließ. Ohne Zweifel stand er dem der Finanzkunst oft bedürftigen Herzog mit seinem sachverständigen Rat nützlich zur Seite. Ein anderer, Max mit Namen, hatte sich dem Stern Louis Napoleons anvertraut, als derselbe noch Präsidentschaftskandidat war und soll zur Finanzierung des Staatsstreiches seinen Beitrag geliefert haben. Als einer der ergebensten Bonapartisten erhielt er einen Sitz in der Deputiertenkammer. Kurz vor dem Krieg ward er auch noch zum Baron de l'Empire gemacht. Endlich ein dritter, Louis, von der holländischen Linie, wurde, als er noch in Amsterdam wohnte, wegen einer juristischen preisgekrönten Abhandlung Korrespondent des Instituts, siedelte bald nach Paris über und lebte da als reicher Rentner im Abglanz seiner akademischen Würde. Alle waren geschickte, brave und kluge Leute, aber jeder, wie man sagen könnte, mit seiner besonderen Pose.

Als der bedeutendste von allen galt Moritz in Wien, k. k. österreichischer Baron, der auch bei weitem die meisten Millionen von allen hinterließ.

Familien ähnlicher Art könnte ich eine ganze Reihe aufzählen, und die Eigentümlichkeit des Typus, die Geschicklichkeit und Energie, der Ehrgeiz und die Beimischung des Affektierten und Komischen ist offenbar ein Nebenprodukt ihres raschen Emporkommens.

Die Rothschilds machen eine Ausnahme. Sie haben sich ganz von dieser Schattierung frei gehalten. Sie begnügen sich Rothschilds zu sein und haben keine anderen Aspirationen.

War der alte Leopold seinem illustren Schützling ein milder Prinzipal, so fand sich der philosophische Ludwig auch mit Hilfe seines alles sub specie aeterni auffassenden Ingeniums ganz gemütlich in die Rolle eines Lehrlings, dem bei dieser Gelegenheit die kulturhistorische Bedeutung eines kleinen Bank-Kommissionsgeschäftes aufging, über das er sich gerne in seiner malerischen Rhetorik erging. Karl Vogt, der mit ihm von Genf aus korrespondierte, uns auch des öfteren in Paris besuchte, pflegte in seiner sarkastischen Weise von „Ludwigs weltbewegenden Wechseln" zu sprechen.

Ich habe bereits in einem früheren Abschnitt erzählt, wie diese Dialektik, die sich der Arbeit in einem kleinen Bankhause anzupassen vermochte, mit den großen Ereignissen von 1866 und 1870 zu keinem Ausgleich kam. Ging es doch dem viel elastischeren und auf weiteren Horizont orientierten Karl Vogt kaum anders.

Der Weg, den die Begebenheiten einschlugen, stimmte so wenig zu ihren Ansichten und Berechnungen, daß es ihrem Sinn mehr entsprach, pessimistische Beobachter zu werden, als sich dem neugestalteten deutschen Staatswesen thätig anzuschließen. Darüber läßt sich nicht rechten.

Simon starb so früh, daß es bis zuletzt dabei blieb. Vogt lebte lange genug, um verstehen zu lernen, warum ich mich anders zu den Dingen gestellt hatte, als es seinem Geschmack entsprach. Im Jahre 1881 besuchte er mich, während ich wochenlang in Interlaken bettlägerig war. Die alte Herzlichkeit stellte sich alsbald wieder ein. Ich hörte wieder das homerische Lachen der alten Zeit und die alten Anekdoten aus dem Gießener Professorenkreise, die ihm ewig neues Ergötzen bereiteten. Und so blieb es bis zu seinem im Jahr 1895 erfolgten Tode. Noch oft besuchten wir uns gegenseitig in Genf und Interlaken.

Er hatte einen lebendigen Sinn für Freundschaft und Gastfreundschaft.

In dem Maß, als der reaktionäre Geist in Deutschland wieder oben aufkam, triumphierte er natürlich über mich, und ich

konnte ihm nicht bestreiten, daß das preußische Junkertum auch dem neuen Deutschland wieder seine Signatur aufgedrückt hatte. Aber ich ließ mich deshalb doch nicht zur Reue bekehren, und er mutete es mir entfernt nicht zu.

Er war eine merkwürdige Mischung von Weltmann und bäuerlichem Provinzialen. Er hatte die Welt nach allen Richtungen der Landkarte und der Gesellschaft durchwandert, mit Hoch und Niedrig intim verkehrt und seine eigene starke Individualität dabei in ihrer Ursprünglichkeit unberührt erhalten. Das gab ihr einen Grundzug von Derbheit, der sich nicht nur in Gedanken, sondern auch in Geberden und Vortrag äußerte, nicht gerade mißfällig, aber auffällig.

Ich habe ihn in Pariser Salons beobachtet, wo er gerne gesehen war. Er bewegte sich ganz unbefangen, aber es war doch etwas Herbes darin, das nach einem langen in Genf und in enger Berührung mit Frankreich verbrachten Leben noch an die Luft der heimischen Wetterau gemahnte.

Die interessanteste Erscheinung aus den Reminiszenzen von Hartmanns Krankenstube bleibt mir Iwan Turgenieff. Er kam ziemlich oft und bei den zwei oder drei Sylvesterfeiern, die wir dem Leidenden zum Trost in seinem sechsten Stock feierten, prangte des Russen herkulisch milde Gestalt als die größte Zierde an unserer abendlichen Tafel.

Welch ein edler Kopf, ein wahres Löwenhaupt mit der wunderschönen Mähne, den sanften Augen, der melodischen Silberstimme. Dazu das liebenswürdige, bescheidene Auftreten, die feinschattierte Unterhaltung. Man hatte immer nur den Menschen vor sich, gar nicht den berühmten Schriftsteller — eine so große Seltenheit!

Turgenieff lebte bis zu seinem Tode im engsten Freundschaftsverhältnis zu der großen Sängerin und Sangesmeisterin Pauline Garcia, verehelicht mit dem Schriftsteller Louis Viardot, dem im Jahr 1883 verstorbenen Übersetzer des Don Quijote. Frau Viardot ist die Schwester der berühmten, jung verstorbenen Malibran, und obwohl sie nie deren Weltruhm erreicht hat, ist sie doch eine ganz außergewöhnliche Künstlerin. Sie war, so lange

sie auf der Bühne wirkte, ebenso groß als Schauspielerin wie als Sängerin. Nichts weniger als schön von Angesicht, übte sie durch ihre geistige Superiorität eine unwiderstehliche Gewalt aus.

Ich sah sie, im Anfang der sechziger Jahre, als sie, bereits über vierzig Jahre alt, die Rolle des Orpheus in Glucks Orpheus spielte, und ich war so bezaubert von Spiel und Gesang, daß ich sechsmal nach einander mit immer gleichem Genuß der Vorstellung beiwohnte.

Auch in der persönlichen Unterhaltung machte sie einen mächtigen Eindruck, wie ich ihn außer von ihr nur noch von George Sand empfing. Zufällig hatten auch beide die Gewohnheit, während der Unterhaltung sehr viele Cigaretten zu verbrauchen. Aber während die Sand, ganz Französin, nur ihrer Sprache und der italienischen mächtig war, beherrschte die Viardot deren eine große Zahl, die sie alle wie eine Eingeborene sprach, spanisch, italienisch, deutsch, englisch.

Diese Fähigkeit, mehr als zwei Sprachen ganz geläufig zu besitzen, ist nach meiner Erfahrung ein Vorzug des weiblichen Geschlechts. Ich habe einige wenige Männer gekannt, aber sehr viele Frauen, welche sich in vier Sprachen leicht, bequem und mit einem Minimum fremden Accents unterhielten.

Frau Viardot teilte bis zum Krieg von 1870 ihr Leben zwischen Frankreich und Deutschland. Sie hatte sich in Baden-Baden eine Villa mit einem zu kleinen Aufführungen bestimmten Theater bauen lassen, und ihr Haus bildete während der Saison den Mittelpunkt der eleganten und vornehmen Welt. Dicht daneben ließ sich Turgenieff ein stattliches Haus bauen.

Seine vorherrschende Neigung zum Jagdleben fand in der näheren und ferneren Umgebung reichliche Befriedigung. Auch er war mit Deutschlands Künstlern und Schriftstellern nahe befreundet und hatte lebhaften Sinn für deutsche Poesie. Einer seiner Lieblingsdichter war Mörike, und unter dessen Gedichten hatte er ganz besonders den „alten Turmhahn" ins Herz geschlossen.

Es fügte sich einmal in Baden, daß wir zu Dreien, nämlich Turgenieff, Moritz Hartmann und ich, eine eigentümliche Fahrt

machten. Hartmann und mir war nämlich ein russischer Offizier, den wir von Paris aus als einen Verwandten des uns befreundeten Hauses Trubetzkoi kannten, auf der Straße begegnet, und er war daselbst, so zu sagen, unter unseren Augen plötzlich verrückt geworden. Wir ließen ihn ins Spital bringen, wo alsbald festgestellt ward, daß er unheilbarem Größenwahnsinn verfallen war.

Es geschah zum erstenmal, daß ich einen solchen Unglücklichen in der Nähe und beim Ausbruch seiner Krankheit zu beobachten Gelegenheit fand. Mit erstaunlicher Leichtigkeit ging er auf jeden Gedanken ein, den wir ihm hinwarfen, um ihn für die Überführung gefügig zu machen. Als wir zu ihm ins Spital kamen, um ihn zum Einsteigen in den Wagen zu bestimmen, sagten wir, es handle sich darum, ein großes Schloß zu besichtigen, das er kaufen wolle. Sofort war er damit einverstanden. Auf der mehrstündigen Fahrt nach der Anstalt war er heiter aufgeregt, erzählte uns viel von seinem Leben und namentlich von den Ausschweifungen in der kaiserlichen Kadettenanstalt für vornehme junge Leute in Petersburg; er war sehr musikalisch und hatte eine sehr schöne Stimme. Von Zeit zu Zeit sang er ein Lied; in dem Augenblick, wo wir durch das geöffnete Thor in den Hof des Irrenhauses einfuhren, schlug er mit frohlockendem Ton die Arie aus dem „Barbier" an: Ecco ridente il sole. Es war ein grausiger Moment, der mir unvergeßlich geblieben ist. Ohne Widerstreben ließ er sich den Ärzten übergeben. Er lebte nur noch ein paar Monate.

Zum erstenmal besichtigte ich damals auch eine Irrenanstalt — ein entsetzlicher Eindruck, obwohl die wenigsten der Kranken ein unglückliches Bewußtsein verrieten. Die weibliche Abteilung wirkte noch fürchterlicher als die männliche. Ich fand da unter anderen eine noch junge Frau aus einer mir von Jugend auf befreundeten Familie, die ich als blühendes Mädchen gekannt hatte. Sie war nach einigen Jahren ehelichen Lebens nymphomanischem Wahnsinn verfallen. Jetzt tändelte sie, unkenntlich geworden, unter einer Schaar ihrer Unglücksgefährtinnen, harmlos an ihrer Anstaltsbekleidung putzend, dahin.

Als wir gegen Abend uns auf den Rückweg machten, kamen mir draußen alle Menschen wie Verrückte vor.

Auf dem Heimweg gerieten wir in ein litterarisches Gespräch, und hier war es, wo Turgenieff seine tiefe deutsche Belesenheit und sein glänzendes Gedächtnis entfaltete. Den „alten Thurmhahn" rezitierte er uns mit seiner Silberstimme von Anfang bis zu Ende.

Ich sah ihn auch nach dem Kriege noch öfter in Baden und Berlin, stand sogar einmal auf dem Sprung, ihm sein schönes Haus in Baden abzukaufen, als ich mich mit der Absicht definitiver Niederlassung an diesem paradiesischen Ort trug. Es spielte das im Jahre 1871.

Frau Viardot hatte nach Sedan einen Brief an die Königin Augusta geschrieben, die sie bis dahin in Baden mit großer Vorliebe in ihren Verkehr gezogen hatte. Als französische Patriotin hielt sie sich für verpflichtet, im Namen der Gerechtigkeit und Humanität, den König von Preußen zur nunmehrigen Einstellung der Feindseligkeiten aufzufordern. Als er ihren Erwartungen nicht entsprach und sogar die Grenzprovinzen dem Deutschen Reich einverleibte, hielt sie, wie die meisten Franzosen, dies für eine empörende Grausamkeit. Sie verkaufte ihr Haus in Baden und erklärte, nie mehr einen Fuß nach Deutschland setzen zu können. Im Lauf der Jahre legte sich übrigens ihre Entrüstung, und sie hat später noch manchen alten deutschen Freund herzlich bei sich in Paris aufgenommen.

Für Turgenieff war nun auch der Grund seines Badener Aufenthaltes weggefallen, und er stellte sein Haus ebenfalls zum Verkauf. Im übrigen aber teilte er die antideutsche Gesinnung seiner Freundin mit nichten.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesem Bilde lieferte der urechte Franzose Maxime Ducamp, ebenfalls in Baden ansässig, und kurioser Weise unter ähnlicher Konstellation.

Auch er war in engster Freundschaft mit einer feingebildeten geistreichen Dame, Madame H., verbunden, deren Gemahl, ein reicher Rentier, sich in diesen Freundschaftsbund als sympathischer Dritter ganz friedlich einfügte. Es war das Muster dessen, was

man un mariage à trois nennt — ein Verhältnis, das nach Herkommen und stereotyper Gefühlsart als horribel oder als lächerlich angesehen wird, das aber — vorurteilslos betrachtet — durchaus nicht das Unding zu sein braucht, zu dem es kritiklose Auffassung stempelt.

Ich bin der Ansicht, daß ein Mann wie eine Frau zwei Menschen des andern Geschlechts zugleich sehr lieb haben kann, wenn auch in verschiedener Weise, und daß es viel weniger Unglück in der Welt gäbe, wenn nicht die entgegengesetzte Auffassung von Geburt an durch die landläufige Überlieferung sich in den Köpfen festgenistet hätte.

Jedenfalls funktionierte der hier erwähnte Dreibund ganz vortrefflich und friedlich. Man baute sich auf gemeinsame Kosten ein sehr schönes Haus in einer der bestgelegenen Straßen und verbrachte dort den größten Teil des Jahres.

Herr H., ein stiller freundlicher Mann, hatte eine sonderbare Liebhaberei. Er führte Buch über die Besetzung sämtlicher Offiziersstellen in der französischen Armee, notierte sorgfältig jedes Avancement und jede Versetzung, und seine private Rang- und Quartierliste soll zuverlässiger gewesen sein, als die des Kriegsministeriums in Paris.

Als ich Ducamp in Baden Ende der sechziger Jahre kennen lernte, war er schon ein starker Vierziger, und Frau H. sah eher matronenhaft aus. Auch für Ducamp war die Jagd einer der Hauptanziehungspunkte, der ihn an Baden fesselte. Er war, wie Turgenieff, ein passionierter Jäger.

Ehe ich etwas näher auf ihn eingehe, will ich erzählen, durch welche Ideenverbindung ich von der Irrenanstalt Illenau und von Frau Viardots Lossagung von Baden auf ihn und Frau H. zu reden kam.

Als der Krieg ausbrach, wollte sich die Familie H. nicht von Baden trennen. Sie ergab sich wohl der Hoffnung, ein rascher französischer Siegeszug würde ihre Landsleute zu ihnen herbeiführen. Um so schrecklicher wirkte die Reihe der auf einander folgenden Niederlagen. Frau H. verlor darüber den Verstand, und Ducamp mußte sich entschließen, sie nach der Anstalt von Illenau

zu bringen. Dort wurde sie allmählich geheilt, und ich sah sie noch später oft in Baden wieder; denn das Kleeblatt ließ sich durch die neue, zwischen den beiden Nationen besiegelte Feindschaft, und namentlich durch die sittliche Entrüstung ihrer Landsleute nicht im geringsten irre machen.

Die Leitung von Illenau lag zur Zeit, wo dieses spielte, in der Hand eines vortrefflichen Mannes, Dr. Roller. Ducamp verehrte ihn wie einen Heiligen und schrieb der ausgezeichneten Behandlung in der Anstalt die Rettung seiner Freundin ausschließlich zu.

Als ich im Frühjahr 1874 zum erstenmal zu etwas längerem Aufenthalt wieder nach Paris kam, begegnete ich ihm auf dem Boulevard des Italiens. Sofort faßte er mich unter den Arm und ging etwa eine halbe Stunde lang mit mir auf und ab, ein Unterfangen, das wenige Franzosen damals in solcher Öffentlichkeit riskiert hätten, wenngleich beinahe alle meine alten Freunde, wie ich immer wieder hervorheben muß, im vertraulichen Verkehr mir treu geblieben waren.

Das erste, was er mir eingehend erzählte, war die Geschichte der Erkrankung und Rettung von Frau H. Er schilderte mir in dem ihm eigenen koloristischen Stil den ganzen Verlauf, seine Verzweiflung, mit der plötzlich in Geistesnacht versunkenen Frau allein geblieben zu sein im feindlichen Land, fern von der ins Unglück gerathenen Heimat, und indem er mir beschrieb, in welcher Geistesverfassung er Frau H. dem Dr. Roller übergab, rief er aus: Ich sagte zu ihm: „Sauvez-moi Madame H.; et je vous donne l'Alsace et la Lorraine.“ Natürlich sollte das nur dazu dienen, mir seine Verzweiflung zu charakterisieren, nicht seine unpatriotische Gesinnung. Denn er war mit Leib und Seele Franzose, mit allen glänzenden Vorzügen seiner Nation. Ein Causeur ersten Ranges. Das floß und sprudelte in jovialer Weise unaufhörlich, stark mit geschlechtlichen Ingredienzien gewürzt. Ein paar derbe Zoten und Anekdoten fehlten selten in der Unterhaltung. Er war sich dessen bewußt, ohne darin ein Fehl zu finden. Nur bemerkte er mir einmal, er habe seine Korrespondenz vernichtet, damit sie nicht einmal mit allen den Cochonnerien, die darin vorkämen, veröffentlicht würde.

So stark ausgesprochen wie bei Ducamp habe ich diese Neigung bei wenigen anderen Franzosen gefunden. Aber durch die Bank nimmt bei ihnen in der Unterhaltung der Männer das Verhältnis zum andern Geschlecht einen viel breiteren Raum ein, als bei uns. Was bei uns Ausnahme, ist bei ihnen Regel.

Man wird nicht oft eine Stunde lang mit französischen Männern zu Tisch sitzen, ohne daß das Gespräch auf die Weiber käme, und dieses Kapitel liefert einen wesentlichen Beitrag zur Ernährung der Konversationsgabe.

Es sind keineswegs nur frivole Männer, die diesem Geschmack huldigen. Ich habe deren eine ganze Anzahl sehr ernster gekannt, die ihn teilten.

Mein etwas jüngerer Freund, der Historiker Lanfrey beispielsweise, war seiner ganzen Richtung nach eigentlich ein harter Rigorist, nicht nur in seinem Urteil, sondern in seinem persönlichen Verhalten. In politischen Dingen z. B. konnte ihn keine Lockung zu der geringsten Konzession gegen seine Grundsätze bestimmen. Aber eine stark gepfefferte Unterhaltung machte ihm großen Spaß.

Er war ein starker Courmacher, und im Gespräch mit Damen wagte er sich bedenklich weit voran, natürlich meist ungestraft. Er war ein hübscher, blonder, viel jünger als nach seinen Jahren aussehender Mann, in Savoyen geboren, aber eher nordisch erscheinend. Unter den Damen unseres Kreises nannte man ihn oft den Cherubin (Pagen aus Figaros Hochzeit) oder „Rosenknospe" „bouton de rose".

Eines Tages saß ich in einer größeren zu Tisch geladenen Gesellschaft neben ihm; auf seiner anderen Seite saß eine junge elegante hübsche Frau, die Gattin eines Richters. Bei Gelegenheit eines Zwiegesprächs, das sich im à part zwischen ihm und mir entspann, fiel mir eine Anekdote mehr als schlüpfrigen Inhalts ein, die ich ihm leise zum besten gab. Er brach in ein unbändiges Gelächter aus, und darauf fragte ihn seine Nachbarin, woran er sich so gewaltig ergötze. Wie staunte ich, als mein Lanfrey der jungen Dame ganz unverblümt die derbe Geschichte wiedererzählte. Und sie nahm es ganz fröhlich hin. Gar nicht

selten geschah es, daß Damen aus der besten Gesellschaft, allerdings nicht mehr junge, sich sehr ungeniert über dergleichen Dinge aussprachen.

Eines anderen Tages in einem anderen, ebenfalls höchst respektablen Hause erlebte ich folgenden Spaß. An einem Ende der ziemlich langen Tafel saß Emanuel Arago, der Sohn des großen Astronomen, der 1848 kurze Zeit Gesandter der zweiten Republik in Berlin gewesen war und später (Nachfolger Lanfreys auf diesem Posten) Gesandter der dritten Republik in Bern wurde. Als ein schöner stattlicher Mann aus so berühmtem Hause hatte er in seiner Jugend und auch später manche interessante Verbindung gehabt, unter andern auch mit der George Sand und ihrer Tochter, verehelichten Clesinger, in enger Berührung gestanden und nicht minder mit den Damen des Théâtre français. Er war einer der fruchtbarsten Anekdotenerzähler; ich verdanke ihm eine Menge meines eigenen Schatzes; übrigens seinem großen Vater an Geist nicht ebenbürtig.

Die Rede kam auf das berühmte Schwesterpaar Augustine und Madeleine Brohan, und Arago erzählte irgend ein Erlebnis der letzteren. Da er ein gewaltiges sonores Organ hatte (welches seinen parlamentarischen Erfolg nicht wenig förderte), so konnte man am entgegengesetzten Ende des Tisches, wo ich saß, seiner Erzählung sehr gut folgen. Neben mir saß die Nichte Lamartines eine große, nicht schöne, aber interessant aussehende Dame inmitten der Vierzig, von frischem Humor. Als Arago seine Anekdote über Madeleine Brohan schloß, rief ihm die Marquise über den ganzen Tisch hinüber: Avouez que vous avez un peu couchoté avec elle!

Mein Freund Louis Ulbach, von dem ich später noch ausführlicher zu reden haben werde, erzählte mir eines Tages, eben von der George Sand kommend, mit der er mich bekannt gemacht hatte, er habe sie im Bett getroffen. Kurz vorher war ihr letzter Liebhaber gestorben (den Namen habe ich vergessen). Sie war sich bewußt, daß nun schwerlich noch ein Nachfolger zu erwarten sei, und indem sie die Schublade ihres Nachttisches aufzog, holte sie einen Revolver heraus und zeigte ihn dem Be-

sucher mit den Worten: maintenant je ne couche plus qu' avec ça, und einem Seufzer.

Diese Vorliebe für erotische Unterhaltung ist natürlich nur der Reflex einer auf die Sache selbst gerichteten Sinnlichkeit — oder, ich möchte nicht sagen: Sinnlichkeit in des Wortes grober Bedeutung, sondern vielmehr in der Bedeutung dessen, was man mit dem Worte Galanterie bezeichnet, als eine Mischung von sinnlichem, aber auch ästhetischem Luxus.

Die Sinnlichkeit ist überall die allmächtige Göttin; aber in der besonderen Weise, wie sie in Frankreich das Leben beherrscht, drückt sie nur da demselben ihren eigentümlichen Stempel auf. Es ist eine aus Sinnenlust und Schönheitstrieb und Geschmacksverfeinerung gemischte und sogar auch mit intellektuellem Ehrgeiz versetzte Atmosphäre, in welcher die galante Gesellschaft sich bewegt; und wie weit ist ihre Peripherie gespannt!

Was die Hofgeschichte der Jahrhunderte von der Maitressenherrschaft erzählt, spielte zu allen Zeiten in verschiedenen Abstufungen in Adel und Bürgerthum, und drückt dem ganzen, sichtbar an die Oberfläche tretenden, wie dem intimen Verkehr ein besonderes Gepräge auf. Die Verbindung der schöngeistigen Schriftstellerwelt mit der Halbwelt ist nirgends so vorherrschend, wie in Paris, und da andererseits das Salonleben der Schriftsteller nicht entbehren kann, so bilden sie den natürlichen Übergang von der legitimen zur illegitimen Gesellschaft.

Zum Stolz einer berühmten Dame der Halbwelt gehört es nicht minder, ihr litterarisches Gefolge zu haben, nicht bloß von solchen, die leichte Romane und Vaudevilles schreiben, sondern auch von ernsten Gelehrten.

Prosper Mérimée und Sainte-Beuve waren die Zierden der Diners bei den großen Hetären ihrer Zeit. Denke man sich so etwas bei uns! Der sozusagen vornehmste Teil der Halbwelt huldigt darum auch, und nicht immer bloß um die Mode mit zu machen, der Kunst und der Litteratur, verlegt sich auf Liebhaberei am Sammeln artistischer Gegenstände und bildet dabei seinen Geschmack. Die großen Schauspielerinnen, die ohne Verwandtschaft zur allgemeinen Kultur, es nicht auf die Höhe ihrer Leistungen

bringen können, zählen wie im vorigen Jahrhundert so im gegenwärtigen beinah ausnahmslos zur galanten Welt. Die philosophischen Soupers, bei denen die Sterne der Encyklopädie sich um die Sterne der Halbwelt sammelten, bilden einen anziehenden Bestandteil der Memoirenlitteratur, und eine der hübschesten Kleinigkeiten der Musſetschen Muse ist die Erzählung seines Abends bei der Rachel.

Man beurteilt das französische Naturell falsch, wenn man die, namentlich auf dem Hintergrund von Paris so stark überwuchernde Erscheinung der freien Liebe einseitig als die Herrschaft des Unsittlichen ansieht. Die Sittenlosigkeit ist selbst nur eine Seite und ein Produkt des allmächtigen Anteils, welchen die Lebhaftigkeit des geschlechtlichen Sinnes am Leben der Nation hat.

Natürlich führt diese Anlage auch mehr zu Exzessen und zu unverhüllterem Auftreten derselben. Aber dieselbe konstitutionelle Eigenschaft erstreckt ihre Allmacht auch in die Kreise des geordneten und gesitteten Lebens hinein.

Man hat ganz mit Recht oft genug der oberflächlichen Ansicht widersprochen, als stehe das französische Familienleben überhaupt unter dem Zeichen der Sittenlosigkeit, das in Romanen, in den Theaterstücken, und im augenfälligen üppigen Straßenleben vorherrscht. Es giebt in Frankreich nicht weniger redliches Familienglück als bei anderen Nationen, ja die Bande der Blutsverwandtschaft halten, soweit ich beobachten konnte, die einzelnen Mitglieder einer Familie, nachdem sie dem elterlichen Hause entwachsen sind, mehr zusammen, als etwa in Deutschland.

Ein, wenn auch nur äußerliches, doch recht bezeichnendes Symptom spricht z. B. aus dem Brauch, bei Todesanzeigen die einzelnen Verwandten bis in den dritten und vierten Grad der Seitenlinie mit Namen und Stand aufzuführen, wo in Deutschland die namenlosen Hinterbliebenen meist im Dunkel bleiben.

Man hat sich öfter darüber lustig gemacht, daß in der französischen Gefühlsromantik die Mutter, ma mère, eine stereotype Rolle spiele.

Aber es liegt ein wahrer Zug zu Grunde, und man geht vielleicht nicht fehl, wenn man aus der Anziehungskraft, welche

das Weibliche ausübt, auch die gesteigerte Empfindung für den Kultus der Söhne für die Mutter ableitet. Auch darin hat persönliche Beobachtung mich belehrt. Namentlich das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter konnte ich in der That auf dem Boden des französischen Familienlebens besonders zärtlich geartet im Kreise meiner Freunde und Bekannten wahrnehmen.

Jüngst führte der Zufall der Unterhaltungslektüre mir wieder nach einander drei Autobiographien modernster Zeit vor die Augen: Renan, Gounod, Meissonier. In allen dreien tritt das Verhältnis zur Mutter, wie zu einer angebeteten Heiligen, ganz unaffektiert hervor. Wie kalt steht Göthe der seinen, in jeder Beziehung so ausgezeichneten Mutter gegenüber.

Der Einfluß, den die Frauen in allen Beziehungen des privaten und öffentlichen Lebens ausüben, entspringt der nämlichen physiologischen Veranlassung; sie sind sich der Macht bewußt, die ihr Geschlecht über die Männer besitzt, und der Trieb, bei jedem Anlaß davon Gebrauch zu machen, ist zu einer Art willkürlicher Reflexbewegung in der Landessitte ausgebildet.

Es braucht dazu entfernt nicht im einzelnen konkreten Fall eine persönliche geschlechtliche Anziehungskraft zu wirken. Das Verhältnis von Frau zu Mann genügt.

Bringt es eine Dame in der Gesellschaft zu einer glänzenden Stellung, so setzt sich das alsbald in ihre erhöhte Leistungsfähigkeit zur Unterstützung in öffentlichen und privaten Angelegenheiten um. In jedem, den regierenden Kreisen nahestehenden Salon werden Präfekten, Unterpräfekten, General-Steuer-Einnehmer und ähnliche, besonders begehrenswerte Posten vergeben, von kleineren nicht zu reden.

Das Bureau de Tabac ist die Versorgungswelt abgelegter Maitressen.

Von den Fällen, die zu meiner eigenen Kenntnis kamen, ist mir bis auf einzelne nur die allgemeine Erinnerung geblieben; doch besinne ich mich noch auf einige typische, z. B. folgenden: Eine Dame meiner nächsten Bekanntschaft hatte eine Schwester, die ein sehr großes Haus ausmachte. Ein Freund dieses Hauses wird Minister des Innern. Sofort sagt der Schwiegersohn meiner

Freundin, welcher einen Posten im Unterrichtswesen bekleidet, zu dieser: Der Hausfreund Deiner Schwester ist Minister des Innern geworden. Diesen Moment darf man nicht vorübergehen lassen. Du mußt jetzt von Deiner Schwester verlangen, daß ich auf einen höheren Posten befördert werde. Die Schwester findet diese Logik so unwiderleglich, daß sie sich alsbald und zunächst an die neue Frau Ministerin mit ihrer Empfehlung wendet.

Auch dieser leuchtet die Sache ohne weiteres ein, nur scheint, nach Besprechung mit dem Gatten, die Sache noch ein wenig schwierig, weil dieser doch nicht selbst Unterrichtsminister ist, sondern erst mit Hilfe seines Kollegen zum Ziel kommen kann. Da alle nötigen Einfädelungen besser den feinen weiblichen Händen anvertraut werden, so begiebt sich die Frau Ministerin des Innern zur Frau Ministerin des Unterrichts und trägt dieser ihre gerechte Angelegenheit vor; dieselbe übernimmt sie ad referendum an den Gatten. Nach etlichem Gehen und Kommen erscheint sie bei der Kollegin des Innern mit einem günstigen Bescheid, der nur noch an einer kleinen Nebenbedingung hängt. Nämlich der Unterrichtsminister ist bereit, dem Schwiegersohn der Schwester der Freundin den erstrebten Posten zu geben, aber er kann das nur gewähren, wenn der Minister des Innern dem Schützling einer Freundin seiner Frau einen ähnlichen Genuß in seinem Departement zu teil werden läßt.

Auf diesen billigen Handel hin wird die Sache abgeschlossen; beide Aspiranten erhalten ihre Beförderung und haben sich ihrer Zeitlebens erfreut. Etwas Arges sah keine der zahlreichen dabei mitwirkenden Personen beiderlei Geschlechts in dieser glücklichen Lösung. Ein Liebesverhältnis war dabei nirgends im Hintergrunde.

Wie instinktmäßig, unreflektiert aus dem Gehirn der Französin diese Ideenverbindung aufsteigt, habe ich selbst nach dem Kriege sogar erfahren, und zwar sehr bald nach Schluß desselben, als die Flamme des Zornes noch in ihrer fürchterlichen Glut gegen Deutschland loderte.

Unter der Präsidentschaft von Thiers ward nämlich ein mir erst in den letzten drei Jahren des Kaisertums näher getretener jüngerer Mann Unterstaatssekretär im Finanzministerium. Kaum

stand die Ernennung im Moniteur, so erhalte ich in Berlin einen Brief von einer Freundin aus Paris, worin sie mich bittet, bei dem Neuernannten für einen ihrer Verwandten, der sich um eine Stelle beworben, einzutreten. Ich bin überzeugt, mein guter Bekannter hätte auch garnichts darin gefunden, wenn ich auf die Bitte eingegangen wäre.

Ich kam auf dieses Thema, indem ich die mächtige Rolle des Weiblichen behandelte. Aber dabei darf nicht vergessen werden, daß dieses selbst wiederum ein Teil des allgemein ausgebreiteten Gewohnheitsrechts persönlicher Rücksichtsnahme und Empfehlung ist, welches in romanischen Ländern und besonders in Frankreich einen so breiten Platz einnimmt. Auch in Italien behaupten die rispetti e favori ihre Rechte, und in der ganzen Welt wissen Protektion und persönlicher Einfluß das ihrige in der Verteilung von Rollen, von Gunst und Ungunst zu thun. Die englische Patronage und die amerikanischen Ringe sind sprichwörtlich, und schließlich sind die Menschen überall die nämlichen. Alles ist nur eine Frage der quantitativen Unterschiede. Und nach diesem Maßstabe gemessen, dürfte wohl Frankreich der erste Rang zufallen.

Zu erklären ist diese starke Ausbildung persönlicher Einflüsse aus dem lebhaften Sinn für den persönlichen Zusammenhang unter den Menschen. Dasselbe Element, auf dem die Lust an der Geselligkeit, der Sinn für Konversation, die Befähigung zum Roman, zur dramatischen Dichtung und zur dramatischen Darstellung beruht, führt auch zur Macht des persönlichen Einflusses, und diesem wieder wird mittelst der geschlechtlichen Anziehungskraft ein besonderes Gepräge aufgedrückt.

Gewiß tritt dadurch viel Willkür bestimmend ein, wo der abstrakten oder gesetzlichen Voraussetzung nach objektive Motive walten sollten. „Man brauchte einen Sekretär und nahm einen Krieger", heißt's im Beaumarchais. Das Schädliche dieser Beeinflussung steigert sich noch durch die Macht, welche der katholische Geistliche, Beichtvater und Hausfreund über die Frauenwelt besitzt.

In verjüngtem Maßstabe kommen alle diese Erscheinungen auch in anderen Ländern vor. Bismarck war z. B. der Ansicht,

daß die Freimaurerei am preußischen Hof unter Wilhelm I. vielfach in die Politik eingegriffen habe. In der Beförderung der Söhne und des Schwiegersohnes that er sich keinen Zwang an, so wenig wie er seine Leibärzte mit Staatsanstellungen zu belohnen verschmähte.

Ein Element, das bei uns in den letzten Jahrzehnten sehr merkbare Begünstigung verschafft, ist das Korpsburschenwesen. Bekanntlich lassen die Familien heutzutage nicht selten ihre Söhne um den Preis unverhältnismäßig großer Geldopfer in die eleganten Korps eintreten, weil für das Fortkommen der jungen Leute die Beziehungen zu diesem über die akademische Zeit hinaus fortwirkenden Verbande einen bedeutenden Vorsprung gewähren. Es giebt Regierungspräsidenten, die offiziell und eingestandenerweise keinen Assessor in Dienst nehmen, der nicht Korpsbursche war.

Am auffälligsten war mir, als ich zum erstenmal damit Bekanntschaft machte, wie in Frankreich die persönliche Berührung im Gerichtsleben offiziell zur Anerkennung gelangt.

Als Jurist, der mit dem französischen Recht und seiner Praxis aus meinen jungen Jahren vom Rhein her vertraut war, fiel mir in unsrem Pariser Geschäft natürlich auch die Überwachung der streitigen Angelegenheiten zu. Bei der Mannigfaltigkeit der Unternehmungen und Beziehungen konnten auch Prozesse nicht ausbleiben. Es machte mir Vergnügen und war von beträchtlichem Nutzen, daß, soweit nicht die offizielle Vertretung vor Gericht den Anwalt in Person erheischte, ich das übrige präparieren und betreiben konnte. Den Anwälten selbst war diese Hilfe, die ihnen ein gut Teil der Mühe abnahm, sehr willkommen. Ich habe im Lauf der Jahre auf diese Weise mit vielen und hervorragenden des Standes Bekanntschaft gemacht und stand in sehr angenehmem Verhältnis zu ihnen. Sie schätzten meine Mitarbeit.

Bei dem ersten Prozeß, den ich leitete, und der vor dem Pariser Handelsgericht schwebte, hatte ich zum Mitinteressenten in derselben Sache einen sehr geriebenen Geschäftsmann. Es handelte sich um einen ziemlich ansehnlichen Betrag. Die Sache wurde plädiert und der Spruch auf vierzehn Tage ausgesetzt. In dieser Zeit kam unser Mitinteressent, um mit mir über die

Sache zu sprechen, und im Lauf der Unterhaltung fragte er mich, wann ich den mit dem Referat betrauten Richter zu besuchen gedenke, und zwar warf er diese Frage als etwas ganz Selbstverständliches hin. Ich riß die Augen auf und fragte ihn, was er meine. Er antwortete im Ton vollendeter Harmlosigkeit: „Man muß doch seinen Richter aufsuchen". Ich konnte das noch immer nicht verstehen, und so mußte er wahrnehmen, daß ich vollständiger Neuling war in einem Gebrauch, der in Frankreich durchaus rezipiert sei. On va voir ses juges, so lautete die Formel. Ich sagte ihm, wer in Deutschland so etwas wage, würde mindestens zur Thür hinausgeworfen, und nie in meinem Leben könnte ich mich dazu entschließen. Nun war die Reihe an ihm, mir zu erklären, wie das nach französischem Begriff nicht bloß etwas Zulässiges sei, sondern die Unterlassung für einen Mangel an Höflichkeit angesehen werde. Wenigstens müsse man seine Visitenkarte bei dem Richter abgeben. Aber auch das widerstrebte meinem Gefühle so sehr, daß ich mich nicht dazu entschließen mochte. So kam der Tag, an dem das Urteil verkündet werden sollte, heran.

Ich wohnte damals, im Sommer 1858, in der Nähe von Paris in Ville d'Avray und fuhr täglich zur Stadt. Als ich im Zuge saß, fiel mir ein, daß heute der Tag der Entscheidung sei, und in der Spannung darüber kam mir das Gefühl der Verantwortung, die ich, als Leiter des Prozesses für mein Haus, damit auf mich genommen, daß ich einen als förderlich angesehenen und von der Praxis für zulässig erklärten Schritt unterlassen hatte. Mein Weg vom Bahnhof der Rue St. Lazare führte mich dicht an der Rue Joubert vorbei, wo der mit dem Referat betraute Handelsrichter wohnte.

Im letzten Augenblick sagte ich mir: Am Ende sollte ich doch mein Widerstreben überwinden und wenigstens noch eine Karte bei ihm abgeben, wenn auch oder gerade weil für ihn das Urteil jetzt schon feststeht. Gesagt, gethan. Es war neun Uhr vormittags. Ich klingle und gebe dem öffnenden Diener meine Karte. Sofort wurde ich in das Kabinett des Richters geführt; der sitzt vor seinen Akten und ruft mir in freundlichstem Tone zu: Sie kommen mir sehr gelegen. Gerade war ich daran, Ihre Sache zu studieren. Nun können Sie selbst mir alles erklären.

Ich ließ mich nicht darum bitten. Nach einer Unterhaltung von etwa zwanzig Minuten empfahl ich mich, sehr erleichtert durch den glatten Verlauf. Um Mittag ward das Urteil gesprochen zu Gunsten meines Hauses. Es war gerecht; ich habe nie einen Prozeß geführt, an dessen Güte ich den leisesten Zweifel hegte. Aber ob mein Besuch mit in der Themis Wagschale gewogen hatte, blieb mir eine ungelöste Frage. Diese Erfahrung machte ich mir natürlich zu nutze, und in späteren Fällen richtete ich mich danach leichteren Herzens. Ich muß aber einschalten, daß ich trotz des Besuches einmal in einer großen Sache, es handelte sich um dreimalhunderttausend Franken, in der ersten Instanz auch vor dem Handelsgericht, unterlag. Im Appell wurde ich jedoch wieder Sieger. Endgültig habe ich vor den Pariser Gerichten nie einen Prozeß verloren.

So verwerflich von unserm deutschen Standpunkt der Brauch, persönlich den Richter in seiner Wohnung aufzusuchen, erscheint, so läßt sich auch manches zu seiner Verteidigung sagen. Wenn beide Parteien diesen Schritt thun, so gleicht sich die Gefahr der Beeinflussung aus. Und angenommen, der Richter faßt die Sache als ein gerechter Mann auf, so wird in den Fällen, wo es sich um bestrittene Fakta handelt, seine Einsicht in das Wesen des Prozesses und der Parteien durch die lebendige Unterhaltung oft gefördert werden können. Aber freilich, zugleich eröffnet dieser Brauch dem Mißbrauch Thür und Thor, gerade in einem Land, wo die persönliche Beziehung einen so breiten Platz einnimmt.

Der Richter hat eine Frau, und nicht selten — besonders in der höheren Instanz — eine Maitresse. Geriebene, weltkundige, wenig skrupulöse Leute, die einen Prozeß betreiben, fragen sich dann in erster Linie: wer ist seine Frau, oder noch lieber, wer ist seine Maitresse, und dann, wie kommt man an sie? Anekdoten giebt es darüber, freilich nur sehr unbeglaubigte.

Ich hatte einmal eine Sache vor dem Kassationshof schweben, und einer meiner Mitinteressenten lag mir besonders in den Ohren, daß ich mich nach guten Empfehlungen umsähe, in Anbetracht dessen, daß die Gegenpartei zu dem Präsidenten des Gerichts, einem gläubigen Katholiken, durch priesterliche Verbindung sehr guten Zugang habe.

Ich muß übrigens sagen, daß ich während der fünfzehn in Frankreich verlebten Jahre die Rechtsprechung als regelmäßiger Leser der „Gazette des Tribunaux" sehr aufmerksam verfolgt habe und mir wenige verdächtige Entscheidungen aufgefallen sind, was allerdings nicht sehr viel beweist, weil in diesen Publikationen nur hervorstechende Fälle zur Kenntnis kommen.

Der Brauch, dem Richter seinen Besuch zu machen, gilt nicht für ganz Frankreich ohne Unterschied. In einer ganz bedeutenden Anzahl von Gerichtssprengeln ist er unbekannt, und selbst da, wo er durch alte Tradition geheiligt ist, wie in Paris, entzieht er sich der Kenntnis der nicht mit den Tribunalen verkehrenden Kreise. Noch vor wenigen Jahren geschah es mir, daß ich der Sache einem von Jugend an in Paris ansässigen Gelehrten erwähnte. Er hielt das für eine deutsche Verdächtigung und bestritt aufs heftigste die Möglichkeit einer solchen Praxis. Ich bat ihn, sein Urteil zu vertagen und erst bei einem Rechtsanwalt sich zu erkundigen. Nach einigen Tagen kam er betrübt mit der entdeckten Wahrheit zurück.

In Racines „Plaideurs" ist dem alten Herkommen ein Denkmal errichtet, und es fehlt nicht an illustrierenden Anekdoten, die gewiß nicht buchstäblich zu nehmen sind. Eine sehr hübsche erzählte mir ein befreundeter Advokat und Deputierter eines Tages als ein eben Geschehenes. Der Präsident einer Zivilkammer hatte das ergangene Urteil nach Vorschrift in der öffentlichen Sitzung zu verkünden. Er war selbst Referent in der Sache und hatte im Drang der Geschäfte die Sache nur mit flüchtigen Notizen vorbereitet. Der Advokat der einen Partei folgt mit großer Befriedigung der Verlesung der Motive, welche mit der bekannten Formel attendu que dem Urteilsspruch, dem sogenanten „Dispositif", vorhergeht. Die ganze Reihe dieser Erwägungsgründe, „Considérants" genannt, wickelt sich siegreich zu Gunsten seines Klienten ab; dann kommt der Urteilsspruch, und siehe da: er hat verloren! Nicht möglich, hier muß ein Irrtum geschehen sein. Er will protestieren, aber die Ordnung erlaubt das nicht; er muß das Unbegreifliche über sich ergehen lassen. In großer Aufregung wartet er den Schluß der Sitzung ab. Dann stürmt er zum Präsidenten in dessen Kabinet. Sein Protest war

unwiderleglich. Der Präsident hatte sich in der Schlußfolgerung vergriffen; der Advokat hätte den Prozeß gewinnen müssen. Aber, was ist da zu machen? Zum Unglück ist das Objekt unterhalb des Geldinteresses, das zum Appell berechtigt. Die Gegenpartei hat der öffentlichen Verlesung beigewohnt. Sie kann sich des ihr erworbenen Rechts nicht berauben lassen. Alles Poltern und Beschwören des entrüsteten Advokaten bricht sich hilflos an der Unerschütterlichkeit des Präsidenten. Endlich, des zwecklosen Streites müde, wendet der sich begütigend an seinen Dränger: „Um Gottes willen, beruhigen Sie sich doch endlich, ich werde Sie dafür einen anderen Prozeß gewinnen lassen!" Je vous ferai gagner un autre procès. — Das Geschichtchen ist, auch nur als ben trovato, zu nett, um nicht der Vergessenheit entrissen zu werden.

Wie erwähnt ist die Beeinflußbarkeit der Richter durch persönliche Rücksichten mir niemals zu notorischer Kenntnis gelangt, und es wäre auch ungerecht, sie als einen charakteristischen Zug der französischen Justiz hinzustellen. Es handelt sich trotz alledem nur um vereinzelte Fälle.

Anders steht es freilich auf politischem Gebiet. Das Charakteristische ist hier das Verhältnis des Abgeordneten zu der Regierung einer- und den Wählern andererseits. Der Wähler hat zunächst von dem Deputierten seines Wahlkreises die Vorstellung, daß er in erster Reihe die Aufgabe habe, durch seinen persönlichen Einfluß bei den Ministern die Interessen nicht nur seines Wahlkreises, sondern auch jedes einzelnen Wählers zu wahren und zu fördern.

Der Grundgedanke geht davon aus, daß die Minister, um am Ruder zu bleiben, eine Mehrheit in der Kammer nötig haben, und daß jede Gefälligkeit, die sie dem Deputierten gewähren oder abschlagen, ihn zu einer sicheren oder unsicheren Stütze machen muß. Da die Minister selbst schon mit dieser herkömmlichen Auffassung ans Ruder kommen, so betrachten sie auch solche Rücksichtnahme als etwas Natürliches und Berechtigtes. Der Abgeordnete fühlt sich somit auch im Besitz eines legitimen Anspruchs auf Ausübung seines Einflusses und tritt den Weg zum Ministerium auf Grund seines guten Rechtes ohne Besinnen so oft an, als sich eine Gelegenheit dazu bietet. Manchmal macht das Übermaß

dieser Heimsuchungen ihm selbst die Sache recht lästig. Aber was will er thun? Wie der Minister von den Abgeordneten, so hängen diese von den Wählern ab, und nach Landessitte übersetzt sich das alles in persönliche Dienstleistungen und Gefälligkeiten.

Der Abgeordnete hat zunächst die lokalen Angelegenheiten seines Kreises und dessen einzelner Gemeinden bei der Landesregierung zu betreiben. In Ermangelung anderer Objekte war es unter der Restauration und Louis Philipp herkömmlich, daß der Deputierte für ein Altarbild in der oder jener französischen Kirche sorgte. Die Regierung als Gönnerin der schönen Künste hatte Jahr aus, Jahr ein bei aufstrebenden Malern Bilder zu bestellen. Das gab ihr schon Gelegenheit, wohlwollende Unterstützung an hoffnungsvolle Künstler zu verteilen, und um für die gelieferten Bilder Verwendung zu finden, fügte sich von selbst daran die Verteilung an Gemeinden, denen man seine Aufmerksamkeit unter Vermittlung ihrer darum besonders bei der einflußreichen Geistlichkeit gut angeschriebenen Deputierten beweisen wollte. So wusch eine Hand die andere, und so dauert im ganzen die Praxis noch fort, modifiziert durch die Ausdehnung des Wahlrechts einerseits und die starken Schwankungen der Mehrheiten in der Kammer andererseits.

Aber nicht bloß in den von der Regierung abhängenden Einzelfällen, namentlich in Sachen der Ämterbesetzung, muß der Abgeordnete immer auf den Beinen sein, sondern nebenher zur Erhaltung der Volksgunst auch in unzähligen anderen Dienstleistungen die Suprematie seiner Mandanten anerkennen. Er ist für vieles, was sie in der Hauptstadt zu besorgen haben, ihr Kommissionär.

Ich hielt mich einmal in der Hauptstadt eines Wahlkreises auf, als der Abgeordnete, mit dem ich befreundet war, ihm einen kurzen Besuch abstattete. Da sah ich mein blaues Wunder. Er befand sich von morgens bis abends in einer Art von Belagerungszustand. Sein Zimmer wurde nicht leer von Solizitanten. Wenn er aus dem Hause trat, warteten schon Scharen auf ihn, die nicht ins Zimmer gedrungen waren, und zogen auf der Straße hinter ihm her. Der Fall war möglicherweise darum drastischer als der Durchschnitt, weil der Betreffende als ein sehr reicher Mann bekannt war, der sich sein Mandat was kosten ließ.

Vielleicht hängt auch mit dieser Stellung des Repräsentanten zu seinen Repräsentierten die eigentümliche Erscheinung zusammen, daß der Titel monsieur le Député in dem täglichen Verkehr als Anredeformel sehr gebräuchlich ist, während im übrigen bekanntlich Titel in der Umgangssprache ignoriert werden. Nur der militärische wie Général u. s. w. macht darin noch eine Ausnahme und sogar in seiner Übertragung aufs Weibliche. Man sagt Madame la Maréchale, aber nicht Madame la Députée.

In Deutschland wird gerade der Titel Herr Abgeordneter im Gegensatz zu allen andern nur ganz ausnahmsweise in der mündlichen Ansprache gebraucht, höchstens von sehr unterthänigen Bittstellern.

Die geschilderten Schattenseiten hängen natürlich auch mit Lichtseiten zusammen. In Deutschland, wo der Abgeordnete wenig zu sagen hat und in der Hofetikette hinter dem Major rangiert, kann auch von einem Mißbrauch des ihm nicht zustehenden Einflusses nicht viel Böses gesagt werden, und Minister, die nicht viel danach zu fragen brauchen, ob sie eine Mehrheit für sich haben, lassen sich zu persönlichen Gefälligkeiten nicht so leicht verführen. Das System des labilen Gleichgewichts im streng konstitutionellen Staat hat, wie alles, seine Nachteile, und die geschilderten gehören noch zu den kleinen.

In den nach französischem Muster zugeschnittenen Repräsentativstaaten geht es überall ähnlich zu, wie in Frankreich, wenn auch das Vorherrschen der persönlichen Beziehungen die Wirkung nicht so auf alle Verhältnisse des Lebens ausdehnt.

Ich erinnere mich, daß während meines Aufenthalts in Belgien einmal ein liberales Ministerium den Tarif der Eisenbahn für Pfefferkuchen herabsetzte, als es in einem kritischen Augenblick galt, einen Wahlbezirk, der diese Fabrikation betreibt, zu gewinnen.

In Frankreich wie in Belgien spielt schließlich eine große Rolle als Verbindungsglied zwischen Regierung, Abgeordneten und Wählern die Bewerbung um das rote Bändchen; da Légion d'honneur genannt und hellrot, hier Ordre de Léopolde und dunkelrot. Jeder Franzose kommt mit dem Anspruch auf diese Zierde zur

Welt und hat seinen Beruf irgendwie verfehlt, wenn er stirbt, ohne es erlangt zu haben.

In Deutschland ist etwas Ähnliches in Gestalt des Kommerzien- und Geheimen Kommerzienrates bei den Kaufleuten, des Sanitäts- und Medizinalrats mit dem Aufsteigen ins Geheime in den letzten Jahrzehnten auch sehr stark in Schwung gekommen, und ein sehr nützliches Instrument für die Herstellung loyaler Gesinnung, namentlich im Kaufmannsstand, geworden. Es kann aber schon deshalb seine Wirkung nicht so sehr ins Breite erstrecken, weil es einerseits nur auf wenige Stände anwendbar ist, und weil andrerseits kein Parteiwechsel in den Regierungen Platz greift, so daß immer nur die Anhänger derselben Partei oder ganz neutraler Richtung der Wohlthat teilhaftig werden. In Frankreich, wo jede Partei ans Ruder kommt, beherrscht der Drang nach dem roten Band auch alle Kreise.

Ich kehre nach dieser langen Abschweifung zurück an das Krankenbett meines Freundes Hartmann und zu den Gestalten, die da an mir vorüberzogen.

Hier taucht zunächst die Gräfin d'Agoult auf, die Freundin Liszts, die Schwiegermutter Richard Wagners, die Mutter von Kosimas, welche als erste Frau Bülows und zweite Wagners in Deutschland zu hervorragender Stellung gekommen ist.

Madame d'Agoult lebte von ihrem Manne, der Gouverneur der Banque de France war, getrennt. Aus der Ehe war eine legitime Tochter hervorgegangen, die mit einem Comte de Charnacé verheiratet war. Auch diese Ehe war faktisch getrennt.

Frau von Charnacé, gleich ihrer Mutter eine Frau von Geist und hoher Bildung und schriftstellerisch thätig, lebt noch heute in Versailles. Ich sah sie daselbst im Jahre 1870 während meines Aufenthaltes im Hauptquartier wieder. Sie verhielt sich ganz vorurteilslos den Deutschen gegenüber.

Frau d'Agoult war von französischen Eltern, de Flavigny, in Frankfurt geboren (1805) und mit der Familie Bethmann verwandt. In ihren Memoiren schildert sie ihre in Deutschland verbrachte Kindheit. Sie blieb auch in Paris stets in lebhafter Beziehung zu Deutschland und zu Deutschen. Adolf Stahr und Fanny Lewald, die von Zeit zu Zeit zu längerem Aufenthalt er-

schienen, gingen sehr viel bei ihr aus und ein. Es mutete uns andere, die wir ganz nach Landessitte gewöhnt waren, direkt und indirekt sie nur als Madame d'Agoult zu bezeichnen, seltsam an, wenn Adolf und Fanny einmal über das andere von der Gräfin in schmelzendem Tone sprachen — ähnlich wie Lassalle, der Volksmann, auch immer seine Gräfin im Munde führte.

Bekanntlich hat Frau d'Agoult als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern eine reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Sie rechnete sich zur republikanischen Partei. Ihr Hauptwerk ist eine Geschichte der Revolution von 1848, das als zeitgenössische Darstellung nicht ohne Wert ist.

Ich traf des öfteren mit ihr an Hartmanns Bett zusammen; gewöhnlich war sie von ihren beiden Töchtern, Kosima und Blandine (später Frau Ollivier) begleitet. Sie war eine imposante Erscheinung und trat sehr selbstbewußt auf. Ihre Memoiren, die auch lesenswert sind, können als Beleg zu beidem dienen, denn eine recht schmeichelhafte Schilderung ihrer körperlichen Vorzüge wird darin gegeben. Außer diesen beiden Töchtern hatte sie von Liszt noch einen Sohn, Daniel genannt. Ihr wildeheliches Verhältnis zu dem großen Musiker hatte in der Zeit, da ich sie kennen lernte, schon sein Ende erreicht. Beide Teile hatten sich anderen Gottheiten zugewandt.

Zu den nennenswerten Deutschen, die damals viel bei Hartmann verkehrten, gehörte auch Alfred Meißner. Beide waren von Kindesjahren befreundet gewesen, zuerst in der böhmischen Heimat, dann bereits als liberale Preßflüchtlinge in Dresden und Leipzig verbrüdert, trafen sie zu jener Zeit wieder in Paris zusammen. Wie einst Hartmanns „Kelch und Schwert", so hatte Meißners „Ziska" dessen Dichterruf verbreitet. Ihre Namen wurden im Munde derer, welche sich an der jungen Freiheitspoesie der vierziger Jahre freuten, oft verbunden genannt, und ein entsprechend inniges Verhältnis hatte sich zwischen ihnen befestigt. Meißner war zwar kein auffallend schöner Mann, wie sein Busenfreund, aber immerhin eine angenehme, etwas zierliche Erscheinung, blond, mit zarter Gesichtsfarbe und rosigen Wangen. Er war in nahe Beziehung zu Heinrich Heine getreten, die er später auch litterarisch verwertete.

Gerade in der Zeit, als ich Meißner bei Hartmann kennen lernte, trat übrigens allmählich zwischen den beiden eine gewisse Spannung ein, die immer schärfer wurde und schließlich zu völliger Entzweiung führte. Was die Ursache war, ist mir nicht mehr erinnerlich; ich meine, es waren Weibersachen. Hartmann verband mit seiner überlegenen äußeren Liebenswürdigkeit ein strenges Urteil, besonders in allen den Charakter berührenden Dingen. Hatte er einmal einen Menschen auf irgend einer Falschheit oder Unzuverlässigkeit ertappt, so war er fertig mit ihm, und es gab keinen Pardon. Daß er an Meißners Charakter etwas Anstößiges entdeckt, fand nach vielen Jahren eine Beleuchtung in dem tragischen Ende des armen Meißner, der sich überflüssigerweise mit fremden Federn geschmückt hatte, obwohl er in sich Stoff genug hatte, seinen Mann zu stellen.

Ich habe Meißner nach Jahren in Berlin als spät verheirateten glücklichen Ehemann einer jungen Frau wiedergesehen, und mir so wenig wie irgend einem andern ahnte nur von fern, welche Last auf ihm lag.

Es hätte mir zu jener Pariser Zeit nahe gelegen, durch Meißner mich bei Heine einführen zu lassen. Aber Heine lag damals schon so schmerzlich krank darnieder, daß ich mir nicht getraute, ihn zu belästigen, da meine Person kein Interesse für ihn haben mochte.

Ich bin nie ein Berühmtheitsjäger gewesen und habe es immer dem Zufall überlassen, mich mit Menschen, die mich interessierten, zusammenzuführen. Er hat mich auch gut darin bedient, aber nach dem Tode dieses oder jenes berühmten Mannes that mir's doch leid, daß ich dicht an ihm vorübergegangen war, ohne ihn zu sprechen. Man hat eine unvergleichlich viel lebendigere Vorstellung von einem, dessen Stimme man gehört, mit dem man, wenn auch nur einmal, persönlichen Gedankenaustausch gehabt hat. So habe ich es nicht verschmerzt, daß ich Heine, wie später Gustav Freytag, nie gesprochen habe, und ich bin Berthold Auerbach zeitlebens dankbar geblieben, daß er mich bestimmte, bei einem kurzen Aufenthalt in Darmstadt David Friedrich Strauß aufzusuchen.

Die Zahl der schriftstellernden Deutschen, namentlich aus der politischen Flüchtlingswelt, die bei Hartmann verkehrten, war

natürlich unabsehbar. Die Österreicher besonders hielten zu ihm. Unter ihnen gehörte Johannes Nordmann und Kolaczek zu den bekanntesten. Nordmann war ein schwerfälliger Geselle, der sich besonders an Ludwig Pfau angeschlossen hatte, und im Punkt philosophischer Anpassung an eine problematische Existenzweise gut zu Pfau paßte. Er kam später, nach Wien zurückgekehrt, zu einer großen Stellung in der Presse und zum Vorsitz des angesehenen Vereins Konkordia. Ich habe mir nie erklären können, wie dies unfruchtbare Phlegma diesen Aufschwung nehmen konnte. Kolaczek, ehemaliges Mitglied des Frankfurter Parlaments, gab, wie schon oben erwähnt, eine Zeit lang eine deutsche Monatsschrift heraus. Er ging dann nach Amerika und konnte später nach Wien zurückkehren, wo er zur Zeit des Italienischen Krieges in das Lager der österreichischen Regierung ging, ein offiziöses Blatt redigierte, und, wie Fröbel, mich wegen meines Eintretens für Italien mit persönlichen Verdächtigungen heftig angriff.

Auch an Künstlern fehlte es nicht in diesem Kreise. Neben Heilbuth, der damals noch nicht den bedeutenden Namen hatte, zu dem er später gelangte, verkehrten hier die Deutschen Karl Müller und Henneberg, jener durch ein großes Bild, der Aufruf der in der Conciergerie gefangenen Girondisten zur Hinrichtung, dieser durch seine „wilde Jagd" berühmt geworden; ferner der Berliner Güterbock. Sie sind später nach Deutschland zurückgekehrt. Sie waren damals alle jung und brachten zu dem Humor, der in unserer Gesellschaft vorherrschte, noch ihr besonderes Kontingent der dem Atelier eigentümlichen Ausgelassenheit. An Bummelwitz war Heilbuth allen voran. Eines Tages sprach irgend ein dunkler Ehrenmann über die große Zahl der Sterbefälle der letzten Wochen recht salbungsvoll. Mit trockenem Ton fiel Heilbuth ein: „Ja, ich fürchte, mit dem Sterben ist's überhaupt noch nicht zu Ende." Ein andermal unterhielt man sich über einem befreundeten Maler, der die Ehrenlegion zurückgewiesen habe. Heilbuth, der sie eben erhalten hatte und darüber sehr vergnügt war, bemerkte: „Ja, wenn man die Ablehnung im Knopfloch tragen könnte, das wäre allerdings noch schöner." Als im Jahre 1857 der Erzbischof Sibour in der Kirche St. Etienne du Mont von einem ehemaligen Priester am Altar erdolcht wurde, redete eine fromme Dame Heilbuth mit schmerz-

vollem Ausdruck darauf an: „Que dites-vous, monsieur, de ce terrible attentat?“ — „Pas de chance, madame,“ erwiederte er einfach mit einem sanften Achselzucken. Hartmann, der als schöner und liebenswürdiger Mann auch einer à bonnes fortunes war, kam eines Abends spät in der Nacht in sein Hôtel des trois frères zurück, in dem damals auch Heilbuth wohnte. Der Concierge, welcher Nachtdienst hatte, gab Hartmann ein parfümiertes Briefchen, das er den Auftrag habe, dem Heimkehrenden zu jeder noch so späten Stunde einzuhändigen. Hartmann öffnete es und fand darin ein paar zierliche, allem Anschein nach von einer Dame herrührende Zeilen des Inhalts, daß er in dem Zimmer Nummer so und so mit Sehnsucht erwartet werde. Er ließ sich's nicht zweimal sagen und begab sich sofort in das bezeichnete Zimmer. Es war schwach beleuchtet, es lag jemand im Bett, und wie er herantrat, streckte ihm Heilbuth die Arme entgegen. Das gab natürlich viel Stoff zur Unterhaltung und zur Neckerei.

Der Maler Güterbock wußte interessant von seinem italienischen Aufenthalt zu erzählen. Eine Geschichte, die er als wahrhaftes Erlebnis eines Tages zum besten gab, möchte ich der Vergessenheit entreißen. Ich war, so lautete ungefähr seine Darstellung, auf meinen Wanderungen in einem Dorfe Umbriens hängen geblieben, weil ich in der Kirche ein Altarbild entdeckte, das mich interessierte und das ich zu kopieren übernahm. Kein Mensch störte mich daran, da die katholischen Kirchen, und besonders in Italien, stets offen sind, und jeder beliebig da aus und eingeht und verweilt. Doch war ich meistens allein. Eines Tages, während ich an der Arbeit sitze, kommt der Pfarrer herein, ein milder ältlicher Herr. Er tritt näher und sieht mir eine Zeit lang zu. Dann fängt er ein Gespräch an, lobt meinen Vorsatz und, nachdem ein Wort das andere gebracht hatte, fragt er mich nach meiner Landsmannschaft. Als ich ihm sagte, daß ich ein Berliner sei, war er sehr überrascht und drückte sein Erstaunen darüber aus, daß ich als Protestant mich so ernstlich eines katholischen Bildes annähme. Darauf antwortete ich ihm, ich sei nicht Protestant, sondern Jude, Ebreo. Da riß er aber die Augen auf und schlug die Hände zusammen, mit einem Ausdruck glücklicher Überraschung, der nun mich wieder in Erstaunen setzte. „Wie“,

rief er aus, „Sie sind ein Sohn dieses ehrwürdigen Volkes?“ und schließlich sagte er: „Wollen Sie mir einen mächtigen Gefallen thun, so kommen Sie doch nächsten Sonntag zum Gottesdienst hierher“. Natürlich willigte ich ein; ich erschien zur richtigen Stunde und suchte mir einen bescheidenen Platz auf einer der hintern Bänke in dem bescheidenen Raum. Dann kam der Moment, wo der Pfarrer die Kanzel bestieg. Mit der Lebhaftigkeit, welche den italienischen Prediger charakterisiert, begann er seine Gläubigen zu apostrophieren und nach einigen Worten streifte mich sein Blick; dann streckte er beide Arme weit über die Brüstung der Kanzel hinaus, warf das Haupt stolz zurück und rief mit vibrierender Stimme: „Was meint Ihr, liebe Brüder, welche Ehre uns heute widerfährt? Seht Euch dort den Mann an. Ihr meint wohl, er ist ein gewöhnlicher Fremder, ein Forestiere wie die anderen, ein Engländer oder ein Deutscher. Aber nicht doch, wisset Ihr, wen wir unter uns haben? „Un cugino della Madonna!“ — Da ich nicht dabei war, kann ich die Echtheit der Geschichte nicht verbürgen, nur so viel kann ich bezeugen, daß wir alle damals nach dem Eindruck, den wir hatten, und nach dem Charakter des Erzählers die Echtheit nicht bezweifelten. Auch ist der Bericht zu originell, um erfunden zu sein, und Tendenz hat ihn gewiß nicht erzeugt, denn damals war der linguistisch-ethnologische Begriff des Semitismus und Antisemitismus noch nicht in Umlauf gesetzt, zu dem die Anekdote einen so vielsagenden Kommentar liefert.

Bei weitem der hervorragendste unter allen Malern, die in unseren Kreis traten, war der Franzose Gustave Ricard, dessen Meisterwerke selbst jetzt mehr als zwei Jahrzehnte nach seinem Tode noch höher gehalten werden als zu seinen Lebzeiten, und auch in Deutschland ist den Kennern moderner Malerei sein Name wohl bekannt. In Richard Muthers Kunstgeschichte findet sich die Reproduktion eines seiner besten Porträts, das dem Luxembourg gehört, der Vicomtesse de Calonne, einer sehr interessanten Dame, die auch eine Zeitlang in Berlin gelebt hat und später mit ihrem aus der bekannten Familie des Ministers Ludwigs XVI. entstammenden Gemahl unter dem zweiten Empire die Revue contemporaine ins Leben rief. Sie war Polin von Geburt, ihre jüngere Schwester war die Gemahlin Ferdinand Hillers, des

Komponisten, Virtuosen und Kapellmeisters von Köln, wo sie erst im Jahre 1896 starb.

Zwischen Ricard und Madame de Calonne bestand eine sehr intime Freundschaft. Das Bild von ihr ist ein unübertreffbares Muster geistiger Personifikation und technischer Vollendung zugleich, eine sprechende Widerlegung dessen, was man sonst Realismus nennt, jener einseitigen naturalistischen Darstellung, die glaubt, man könne nicht wahr schildern, ohne den Geist auszutreiben.

Man hat Ricard oft mit dem eine halbe Generation jüngeren Lenbach verglichen, und einige frühere Porträts Lenbachs, die auf der Pariser Ausstellung von 1867 figurierten, konnten zur Demonstrierung einer gewissen Analogie in der Farbenbehandlung dienen. Später hat sich Lenbachs Manier anders zugespitzt, indem sie den Charakter des Originals mit ungeheurer Wucht, aber auch Virtuosität auf einen einzigen Punkt konzentriert. Immerhin ließen sich eine Reihe gemeinsamer Züge angeben, welche dafür sprächen, daß jene damals besprochene Verwandtschaft nicht der Anhaltspunkte entbehrt. Beide Künstler verwenden die größte Anstrengung auf die Ermittlung und Reproduktion des seelischen Inhalts ihres Modells und verbinden damit die sorgfältigste Pflege der Farbenmischung. Bei Ricard ist das psychologische Verfahren diskreter und objektiver als bei Lenbach. Jener sucht aus jeglicher mit gleichmäßiger Liebe und Zartheit behandelten einzelnen Partie den Totalausdruck hervorzuzaubern; dieser sucht sich den springenden Punkt heraus und wirft sich mit Blitz und Donner darauf. Er ist daher eigentlich der Maler der bedeutenden, man könnte sagen, der historischen Physiognomien. Für gleichgiltige Gesichter ist er nicht gemacht. Er giebt ihnen leicht mehr Charakter, als sie haben, und dadurch auch einen falschen. Nicht jedes Gesicht ist ein Charakterkopf. Daß ihm weibliche Porträts minder oft gelingen, hängt mit obigem zusammen, wozu noch kommt, daß überhaupt weibliche Porträts seltener ganz glücken als männliche.

Wenn Ricards größtes Meisterstück das Bild der Madame de Calonne ist, so hat das vielleicht seinen Grund darin, daß sie eine höchst merkwürdige Frau war und das Gepräge ihres starken und komplizierten Naturells scharf in ihren Zügen ausgeprägt zu

lesen war; dazu kam noch der durch den längeren intimen Umgang erschlossene Einblick in das Innere. Das zweitbeste Frauenporträt, das Ricard gemacht hat, ist das einer Madame Sabatier, die nichts mit der obgenannten Familie gleichen Namens gemein hatte. Sie war die Maitresse eines Bankiers Mosselmann und eine hervorragende Schönheit. Das Bild stellt sie wundervoll in einem roten Sammetkleide mit einem Schooßhündchen auf dem Arme dar.

Was Ricard ferner mit Lenbach gemein hat, ist eine tief durchdachte Farbentechnik, auf ein langjähriges peinliches Studium der alten Meister begründet, und wahrscheinlich hängt mit dieser Vorliebe zusammen, daß beide Maler mit idealer Hingebung alte Meister kopiert haben. Ricard hat z. B. Kopien von Claude Lorrain in großer Zahl gemalt, die mit dem Original wetteifern können; Lenbachs ähnliche Leistungen sind aus der Schackschen Sammlung bekannt. Man weiß, daß Lenbach, namentlich in späterer Zeit, die Nebensachen einschließlich der Hände oft stark vernachlässigt hat. Bei Ricard äußerte sich dieselbe Richtung in der Weise, daß er es wo möglich vermied, mehr als Brustbilder, ohne Hände, zu machen. Er scheute vor der Konkurrenz der Nebensachen, die den Blick ablenken, und namentlich die Kolorierung der Hände thue dem Kolorit des Gesichts Eintrag. Wenn man ein Kniestück haben wollte, mußte man mit ihm lange darüber streiten. Mehrmals kam es vor, daß er sich darauf eingelassen und das Bild nach dem Wunsch des Bestellers beinahe vollendet hatte, und dann mit einemmale zerstörte er es, indem er erklärte, es gehe doch nicht, und man müsse zum Brustbild zurückgreifen. Aber was dargestellt wurde, war dann Gegenstand der zärtlichsten Behandlung und in seiner Weise ebenso geistig durchdrungen wie das Gesicht.

Über die kleinste Farbenmischung konnte er Monate lang brüten; er sprach von Vermillon oder von Bitume wie von heiligen Weihegaben. Unendlichen Scharfsinn wandte er darauf, den alten Meistern in ihren Farbenbehandlungen nachzugrübeln. Dann kam er manchmal ganz beglückt aus dem Louvre, wo er an einem Correggio oder Tizian endlich die Art der Grundierung entziffert zu haben glaubte. Viel Kopfzerbrechen machte ihm auch die

richtige Farbe eines Hintergrundes. Manchmal ließ ihm ein Bild keinen Augenblick Ruhe, wenn er nicht sicher war, das Entsprechende bei einer Arbeit getroffen zu haben; mitten in der Nacht stand er auf, und bei der Lampe stellte er neue Versuche an.

Ich kann sagen, daß ich erst von ihm sehen gelernt habe und überhaupt erst entdeckte, wie das Auge, das Sinneswerkzeug im strengsten Sinne, das Geheimnis des Künstlers ist. Aus der Art, wie er ein Bild beschrieb, wurde mir klar, wie ein Künstlerauge betrachtet. Diese substantielle Auffassung tritt hier um so charakteristischer auf, weil, wie schon angedeutet, der Künstler selbst eine außerordentlich feingeistige Organisation war und so viel Nachdruck auf die intellektuelle Behandlung seiner Aufgabe legte.

Ricard war einer der feinsten Köpfe, die mir im Leben vorgekommen. Das gilt auch von seiner äußeren Erscheinung. Er war ein schöner Mann in des Wortes bester Bedeutung; nichts vom bel homme.

Die Kopfform, im Gegensatz zur runden französischen, war ausgesprochen länglich oval; um einen edel gebildeten Mund und in sanften braunen Augen schwebte immer ein sanftes, bescheidenes Lächeln. Die Gestalt war schlank aufgeschossen, ein klein wenig nach vorn geneigt, die Hände und Füße lang und schmal. Ein tonvolles, doch mildes Organ hatte einen leisen Anklang an den Marseiller Accent behalten, was der oft schelmischen Redeweise noch einen eigentümlichen Reiz verlieh.

Er hatte ein reges litterarisches Interesse, das zunächst in seinen langen italienischen Studienjahren sich mit der Sprache und Litteratur dieses Landes bekannt machte. Später durch seinen Umgang mit uns Deutschen kam ihm auch die Lust zu unserer Sprache, und er suchte sich namentlich durch Lektüre Goethescher Poesie ein wenig hineinzuarbeiten. Sein besonderes Wohlgefallen fand er am Faust, und er liebte besonders den Anfang der Widmung aufzusagen, den er auswendig gelernt hatte. Allem sozialen Konventionswesen war er abhold; er ging beinah niemals in größere Gesellschaften und behandelte es als ein kleines Unglück, wenn er einmal hinein mußte.

Er war aus einer sehr katholischen Familie, und wie den meisten Franzosen war ihm im Grunde der Seele, bei sonst philosophischem Denken, ein Stück kindlicher Anhänglichkeit an die Kirche zurückgeblieben. Auch die schon erwähnte spezifisch französische Art schwärmerischer Zärtlichkeit für seine alte Mutter gehörte zu seinem Wesen; die Korrespondenz zwischen Mutter und Sohn, in die ich manchmal Einblick bekam, war rührend.

Für die Unterhaltung im Freundeskreise hatte er sich nach und nach einen eigenen Jargon gebildet, der aus allerhand bildlichen Stichworten, namentlich zu künstlerischen Definitionen, zusammengesetzt war. Seine guten Bekannten und die Getreuen des Ateliers hatten ihren Spaß daran und waren darauf eingeschult. Kam aber einmal ein Uneingeweihter und namentlich ein prosaisch verständiger Alltagsmensch hinzu, so ward ihm etwas unbehaglich bei dem Versuch, zu verstehen, und kopfschüttelnd ging er weg, als wollte er sagen: Mit dem ist's im Oberstübchen just nicht richtig.

Große Stücke hielt er auf seinen älteren Freund, den Maler Chenavard, zu dem er verehrungsvoll aufblickte, obwohl dieser mit seinen Leistungen lange nicht so durchdrang wie sein jüngerer Freund.

Über Chenavard habe ich in der Nation (No. 39, vom 29. Juni 1895) ausführlicher gesprochen, und ich glaube am besten zu thun, wenn ich das damals Gesagte wörtlich hier einfüge. Denn auch das nicht streng auf Chenavard bezügliche trägt zur Illustration meines Lebens in Frankreich und der damals herrschenden Atmosphäre bei.

Der Artikel erschien unter der Überschrift: Mein Freund Chenavard bei Gelegenheit seines Todes (Ricard war schon 1873 gestorben) und lautete wie folgt:

Das Geschlecht, welches nach dem Kriege heranwuchs, wird sich nie eine Vorstellung machen von dem angenehmen Verhältnis, welches in Paris zwischen gebildeten Deutschen und Franzosen bestand. Liest einer von uns Alten jetzt z. B. die Tiraden, welche jüngst in der französischen Kammer und gar in der Presse aus Anlaß der Kieler Feste losgelassen wurden, so fühlt sich in ihm der menschliche Geist gedemütigt durch den

Einblick in die Hinfälligkeit alles dessen was ihn ausfüllt und ihm Wert zu geben scheint. Man muß sich allerdings hüten, die Ideen einer Nation nach den Reden ihrer Parlamente oder gar nach den Artikeln ihrer Blätter zu beurteilen. Sie geben nicht selten nur das Mindestwerte, besonders wenn es unter der Fahne des Patriotismus einhermarschiert; denn eben weil diese Flagge alles deckt, wird sie am meisten mißbraucht. Freiheit, sagte einst jene, wie viel Verbrechen werden in deinem Namen begangen! Vaterlandsliebe, könnte man auch sagen, wie viel Abgeschmacktheiten werden in deinem Namen vorgetragen!

Der öffentliche Geist, d. h. der, welcher sich auf der Parade zeigt, hat sich nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns seit dem Kriege verändert, und das konnte gar nicht anders sein. Wenn des angenehmen Verhältnisses gedacht wird, das ehedem zwischen den Gebildeten der beiden Nationen bestand, so ist auch nicht das der Massen, welches an die Oberfläche tritt, gemeint, sondern das intimere der zehntausend Oberen höherer Kultur. Verhältnis der Massen zu einander kann überhaupt nur als feindliches bestehen, aus lange angesammelter Erinnerung an Kriegsleiden, die die Massen empfanden. So war es in Norddeutschland nach der napoleonischen Herrschaft; so hatten sich in Frankreich bis um die Mitte dieses Jahrhunderts feindselige Gefühle gegen England erhalten als Nachwirkung der um viele hundert Jahre zurückliegenden Invasionen von jenseits des Kanals, des langen Krieges, den die Engländer auf französischem Gebiet geführt hatten. Erst der Haß gegen die Deutschen hat die Antipathie gegen die Engländer abgelöst. Ich erinnere mich, daß in den fünfziger Jahren ein gebildeter Mann, ein hoher Beamter, einmal bei Gelegenheit zu mir sagte: „Wenn es gegen England losgeht, nehme ich selbst noch die Muskete auf die Schulter und ziehe mit." Die deutschen Einmärsche von 1814 und 1815 waren zu kurz gewesen und zu territorial beschränkt, um solche Eindrücke zu hinterlassen.

Wehe thun kann eine Nation der anderen, indem sie den Krieg in ihr Land trägt und jedem einzelnen das Übel fühlbar macht. Aber Wohlthaten können sie einander selten ins Land bringen. Auch haben die Menschen bekanntlich für empfangene

Wohlthaten kein so gutes Gedächtnis wie für erlittene Mißhandlung. So beklagen sich ja die Franzosen darüber, daß die Italiener ihnen ihre Befreiung vom österreichischen Joch so rasch vergessen hätten. Man könnte die russischen Sympathien des heutigen Frankreichs als Gegenbeweis vorbringen. Aber diese Russenfreundschaft ist doch nur eine anempfundene, eine interessierte Koketterie. Die Muschiks wissen jedenfalls nichts davon.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich meine, daß um die Mitte des Jahrhunderts bis zum Krieg die Deutschen in Frankreich, oder, was dasselbe ist, in Paris die beliebtesten Ausländer unter den Gebildeten waren.

Deutsche Wissenschaft hatte seit dem Ende der Restauration einen wachsenden Einfluß gewonnen. Mit dem Philosophen Cousin ungefähr hatte es angefangen, dann kam die deutsche Philologie, besonders in ihrem romanischen Zweig, dann die Theologie und Geschichte. Eine ganze Gruppe berühmtester Männer war mit deutschen Studien genährt und deutschem Geist zugethan. Man braucht nur zu erinnern an Gaston Paris, Renan, Taine, Edmond Scherer. Die deutschen Gelehrten und Litteraten, welche in Massen nach Paris wanderten und für die gute Aufnahme dankbar waren, trugen das ihre dazu bei, das gegenseitige Wohlgefallen warm zu halten. Sie fanden auch in höheren Staatsanstellungen willige Aufnahme. Man hatte beinahe noch einen Vorsprung, wenn man ein Deutscher war.

Nicht so stand die Sache in den Kreisen der Kunst. Die Deutschen, welche auch hier freundlich aufgenommen wurden, brachten nichts von der Heimat mit, sondern bildeten sich nach den Franzosen und mit vollem Recht. Winterhalter, Knaus, Henneberg, Karl Müller, Heilbuth, Heinrich Lehmann, Schlesinger entfalteten ihr Talent im Schooße der blühenden Malerschulen der Julimonarchie und des zweiten Kaiserreichs. Die französische Kunst lernte nichts von ihnen und hatte nichts von ihnen zu lernen.

Nur mein Freund, der Maler Paul Chenavard, machte darin eine Ausnahme, und das ist vor allem der Grund, warum ich ein wenig von ihm erzählen will. Er hatte viel Deutsches in sich aufgenommen und viel Deutsches geliebt und verarbeitet.

Dabei war er durch und durch Franzose, was nicht erst bewiesen zu werden braucht, wenn man erfährt, daß er in Lyon geboren war. Und zwar im Jahre 1807. Erst im April 1895 ist er gestorben, beinahe 88 Jahre alt. Als ich ihn kennen lernte, Ende der fünfziger Jahre, stand er in der vollen Manneskraft.

Eine gewaltige Figur, wie man sich einen Senator des alten Roms vorstellt, hochstämmig, starknochig, breite Schultern, auf denen ein gewaltiger Kopf saß, eine Denkerstirn unter einem Wald schwarzer Haare, eine starke, mäßig gebogene Nase, ein dichter, etwas wildwachsender Bart, ein ironisch lächelnder Mund, große Hände, die in breiten Gestikulationen die Gedanken kommentierten, — das Ganze eine imposante und anziehende Erscheinung, nicht gerade vernachlässigt in der Kleidung, aber auch nichts weniger als geschniegelt. Das einzige, was bei der ersten Begegnung unschön an ihm wirkte, war sein Organ. Von einer Krankheit des Kehlkopfes war eine dauernde Heiserkeit zurückgeblieben. Man gewöhnte sich daran, besonders da die Übung nicht fehlte, denn er gehörte zur Spezies, die man in unsrem Kreise die Monologisten nannte, d. h. solche, die stets so viel zu reden haben, daß sie einen zweiten nicht neben sich aufkommen lassen. Sein Hauptrival war der Mathematiker und Astronom Babinet, ein bedeutender Gelehrter, oberster Leiter des Bureau des Longitudes, ehemaliger Artillerieoffizier und nebenbei feuilletonistischer Schriftsteller, der die ergötzlichsten Plaudereien über wissenschaftliche Themata ins Journal des Débats schrieb. Wenn Chenavard und Babinet am selben Tisch oder im selben Salon zusammen waren, so gab es einen interessanten Kampf um das Alleinreden. Von dem, welcher dann sprach, sagten die umstehenden Freunde: wenn er niest, ist er verloren; und sie wollten wissen, daß einmal, als Chenavard monologierte und plötzlich vom Niesen befallen wurde, er schnell die Hand gegen Babinets Gesicht ausstreckte und diesem so lange den Mund zuhielt, bis er mit Niesen fertig war. Kam Babinet ins Reden, so sah und hörte er nichts um sich her. Eines Tages machten sich seine Freunde den Spaß, ihm bei einem üppigen Gastmahl in drei aufeinander folgenden Gängen dieselbe Speise anbieten zu lassen, während für die übrigen die regelmäßige Folge der

Gerichte innegehalten wurde. Unser Babinet verzehrte mit Lust, unter fortlaufenden Erzählungen, dreimal das nämliche. Ganz so philosophisch war Chenavard zwar nicht, aber er hatte doch einen starken Grundzug von Gleichgiltigkeit gegen die landläufigen Genüsse. War Babinet etwas von einem Cyniker, auch im Aussehen, so kam Chenavard mehr auf den Stoiker hinaus. Er war reich von Hause aus, und nicht geringe Einkünfte wurden ihm regelmäßig aus der Heimat zugeschickt. Eines Tages kamen wir darauf zu reden, und er sprach von seinem Bankier in Paris, bei dem er die ihm zugesandten Gelder niederlegte. Ich fragte ihn nach dem Namen des Bankiers. Ganz ruhig, als wäre das selbstverständlich, antwortete er mir: den Namen weiß ich nicht, aber ich weiß das Haus in der rue du Bac zu finden, wo der Mann sein Geschäft hat. Er selbst wohnte in einem über die Maßen bescheidenen Gemach im vierten Stock eines alten Hauses auf dem linken Ufer der Seine. Nach Naturgenuß hatte er gar kein Bedürfnis. Nichts schien ihm drolliger als die Leute, welche spazieren gehen. Es war zum Totlachen, wie er mir einmal eine Szene aus diesem Kapitel zum besten gab. Eines Tages habe er ruhig und vergnügt in seinem vierten Stock gesessen; da sei plötzlich ein Freund gekommen und mit Vorwürfen über ihn hergefallen. Bei einem so herrlichen Wetter säße er zu Hause, das sei empörend, nun aber müsse er hinaus und ihn auf dem Spaziergang begleiten; da half kein Widerstand, und nun ging es unaufhaltsam fort, über die Brücke nach den Tuilerien und von da weiter in die Elysäischen Felder. Und was weiter? Da schritten wir nun neben einander her, und die Menge rechts und links, und der Freund rief einmal nach dem andern aus: „ah qu'il fait beau, ah qu'il fait beau!“ Und das war alles, und sonst konnte ich nichts entdecken. Das war seitdem mein letzter Spaziergang; ich hatte genug davon. Man denkt bei solcher Empfindungsweise an das Wort der Frau von Staël, die sich mitten in der herrlichsten Natur nach der Gosse der rue du Bac zurücksehnt. So war auch die Freundin Chenavards geartet, Madame Jaubert, die Freundin Mussets und Heine's. Weder zu Fuß noch zu Wagen war sie in den zwanzig Jahren, die ich sie kannte, auch nur ins Bois de Boulogne zu

bringen. Die Gesellschaft, der geistige Verkehr füllten vollkommen diese Existenzen aus. Es war ein Spiritualismus in seiner Art, wenn auch von Ungläubigen. Bei den Malern kam noch etwas Besonderes zur Unterschätzung des Naturgenusses hinzu, nämlich bei den Malern des Menschlichen. Sie sahen auf die Landschaftsmaler wie auf Kameraden zweiter Ordnung hinab.

Ob Paul Chenavard ein großer Maler war, vermag ich weder zu bejahen, noch zu verneinen. Die Stimme der Gesamtheit, welche die Künstler klassifiziert, hat ihm keine Stellung angewiesen, schon deshalb, weil er mit seinen Werken nie deutlich und dauernd vor sie hingetreten ist. Die jüngeren Kollegen, die seine Kritik fürchteten, wollten ihn mehr als Philosophen, denn als Künstler geehrt wissen. Aber er war jedenfalls nicht nur ein künstlerischer Philosoph, sondern anerkanntermaßen der erste Kunstkenner unter allen. Wenn man mit Sicherheit erfahren wollte, ob ein altes Gemälde echt oder falsch, und von welchem Meister es wäre, so wurde Chenavard herbeigeholt, und sein Urteil galt als der Spruch der letzten Instanz. Seine philosophische Richtung führte ihn schon in jungen Jahren deutschen Einflüssen zu, und die allegorischen Aufgaben, welchen er seine Lebensarbeit — etliche Freundschaftsporträts abgerechnet — zuwendete, tragen das Gepräge der alten Münchener Schule. Wie er mit dieser zusammentraf, schilderte er öfter im Gespräch. Zuletzt hat er noch kurz vor seinem Ende einem jüngeren Freunde*) davon erzählt, der ihm im „Temps" vom 14. April 1895 einen umfangreichen, außerordentlich schönen Nachruf widmete. Da diese Wiedergabe meinem eigenen Erinnern an längst verklungene persönliche Mitteilungen einen festen Halt giebt, thue ich am besten, ihr zu folgen.

Chenavard erzählt: Im Jahre 1827 lebte ich in Rom. Raphaels Stanzen erweckten in mir den Gedanken, daß die Geschichte der menschlichen Entwicklung im Lichte unserer Zeit noch erst malerisch darzustellen sei. Raphael hatte in seiner Disputa, in dem Parnaß, in der Schule von Athen nur die Geschichte des menschlichen Geistes versinnlicht. Es blieb

*) Herr Thiébault-Sisson.

noch übrig, die Geschichte der Menschheit selbst vorzuführen. Die großen Stufen dieser Entwicklung darzustellen, die Reihenfolge der religiösen und philosophischen Wandlungen; dies war mein Plan von lange her, als ich viel später, im Jahre 1848, auf Grund vielfacher Vorarbeiten zur Ausführung schritt. — Und das alles nur auf Anregung von Raphael hin? warf der Hörer fragend ein. — Nicht doch, es kamen noch andere Einflüsse hinzu. Seit meinem ersten römischen Aufenthalt hatte ich mit zwei deutschen Malern Freundschaft geschlossen, die in der Kunst nicht einen Selbstzweck, sondern eine Aufgabe sahen, indem sie die höchsten religiösen und historischen Ideen durch sie zum Ausdruck zu bringen suchten. Es waren Overbeck und Cornelius. Jeder von beiden, ungefähr vierzig Jahre alt, in der vollen Reife seines Talentes, das schon bedeutendes geleistet hatte. Overbeck, christlicher Mystiker, gab der ganzen Weltgeschichte ihren Mittelpunkt im Katholizismus. Um sich ganz davon zu durchdringen, ließ er sich dauernd in Rom nieder. Cornelius, der anfänglich auf diese Ideen eingegangen war, trennte sich dann von ihm, kehrte in seine Heimat zurück und machte sich an die malerische Darstellung der deutschen Legende und Dichtung. Er hatte aber deswegen nicht auf die religiöse Kunst verzichtet. In dem Zeitpunkt, da ich seine Bekanntschaft machte, war er wieder nach Rom gekommen, um sich von neuem am Studium der alten Meister zu schulen und einen großen Karton des Jüngsten Gerichts zu entwerfen. Overbeck und Cornelius, denen ich von meinen Plänen gesprochen, bestärkten mich darin aufs eifrigste. Ihre Unterhaltung, ihre Ratschläge freundschaftlichster Art wurden mir sehr kostbar. Dank ihrer Vermittlung genoß ich auch den Vorteil, durch einen ihrer Freunde, der in Rom erschien, belehrt zu werden; dies war der Philosoph Hegel. Es sind fast siebenundsechzig Jahre, daß ich mit diesem großen Manne zum erstenmal zusammentraf, aber ich erinnere mich aller Einzelheiten noch so genau, als wäre es gestern geschehen. Ich ging mit Cornelius auf dem Pincio spazieren, als uns ein kleiner Herr entgegentrat, der in einen weiten hellgrauen Überwurf mit drei oder vier übereinander abgestuften Krägen gehüllt war. (Carrick im französischen, nach

dem englischen Schauspieler Garrick genannt.) Auf dem Kopf trug er einen ebenfalls grauen Hut, der nur auf dem Wirbel saß, wie der Fez eines Zuaven, und sich nur auf wunderbare Weise im Gleichgewicht hielt. An seiner Seite ging ein hochgewachsener blonder junger Mann, sehr schüchtern, aber vornehm aussehend. Cornelius klopfte mir ein wenig auf die Schulter, indem er mich zu Hegel hinschob und sagte: „Ich stelle Ihnen hier einen jungen Franzosen vor, der einen philosophischen Geist besitzt; ich stelle ihn Ihnen als einen Franzosen vor, der wert wäre, ein Deutscher zu sein." Und dann sich nach dem jungen Mann hinwendend, bezeichnet er ihn als Herrn Goethe, den Sohn. Ich hatte das Glück, den Philosophen während seines fünfwöchentlichen römischen Aufenthaltes des öfteren zu sehen. Ich sprach ihm von meiner Idee. Er billigte sie; er erteilte mir einige Winke über die Weise, in welcher gewisse geschichtliche Perioden am besten zu versinnlichen wären; er erteilte mir sogar eine ganz bestimmte Anleitung, die ich später in einem meiner Kartons im Pantheon ausgeführt habe. Nämlich: Am Fuß des Louvre stehen die Helden der Revolution und des Kaiserreichs zusammengedrängt. Vermengt mit den Grenadieren der großen Armee, die das Gewehr präsentieren, salutiren sie Napoleon, der in die Barke steigt, wo Alexander, Cäsar und Karl der Große ihn erwarten, um ihn zur Unsterblichkeit einzuführen. Der Todesengel schwebt über der ganzen Szene und mäht erbarmungslos alle diese Ruhmesgestalten nieder. Die Liebe, die ihm im Fluge folgt, streut mit ihren Händen den Samen aus, aus welchem die neuen Geschlechter aufgehen werden.

Ich lasse hier die Erzählung abbrechen, weil es nicht in meiner Absicht liegt, in das einzelne der weiteren Lebensgeschichte des Künstlers einzugehen.

Als die Februarrevolution des Jahres 1848 die Monarchie stürzte, sah er den Zeitpunkt gekommen, seinen Entwürfen die richtige Stätte zu bereiten in dem Pantheon, welches, unter der Restauration wieder der Heiligen Genoveva zurückerstattet, von Ludwig Philipp allen Glorien Frankreichs mit seinem heidnischen Namen von neuem gewidmet war und jetzt in freigeistigem Sinne dekoriert werden sollte. Ledru-Rollin und

Charles Blanc, der Bruder des Historikers, Direktor der schönen Künste, gingen auf den Plan ein. Eine lange Reihe von Kartons, in bräunlichem Camaïeu, sollten ringsumher an den Wänden allegorisch die Menschheitsentwicklung darstellen. Jedem Bild entsprechend sollte eine Mosaik in Grisaille am Boden sich anschließen. Der Staat räumte dem Meister ein Atelier im Louvre ein. Aber über der Ausführung brach die zweite Republik zusammen. Und damit war auch Chenavards Werk begraben. Das Kaiserreich gab der Heiligen Genoveva abermals ihren Tempel zurück. Außerdem regte sich klerikale, aber auch künstlerische Gegnerschaft. Letztere schrieb Chenavard hauptsächlich dem Umstand zu, daß er für seine Arbeit keinen Lohn vom Staat haben wollte. Schon unter der Republik sei eine von Malern unterzeichnete Liste herumgegangen, die verlangten, daß der Auftrag zurückgezogen werde. Horace Vernet selbst habe die Eingabe entworfen und an erster Stelle unterzeichnet. Vernet, so erzählt Chenavard, hatte sein Atelier, gleich mir, im Louvre. Wir mieden uns, da wir einander nichts Liebenswürdiges zu sagen hatten. Eines Tages stießen wir aber doch auf einander, und man mußte sich grüßen. Ich ergriff die Gelegenheit, meinem Nachbar die Meinung zu sagen. Er antwortete mir, daß ich die Kunst herabsetze, indem ich unentgeltlich arbeitete. — Also, erwiderte ich, hat auch Michel Angelo die Kunst herabgesetzt, indem er das Jüngste Gericht ohne Bezahlung malte, er hat nie einen Sou dafür bekommen. — Ich schere mich den Teufel um Michel Angelo, fuhr Vernet darein. Meine Malerei soll man mir bezahlen. Sie verderben das Handwerk, um so schlimmer für Sie.

Eines der Hauptstücke des Gesamtwerkes war ein Bild, welches Chenavard „die göttliche Tragödie" nannte. Es versinnlichte, wie der Reihe nach eine Religion die andere verdrängt, von der indischen und egyptischen durch die heidnischen der Griechen und Germanen bis zum Christentum, das wieder der Philosophie weicht. Das Christentum, in edler Auffassung, bildet den Mittelpunkt des Gemäldes, das später, in vollen Farben ausgeführt, in einer Pariser Ausstellung figurierte und auch einmal in München ausgestellt war. Eine kleine photo-

graphische Reproduktion mit einer Widmung des Künstlers ziert noch heute mein Arbeitszimmer und ruft mir all die guten Stunden zurück, die ich einst mit ihm verplauderte.

Er konnte mit aller Lebhaftigkeit des Südfranzosen seine Ansichten über ästhetische Fragen auseinander setzen, und es war doch etwas von deutschem, spekulativem Geist darin. So war er, ohne das Wort Goethes von der Beschränkung, in der sich der Meister zeigt, auf die Formel gekommen: eines der großen Geheimnisse der Kunst sei die Einsicht in die Notwendigkeit des Opferns: Le sacrifice est un des grands secrets de l'art. Sein Sinn für deutsch-philosophische Denkweise war, was mir am meisten seine Freundschaft eintrug. Gleichwohl verstand er kein Wort Deutsch, so wenig wie der Philosoph Caro, der schöne Lieblingsgelehrte der Damen (das Vorbild des Professors in Paillerons Komödie: „Die Welt, in der man sich langweilt"), der ein gar nicht übles zweibändiges Buch über Goethe geschrieben hat. Köstlich war, wenn Chenavard und Ricard schilderten, wie sie einst eine gemeinsame Reise den Rhein herauf machten. Ricard galt für den des Deutschen Kundigen, und seine Meisterschaft kam besonders zu statten, wenn es sich ums Zahlen handelte. Da füllte er seine Hand mit Kleingeld, reichte sie fragend dem Empfänger hin und sagte: Bi fil? (Soll heißen: wie viel?), dem andern überlassend, sich das Verlangte selbst zu nehmen. Heutzutage ist das anders. Die Zahl der jungen Franzosen, die gut Deutsch können, ist sehr groß. Da ist es umgekehrt gegangen wie in der Parabel. Was die Sonne der Freundschaft nicht fertig brachte, das gelang dem Sturmwind der Feindschaft.

Eine zärtliche Freundschaft verband Chenavard mit Rossini. Es war nicht sowohl ein Gegensatz, in dem die beiden interessanten Geister zusammenklangen, als ein Akkord weit auseinanderstehender Töne. Hier der ernste, grübelnde, nie ans Ziel gelangende Stoiker, dort der heitere, beruhigte Epikuräer, der sich schon im frühen Mannesalter fröhlich und befriedigt auf seine Lorbeeren niedergelegt hatte und sich seit langen Jahren im Genuß seines Ruhmes in Paris sonnte. Kein Ort der Welt ist so dazu geschaffen, solchen Besitz zu verschönen. Die Stadt hatte Rossini eine Villa im Bois de Boulogne geschenkt, und

Chenavard hatte sie ihm im Innern ausgemalt. Im Winter wohnte Rossini in der Chaussée d'Antin in meiner nächsten Nachbarschaft. Unsere Wege kreuzten sich beinahe täglich, und immer erfreute ich mich an dem Bilde breiter, gesättigter Behaglichkeit, das an mir vorüberwandelte. Kein römischer Senator, eher ein neapolitanischer Komiker; das wohlgenährte Schmerbäuchlein mit einer bunten Sammetweste bedeckt, auf der eine dicke goldene Uhrkette lagerte; in dem freundlich glänzenden Antlitz stets ein Zug gutmütiger Ironie. Er sprudelte von Bonmots, und wer ihn kannte, wußte davon stets neu erlebte auszugraben. So auch Chenavard. Eine merkwürdige Geschichte jedoch hat er mir nie von ihm erzählt, die ich im oben erwähnten Nekrolog des „Temps" finde, und die so interessant ist, daß ich mir nicht verzeihen würde, sie hier nicht wiedergegeben zu haben.

Rossini erzählt von einer Reise, die ihn im Jahre 1822 nach Wien führte, wo er Beethovens Bekanntschaft machen wollte. Beethoven war zwar nicht Rossinis Ideal, sondern Mozart. Auch darin kennzeichnete sich die Schattierung der beiden Freunde, daß Chenavard das ernste Genie dem heiteren vorzog, während der andere behauptete, Beethoven sei nicht im stande, eine einzige wahre Melodie zu finden! Dennoch stellte er ihn sehr hoch und bat Salieri, die Bekanntschaft zu vermitteln. Nun erzählt Rossini: Die Wohnung, in die wir eintraten, war klein und schmutzig. Alles atmete Unordnung und Dürftigkeit, und ich fühlte mich beklommen. Ach, mein armer Gioacchino, sagte ich zu mir im stillen, mach die Augen auf! Da bist du bei einem Mann, der sicher viel mehr Genie besitzt, als du je haben wirst, und dieser Mann lebt in solchem Elend! Laß dir das zur Lehre dienen. Wir gelangten in das Gemach, wo Beethoven sich befand; ich sah vor mir einen Mann von gedrungener Gestalt, mit gerötetem Antlitz, mit unruhigem, finsterem Blick, der aufstand und auf uns zukam, ohne ein Wort zu äußern. Ich wußte von seiner Taubheit und schrie ihm ins Ohr: Meister, ich komme, um in Ihnen den Nachfolger des größten Musikers, der je gelebt hat, Mozarts, zu begrüßen. Beethoven sah mich starr an, und allem Anschein nach, um sich

an Salieri zu rächen, der ihn genötigt hatte, mich zu empfangen, schrie er mit fürchterlicher Stimme: Wie? Sie nennen sich einen Bewunderer Mozarts und Sie lassen sich von dem begleiten, der ihn vergiftet hat? — Salieris Gesicht verzerrte sich. Da ich meines Teils keine Ahnung davon hatte, daß man Salieri eines solchen Verbrechens verdächtigt hatte, so glaubte ich, Beethoven sei verrückt geworden; ich faßte meinen Landsmann unter den Arm, um ihn fortzuziehen. Aber er schrie den anderen an: Wie, Meister, Sie glauben an solche Gerüchte! — Sicherlich! erwiderte Beethoven mit bissigem Lächeln. Salieri drehte sich nach mir um und sagte: Höre, Rossini, sehe ich aus wie einer, der seinen Nebenmenschen vergiftet hat? — Und er sah so komisch in seiner Verdutztheit aus, daß ich mir nicht versagen konnte, zu erwidern: Wenn Du nur Deine Physiognomie hast, um Dich zu verteidigen, so hast Du Dir einen schlechten Anwalt genommen. — Ich suchte dann das Gespräch durch einige Scherze wieder zu beleben. Aber vergeblich. Salieri blieb mürrisch, und nach einigen Phrasen verfiel Beethoven wieder in sein ernstes Schweigen. Damit war die Sache zu Ende. Dies der Bericht.

Seit dem Jahre 1867, wo ich Paris verließ, um nach Deutschland und zur aktiven Politik zurückzukehren, hörte natürlich mein regelmäßiger Verkehr mit Chenavard auf. Durch unsere gemeinsame Freundin, Karoline Jaubert, ließ er mir schreiben, er billige meinen Entschluß, vorausgesetzt, daß ich verstünde, mich vom Ehrgeiz frei zu halten. Dieselbe Vermittlerin berichtete mir, daß 1870 während der Belagerung, Chenavard und mein anderer Freund, der Historiker Lanfrey, die ihren Dienst als Nationalgardisten auf den Wällen thaten, bös auf mich zu sprechen waren. Das war ja ganz in der Ordnung. Aber nach den ersten Jahren machte es sich doch wieder auch bei ihm ganz und gar.

Als bald nachher Lanfrey Gesandter in der Schweiz wurde, schrieb er mir nach Berlin, unsere Freundschaft solle unberührt bleiben, aber so lange Elsaß-Lothringen als Speer in der Wunde Frankreichs stecke, könnten wir uns nicht wiedersehen. Doch als ich im Jahre 1874 wieder zum erstenmal nach Paris kam, war er einer der ersten, die mich aufsuchten, und das alte herzliche Ver-

hältnis wieder aufnahmen. Ebenso ging es mir mit Chenavard. Zum letztenmal besuchte ich ihn im Herbst 1893. Das hohe Alter fing an, auf ihm zu lasten. Er ging nicht mehr aus. Aber seine Sinne waren noch gut und sein Geist lebendig. Er ließ sich über Deutschland von mir erzählen; wie alle Franzosen heutzutage interessierte ihn besonders die Psychologie unseres jungen Kaisers.

Wenn man so manchen öffentlichen Meinungswechsel erlebt hat, imponiert einem der jeweilig herrschende nicht über die Maßen. Lese ich z. B. die Tiraden über den gemeinsamen Einzug der französischen und russischen Schiffe in Kiel, so erinnere ich mich an die Gerichtssitzung im Justizpalast an der Seine, in den mich der feurige Republikaner Emanuel Arago eingeführt hatte, um seine begeisterte Verteidigungsrede für Berezowsky, den Urheber des Attentats auf Kaiser Alexander II., zu hören.

Und wer hätte noch vor einem Jahrzehnt für möglich gehalten, daß die Wut gegen Richard Wagner dahin umschlagen könnte, daß Frankreich der Boden des größten Triumphes würde, den er je in der Welt gefeiert hat!

Jüngst besuchte mich in Berlin ein französischer Gelehrter, einer der ersten unter seinesgleichen. Er widmet sich ganz besonders der studierenden Jugend. Wir besprachen natürlich das ewige Thema: das Verlangen nach der Revanche. — In der neuesten Zeit, sagte er, hat sich's bei der jüngeren Generation entschieden abgeschwächt, „il y a une détente". Aber, setzte er alsbald hinzu, als ich kürzlich dabei war, wie Truppen nach Madagaskar eingeschifft wurden, und sah, mit welch frenetischem Jubel die Bevölkerung selbst auf diesen unbedeutenden Kriegszug die Pioupious (jungen Soldaten) entließ, wurde mir doch wieder klar, wie wenig dazu gehört, um diese Flamme jeden Augenblick neu zu entfesseln.

Unter den französischen Malern, die ich im Laufe der Zeiten teils durch Ricard, teils auf andere Weise kennen lernte, zeichnet sich Fromentin, der Spezialist der orientalischen Landschaften und Reiter, durch einen feinen und litterarischen Geist in liebenswürdigster Form aus. Seine Unterhaltung war lebhaft, seine Haltung be-

scheiden. Er gehört zu den angenehmsten Figuren in meiner Erinnerung an Begegnung mit Künstlern.

Doré, durch seine Illustrationen großen Stils auch in Deutschland populär, war ein kleines, zierliches, elegantes Männchen, das einen unbedeutenden Eindruck machte. Der berühmte Meissonier, mit dem ich bei Ricard oft zusammentraf, war ein kurzer, untersetzter, ordinär auftretender Schreier und Lärmer. Nichts könnte ihn mehr überrascht haben, als daß der Deutsche Kaiser Wilhelm II. nach seinem Tode seiner Wittwe eine tiefgefühlte Beileidsbezeugung telegraphierte; von Gegenliebe war da keine Spur. Der Maler der napoleonischen Schlachten war immer exklusiv französisch und seit dem Krieg ein wütender Deutschenhasser. In der unermüdlichen Sorgfalt, womit er sich auf das Detailstudium in natura der von ihm wiederzugebenden Gegenstände konzentrierte, hatte er gemeinsames mit Menzel, von dem er sich aber durch den Sinn für Schönheit und Grazie unterschied.

Als Menzel nach dem großen Krieg einen kurzen Besuch in Paris machte, brachte man die beiden zusammen, und es soll sehr possierlich gewesen sein, wie sie sich unterhielten, der eine ohne ein Wort deutsch und der andere ohne einen Satz französisch zu können.

Von der Schule von Fontainebleau kannte ich nur Français, einer der Ersten zweiter Größe, ein ernster, natürlicher, einfacher Mann von angenehmen Formen. Der Verherrlicher des venezianischen Meeresspiegels, Ziem, den die Franzosen mit getrenntem i und e aussprechen, giebt in seinem breitschultrigen behaglichen Äußeren einen Hinweis auf deutsche Abstammung, die im Namen liegt. Er ist übrigens in Beaune in Burgund geboren und steht somit von selbst auf der Scheidelinie der beiden Rassen. Er war ein lustiger Kamerad mit dem Bummelwitz des Ateliers; übrigens lebt er zur Stunde, da ich dies schreibe, noch und malt auch noch mit seinen jetzt fünfundsiebenzig Jahren.

Um die Liste zu vervollständigen, sei erwähnt, daß ich erst nach dem Krieg mit dem großen Historienmaler Gérôme bekannt wurde zur Zeit, als er sich neben der Malerei mit Eifer und Erfolg auf die Skulptur verlegte. Er ist eine der schönsten, ritterlichsten Erscheinungen, die ich jemals zu Gesicht bekam; in gewisser

Weise an Julius Fröbel erinnernd. Aber während in Fröbels dunkelgrauen Augen das Feuer etwas unheimlich glühte, liegt auf Gérômes Zügen der ganze Sonnenschein französischer Bonhomie mit der Anmut und Feinheit des elegantesten Mousquetaire-Typus. Eine muntere Selbstironie, verbunden mit den Formen natürlicher Höflichkeit, giebt seiner Unterhaltung einen wohlthuenden Ausdruck. Der Siebenziger ist noch ein gewaltiger Jäger und in seiner Haltung von jugendlicher Elastizität.

Zur Zeit, da ich in diesen Kreisen verkehrte, spielte der Streit zwischen den Zeichnern und Koloristen und war oft der Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen. Die Naturalisten und Impressionisten kamen erst später mit Courbet auf. An der Spitze der Zeichner stand Ingres; an der Spitze der Koloristen Delacroix. Man erzählte eine, wahrscheinlich erfundene, Anekdote; am Schluß einer Sitzung der Akademie habe Ingres an Delacroix vorübergehend vor sich hingesprochen: le dessin c'est l'honneur, le dessin c'est la probité.

Indem ich von den Malern zu den Musikern komme, greife ich zugleich chronologisch wieder zu den Zeiten meines Pariser Aufenthaltes zurück. Wie die meisten der frühesten Anknüpfungspunkte lag auch dieser auf dem Gebiet der deutschen Landsmannschaft. Schon sehr bald nach meiner Ankunft brachte mich H. B. Oppenheim mit Jacques Rosenhain und dessen Frau, die wie Oppenheim aus Frankfurt stammte, zusammen. Rosenhain war in Mannheim geboren und als musikalisches Wunderkind der Protektion eines großen badischen Aristokraten teilhaftig geworden, der ihn, da er armer Leute Kind war, auf seine Kosten ausbilden ließ. Bis in sein hohes Alter — er starb achtzigjährig — hörte Rosenhain nie auf, mit inniger Dankbarkeitsanhänglichkeit seines Wohlthäters und dessen Gattin (ich glaube Fürst und Fürstin von Fürstenberg) zu gedenken, mit denen er auch, so lange sie lebten, in pietätvollem Zusammenhang blieb.

Er war Klaviervirtuose und Komponist, der mit Liedern und kleineren musikalischen Stücken viel Erfolg hatte, aber, was er nie verschmerzen konnte, als Opernkomponist nicht zum erwünschten Ziel kam. Einmal war er vor der Zeit, da ich ihn kennen lernte, dazu gelangt, was allerdings immer recht schwer war, ein Werk

in der Pariser Komischen Oper zur Aufführung zu bringen. Allein das Publikum verwarf die Oper, und sie erlebte nur wenige Vorstellungen. Ihr Titel Le Démon de la nuit gab Anlaß zu dem boshaften Wortspiel: le Démon de l'ennui. Die Sehnsucht, eine andere Oper und natürlich mit Erfolg in die Welt zu setzen, verfolgte den Komponisten durch sein ganzes Leben, und daß es nicht gelingen wollte, nagte an ihm bis zu seinem späten Ende.

Die Verantwortung für dies Mißgeschick schob er hauptsächlich darauf, daß er das richtige Libretto nicht auftreiben könne. Wie manchen Komponisten hab ich noch gekannt, der ganz von derselben Überzeugung durchdrungen war; den Dichtern, welche durchfallen, ist dieser Trost versagt; vielleicht bringen sie es vor sich selbst fertig, die Darsteller verantwortlich zu machen; die Natur ist so gütig.

Nach dem Krieg verlegte Rosenhain seinen Wohnsitz nach Baden-Baden, wo er schon ein hübsches Landhaus besaß, das er früher nur im Sommer, von da an aber das ganze Jahr mit seiner Frau bewohnte. Er hatte lange in Paris ein sehr angenehmes Haus ausgemacht, wenn auch nicht auf großem Fuß, und konnte die Annehmlichkeit dieses verfeinerten und freundlichen sozialen Verkehrs nie verschmerzen. Auch das Emporkommen der Wagnerschen Richtung, die er unversöhnlich ablehnte, lag wie ein Druck auf ihm.

Er war persönlich ein sehr liebenswürdiger, intelligenter Mann und treuer Freund.

In seinem Pariser Salon lernte ich natürlich besonders Musiker kennen. Die Wittwe Cherubinis, eine stattliche sympathische Greisin, gehörte zu den Stammgästen; Marschner einen Winter lang ebenfalls. Eine interessante Figur war der musikalische Kritiker der Revue des deux mondes, der Italiener Scudo, ein wegen seiner Strenge gefürchteter Rezensent, der aussah wie ein alter Offizier. Er verkehrte später auch in meinem Hause und ist mir durch eine Reminiszenz besonders im Gedächtnis geblieben, die zugleich den Schluß dieser Beziehung bildete.

Eines Tages war er bei mir mit einer Anzahl von Freunden zu Tisch. Er führte besonders lebhaft das große Wort und bei einem ganz unbedeutenden Anlaß wurde er ausfällig gegen mich

und sagte mir Sottisen, die ich als Herr des Hauses mit viel Nachsicht zurückwies, um es nicht zu einer peinlichen Szene kommen zu lassen. Scudos Auftreten war uns allen sehr sonderbar vorgekommen, da er sonst, wenn auch sehr von sich eingenommen, doch gute Manieren hatte. Er blieb den ganzen Abend, an dem noch viele Besuche kamen; ich ignorierte ihn. Als die Gäste weg waren, erzählte mir meine Frau, er habe sie in ein langes Gespräch verwickelt und im Laufe desselben, sich stolz in die Brust werfend, zu ihr gesagt: Sie sehen in mir den glücklichsten Menschen des ganzen Erdenrundes. Am folgenden Abend hörten wir, daß Scudo in der Nacht einen Anfall von Raserei bekommen habe und in eine Irrenanstalt gebracht worden war. Er ist auch nicht mehr aus ihr herausgekommen. An ihm, wie an dem oben geschilderten Fall in Baden-Baden hatte ich den Ausbruch des eigentlichen Größenwahnsinns in zwei verschiedenen Formen erlebt. Es war mir beschieden, noch ein drittes Mal den Zusammenbruch einer Intelligenz unter meinen Augen in die Erscheinung treten zu sehen, und das war bei weitem der schmerzlichste und tragischste Fall.

Ich war der erste, welcher gewahr wurde, daß in Laskers Kopf etwas in Unordnung war. Diesmal aber war es eine andere Art von Störung, mehr ein Versagen der Denkkraft, die mit Größenwahn nichts gemein hatte. Laskers Gehirnkrankheit war nach aller Vermutung die späte Folge des furchtbaren Typhus, den er im Jahre 1874 durchgemacht, und hinzukam, daß er seinem Kopf nicht die hinreichend lange Ruhe gelassen hatte, als er dann in die Kommission zur Beratung der Zivilprozeßordnung eintrat, der er sich mit seiner ganzen Arbeitsenergie hingab.

Unter den zahlreichen Virtuosen, die in Rosenhains Salon an mir vorüberzogen, ist mir einer deswegen besonders in der Erinnerung geblieben, weil etwas an ihm Erlebtes mir noch oft Stoff zum Nachdenken gegeben hat. Es war der Geiger Sivori. Er trug ein Stück vor und brach mitten im Spiel ab und erklärte, er müsse aufhören. Vom Hausherrn auf die Seite genommen und um die Ursache dieses auffallenden Benehmens befragt, antwortete er in lebhafter Erregung: es sei ihm zu wenig applaudiert worden, vor einem so kühlen Publikum könne er nicht spielen. Der Beifall

war allerdings nicht rauschend gewesen, aber immerhin noch ein gut gemessener, wie ein französisches Auditorium, und besonders in einem Privatzirkel, ihn schon aus purer Höflichkeit zu spenden, nie unterläßt. So viel würde bei uns in Deutschland schon ein volles Maß bedeuten. Ich habe deshalb später häufig an dies Erlebnis denken müssen, weil bei allen Produktionen vor einer — kleinen oder großen — Versammlung die Resonnanz der Corona eine unleugbare Wichtigkeit hat und nicht bloß vom Standpunkte der Virtuosen-Eitelkeit, welche im erwähnten Fall mit komischer Reizbarkeit zu Tage trat, beurteilt werden muß.

Über die Claque im Theater ist ja schon viel geredet und geschrieben worden, und die Sache ist nicht so einfach, wie die, welche sie schlechthin verwerfen, meinen. Die große Schauspielerin Rachel erklärte, sie könne sie nicht entbehren. Und sie wußte doch so gut wie irgend jemand, daß sie ein rein mechanischer, gar nichts bezeichnender Lärm ist. Aber wenn die für das Theater am höchsten begabten Franzosen das Instrument der Claque zu einer Institution erhoben haben, so steht die Vermutung nahe, daß sie den Grund ihres Daseins, ihre raison d'être, doch in einem Naturverhältnis hat. Der, welcher eine unmittelbare Wirkung von seiner Person aus auf andere ausüben will, bedarf im Gange seiner Thätigkeit, zu deren Unterstützung und Förderung, des Gefühls dieses Zusammenhanges. Wird er darin irre, so hört die Quelle seiner Eingebung zu fließen auf; wird er darin bestätigt, gar angefeuert, so kommt die Quelle je nach dem Maß der Zustimmung in Fluß. Der Beifall befruchtet; ja die Zeichen des Mißfallens können zwar einschüchtern, sie können aber auch reizen, denn immerhin sind sie ein Zeichen, daß der Vortragende auf sein Publikum wirkt, daß der Zusammenhang da ist, und das ist die Hauptsache. Nur die gänzliche Regungslosigkeit des Publikums, welche dessen Geistesabwesenheit zum Ausdruck bringt, tötet. Und darum ist es begreiflich, daß selbst der fiktive Beifall, den die Claque spendet, auf dem Wege der Suggestion die gewollte Stimmung in dem Produzenten bis zu einem gewissen Grade hervorbringt; der mit allen Fasern auf ein Echo seiner Leistung wartende Produzent baut sich dann mit Hilfe seiner Phantasie im Gefühl die Brücke zwischen dem äußeren Schall und

dessen Bedeutung. Wir befinden uns eben hier ganz und gar im Fahrwasser des Gefühls und der Suggestion.

Aber auch die Claque ist eine Kunst, und ein guter Chef de claque zu sein, ist nicht einfach. Wenn sie ihren höheren Zweck erreichen soll, so muß sie die schlummernde Beifallslust im Publikum auslösen, indem sie im richtigen Moment und in der richtigen Tonart eingreift. Ein brutaler, aufdringlicher Beifall führt zur entgegengesetzten Wirkung. Er schreckt die ab, welche aus eigener Eingebung und nicht auf Kommando applaudieren möchten. Viel hängt bei dem ganzen Vorgang von dem Temperament des Publikums ab, das bekanntlich nach Nationalitäten so verschieden ist.

Zwischen dem Italiener mit seinem demonstrativen Drang und seiner naturalistischen Freude am Geräusch wie an der Farbe (besonders die Süditaliener) und dem kühlen, in sich gekehrten Deutschen steht der Franzose mit seinem sozialen Wohlwollen und seiner Regsamkeit in der Mitte. Ich habe oft schon sagen hören, die Teilnahme und das Wohlgefallen des Deutschen sei nicht geringer, aber eine Art Keuschheit halte ihn davon zurück, seinen Beifall laut und damit vorlaut werden zu lassen; er fühle es um so tiefer. Es mag auch daran etwas Wahres sein. Der Deutsche ist ohne Zweifel aufmerksam, und ein italienisches Opernhaus, welches eigentlich mehr ein Salon für die Begegnung und Unterhaltung der eleganten Welt ist, würde ihn empören. Aber das hindert nicht, daß der Produzent bei dieser latenten Teilnahme nicht gut fortkommt.

Was mir als unterscheidend zwischen dem Pariser und dem Berliner Theater- und Konzert-Publikum am meisten auffiel, das ist die strenge Disziplin, mit der man in Berlin zur Beifallsbezeugung die letzte Silbe, den letzten Akkord eines Stückes abwartet, ehe man sich losläßt. Ich hatte manchmal, wenn ganz isoliert vor diesem Schluß irgend ein Zeichen der Sympathie laut ward, den Eindruck, als wolle das Publikum nicht durch die leiseste Unterbrechung um irgend ein Partikelchen des Genusses kommen, für das es bezahlt hatte. Dagegen wird jeder Künstler bezeugen, daß gerade jenes leisere, gewissermaßen wider Willen sich loslösende Beifallsgemurmel, welches so recht aus innerster Seele des Zuhörers zu kommen scheint, am wohlthätigsten wirkt.

Übrigens muß ich zur Steuer der Wahrheit hinzusetzen, daß ich auch in Berlin schon recht gewaltige Beifallsstürme mitangehört habe, namentlich wenn es irgend einem Liebling des Publikums galt.

Wie in allen menschlichen Dingen hat die liebe Eitelkeit auch ihr Teil an solchen Bethätigungen. Für das kunstempfindende Individuum liegt ein Genuß darin, zu zeigen, wie sehr es würdige und verstehe. In einem Punkt sind die Berliner demonstrativer als die Pariser, aber ich finde nicht, daß dies von ihrem besseren Geschmack zeugt. Wenn in Paris ein Stück zum erstenmal aufgeführt wird, so wird auf dem Zettel der Name des Verfassers nicht genannt, obwohl natürlich derselbe kein Geheimnis ist. Ist dann das Stück zu Ende, der Vorhang fällt und das Publikum applaudiert — etliche Freunde sind ja dafür immer vorhanden — so tritt der Regisseur an die Rampe und sagt: Meine Herren und Damen, das Stück, welches wir vor Ihnen aufzuführen die Ehre hatten, ist von Herrn So und so. Und darauf natürlich neue Salven. Ich finde das nun viel geschmackvoller als das in Berlin übliche Erscheinen der Autoren selbst auf der Bühne, manchmal schon im ersten oder späteren Zwischenakt. Die Bühne gehört dem Schauspieler, die beiden sind so für einander bestimmt, daß die eine nur dem anderen zu Gesicht steht; für den Dichter, der seinen Geist in der Stille walten und schaffen läßt, den man sich bei der Lampe Dämmerschein sitzend oder unter dem Schatten der Bäume hin und herwandelnd denkt, hat dies Herausspringen an die Rampe und das Verneigen und Kränzeaufheben etwas Histrionisches, das ihn herunterzieht. Geschmacklosigkeit hat den Brauch erfunden und kindische Eitelkeit hat ihn gefördert. Es mag ja gewagt sein, ein abwägendes Urteil auszusprechen, aber mir kommt vor, als sei die Schriftstellereitelkeit in Berlin noch größer als anderwärts.

Da der Redner auch ein Stück vom Schauspieler ist und sein muß, so habe ich Beobachtungen über die Geheimnisse der Wechselwirkung zwischen Redner und Zuhörern auf diesem Gebiet in natura machen können. Einen Punkt habe ich schon an der Stelle*), wo ich über die Praxis des Redens sprach, be-

*) Seite 55 ff.

rührt: daß nämlich nichts tötlicher auf den Redner wirkt, als die Gleichgiltigkeit oder Unaufmerksamkeit seines Auditoriums, daß die Zeichen der Mißbilligung dem unendlich vorzuziehen sind. Ich möchte hier zur Ergänzung dieses Kapitels noch einiges beifügen.

Was den Virtuosen Sivori im oben erzählten Fall aus dem Häuschen brachte, war, auf das richtige Maß zurückgeführt, durchaus nicht unberechtigt. Wer auf lebendigem Weg sich andren mitteilt, bedarf zu seiner Leistung der Gewißheit, daß er für die andren da ist. Sind sie geistesabwesend, stumpf, zerstreut oder zum Verstehen unfähig, so muß er das als einen Spott auf sich selbst empfinden. Nur die nebenherlaufenden Federn der Stenographen oder sonstigen Berichterstatter können als eine Art Rettungsanker für den Redner dienen, der sich zwar sagen muß, daß er im Augenblick pro nihilo sich anstrengt, daß aber gedruckt es später Leser finden wird. Doch habe ich immer die Ausdauer der Redner im Parlament bewundert, ohne sie zu beneiden, welche stundenlange Reden unter allgemeiner Unaufmerksamkeit halten konnten. Ich glaube aber, es gelingt nur unter der Bedingung, daß die Rede möglichst sorgfältig vorbereitet ist. Eine Improvisation läßt sich gewiß nicht solange vor absolut unaufmerksamer Umgebung durchführen. Keinem von allen Vortragenden aber ist der sinnfällige Beweis seines Zusammenhangs mit der Corona so notwendig als dem Redner. Das liegt ganz und gar in der Natur der Sache. Der Virtuose, der Deklamator, der Sänger oder Schauspieler, sie alle können sich mit der Vorstellung begnügen, daß sie zu den Sinnen ihrer Zuhörer dringen. Zustimmung oder ein Reagieren derselben brauchen sie an und für sich nicht, so ermunternd und fördernd auch Zeichen des Beifalls und stark erzielter Wirkung für sie sein mögen. Wenn kein Lärm oder Mißton störend eingreift, kann es bei der einfachen Leistung ohne Echo bleiben, weil nur Rezeptivität des Publikums Hauptbedingung ist. Nicht so der Redner. Er ist auf Zustimmung, oder auf Widerspruch, was hierfür dasselbe ist, also auf eine Aktion angewiesen. Bleibt ihm verborgen, ob das eine oder das andere in Thätigkeit getreten ist, so entbehrt er jeder Probe, ob er sich umsonst abmüht oder nicht, und das wirkt

ganz fatal auf seinen Gemüts- und durch diesen auf seinen Geisteszustand. Seine Denkkraft selbst erlahmt unter diesem atmosphärischem Druck. Man kann darum sagen, der Parlamentsredner hat eigentlich die Claque noch nötiger als der Schauspieler, denn auch hier, wie überall, wirkt der angenehme Schein noch ähnlich wie die Wirklichkeit.

Als Mitglied einer größeren Partei hat man den natürlichen Vorteil, immer eine Anzahl Genossen um sich zu haben, die einem zuhören und, wenn sie nicht ganz apathisch sind, durch Zurufe weiter helfen. Aber bei der Passivität des deutschen Temperamentes thut es auch hier not, daß einige sich der Aufgabe bewußte Leute die thätige Führung dabei übernehmen. Ist die Partei gar noch numerisch schwach, so wird das besonders wichtig. Mit nur ein paar sympathischen Kollegen um sich, die stumm bleiben oder gar zerstreut sind, längere Zeit reden, ist eine fürchterliche Aufgabe.

In den Zeiten, wo ich kleineren Fraktionen angehörte, habe ich mir immer besonders angelegen sein lassen, solcher Vernachlässigung vorzubauen. Wie oft habe ich die Kameraden mit Mühe aus dem Wandelgang oder dem Frühstückslokal herbeigeholt, wenn einer der unsren zum Worte kam, oder sie zur Ruhe verwiesen, wenn sie, statt zuzuhören oder wenigstens zu hören zu scheinen, im Privatgespräche ganz in der Nähe des Redners sich ergingen — Unarten, die unglaublich oft vorkamen, wenn einer nicht gerade fulminierte oder zu den bevorzugten Sprechern gehörte, dem auch die anderen Fraktionen aufmerksam folgten. Ebenso mußte bei solchen Rednern zweiten oder dritten Grades für das richtige Eingreifen eines „Hört, Hört!“ oder „Sehr richtig!“ gesorgt werden, das nicht bloß für den Moment, sondern auch für den gedruckten Bericht von Wichtigkeit ist, weil es in diesem das Auge des Lesers, wie immer die Einschaltung „Heiterkeit“, auf sich zieht. Mir kam es immer vor, als wenn diese Art von Kameraderie, die zum Geschäft gehört, in den liberalen Parteien am meisten zu wünschen ließe. Vielleicht aber führt mich dabei auch irre, daß man in seiner Nähe die Sachen schärfer sieht und empfindet.

Aber alle parlamentarischen Beklemmungen dieser Art sind Spaß gegen ähnliche Erlebnisse in Volksversammlungen. Im Parlament weiß man, daß das Überreden in der Regel nur eine Fiktion ist und wesentlich den Zweck hat, Ansichten zu formulieren. Aber vor eine Volks-, namentlich vor eine Wählerversammlung tritt der Mensch, um zu werben. Wenn er hier auf einen resonanzlosen Boden tritt, wird ihm gar enge zu Mute. Damit der Volksredner sich con amore an sein Werk begebe, muß er wirklich wie eine prima donna bei seinem Erscheinen mit freundlichem Zuruf begrüßt werden. Wenn man weiß, daß man vor eine feindselig gesinnte Zuhörerschaft tritt, so nimmt man sich im voraus zusammen und geht mit einer Art Todesmut drauf los. Aber vor einem Auditorium reden, das stockstumm dasitzt und mit keiner Regung verrät, ob es überhaupt versteht, ob es zustimmt oder ablehnt, ist eine verzweifelte Situation, und dies passiert nicht selten in Bauernversammlungen.

Ich habe nicht viel davon erlebt, denn ich hatte im ganzen nur zwei Wahlkreise, die beide eine besonders regsame und intelligente, warmblütige ländliche Bevölkerung haben, und ich hatte mir bald nach einigen Erfahrungen auf diesem klippenvollen Meer der Massenbearbeitung die Überzeugung verschafft, daß ein Wahlkandidat seine Kräfte vergeudet, wenn er in antipathische Kreise reden geht. Er muß sich auf die konzentrieren, wo er schon guten Boden hat und diesen Boden weiter bearbeiten und befruchten; das ist nicht nur angenehm, sondern auch nützlicher als einem steinigen, störrischen Terrain Früchte entlocken zu wollen. Nur selten ließ ich mich auf solche undankbare Gebiete verschleppen; es geschah mir meist nur, wenn ich zur Hilfe für irgend einen Kameraden nach auswärts zu gehen bestimmt wurde, wo ich nicht selbst Bescheid wußte, wie in meinen Kreisen.

Ich kann jeden Kandidaten nur warnen, sich namentlich nicht von lokalen Ehrgeizigen überreden zu lassen, die in gedrückter Minderheit darauf spekulieren, durch das Auftreten eines ihnen zugehörigen berühmten oder bekannten Redners sich wichtig zu machen.

Ein Anlaß ist mir in besonderer Erinnerung, bei dem ich mich verlocken ließ, an einen Ort meines eigenen Wahlkreises zu

gehen, dem ich bis dahin mißtraut hatte, von dem aber einige weise Thebaner behaupteten, jetzt sei der Moment gekommen, ihn zu erobern. Die Versammlung war auf den Abend eines Wochentags in dem Dorfe angesagt, was an sich schon immer zu den schwierigsten Konstellationen gehört. Es dauerte lange, bis eine einigermaßen den Raum füllende Zahl beisammen war. Er war so niedrig wie möglich und dürftig mit einigen rauchigen Petroleumflammen beleuchtet. Die Bauern in ihren Arbeitsanzügen, gestrickten Wämsern und die Pfeife im Munde besetzten stumm die Bänke, und nun gings los. Ich übersah natürlich vom ersten Moment an die Situation und wickelte unter lautlosem Beistand mein Gespinst mit Todesverachtung ab. Als ich geendet hatte, erhob sich der Bürgermeister des Ortes, der mir gegenüber aufgepflanzt war, ein alter, langer, hagerer Bauer mit einem, wie aus den „Fliegenden Blättern" geschnittenen Gesicht zu folgender Ansprache: „Was uns Herr Bamberger da gesagt hat, ist alles recht gut und schön; er ist auch ein braver, ordentlicher Mann. Nun ist er aber schon viermal von unserem Kreise in den Reichstag gewählt worden. Da könnten wir's doch auch einmal mit einem anderen Abgeordneten probieren, am Ende macht der's noch besser." Sprachs und setzte sich nieder, und das Auditorium verharrte in derselben Schweigsamkeit. Richtig zeigte sichs auch bei der Wahl, daß wir mit unserem ganzen Vorstoß keine Seele gewonnen hatten; die Notabeln des Ortes waren vorher für den Gegner fest gemacht gewesen und blieben es.

Viel heiterer verlief die Sache in einer Erzählung, die mir einst mein verstorbener Freund Karl Mayer von Stuttgart, genannt das Mayerle, zum besten gab. Um sie mit ihrer ganzen Würze wiederzugeben, müßte ich sie natürlich vortragen nicht nur mit dem schwäbischen Dialekt, sondern mit dem wahrhaft poetischen Talent, das der treuherzige, vielbegabte, humorvolle, echt württembergische Demokrat bei solchen Gelegenheiten entfaltete.

Es war in der Zeit der heißesten Kämpfe um die Getreidezölle. Mayer bereiste das Land, um gegen diese zu wirken. Eines Tags hielt er eine Versammlung in einer ihm sehr zugethanen Gemeinde. Er erfreute sich überhaupt im ganzen

freisinnigen Schwaben einer großen Popularität und war in seinem ganzen Sein und Reden auch danach geartet, sie zu erwerben und zu behalten. Während er nun feurig drauf los perorierte, saß auch ihm der Bürgermeister des Ortes gegenüber, diesmal aber ein behäbiger, runder echter Bürgermeister mit einem feisten, lachenden Gesicht. Mit Wohlgefallen ruhten auf dem Redner die Blicke des Oberhauptes und mit lauten Beifallsbezeugungen folgte er seinen Worten. Als der Redner von der Tribüne herunterkam, schritt der Bürgermeister mit ausgestreckten Armen auf ihn zu, schüttelte ihm kräftig beide Hände und sprach: „Wie schön haben Sie geredet, lieber Herr Mayer; wenn Sie doch nur auch etwas für einen höheren Kornzoll hätten sagen mögen."

Nun bin ich wieder etwas weit von der Rue de Labruyère in Paris, wo Rosenhain wohnte, und von Herrn Sivoris Geige abgekommen. Das ist aber das Bequeme und Schöne beim Erzählen, daß man noch schneller als mit dem Luftballon die größten Entfernungen überwinden kann; und dank dieser Behendigkeit kehre ich jetzt zu meinem musikalischen Salon zurück, in dem ich außer einer Reihe zu übergehender Virtuosen auch die französische Spezialität der Chansonniers, damals etwas ganz Neues für mich, kennen lernte.

Ihr Oberster und Prototyp war der zur Berühmtheit gelangte Nadaud, von Beruf ursprünglich Maurer, dann republikanischer Abgeordneter, zur Celebrität aber durch die von ihm gedichteten, komponierten und vorgetragenen Lieder gelangt, deren berühmtes les deux Gendarmes wohl heute noch nicht vergessen ist. Sein Zielpunkt ist der Gendarme elsässischer Geburt in seiner deutschen unterwürfigen braven Beschränktheit mit der entsprechenden allemannischen Aussprache des Französischen.

Das Lied schildert, wie die beiden, der echt französische Feldwebel und sein elsässer Untergebener, mit Namen Pandore, (wohl von Pandur entlehnt) des Nachts zusammen auf der Landstraße ihren Dienstritt im gemütlichen Tempo machen. Der französische Vorgesetzte renommiert seinem treuen andächtigen Gefolgsmann alle Vorzüge seines Wesens und Standes vor:

La gloire est une couronne
Faite de roses et de laurier,
J'ai servi Vénus et Bellone,
Je suis époux et Brigadier.

Am Schluß jedes Couplets fällt der Elsässer als bewundernder Chor ein:

Pricatier, répondit Pandore,
Pricatier, fous affez raison.

So geht es eine Zeitlang fort, bis allmählich der Morgen heraufdämmert:

Et puis ils marchaient en silence,
On n'entendit plus que le pas
Des chevaux qui marchaient en cadence;
Le Brigadier ne parlait pas,
Et lorsque vint la pâle aurore
On entendit un vague son

Hier folgt ein langer Schnarchton des auf dem Pferde eingeschlafenen Brigadiers, auf den gleichfalls der Elsässer einfällt:

Pricatier, repondit Pandore,
Pricatier, fous affez raison.

Ob dies verräterische Lied noch heute gesungen wird? Jedenfalls nicht vor der Statue von Straßburg. Die Melodie war sehr hübsch; wie die meisten französischen populären Sangesweisen etwas lang gezogen, elegisch, halbwegs parlando dahin fließend. Ich habe Nadaud öfter, auch noch in anderen Gesellschaften gehört und mich immer über die Maßen an ihm ergötzt. Er trat sehr bescheiden und liebenswürdig auf und trug seine Sache mit anspruchloser Grazie vor.

Einige ganz besonders wohl gelungene Lieder schweben mir noch dunkel vor, aber leider sind mir die Texte entfallen. Da war z. B. eine Lettre de l'étudiante à l'étudiant, worin die aufs Land kommende Studentin (es war noch die Zeit der Grisetten) ihr Entzücken über die Natur schildert, wie sie z. B. entdeckt, daß die Rosen auf den Rosensträuchen wachsen. Ein andres heitres Liedchen erzählt die Geschichte eines Mannes, der, höchst vergnügt vom Hause fortgehend, ohne Unterlaß eine lustige Melodie

vor sich hinträllert, und ihr alles anpaßt, was ihm in den Weg läuft. Da begegnet er einem Freund, der ihm zu Tode betrübt mitteilt, daß seine Frau im Sterben liegt, und sofort fällt er, tief mitfühlend ihm die Hand drückend, mit seiner lustigen Melodie ein: désolant, désolant, désolant, désolant. Ich glaubte, es war ein Tanzlied aus Aubers „Maskenball". Aber auch ernste Accente enthielt das Repertoire, z. B. die Erscheinung eines armen Unglücklichen bei einem Feste Belsazars, mit sozialistischen Warnungen.

Eine Figur derselben Art, aber weder von der Berühmtheit noch von dem Talent Nadauds war ein Anwalt Namens Rouguier, den ich auch bei Rosenhain kennen lernte, und mit dem ich sogar auf den Fuß einer muntern Bekanntschaft kam.

Er trug sowohl Lieder eigener Erfindung als solche von andern, besonders von Nadaud, zu seinem und seiner Freunde, besonders aber zu seinem Vergnügen, in der Gesellschaft vor. Eine heitre, liebenswürdige Figur, dabei ein Rechtsanwalt mit ziemlich guter Praxis. Er lief immer im Frack und mit seiner Aktentasche unter dem Arm einher. So oft ich ihn auf der Straße traf, mußte ich mich mit einer kleinen Ansprache, mit allerhand launigen Einfällen regalieren lassen. Seinem Freunde Rosenhain schrieb er noch nach dem Krieg die treusten, von jeder chauvinistischen Anwandlung freien Briefe nach Baden.

Endlich muß ich noch eines dritten dieser Kategorie, allerdings wieder einer anderen Spielart, erwähnen. Es war der Hornist Vivier, ein Virtuose ersten Ranges auf seinem Instrument. Daneben war er Spaßmacher von Profession, d. h. nicht des Erwerbs wegen, sondern als gesellschaftliches Talent. Er gab keine Lieder zum besten, sondern Vorträge, scheinbar improvisierte komische Szenen. Zu seinen besten gehörte die Schilderung eines Konzerts im Konservatorium der Musik. Dieses genugsam berühmte Institut begnügt sich mit einem sehr kleinen Saal, der eben deshalb immer voll gespickt ist, und in dem zu den nie fehlenden Stammgästen zu gehören, eine Art musikalischen Adels verleiht. Da schilderte er nun aufs ergötzlichste, wie dieses auserwählte Publikum durch Positur und Geberden seine eingeweihte Kunstkennerschaft an den Tag legt. In diesen Burlesken steckte ein gut Teil sehr feiner Beobachtung und Ironie. Zu seinen Lieblingsstückchen gehörte

auch die Kunst, Vorträge in fremden Sprachen zu halten, von denen er in der That nicht ein Wort kannte. Aber er hielt Tischreden scheinbar in englischer oder deutscher Sprache, die selbst das Ohr des Kenners dieser Sprachen eine Zeitlang täuschen konnten. Im persönlichen Verkehr hatte er etwas von der vorwitzigen Vertraulichkeit der Hofnarren angenommen und in dieser Eigenschaft wie gleichzeitig in der eines großen Virtuosen Zutritt am kaiserlichen Hofe. Napoleon mochte ihn gut leiden.

Als ich zum erstenmal bei einem Verwandten Rosenhains mit Vivier zusammenkam, fragte er mich im Laufe des Gesprächs nach meinem Beruf. „Bankier" sagte ich. „Was," sagt er, „Sie ein Bankier. Sie scheinen mir eine sonderbare Spezies davon zu sein. Ich fürchte, Ihre Geschäftsbücher sind nicht ganz in Ordnung."

Wenn man solche Figuren und ihre Rolle in der Gesellschaft gekannt hat, wird einem die Muse Bérangers besonders verständlich. Er war recht eigentlich ein Chansonnier und dichtete für die kleinen Leute, die ihrer Stimmung in häuslichem Wohlbehagen den Lauf lassen wollen.

In Bürgerkreisen war es ehemals gebräuchlich, daß nach dem Essen in engem Kreise irgend ein dazu Befähigter oder Aufgelegter, am liebsten der Hausherr, einige Lieder zum besten gab, die eben, weil keine besondere Sangeskunst dabei vorausgesetzt wurde, sich in den erwähnten, nur eben über den Boden der Deklamation sich erhebenden Melodien dahinzogen.

Ich habe noch alte Leute gekannt, die diesem Brauch huldigten, und vielleicht setzt er sich auch heute in kleinen Bürgerfamilien fort. Und wenn sich die Naivetät immer mehr verliert, ein Grundzug bleibt wirksam und macht sich in der Art geltend, wie gerade in neuester Zeit, z. B. in Paris (ich schreibe dies 1896) bald da, bald dort sich für Produktionen dieser Art im kleinsten Stil Sammelpunkte aufthun, die, mit Geschick ausgebeutet, in die Mode kommen, und es dahin bringen, daß ganz Paris, wozu alle Vergnügungszuzügler vor allem gehören, dahin läuft, so daß in kurzem dem Unternehmer oder der Hauptperson Schätze zufließen.

Vor etlichen Jahren kam ein solches Ding auf, genannt le Chat noir. Da alle Welt mit Entzücken davon sprach und

der Maler Gérôme, einer der pekuniär ganz uninteressierten Gönner, Pfeiler der Sache war, ließ ich mich auch dahin mitnehmen. Wir kamen in einer engen Seitenstraße an ein kleines Haus, und traten ebener Erde in eine Schenke ganz geringer Art ein. Alsdann ging es eine Treppe hinan in den Raum, wo das Vergnügen beginnen sollte.

Er bestand aus zwei mittelgroßen Stuben, die durch Entfernung der Flügelthüren zu einem gemeinsamen Zimmer verbunden waren. In dem ersten war an der Wand eine weiße Leinwand aufgespannt, auf welche mittels ausgeschnittener Papiere allerhand vorübergleitende Bilder projiziert wurden. Rezitationen und Lieder, in humoristischem Ton vorgetragen, gaben den Text dazu. Der Humor galt der Tagespolitik oder zweideutigen Späßen, dazwischen boten die Kellner Getränke an, und es wurde geraucht. Mir schien das Ganze recht öde.

Gérôme, der, Gott weiß, wie oft schon, dagewesen, lachte wie das ganze Publikum aus vollem Herzen. Beim Nachhausegehen sagte er zu meinem Bruder: „Ihr Bruder scheint sich nicht amüsiert zu haben. Er versteht wohl nicht genug französisch.“ Er hatte nicht ganz so unrecht, wie es wörtlich genommen, scheinen könnte. Ich hatte kein Verständnis dafür, wie ein Erwachsener sich stundenlang an solchen mageren Späßen erfreuen kann. Man muß dazu die innere, ich möchte sagen, kindliche Heiterkeit des französischen Temperamentes mitbringen, die sich an der kleinen, mit politischer Medisance und mit mehr als schlüpfrigen Sexualitäten gewürzten Komik erfreut und ein besondres Vergnügen an der raschen Auffassung verdeckter Anspielungen empfindet.

Die Bänkelsängerin Theresa, welche unter dem zweiten Kaisertum mit hauptsächlich zotigen Liedern ihr Glück machte und bekanntlich ihre Muse auch in die Tuilerien einführte, ihre Nachfolgerin mit einer neuen Variante, Yvette Guilbert, sind dank dem Echo, welches Paris allen seinen Unterhaltungskünsten verschafft, weltberühmt geworden.

Unter Napoleon III. kamen in demselben Genre die frères Lyonnet auf, ein aus den baskischen Pyrenäen stammendes Zwillingspaar, welches besonders die Nadaudschen Lieder vortrug und auch bei Hofe wohl gelitten war. Ich habe sie nie gesehen.

Noch in dem Jahre, da ich dies schreibe (1896), setzte ich meine psychologischen Studien an dieser Spezialität während eines kurzen Aufenthalts in Paris fort. Der neue Anziehungspunkt, wohin das tout Paris lief, nannte sich „Les tréteaux de Tabarin". Ganz richtig und bezeichnend ist in diesem Namen die Erinnerung daran, daß diese Belustigungsweise auch für das elegante Publikum in Frankreich alten Herkommens ist. Tabarin ist eine Figur aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, gerade ein solcher Spaßmacher wie die der letzten Mode. Er produzierte sich damals nicht im geschlossenen Raume, sondern auf dem Pont Neuf; seine Späße sind in der Litteratur aufbewahrt, in einer Sammlung vom Jahre 1622, l'Inventaire universel des oeuvres de Tabarin: contenant ses fantaisies, dialogues, paradoxes, farces. Das Werk hat vor noch nicht langer Zeit wieder eine neue Auflage erlebt. Die Litteraturen aller Länder haben etwas Ähnliches aufzuweisen, wie man aus jeder Geschichte des Theaters weiß. Aber die besondere Gunst, deren diese Gattung sich bis auf den heutigen Tag in Frankreich erfreut, ist eine nationale Besonderheit. Selbst die Art, wie der fahrende Straßenverkäufer seine Ware anpreist, ist zu einer Art niedriger, aber sehr geschickter und durchaus nicht uninteressanter Kunst ausgebildet.

In den fünfziger Jahren, als ich eben nach Paris gekommen war, hatte ich meine ganz besondere Freude an einem Menschen, dessen sich gewiß alle Besucher der Stadt aus jener Zeit erinnern. Er hieß Mangin und verkaufte nur Bleistifte. Im Anzug eines römischen Imperators, mit einem großen purpurroten Mantel um die Schultern und einem vergoldeten Helm auf dem Kopf, fuhr er auf einer Art römischen Triumphwagens durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit hielt er an, und nun begann seine Rede an das Publikum.

Es war eine prächtige Gestalt mit einem schönen Kopf, den ein großer blonder Vollbart zierte. Sich in feierliche Positur werfend, begann er dann so: Messieurs et Mesdames, je suis charlatan de mon métier, und auf den lustigsten oder feierlichsten Umwegen kam er dann zu seinem Ziele, seine unübertrefflichen Bleistifte anzubringen. Der Mann machte ein ansehnliches Ver-

mögen und zog sich dann als ein stiller respektabler Bürger ins Privatleben eines kleinen Rentners zurück.

Ich hatte einmal Besuch von einem ältern Freund, einem der angesehensten Universitätsprofessoren Norddeutschlands, einem Mathematiker, der war ganz bezaubert von Mangin. Er folgte ihm, so oft er konnte, auf seinem Triumphzuge und ward nicht müde, in seiner Unterhaltung immer wieder die Formel zu gebrauchen: Messieurs et Mesdames, je suis charlatan de mon métier.

Die Tréteaux de Tabarin des Jahres 1896 befanden sich in einer unbedeutenden Straße und wiederum in einer kleinen Schankwirtschaft, durch welche man zum ersten Stock hinaufstieg. Hier wurde glücklicherweise weder geraucht noch getrunken, denn der Zuschauerraum war so beengt, daß man es sonst nicht ausgehalten hätte. In einem niedrigen Zimmer waren Stühle für etwa hundert Personen zusammengepfercht, so daß man gerade sich durch- und einzwängen konnte. Das Publikum bestand zum größten Teil aus Leuten der guten Gesellschaft, nur ganz vereinzelt einige leichte Personen dazwischen, aber alle in vorschriftsmäßigem Gesellschaftsanzug, die Herren im Frack, in weißer Halsbinde, mit der Blume im Knopfloch, die Damen in großer Toilette. Die Hinterwand war eine kleine Bühne von höchstens fünf Fuß Tiefe.

Auf dieser erschienen nach einander eine Anzahl Männer in ganz formlosem Straßenanzug, und trugen entweder in prosaischer Erzählungsform oder in Knittelversen, hier und da in einem Singsang, von dem hinter der Szene befindlichen Klimperkasten begleitet, ihre launigen, meist zotigen Geschichtchen vor, die den letzten Tagesereignissen entnommen waren.

Die stärksten Zoten wurden angekündigt mit der Bezeichnung Chanson rosse. Dieses erst kürzlich in das modische Rotwelsch aufgenommene Wort ist von dem ursprünglich eine Schindmähre bedeutenden abgeleitet.

Es ist nicht zu leugnen, daß zur Erfindung, und noch mehr zu dem, was die Hauptsache ist, zum Vortrag dieser Art von Komik ein eigenartiges Talent gehört. Das Geheimnis ihrer Anziehungskraft auf ein kongeniales Publikum liegt in der intimen

Mischung von Distinktion und Gemeinheit, oder was ich lieber mit dem Wort Kanaillerie bezeichnen möchte. Selbst die Liebhaberei des Publikums, an solchen Sammelplätzen, die in allen ihren Äußerlichkeiten den Stempel der nachlässigen Dürftigkeit tragen, im Aufzug vornehmer Gesellschaft zu erscheinen, schließt sich der chemischen Zusammensetzung dieser Kunstgeheimnisse an. Es gehört zum ganzen, daß man aus dieser so schönen Bänkelsängerei und ihren armseligen Räumen heraustretend, die Straße ihrer ganzen Länge nach von glänzenden Equipagen besetzt findet, die der Zuhörer warten.

Ich habe in solchen Fällen immer den Eindruck, die Lakaien in den vornehmen Livreen müssen sich wundern und lustig machen über die großen Herrschaften, die sich an solchen Sachen delektieren. Doch überschätze ich vielleicht auch die Lakaien.

Um das Thema zu erschöpfen, müßte man darauf hinweisen, wie in den vergangenen Jahrhunderten in der Pariser Gesellschaft, besonders in der dem Hofe näher stehenden, die Sitte herrschte, alle Tagesvorgänge in kleinen Spottgedichten, besonders in den sogenannten Quatrains, vierzeiligen, zu fixieren. Man könnte die Geschichte Frankreichs, namentlich des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, aus lauter solchen Tagespoesien zusammenschreiben. Ich erinnere mich einiger auch aus meiner Zeit. So damals, als die Gesellschaft des Crédit Mobilier unter der Leitung der Brüder Péreire in üppigster Blüte stand, ward auf den Herzog von Galliera, den reichen Genueser, welcher dem Verwaltungsrat angehörte, folgendes Sprüchlein in Umlauf gesetzt:

Dans le Conseil des Péreire
Le jeune Salvador*) demanda
Si Galliéra vient de Galère
Ou Galère de Galliéra.

Unter den Freunden des Hauses Rosenhain war auch ein Deutscher, der sich besonders die Liebhaberei am französischen Lied zugelegt hatte, und es uns zuweilen nach Tisch mit einigem Frankfurter Accent vortrug. Es war jener Salomon Straus, der Gatte der Freundin Börnes, geschiedenen Frau Wohl, in

*) Ein jüngeres Mitglied des Verwaltungsrats.

zweiter Ehe. Sein Duell mit Heine wegen Beleidigung von Börnes Andenken hat ihm alsdann einen Platz in der Litteraturgeschichte verschafft.

Sein Leben war dem Andenken Börnes und der Kunstkennerschaft gewidmet. Seine Frau war zu meiner Zeit schon tot. Von Gemälden, älteren wie neueren, verstand er wirklich viel, und man konnte sich bei Ankäufen seiner Führung gut anvertrauen. Mit dieser ästhetischen Richtung stimmte anscheinend sehr wenig seine äußere Erscheinung, denn er war immer eine recht schmutzige, nachlässige und unappetitliche Person. Merkwürdigerweise ist es mir noch öfter im Leben begegnet, daß Menschen mit wirklich feinem Kunstsinn in ähnlicher Weise selbst unästhetisch waren. Sie hätten einen Gang von vielen Stunden nicht gescheut, um irgend ein schönes Stück zu sehen und den kleinsten Defekt an einem solchen Gegenstand bemerkt, aber ihre eigene beklexte Wäsche oder Kleidung entging vollständig ihrer Kritik. Der Übergang vom Kunstliebhaber zum Schmierlaps (oder, wie ein schönes Wort meiner Heimat sagt: Dreckwiwel) liegt vielleicht im Antiquitätensammler.

Einer der größten Kunstkenner des damaligen Paris, Gustave Planche, war für denselben Defekt bekannt. Er stand als der ästhetische Berichterstatter und Kunstkritiker der Revue des deux Mondes in hoher Achtung. Man erzählte folgende Geschichte von ihm. Eines Tags erschien er zum Besuch auf dem Landsitz einer vornehmen Dame bei Paris. Während der ersten Unterhaltung bemerkte sie mit Schrecken, wie schmutzig seine Hände waren. Sie wandte sich an ein paar andre, mit ihm gut bekannte Besucher, und frug sie, ob sie es nicht fertig bringen könnten, daß ihr Freund sich die Hände wüsche, ehe man zu Tisch ginge. Die Aufgabe war nicht ganz leicht. Endlich geriet einer auf die Idee, man wolle die Rede darauf bringen, daß es sehr angenehm wäre, bei der hohen Temperatur vor Tisch ein Bad zu nehmen und Planche zu verführen, eine der mehreren zur Verfügung der Gäste stehenden Wannen zu benützen. Gesagt, gethan, der Witz gelang, und unser Planche bekam — scheinbar nebst einigen andren — sein Badezimmer angewiesen. Aber als man sich zu Tisch setzte, bemerkte alle Welt mit Schrecken, daß seine Hände mit Wasser

keine Berührung gehabt hatten. Wie von ungefähr richtete man die Frage an ihn, ob er nicht zu den Badenden gehört habe. „Ganz gewiß" gab er zur Antwort, „ich bin sogar lange im Bade gewesen, ich habe mich vortrefflich unterhalten, denn ich hatte ein sehr schönes Buch zum Lesen mit ins Wasser genommen."

Wie aus den vorausgehenden Schilderungen ersichtlich, zeigte mir das Leben in Paris alsbald ein gar viel freundlicheres Gesicht, als alle die Jahre her, die ich in der Fremde verlebt hatte. Die Stadt mit ihrem einzigen Liebreiz, den keine andere der Welt aufzuweisen hat, that schon das ihrige. Für einen mit ihrer Geschichte und Litteratur vertrauten Menschen hat die erste Zeit des Aufenthaltes auch noch das eigentümliche Vergnügen in Bereitschaft, daß er auf Schritt und Tritt sich seines Wissens, seiner guten Vorbereitung freut. Jede größere Straße, jeder Platz, jedes merkwürdige Gebäude spricht mit bekannter Stimme von allen bekannten Dingen, die man aus der Geschichte oder den Romanen kennt. Sofort ist man orientiert und die Kunst zu leben, welche in dem Verkehr mit der Gesellschaft wie mit Kaufleuten und Handwerkern freundlich und bequem entgegen kommt, fügt die Annehmlichkeit zum Interessanten. Welch ein Gegensatz gegen das steife, schwerfällige Holland und seine abgeschlossenen Philister, gegen seine Nebel und seinen grauen Himmel.

Ich hatte noch das besondere Glück, daß der Herbst des Jahres 1853 bis tief in den November hinein, der sogenannte Eté de la St. Martin, ganz bezaubernd schön war. Ich erinnere mich besonders eines der ersten Sonntage im November, der wirklich einem warmen Sommertage glich. Ich fuhr in einem offenen Fiaker mit meiner Frau ins Bois de Boulogne.

Damals existierte die jetzige splendide Zufahrt Avenue du Bois de Boulogne, ursprünglich de l'Impératrice, noch nicht. Man fuhr auf einem noch ziemlich sandigen, links vom Triumphbogen nach der Seine zu abschweifenden Weg ins Gehölz hinein. Aber wie blendete uns das Gewimmel dieser eleganten Menge unter diesem strahlenden Himmel! Mit der Zeit gewöhnen sich die Augen ja an alles, aber ich kann doch sagen, ganz hab ich mich nie dagegen abgestumpft.

In den vielen Jahren, da ich mich heimatlich in Paris aufgehalten habe, bin ich nie ohne einen gewissen Augengenuß meine täglichen Wege gegangen; das ist mir an keinem andern städtischen Aufenthalt geschehen.

Zu diesem äußeren Vergnügen des neuen Wohnorts kam die Wiederbegegnung mit den politischen Freunden und das Wiederauffrischen der Erinnerungen und die Speisung aller noch lebendigen Interessen an heimischen Angelegenheiten, lauter Dinge, die ich zuletzt beinah ganz entbehrt hatte. Es war nicht bloß die erste Bekanntschaft mit dem schönen Lande und der schönsten Stadt mit ihrem historischen und allermodernsten Gepräge, sondern auch gleichzeitig die Rückkehr in die politische Atmosphäre, ja in das ihr vorangegangene Studienleben. Unter diesen erfrischenden Eindrücken wurde mir auch die neue Berufsthätigkeit viel leichter. Vor allem war ich der Sorge der eigenen Existenz enthoben, da ich nicht mehr von meiner eigenen, noch prekären Erwerbsfähigkeit abhing, sondern von einem großen starken, von erprobten Leitern geführten Unternehmen.

Das Minimum von 12000 Franken Einkünften war mir sicher, und wenn das auch schon nach damaligen Begriffen für Paris und einen ehelichen Hausstand nicht viel war, so reichte es doch für unsere recht mäßigen Ansprüche aus.

Ich trat nicht als Gesellschafter in das Bankhaus ein, sondern als Prokurist mit einem kleinen Anteil, ursprünglich nur ein Prozent am Reingewinn des Gesamthauses, wogegen ich mit einem Prozent des Kapitals belastet wurde, und da ich keine Mittel zum Einzahlen hatte, dasselbe zu verzinsen hatte.

Da ich gerade bei Ausbruch des Krimkriegs eintrat und eine Reihe ungünstiger Jahre bis zum Anfang der sechziger folgte, so blieb es, wie bereits früher erzählt, auch lange bei mäßigen Einnahmen. Gegen meine Exilsgenossen, mit denen ich am meisten verkehrte, war ich freilich noch ein Krösus.

Was mir aber das Einleben in die neue Berufsthätigkeit noch zu einem guten Teil erleichterte, war der ganze Ton, der in den Geschäftsräumen und zwischen den ein- und ausgehenden Leuten herrschte.

Zunächst war es die schon erwähnte Persönlichkeit meines Oheims, damals ein angehender Fünfziger, im vollen Bewußtsein eines mit seltenem Erfolg durchlaufenen Lebens und einer angesehenen Stellung, dabei bescheiden und einfach und wahrhaft durchdrungen von Achtung für alles, was Bildung bedeutete. Gewiß, er verachtete das Geld nicht, weder das seinige noch das der andren, aber wenn irgend ein Gelehrter kam, um ihn zu beraten, oder um ihn um einen Dienst zu bitten, und wäre er auch ein recht armer Teufel gewesen, so konnte er sicher sein, wie ein geehrter Gast aufgenommen zu werden. Sie kamen von allen Kalibern, klein und groß, denn jeder hatte doch seine Geldsorgen, der mit dem, welches er hatte, und jener mit dem, welches er nicht hatte, und es ist komisch, wie die meisten kamen mit einer Art Scheu vor der mystischen Kunst des teuflischen Mammons und vor dem „Geldmann", der ein Hexenmeister, ein guter oder böser, sein müsse. Denke man sich als Hintergrund eines solchen Verkehrs eine Stadt wie Paris mit seinem vielgestaltigen Leben, so wird man sich vorstellen können, daß ein für die Beobachtung von Menschen und Zuständen offener Sinn hier interessante Nahrung und erfrischende Abwechselung vom Handwerk fand.

Unter den Klienten, die meine Aufmerksamkeit fesselten, stand der berühmte Lamartine oben an. Er kam nie aus den Geldschmerzen heraus, und obwohl er große Einnahmen hatte, so waren doch seine Ausgaben immer noch größer. Er war ganz und gar auf den Grand Seigneur zugeschnitten, der seiner Liebhaberei nichts versagen kann und die Sorge für das Gleichgewicht der Bilanz tief unter sich sieht. Man weiß, wie er am Ende seines Lebens in wahrhafte Not geriet und nur durch aufopfernde Freunde davor bewahrt wurde, auf seinem Landhause ausgepfändet zu werden. Man machte damals auf eine Gesamtausgabe seiner Werke auch Subskription, die als eine Art nationaler Tribut betrieben wurde, und es wurde die Erzählung verbreitet, daß die, welche in seine Wohnung sich auf die Liste setzten, in zwei Kategorien zerfielen. Wer nur ein Exemplar subskribierte, hatte Eintritt in ein großes Vorgemach. Wer aber für mehrere zeichnete, ward in ein Zimmer geführt von dem man durchs Fenster auf den einen naheliegenden Korridor durchschreitenden

Lamartine selbst blicken konnte. Ich vermute um so mehr, daß die Geschichte nur auf Erfindung beruht, als ich sie auch von Chateaubriand erzählen hörte.

Was Lamartine zunächst unsrem Büreau zuführte, war eine Jahresrente, die er vom Sultan bezog. Welche Verdienste er sich um die Türkei erworben hatte, ist mir nicht recht klar geworden. Ich weiß nur, daß die Wohlthat an eine Reise anknüpfte, die er anfangs der dreißiger Jahre in den Orient gemacht hatte, mit fürstlichem Aufwand und großartiger Inszenierung. Sein Reisebericht als Voyage en Orient nimmt eine ansehnliche Stelle in seinem litterarischen Werk ein. Die Jahresrente war natürlich immer längst vor Verfall aufgezehrt, und die Besuche galten dem Bedürfnis, auf noch lang entfernte Termine Vorschüsse zu erhalten, die auch, trotz der Möglichkeit eines vor Verfall eintretenden Todes, ohne Gegendeckung durch eine Lebensversicherung gewährt wurden, aus Galanterie gegen den berühmten Mann.

Er war eine schöne, imposante Erscheinung, hochgewachsen, schlank und doch mit breit ausgeladenen Schultern, auf denen ein interessanter Kopf mit einer gewaltigen Adlernase saß. Er trug sich, damals ein angehender Sechziger, mit einer gewissen nachlässigen, aber nicht einstudierten, etwas altmodischen, an die dreißiger Jahre anknüpfenden Eleganz; ein breitkrämpiger hellgrauer Cylinderhut, eine hohe Halsbinde ohne Hemdkragen, ein kreuzweise über einander geknöpfter Rock und besonders auffallende Hosen, wie die der Kavallerieoffiziere, oben an den Hüften in weiten Falten und nach dem Fuße spitz zulaufend. Er hatte die Leidenschaft des Tabakschnupfens und besudelte sich damit in unglaublicher Weise. Die ganze Fassade von Hemd und Kleidern war damit bestreut, und das Hemd bot dafür um so breitere Niederlage, als es auf altmodische Weise mit einem sog. Jabot verziert war. Seine Unterhaltung war anspruchslos wie sein ganzes Auftreten, wenn auch von hohem Selbstgefühl, wie einer ganz natürlichen Voraussetzung, durchzogen.

Eine andere Größe aus der Revolution von 1848 war der Advokat Adolphe Crémieux, der sich, wie man erzählte, bei Ausbruch der Februarrevolution selbst in die Liste der provisorischen Regierung hineingelesen und damit ernannt hatte. Auch er hatte

manchmal etwas Finanzschmerzen, wenn auch nur vorübergehend und viel weniger akut als Lamartine. Er hatte Vermögen und große Einnahmen aus seiner Advokatur, aber auch er lebte auf einem großen gesellschaftlichen Fuße. Er war ein großer Musikliebhaber und juristischer Beirat und Protektor von Schauspielerinnen und Sängerinnen, die seinem Salon zur Zierde gereichten.

Er hatte eine merkwürdige Physiognomie. Auf einem untersetzten, etwas schwammigen Körper mit kurzen Armen und kleinen Händen saß ein ungeheurer Kopf mit dichtem, ganz krausem Negerhaar und einer Negerphysiognomie, eingedrückter Nase, deren Löcher beinahe nach oben standen, und breitem Munde. Der Totaleindruck der Erscheinung hatte etwas mit der von Anton Rubinstein gemein, nur war der letztere größer. Crémieux entstammte einer der jüdischen Ansiedelungen des südlichen Frankreich, von denen auch die Péreire, Salvador, Mirès, Millaud u. s. w. herkamen. Ein heißblütiges, phantasiereiches Geschlecht, das sich den demonstrativen Formen und der beweglichen Unternehmungslust der gascognischen und provençalischen Landstriche auf natürliche Weise assimilierte.

Crémieux war das Urbild des französischen Advokaten in seinem schwungvollen Vortrag und seinen breiten Gestikulationen. Ich hatte Gelegenheit, ihn in einer Angelegenheit meines Hauses vor dem Appellhof plädieren zu hören. Es handelte sich um eine bedeutende Summe und eine schwierige Frage. Er machte seine Sache ausgezeichnet und gewann sie, offenbar durch seine mündliche Darstellung, in der die psychologische Seite des Rechtshandels mit großer Geschicklichkeit in den Vordergrund gerückt war. In einem ähnlichen Fall verfuhr der alte Dufaure gerade nach entgegengesetzter Methode, den Rechtspunkt mit großer Gelehrsamkeit und Schärfe, in einem äußerst nüchternen Tone mit seiner trockenen, näselnden Stimme abspinnend. Auch dieser Prozeß wurde gewonnen, und dieser Sieg machte meinem juristischen Herzen mehr Freude als jener.

Zu den berühmten Klienten des Hauses gehörte auch Meyerbeer, der mit meinem Oheim in verwandtschaftlichem Verhältnis stand. Dessen Tochter hatte Meyerbeers Neffen, den Sohn seines Bruders Wilhelm, geheiratet. Sah Crémieux aus wie ein semitischer

Neger, so konnte man Meyerbeer mit einem semitischen Mohikaner vergleichen, mit seinem langen Kopf, den scharf geschnittenen Zügen, der kühn hervorragenden Adlernase und den langen, glänzenden Haaren.

Trotzdem er in Paris wie zu Hause war und seinen künstlerischen Resonanzboden recht erst da gefunden hatte, sah er im ganzen doch ganz berlinerisch aus, besonders auch nach der Art, wie er sich frisierte und kleidete. Sein Auftreten war vornehm und verbindlich.

Einen hübschen Gegensatz zu ihm bildete eine Figur aus dem imperialistischen Lager, der Senator van Heeckeren. Er hieß von Hause aus d'Anthès, war aus Kolmar gebürtig und mütterlicherseits mit der fürstlich Hatzfeldschen Familie verwandt. Er war als ganz junger Mann nach Rußland gekommen und Hauptmann in der Garde-Kavallerie geworden. Der holländische Gesandte in Petersburg fand ein besonderes Wohlgefallen an ihm und adoptierte ihn, und er nannte sich von da an nach demselben van Heeckeren. Er heiratete die Schwester des Dichters Puschkin, ließ sich aber nach kurzer Zeit in ein Verhältnis mit Puschkins Frau ein, wie wenigstens der Dichter annahm. In dem daraus entstandenen Duell erschoß er Puschkin. Darauf mußte er Rußland verlassen, wo man sehr gegen ihn aufgebracht war. Er lebte nunmehr eine Zeitlang im Elsaß. Als Napoleon III. ans Ruder kam, ging Heeckeren nach Paris und schloß sich jenem an. Er machte eine Reise an verschiedene Höfe, um die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung für seinen kaiserlichen Protektor zu sondieren. Dann lebte er als Senator in Paris. Das ziemlich ansehnliche Vermögen, das er von seinem Adoptivvater erhielt, war, als ich ihn kennen lernte, nicht mehr sehr wohl erhalten. Er fand Geschmack an den Finanzprojekten, die damals in Form von Eisenbahn- und anderen Konzessionen zur Belohnung der kaiserlichen Anhänger verwertet wurden, und hatte sich namentlich an der Gründung einer Assekuranzgesellschaft beteiligt, die nicht recht in Zug kommen wollte. Diese und ähnliche Angelegenheiten führten ihn oft in unser Büreau, und er war mir wegen seiner angenehmen Konversation immer ein willkommener Gast.

Seine äußere Erscheinung war prächtig. Ein stattlicher Kavalier, von großer männlicher Gestalt, deutschblond und französischelegant zugleich, mit einem immer fröhlich dreinschauenden hellen Auge. Dem entsprach seine feinkritische Redeweise. Er gehörte zu den vorurteilslosen Mitläufern der Napoleonischen Fortuna, die keine feierliche Maske vornahmen. Man konnte sich sehr ungeniert, auch über die Gesellschaften in den Tuilerien, mit ihm unterhalten. In Geldsachen war er durchaus korrekt. Der Verkehr mit ihm gehört zu den angenehmen Erinnerungen aus dem Geschäftsleben; er hat mir auch persönliche Dienste geleistet, wenn es sich darum handelte, Unannehmlichkeiten zu vermeiden, mit denen die, besonders nach dem Orsinischen Attentat, wieder sehr aufgeregte politische Polizei alle einer nicht gut kaiserlichen Gesinnung verdächtigen Flüchtlinge bedrängte.

Neben dem ehemaligen Legitimisten und späteren Republikaner Lamartine, dem Republikaner Crémieux und dem Imperialisten van Heeckeren hatte ich zur Vervollständigung meines Repertoires auch einige Orleanisten, darunter am häufigsten Mortimer Ternaux, den Verfasser einer vielbändigen Geschichte der Schreckenszeit (Histoire de la Terreur). Er war der Neffe jenes Ternaux, der sich um die Verbesserung der Schafzucht und der Woll-Industrie unter der Restauration große Verdienste erworben und einer beliebten Art von Kaschmirstoff seinen Namen gegeben hat. Der Neffe Mortimer war unter Louis Philipp Deputierter und ein sehr reicher Mann, der nach dem Sturz der Orleans seine Muße der antirevolutionären Geschichtschreibung widmete.

Er war ein grimmiger Gegner des kaiserlichen Regiments und die vollkommenste Verkörperung der Bourgeoisie der dreißiger und vierziger Jahre; wohlbeleibt, selbstzufrieden, in erbaulichen Reden sich breitspurig ergehend, aber im ganzen doch angenehmen Umgangs.

Er machte mir regelmäßig Mitteilung von seinen Nachforschungen in den Archiven, und wenn er etwas recht Scheußliches zu Lasten der Konventsleute entdeckt hatte, so war das ein ganz besonderer Feiertag für ihn. „Das ist Butter", sagte er dann, „die ich mir auf mein Brot streiche." Sein Bruder Ternaux-Compans war ein in Deutschland angesehener Gelehrter, der eine

Zeitlang in Göttingen lebte. Er widmete sich hauptsächlich der Geographie.

Dies so ein paar Charakterköpfe aus den ersten Jahren meiner neuen Berufsthätigkeit. Der minder markanten ist natürlich eine große Zahl. Dazu kam noch, was das Kontingent vom Ausland brachte. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist die an den jetzigen Kolonialminister von Großbritannien, Georg Goschen, der nachmals in der parlamentarischen und staatsmännischen Welt Englands eine der hervorragendsten Rollen spielen sollte.

Es handelte sich damals um die erste egyptische Anleihe, welche sein Haus Frühling und Goschen gemeinsam mit dem Hause Bischoffsheim in London herausbrachte. Er kam, wie ich, ein junior Partner, nach Paris herüber, um die Einzelheiten des Vertrags und der Emission zu verabreden. Dann sah ich ihn nicht, bis ich ihn im Anfang der siebziger Jahre in Berlin bei einem Gastmahl wiederfand, das Lasker ihm zu Ehren unter Heranziehung der nationalliberalen Führer gab. Eine Wiederbegegnung ähnlicher Art war die mit dem großen Kaufherrn H. H. Meier aus Bremen. Zum erstenmal berührten wir uns im Geschäftsleben. Es geschah, als er in seiner Eigenschaft als Beteiligter der Bremer Bank nach Paris kam, um über Geschäftliches mit meinem Bankhaus zu unterhandeln, und zwar handelte es sich merkwürdigerweise um eine Transaktion in Edelmetall. Bremen hatte infolge des österreichisch-deutschen Münzvertrags von 1857 eine ansehnliche Quantität Goldmünzen, Kronen genannt, prägen lassen, die als Handelsmünze mit festem Gewicht und variablem Zahlungswert sehr wenig in Umlauf kamen. Infolge einer gewissen Konjunktur rendierte die Übersendung dieser Münze nach Paris, und diese Operation war zunächst Gegenstand unserer Verabredung. Als wir uns später im Deutschen Reichstag trafen, hatte ich an dem trefflichen Mann eine gute Stütze in der Befürwortung der Goldwährung, und wir gedachten des öfteren mit Freuden des sonderbaren Zufalles, der uns vor Jahren auf fremdem Boden, mit derselben Materie beschäftigt, zusammengeführt hatte.

Hier und da erwuchs aus solchen Begegnungen auf dem Kontor eine Freundschaft fürs Leben, wenn neben dem zufälligen

Anknüpfungspunkt die Individualitäten gegenseitig ernstere und tiefere Beziehungspunkte zwischen sich entdeckten. So erging es mir mit Ubaldino Peruzzi, dem italienischen Staatsmann, der an der Schaffung des Königreichs einen so bedeutenden Anteil hatte, und der vor etlichen Jahren, von seinem Vaterland allgemein betrauert und in seinem Andenken geehrt, gestorben ist.

Als es sich nach dem italienischen Feldzug darum handelte, die Einverleibung Toskana's und damit die Grundlage für den Aufbau des italienischen Königreichs bei Napoleon III. durchzusetzen, wurde er als Unterhändler nach Paris gesandt und setzte auch seine Sache durch. Er hatte Empfehlungen an unser Geschäftshaus, und meine Sympathie für seine Sache brachte uns bald einander nahe. Seine ihn begleitende Frau, die in Italien vielbekannte Donna Emilia, welche sich mit seinen politischen Aufgaben identifizierte, eine impulsive und unglaublich regsame Natur, trug das ihrige dazu bei, unsere wechselseitigen Beziehungen zu fördern und von jener Zeit an blieb ich beiden, ihm bis zu seinem Tod, ihr bis auf den heutigen Tag, wo sie erblindet auf ihrem Gut bei Florenz lebt, aber immer noch fleißig über alle öffentlichen Angelegenheiten korrespondiert, verbunden. Als ich im Jahre 1872 zum ersten- und letztenmale in meinem Leben ganz Italien bereiste, um es kennen zu lernen, leistete sie mir die unschätzbarsten Dienste.

Mich interessierten immer und überall die Menschen mehr als die Dinge. Ich habe mich nie mit Anempfinden von Kunstgenüssen genarrt, für die mir die technischen Voraussetzungen fehlten und an den schönen Künsten nur so viel Freude gehabt, wie ein Mensch mit gesundem Sinn und nach einiger Belehrung aus Leben und Lernen natürlicherweise empfinden kann. Am schwersten wird ein mehreres in Sachen der Skulptur und Architektur. Reist man in Italien, so wird die Versuchung, über diese natürliche Grenze hinauszugehen, noch besonders zurückgedrängt durch die Scharen, besonders Deutscher und Engländer, die alle mit prästabilierter Schwärmerei ihre Kataloge zu absolvieren kommen.

Vielmehr als die Kirchen und Paläste interessierten mich die Männer, welche mit der Schaffung des neuen italienischen Ein-

heitsstaates den Anstoß zu dem des Deutschen Reichs gegeben hatten. Cavour war leider damals schon tot, aber glücklicherweise hatte ich ihn noch einige Jahre vor seinem Ende in Paris auch aus geschäftlichem Anlaß kennen gelernt und aus einer Unterhaltung, die sich um eine Münzangelegenheit drehte, den lebendigen Eindruck dieser hervorragenden und verehrungswürdigen historischen Persönlichkeit erübrigt.

Als ich am Neujahrstag 1872 in Venedig ankam, war ich mit Empfehlungen von Donna Emilia an alle Berühmtheiten von Mailand bis Messina versehen, und dank ihr, bekam ich in Menschen und Zustände einen lebendigen Einblick, der mich in den Stand setzte, seitdem allen Ereignissen auf der Halbinsel mit näherem Verständnis zu folgen. Wenn der Faden dieser Erinnerung mich zum Jahre 1872 gelangen läßt, werde ich mehr davon zu berichten haben. Hier wollte ich nur ein Denkzeichen, der unerschöpflichen Freundschaft, errichten, die mir so fruchtbaren Ertrag liefern sollte.

Brachte der Charakter des Geschäftes es mit sich, daß sich vielfach Anlaß zur Befriedigung höherer Kulturbedürfnisse daraus ergab, so war überhaupt der ganze Anstrich, auch des alltäglichen Getriebes, ein ganz anderer und viel ansprechender, als alles, was ich bis dahin durchgemacht hatte.

Das Gepräge des trockenen und engbegrenzten Gewerbes, welches die Kontore sowohl in London wie in Antwerpen, wie in Amsterdam und Rotterdam unvermeidlich getragen hatten, war hier in die hinteren Räume, wo die Kommis arbeiteten, zurückgedrängt. In den beiden mit einander durch offene Flügelthüren verbundenen Kabinetten, in welchen die Chefs saßen, herrschte eine freie, muntere, ich könnte sagen: salonartige Atmosphäre.

In dem größeren, dem von außen Kommenden nächsten, saß ich an meinem Schreibtisch und an einem zweiten ein anderer Chef, älter als ich, aber auch noch jung, ein Lebemann und Kunstliebhaber, ein Weltkind Frankfurter Ursprungs und Pariser Schulung. Im zweiten Kabinett saß mein Oheim, den nur die aufsuchten, die in persönlichen Angelegenheiten zu ihm wollten.

Der allgemeine Zulauf der Menschen ward, wie das laufende Geschäft selbst, von uns zwei jüngeren im vorderen großen Raume

abgethan. Das war natürlich ein Taubenschlag; aber in das Reden und Antworten, welches die angetragenen und diskutierten Geschäfte mit sich brachten, mischte sich meistens ein heiterer und vielfarbiger Konversationston, der das Ganze zugleich unterhaltend machte. Der Typus der Pariser Individualität, die kosmopolitische und vielgestaltige Natur der Geschäfte trug natürlich das meiste zu dieser Belebung bei. Einiges jedoch mag auch auf meine persönliche Rechnung kommen.

Wie es mir schon ehedem gelungen war, einen munteren Konversationston in der Amtsstube der Obergerichtskanzlei in Mainz einzuführen, als ich da Dienst that, so trug mein Menschensinn und mein Bedürfnis nach Erweiterung des Horizonts zur Belebung und Erhöhung des Tones bei, der im Verkehr mit Kommenden und Gehenden herrschte. Zu den Goetheschen Sprüchen, die mir am meisten zusagen, gehört der, worin es heißt:

„Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
So soll mich niemand drum beschämen,
Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
So werd' ich immer derselbe bleiben."

Der Vormittag begann nach Lesung der mit der Frühpost eingelaufenen Briefe und nach den dringendsten Dispositionen für die Geschäfte des Tages mit der Durchsicht der Morgenblätter, in erster Reihe des Moniteur. Da die französische, und in damaliger Zeit könnte man sagen, die europäische Politik vor allen Dingen in den Tuilerien gemacht wurde, und der Deus ex machina dabei jeden Augenblick auf die Bühne zu springen bereit war, so öffnete man das Blatt immer mit einer gewissen Spannung. Brachte es keine schlagende Überraschung, so wurde geforscht, ob eine bedeutsame Anspielung zwischen den Zeilen eingeschoben sei. Die politische Tagesstimmung war doch vor allem maßgebend für die höhere Richtung des Geschäftes. So begann schon der Tag mit einem Ausblick in einen weiteren Horizont. Der erste Zuspruch, der sich dann einstellte, waren die Wechselmakler, zur Hälfte wohl deutsche Juden, die meisten aus Süddeutschland. Ähnlich verhielt es sich mit den darauf folgenden Coulissiers, d. h. den irregulären Maklern der Effektenbörse. Mit der Elastizität, welche der Deutsche überhaupt und in noch höherem Maße der deutsche

Jude in der Kunst, sich fremden Zuständen zu assimilieren, besitzt, waren sie, nach kurzem Aufenthalt in Paris, alsbald eingebürgert, in alle Verhältnisse eingeweiht und ihren französischen Kollegen mit wenig Ausnahmen überlegen. Waren doch auch sehr viele der großen Bankhäuser selbst deutschen Ursprungs; gegen sie und die Schweizer die französischen eher in der Minderheit; niemand stieß sich daran. Es gab weder Antisemitismus noch Antigermanismus.

Wie viele von diesen Wechsel- und Effektenmaklern habe ich mit ganz geringen Mitteln anfangen sehen, — sie hatten kaum mehr als Bleistift und Papier und manche nicht einmal einen neuen Hut, die nach etlichen Jahren reiche Männer wurden, und nur durch ihre Anstelligkeit und ihren Fleiß. Da es eben meist sehr geweckte Köpfe waren, die mitten im Getriebe mit offenen Augen sich bewegten, so war es immer nützlich, mit ihnen zu sprechen. Die Geschäftsverhandlung nahm sehr oft die Form einer angenehmen Unterhaltung an.

In späterer Stunde, näher zur Börsenzeit, hielten dann eine Anzahl Agents de Change, einer nach dem andern, ihren Einzug. Sie waren — ich spreche von vor dreißig bis vierzig Jahren und weiß nicht, wie sich inzwischen die Sitten geändert haben, — das, was wir in Deutschland Standespersonen nennen. In der Zahl von sechzig durch die Regierung ernannt, hatten sie einen offiziellen Charakter und verschiedene Privilegien. Das Gesetz legte ihnen den Charakter eines officier ministériel bei, durch den sie in die amtliche Hierarchie der freiwilligen Gerichtsbarkeit eingereiht waren. Nur die Mitglieder ihrer Korporation sind berechtigt, Börsengeschäfte in beglaubigter Form zu vermitteln. Das Amt ist noch nach altfranzösischem Herkommen käuflich, d. h. es wird vom Vorgänger dem Nachfolger nur gegen eine dem Reinertrag entsprechende Kapitalsablösung übertragen, wie z. B. auch das Notariat oder die Anwaltschaft (diese im Gegensatz zur Advokatur). Die staatliche Ernennung hat allein die Übertragung durch die förmliche, von einer Prüfung der Würdigkeit der Person abhängende Bestallung zu sanktionieren. Auch die Korporation muß zustimmen. Ein solches Amt, charge, ist mehrere Millionen wert, und daher legen gewöhnlich mehrere das Kapital zusammen, das auf den

Namen des Inhabers (Titulaire) lautet und von ihm ausgeübt wird.

Sie waren damals Leute der guten Gesellschaft, von feinen Formen, die eine höhere Schulbildung genossen hatten; die älteren von ihnen würdige Erscheinungen, die jüngeren vollkommene Elegants, alle natürlich in sehr guten Geldverhältnissen.

Politik, Geschäft und Stadtneuigkeiten wurden eines ins andere besprochen. Mit den von lange her dem Hause Vertrauten hatte sich eine Art freundschaftlichen Verhältnisses festgesetzt.

Zu diesen drei regelmäßig sich jeden Tag um dieselbe Zeit einstellenden Kategorien kam dann bunt durcheinander gewürfelt das ganze Kontingent der zufälligen Besucher. Nicht selten gehörten meine politischen, litterarischen oder künstlerischen Freunde, Pariser oder durchreisende, dazu. Denn ich hatte nie die Gewohnheit, mich feierlich oder pedantisch abzuschließen, weil Unterbrechungen mich nicht stören oder zerstreuen. Ich bin so glücklich, daß ich meine Arbeit jeden Augenblick abbrechen und nach Ende des Zwischenfalls ungestört fortsetzen kann; ebenso wenig stören mich Geräusch oder sonstige Allotria, die um mich her vorgehen.

Meine Freunde, die mich in meinem Kabinett aufsuchten und mitten im lebhaftesten Geschäftsdrang einen Zugang fanden, waren oft erstaunt darüber, daß ich im Lärm dieses Taubenschlages mich ganz in eine Arbeit vertiefen konnte. Ich besitze noch eine Karikatur von der Hand des Malers Ricard, die dies Thema behandelt. Während ich zwischen meinen beiden Socien tief über das Papier gebückt an einer Arbeit eifrig schreibe, haben sich Ricard und Heilbuth, jeder einen Geldsack angeeignet, um damit davonzugehen.]

Unter den Ab- und Zugehenden bildeten natürlich die Projektenmacher eine besondere und für meine Beobachtung interessante Spezies. Es war die Zeit des großen Anlaufs für die Eisenbahn- und Bergwerksunternehmungen, und jeder Tag brachte neue Entwürfe und Leute, die mit Anträgen und Plänen auftauchten, bei denen alles aufs herrlichste gesichert war, nur das Geld nicht, welches der Bankier dazu schaffen sollte.

Erfinder und Projektenmacher sind ein Völkchen eigener Art. In vergangenen Jahrhunderten legten sie sich auf die Kunst, Gold

zu machen und fanden bekanntlich viele Gläubige, namentlich unter den großen Herren. In den fünfziger Jahren, bei denen ich hier verweile, schürften sie vorzugsweise in Bergwerken jeder Art und in Eisenbahngründungen nach dem edlen Metall. Zu den Eisenbahnen bedurfte es einer staatlichen Konzession. Ich habe schon in meiner Studie über Napoleon III. kurz angedeutet, wie dieser Umstand den Günstlingen des Hofes dazu diente, sich durch Übertragung einer ihnen gewährten Konzession für eine bestimmte Linie eines ehrlichen Maklers Lohn zu verschaffen. Es konnte nicht ausbleiben, daß man auch manchen Sollizitanten nur mit Scheinkonzessionen abfand, um sich ihn vom Hals zu schaffen. Etliche von diesen erfolglosen Glücksjägern sind durch meine Hand gegangen; da war einer, welcher der zweite Beamte unter dem Verwalter des kaiserlichen Schatzes war. Man behauptete, seine Stellung verdanke er seiner Frau, und diese sei die Tochter des Schließers des Forts von Ham gewesen, in welchem Louis Napoleon gefangen saß. Das Übrige läßt sich erraten. Ein anderer Konzessionär war ein gewisser Napoleon Sintz. Trotz seines Vornamens hatte er keine eigenen Verbindungen mit seinem Namensvetter; aber seine Frau stand mit einer hohen, einem deutschen Fürstenhaus nahverwandten Gönnerin in einem intimen Zusammenhang, über den die Hofchronik auch verfängliches zu wissen behauptete. Herr Sintz, ein Vollblutfranzose, trotz seines Familiennamens, verlangte nun von seiner Frau, daß sie von ihrer Beschützerin etwas Greifbares verlange, und in der That bekam sie eine Eisenbahnkonzession. Die Sache präsentierte sich nicht schlecht, und der Ehemann, mit einer ungeheuren, von Karten und Akten strotzenden Mappe, kam alle paar Tage in seinem Coupé angefahren, um seine Eisenbahn bei uns an den Mann zu bringen. Aber trotz aller hohen Gunst, deren er sich rühmen konnte, klappte immer etwas nicht, und ich mußte ihn unverrichteter Sache abweisen, bis er das Erforderliche beigebracht hätte. Auf einmal blieb er weg. Monatelang hörte ich nichts mehr. Da sah ich ihn einmal auf der Straße in abgeschabtem Habit, zwar immer noch mit der Mappe unter dem Arm, aber sehr zu Fuße und in offenbar niedergeschlagenem Gemütszustand. Ich ging nun der Sache wieder nach, und was erfuhr ich? Napoleon der Kleine hatte seiner Frau immer mehr

zugesetzt, damit sie sich durch ihre Beschützerin die notwendigen Ergänzungen zur Verwertung der Konzession verschaffe. Diese that auch das ihrige, aber es gelang nicht. Nun wurde der Ehegatte wild; es kam zu Szenen, zu Drohungen, endlich zu Handgreiflichkeiten. Um sich diesen zu entziehen und zugleich für sie zu rächen, vergiftete sich die Frau, die man eines Morgens tot in ihrem Bette findet. Und jetzt wars natürlich aus mit der ganzen Herrlichkeit.

Ein interessantes Beispiel, wie Eisenbahnunternehmungen zustande kamen, steckt in der Vorgeschichte der Wilhelm-Luxemburg-Bahn, welche durch den großen Krieg in den Betrieb des Deutschen Reiches gekommen ist.

In der Zeit, da alle Welt auf diese Weise reich werden wollte, hatte sich ein französischer Projektenmacher, namens Prost, in Verbindung mit einem kleinen Bankhause, namens Guilhou, welches halb spanischen Ursprungs war, um die Konzession einer Eisenbahn im südlichen Frankreich beworben, und eine Gruppe von meist legitimistischen Adligen der Gegend von Lyon für seine Sache gewonnen. Nachdem die Bewerbung eine Zeitlang in Gang gewesen, scheiterte sie, und die provisorisch gebildete Gesellschaft hätte wieder auseinander gehen müssen. Da brachte der Zufall Prost mit Leuten in Berührung, welche eine Eisenbahn im Großherzogtum Luxemburg anlegen wollten. Nun stellte er seinen südfranzösischen Marquis und Grafen vor, es sei ebenso segensreich, da oben an der belgisch-deutschen Grenze etwas zu bauen, als zwischen Rhone und Saone. Sie gingen darauf ein. Die Konzession wurde erlangt und die Bahn hergestellt, natürlich mit Nebengewinn für den Gründer, aber zum Unsegen der Aktionäre. Große Geldverlegenheiten entsprangen daraus, und das Unternehmen schwebte am Rande des Abgrundes. Nun wandte man sich an den Brüsseler Chef des Hauses Bischoffsheim. Dieser entwarf einen Plan zur Rettung mittels neuer Kapitaleinschüsse unter der Bedingung, daß Prost entfernt werde. Das geschah, und den umsichtigen finanziellen Veranstaltungen, sowie der reformierten Verwaltung unter einem sehr geschickten Direktor gelang es, das Unternehmen zu retten, welches jetzt zu einem der solidesten gehört. Ein Vertrag mit der französischen Ostbahn sicherte den Betrieb

durch diese mit ihrem Material unter gewissen Verteilungen der Einnahmen.

Nachdem zwischen Preußen und Frankreich der Luxemburgische Konflikt aufgekommen war, knüpfte sich an diesen Betrieb ein politisches Interesse für beide Länder. Der Schwiegersohn des Brüsseler Bischoffsheim, der später als Unternehmer der türkischen Bahnen so reich und berühmt gewordene Baron Moritz von Hirsch, welcher damals noch mit seinem Schwiegervater in enger Geschäftsverbindung stand, war auch bei dem Luxemburger Unternehmen interessiert. Sein Scharfblick und seine erfinderische Kombinationsgabe lieferten bei dieser Gelegenheit ihre erste Meisterprobe.

Er ging nach Berlin und eröffnete dem Ministerium Bismarck, auf welche Art, durch einen neuen Betriebsvertrag mit der Luxemburger Bahn, diese wichtige Handhabe für Einfluß auf das Land und für militärische Bewegungen zu erwerben sei, und man zeigte sich willig, auf seine Vorschläge einzugehen. So weit gekommen, wandte er sich nun nach Paris an die kaiserliche Regierung und demonstrierte ihr, was ihr bevorstehe, wenn sein Plan gelänge; bot ihr aber an, ihn zu ihren Gunsten umzugestalten, wenn sie der Luxemburger Bahn ihrerseits die gewünschten Vorteile sichern wollte. Man ließ sich das nicht zweimal sagen, und die französische Ostbahn wurde nun bewogen, der Luxemburger Bahn Einnahmen zu garantieren, für welche wieder die französische Regierung die Deckung zu liefern übernahm.

Ich erfuhr den intimen Hergang der Sache erst viel später.

Von der Vorgeschichte, die mit Preußen spielte, wußten nur die nächsten Eingeweihten, als der neue Vertrag mit der französischen Ostbahn bekannt wurde. Der Gang der Weltgeschichte machte dann den Witz, daß durch die Einverleibung von Elsaß-Lothringen die mit Luxemburg zusammenhängende Strecke ans Deutsche Reich fiel und dieses infolgedessen auch die von Frankreich stipulierte Garantie mit dem Betrieb der Bahn übernahm.

Übrigens hatte sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal gezeigt, wie die mittelbaren Einwirkungen, auf welche die diplomatische Schlauheit großes Gewicht zu legen pflegt, wenig bedeuten.

Bei Ausbruch des großen Krieges war Frankreich noch im Vollbesitz seiner damals erkauften Vorteile. Es hat aber auch nicht eine Stunde lang irgend einen Nutzen davon gehabt. Dem Baron von Hirsch vergaß Bismarck freilich das Stücklein nicht.

Als Hirsch im Sommer 1878 während der Tagung des europäischen Kongresses in Berlin erschien, um im Interesse seiner türkischen Bahnen auf die ihn interessierenden Einzelheiten der großen Abmachungen einzuwirken, weigerte sich Bismarck, von ihm Notiz zu nehmen, und er mußte unverrichteter Sache abziehen.

Hirsch war einer von der seltenen Art der Finanzgenies, die durch einen mehr diplomatischen als merkantilen Scharfblick ihr Glück machen. Seine kolossalen Erfolge in der Türkei beruhten in erster Reihe auf der Schlauheit und Kühnheit, mit welchen er die dort herrschenden Regierungszustände auszunutzen verstand. Als er dank diesem Anfang zu seltenem Reichtum gelangt war, verstand er es auch wieder, sich mittels desselben hochstehenden und mächtigen Personen zu verbinden, die sowohl seinen Unternehmungen als seinem gesellschaftlichen Ehrgeiz die besten Dienste leisten konnten. Unter veränderten Umständen, wenn Geburt und Vorbildung ihn dazu näher gebracht hätten, würde er vielleicht eine staatsmännische Rolle in der Geschichte eines Landes haben spielen können.

Für seinen politischen Scharfblick zeugt mir eine persönliche Erinnerung.

Als ich am 13. Juli 1870 Paris verließ, weil mir der Ausbruch des Krieges gewiß schien, ging ich über Spaa nach Köln. In Spaa traf ich zufällig mit ihm zusammen. Er war der festen Überzeugung, daß Deutschland die Franzosen besiegen werde, wie er überhaupt in dem, was man als Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit bezeichnen könnte, eine geringe Meinung von ihnen hatte. Für Vertrauensposten in seinen Unternehmungen wollte er sie nach seinen Erfahrungen nicht verwenden, und er bevorzugte vor allem die Deutschen.

Wenn ich an die Vorstudien für Eisenbahnen zurückdenke, die in den fünfziger Jahren mir durch die Hände gingen, so tritt mir wieder lebhaft entgegen, welche ungeahnte Entwicklung die technische Kraftentfaltung der Welt genommen hat. Da

brachten die Beteiligten, um die Rentabilität der gesamten Linien zu belegen, vor allem die statistischen Nachweise über den gegenwärtigen Verkehr, die Anzahl der öffentlichen und privaten Fuhrwerke und der von ihnen beförderten Reisenden; und diese Zahlen vervielfältigte man mit irgend einem als maßgebend angenommenen Multiplikator, der die künftige Bewegung ergeben sollte. Wie unendlich hat die Wirklichkeit das alles überschritten, gar nicht davon zu reden, daß der gesamte Personendienst, auf den man damals das Hauptgewicht legte, eine Nebensache geworden ist gegenüber dem Warentransport.

Meine ersten Pariser Jahre fielen in die Zeit vor dem großen Krach des Jahres 1857, der auch den Bergwerksspekulationen bis auf spätere Perioden einen Todesstoß versetzte.

Unser Haus hatte sich an vielen großen Minenunternehmungen in verschiedenen Ländern stark beteiligt, und zwar nicht als Aktienspekulation zum Kaufen und raschen Wiederlosschlagen, sondern zum dauernden Betrieb für eigene Rechnung. Die meisten Geschäfte waren schon eingeleitet, als ich eintrat, und ich hatte im Lauf der Zeit reichlich Gelegenheit, Erfahrung auf diesem klippenreichen Meer zu sammeln. Es giebt schwerlich ein industrielles Gebiet, auf dem die unangenehmen Überraschungen so vielfältig lauern und auf dem die Gefahr, nachdem man einmal A gesagt hat, durch das ganze ABC unfruchtbarer Opfer gelockt zu werden, so verhängnisvoll droht. Industrielle Unternehmungen sind bekanntlich auch schmerzlichen Enttäuschungen nicht wenig ausgesetzt, aber die dunklen Möglichkeiten, die unter der Erde liegen, sind doch die stärksten — zugleich wieder die verführerischsten. Und natürlich kommt es immer wieder vor allem auf die leitenden Personen an; dabei ist ganz besonders zu bemerken, daß neben der technischen Leitung die ökonomische wenigstens in gleichem Maße entscheidend, ja eigentlich die wichtigere ist. Wer glaubt, daß es zum richtigen Betrieb eines Bergwerks genug sei, einen tüchtigen Ingenieur des Faches zu haben, wird schmerzliches Lehrgeld bezahlen. Der merkantile Betrieb darf keinen Moment außer Augen gelassen werden. Ein guter Rechner ist noch wichtiger als ein guter Bergmann bei einer Mine. Der Bergmann läßt sich zu leicht von seiner Liebe zur Sache führen.

Mein Oheim war, wie ich schon erwähnt habe, eine unternehmungslustige, optimistische, ich kann sagen sanguinische Natur, und die Rollen waren insofern umgekehrt, als mir, dem jüngeren, dadurch die Rolle des Skeptikers zufiel. Wenn Projekte auftauchten, reizten sie jenen, und nicht bloß, weil sie Gewinn versprachen, sondern weil sein Schaffenstrieb Lust daran empfand, besonders wenn es sich um Aufgaben handelte, die dem engeren Bankfach recht weit ablagen. Es war gerade der Drang, seinen Horizont und das Feld seiner Thätigkeit und Selbstbelehrung zu erweitern und seine Kombinationsgabe auf die Probe zu stellen, welche ihn lockten. Daß bei solcher Anlage abenteuerliche Projektenmacher Gehör bei ihm fanden, ist daher verständlich. Sein Optimismus schlug dadurch zu einer Naivetät den Individuen gegenüber aus, die mich oft in Erstaunen setzte, und die nicht nur ihm, sondern auch seinem jüngeren, dem Brüsseler Bruder eigen war. Auf ihrem nächsten Gebiete, dem Bankgeschäft, waren beide Herren vollkommen kritisch und z. B. gegen unvorsichtiges Kreditgeben — die große Klippe der Geldgeschäfte — sowie gegen irrationelle Spekulationen vollkommen gewappnet. Sowie es aber sich um heterogene Konzeptionen und ihre Wortführer handelte, waren sie geneigt, Gehör zu geben. Welch eine Reihe von solchen Anschlägen fand ich bereits in der Durchführung oder als Überbleibsel vor und wie viele zweideutige Kostgänger, die sich eingenistet hatten. Da ich nicht den Unternehmungsgeist und nicht die Kombinationsgabe meiner Chefs besaß, so war ich auch nicht ihren Versuchungen ausgesetzt, und so fiel mir eben, trotz meiner jüngeren Jahre und meiner Unerfahrenheit, die Rolle des Kritikers zu, insbesondre der Schar der herandrängenden Projektenmacher gegenüber, die in der Regel schon in ihrem ganzen Gebaren Mißtrauen erwecken mußten, ob sie nun als wackre Biedermänner oder als vornehme Kavaliere auftraten. Wie oft zerrte es mich in allen Fasern, wenn ich mitanhörte, wie der Vortrag irgend eines Windbeutels mit Andacht vernommen wurde. War er dann abgegangen, und ich sagte zu dem alten Herrn: „Wie können Sie sich nur mit einem solchen Kerl einlassen?“ so antwortete er: „Wer soll denn die Geschäfte vermitteln? Meinst Du, der Baron Rothschild käme zu mir, mir deren anzutragen?“ Ich war denn

auch die bête noire dieser Art von Leuten, und da sie durch mein Kabinett mußten, um zu meinem Onkel zu gelangen, so that ich das Mögliche, um ihrem Eintritt Hindernisse in den Weg zu legen.

Wenn dann manches, was dieser Art unternommen wurde, mißriet, so gelang auch wieder anderes, besonders dank der Beharrlichkeit und unerschöpflichen Kombinationsgabe, mit welcher der erfindungsreiche Kopf des Onkels sich aus jeder Verlegenheit zu helfen wußte.

Um ein Beispiel zu geben, verfiel er eines Tages, und zwar ganz aus eigener Eingebung, auf den Gedanken, einen großen Gasthof auf einem in der Nähe der Chaussée d'Antin zum Kauf ausgebotenen Terrain zu erbauen und denselben mit einem Theater der Art zu verbinden, daß dieses in dem Souterrain (Kellergeschoß) untergebracht würde. Wirklich brachte er diese Lieblingsidee zur Ausführung, und zwar nicht für Rechnung des Geschäftshauses, weil diesem die Natur des Unternehmens doch zu fern lag, sondern für seine Privatrechnung. Und der Gasthof, das bekannte Hôtel de l'Athénée in der Rue Scribe, existiert noch heute und wahrscheinlich für lange noch, denn es ist ein sehr rentables Geschäft geworden und wirft den Kindern und Enkeln, in deren Eigentum es verblieben ist, eine sehr schöne Rente ab. Das Theater aber ist nie recht in Blüte gekommen, mit der Zeit eingegangen, und der Raum wird jetzt als Restaurationssaal für das Hotel verwertet.

Eigentlich sollte es auch ursprünglich kein Theater sein, sondern ein Mittelding zwischen diesem und einem Hörsaal. Es war die Zeit, wo die sogenannten Conférences, die Einzelvorträge aus den verschiedensten Gebieten in Mode kamen, und da mein Onkel ein großer Freund von solchen instruktiven Veranstaltungen war, so bestimmte er die Räume in erster Reihe für solche Zwecke. Doch sollten sie auch für Konzerte und szenische Aufführungen dienen, und daher wurde nach sorgsamem Prüfen auch der Name eines Athenäums dafür gewählt.

Es war ganz wie ein Theater erbaut, eine Bühne, ein Parket und eine elegante Logenreihe, alles höchst behaglich und geschmackvoll. Im Anfang wurden nur Vorlesungen darin gehalten. Ich

wohnte der Einweihung bei, zu der das bewußte Tout Paris erschien. Legouvé hielt den ersten Vortrag. Später folgten J. J. Weiß und Sarcey. Auf die Länge zog aber die Sache nicht. Dann hielt ein kleines Theater, eine Art Operette, ihren Einzug, bis es schließlich zur Umwandlung in die prosaische Bestimmung kam.

Um auf die Bergwerke zurückzukommen, so waren, als ich eintrat, deren hauptsächlich in Algerien, in Spanien, in Belgien, in Baden im Gange. Vorher war ein abenteuerlicher Versuch im Innern von Frankreich, in Vigan, ein Feld zum Graben nach lithographischen Steinen, wie die in Baiern gefundenen Solnhofer, auszubeuten, gründlich mißlungen, nachdem er sehr viel Geld verschlungen hatte. Ein junger deutscher Ingenieur hatte den genialen Plan ausgeheckt. Auch das badische Unternehmen, eine Zinkgrube bei Wiesloch, war bereits selig entschlafen. Nur die schönen Aktien lagen noch im stark angefüllten Verlies, vielfarbige Packete, die teils mit, teils ohne Hoffnung auf ein Auferstehen in diesem eisernen Erbbegräbnis der mißlungenen Projekte ruhten, unter ihnen auch jene über die vier Kanäle, les quatre canaux, die besonders großen Raum in Anspruch nahmen. Ich denke, sie sind wohl jetzt samt und sonders eingestampft.

Wenn ich bei Aufmachung der Effektenbestände an dies Verlies kam, pflegte ich zu sagen: „Welch ein gutes Geschäft muß das des Bankiers sein, daß es ihm erlaubt, so viel schlechte Nebengeschäfte zu betreiben!"

Das algerische Unternehmen, eine Eisensteingrube mit Hochöfen, Mines et Hauts-fourneaux de l'Alélik genannt, war von allen, mit denen ich zu thun bekam, das trostloseste, weil es an einer unendlich langsamen Auszehrung erst nach vielen, vielen Jahren aufgegeben wurde. Die große Stahlproduktion mittels der Steinkohlen war damals noch nicht aufgekommen, und die Wälder von Algerien sollten zur Umarbeitung des verheißenen Eisenerzes mittels Holzkohlen, der damaligen Methode, Wunder leisten.

Mein Onkel schwärmte für die Sache, und immer wieder wurden neue Gelder hineingesteckt. Die Figur des in Paris residierenden finanziellen Leiters, wie er tagtäglich auf dem Bureau

mit seiner großen schwarzen Mappe unter dem Arm und mit neuen Plagen erschien, ist mir eine unvergeßliche Verkörperung der unerschöpflich neu auftauchenden Schwierigkeiten, auf die man gefaßt sein muß, wenn man sich in industrielle Schöpfungen einläßt, namentlich ohne selbst vom Fach zu sein.

Wenn neue Projekte vorgelegt wurden und, wie dies regelmäßig geschah, die Vermittler auf dem Papier die schönsten für alle Eventualitäten abgezirkelten Berechnungen zur Befriedigung meines Onkels vorgelegt hatten, und wenn alle meine Einwürfe beseitigt waren, dann pflegte ich zu sagen: „Wir rechnen ohne das Unvorhergesehene." Worauf er: „Was kann denn da noch Unvorhergesehenes kommen?" — Worauf ich: „Wenn ichs sagen könnte, wäre es nicht das Unvorhergesehene."

Ich glaube, es war zum Teil eine späte Nachwirkung dieser Erfahrungen, die meine Opposition gegen unsre chimärische deutsche Kolonialpolitik unterstützten.

Als ich Bismarck in der Reichstagssitzung von den überzeugenden Schilderungen reden hörte, die ihm der famose Lüderitz gemacht hatte, fiel mir manche Szene ein, die ich mit meinem Senior Partner gehabt hatte.

Auch Bismarck war Charlatanerien auf den ihm ferner liegenden Gebieten durchaus nicht unzugänglich. Die meisten Aristokraten haben eine Schwäche für Menschen, die sich mit ihren Plänen über die Prosa der bürgerlichen Berechnung hinausheben. Daher sind auch heute noch Fürsten und Grafen an der Spitze unserer Kolonialgesellschaften, daher leben die Wunderdoktoren am meisten vom Aberglauben der vornehmen Leute. In seiner Varziner Wirtschaft hatte Bismarck Jahre hindurch einen Vertrauensmann für seine ökonomischen Geschäfte, der ein verdrehter Spekulant war, und der den Grund zu allen später gegen die Getreidebörse gerichteten Feindseligkeiten legte, weil er behauptete, die Spekulation mache seine legitimen Berechnungen zu Schanden. Dieser Mann, mit Namen Ritsch, war es, von dem der erste Schriftwechsel mit den Berliner Börsenältesten wegen der Lieferungsqualitäten unter dem Handels-Ministerium Bismarck inspiriert wurde, und ihm schenkte Bismarck mehr Glauben, als den respektabelsten Vertretern des Kaufmannstandes.

Wie dem abenteuerlichen Lüderitz, so lieh früher einmal der Fürst einem Architekten, namens Scharrath, Gehör, welcher das Urbild eines Erfinders und Projektenmachers von Profession war und keinen mit dieser Menschensorte Bekannten auch nur einen Augenblick über diese seine Spezialität im Zweifel lassen konnte. Eine der Lieblingsideen dieses Phantasten war eine Erfindung, die er die der Porenventilation nannte. Die meisten Reichstagsabgeordneten der ersten siebenziger Jahre erinnern sich gewiß noch an jene auffallende Gestalt, welche das Foyer und die ganze Umgebung des Reichstags mit ihren Zudringlichkeiten unsicher machte. Auch in die Privatwohnung verfolgte einen das Gespenst, und ich hatte noch lange Jahre nach seinem offiziellen Mißerfolg mich gegen ihn unerbittlich abzusperren.

Die Katastrophe kam so. Das Arkanum seiner Porenventilation bestand nämlich darin, daß für den richtigen Luftwechsel in bewohnten Räumen die Wände mit einem dem Porensystem der menschlichen Haut entlehnten Apparat versehen werden sollten. Natürlich war er mit diesem sich von vornherein als verrückt präsentierenden Vorschlag zunächst beim Reichskanzler eingekommen. Dieser litt nun von jeher unter der Temperatur des Sitzungssaales. Bald war es ihm zu warm, bald war es ihm zu kalt, je nach Temperatur und persönlichem Befinden. So ließ er sich beschwatzen, einem Versuch mit der Porenventilation seine Zustimmung zu erteilen. Eines Mittags, es war gerade einer der kältesten Wintertage, erschienen die Abgeordneten im Sitzungssaal, in dem jedoch eine so sibirische Kälte sie erfaßte, daß jeder alsbald wieder entsetzt hinausstürzte. Eine Sitzung zu halten, daran war nicht zu denken, und der Präsident mußte kurzerhand vertagen. Im ersten Augenblick glaubten wir, es sei dem Heizapparat irgend ein Unfall zugestoßen. Aber nachträglich erfuhren wir, daß über Nacht Herr Scharrath ans Werk gegangen war, seine famosen Poren anbringen zu lassen. Ob das Präsidium des Reichstags dabei zu Rate gezogen worden, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Auch zu dem Versuch, die Godefroyschen Plantagenunternehmungen von Reichswegen mit neuen Mitteln zu versehen, war der Fürst auf diesem Weg, durch ihm beigebrachte chimärische

Vorstellungen gekommen. Der Urheber dieser von vornherein verfehlten Spekulation hatte sich, um wirksamer zu insinuieren, zum eifrigen Schutzzöllner gemacht, was einem Hamburger Großkaufmann in Bismarcks Augen zu jener Zeit der ersten wilden Tarifkämpfe einen besondren Reiz verleihen mußte.

Die interessanteste Lehrzeit, die ich in Bergwerkssachen durchgemacht habe, spielte noch nach langen Jahren in meine politische Thätigkeit hinein, zwar nur unter einem falschen Anschein, aber doch unter einem merkwürdigen Zusammentreffen der Begebenheiten.

Ältere Politiker erinnern sich vielleicht, daß, nachdem die Nickelmünzen durch das im Jahr 1873 bei uns eingeführte allgemeine Münzgesetz zur Anwendung gelangt waren, in der bald darauf beginnenden sogenannten „Ära der Verleumdungen" von den Vorläufern der heutigen Agrarier auch die Legende ausgesprengt wurde, diese Münzart sei auf meine persönliche Anregung in das Gesetz gekommen und zwar deshalb, weil ich als Mitbeteiligter an einem Nickelbergwerk dabei auf persönlichen Gewinn ausgegangen sei. Das eine war nun so wenig wahr wie das andre. Aber einen Vorwand hätte die Verleumdung in der That finden können, wenn sie nicht merkwürdigerweise niemals dazu gelangt wäre, ihn zu entdecken.

Ich war nämlich vor Jahren, als ich noch im Geschäft stand, nicht nur an einem Nickelbergwerk interessiert gewesen, sondern ich hatte mich niemals so eingehend mit einer metallurgischen Spezialität befaßt, wie mit dieser, da ich im Jahr 1856 von meinem Hause mit den ersten einleitenden Schritten zur Erwerbung und Erschließung einer Nickelmine in Oberitalien beauftragt worden war und dieses Unternehmen vom ersten Spatenstich bis zu seinem gänzlichen Verfall, der schon anfangs der sechziger Jahre konsumiert war, zu verwalten hatte. Daher kam es, daß ich allerdings mit gewisser Sachverständigkeit bei der Beratung des Münzgesetzes auch über dies besondere Thema reden konnte. Die Geschichte, in ihrer Weise nicht minder charakteristisch für das durch industrielle Irrlichtelierung in den Sumpf verlockte Kapital, ist nämlich folgende.

Etwa im zweiten Jahr meiner Pariser Laufbahn erschienen auf unsrem Büreau ein paar Originalfiguren italienischer Nationalität, Vater und Sohn, mit Namen Baglioni.

Sie behaupteten, natürlich in grader Linie von dem berüchtigten Tyrannengeschlecht Perugias abzustammen, waren jedoch von Geburt Bergamasken, d. h. italienische Gascogner. Übrigens war es in alten Zeiten Brauch, daß die Klienten der Vornehmen den Namen ihres Schutzherrn annahmen, und dieser Weise sind viele große Namen im Gang geblieben. Meine Baglionis hatten die Spezialität des Aufspürens von Erzlagerungen im Gebirge, und sie hatten ihre Nachforschungen von Italien bis ins Wallis, wo sie sich in Sitten niedergelassen, erstreckt. Diesmal kamen sie mit dem Angebot eines Bergwerks im Piemontesischen, und zwar handelte es sich um Nickelerz. Daß es überhaupt ein brauchbares und verkäufliches Metall dieses Namens gab, wußten wohl damals noch die wenigsten Menschen und noch wenigere, wozu es verwendet werde. So sah es auch in unserem Kabinett aus; ich hatte eine dunkle Erinnerung aus dem naturgeschichtlichen Unterricht des Gymnasiums. Aus der ersten Belehrung erfuhren wir, daß das Nickel vor allem zu Neusilber als Hauptbestandteil gebraucht werde, daß aber die Schweizer Eidgenossenschaft seit kurzem eine Scheidemünze eingeführt habe, die auf dies Metall basiert sei, welches auch in einigen centralamerikanischen Staaten zu demselben Zweck diene. Die Verarbeitung der Nickelerze zu Metall war am meisten in den Händen eines englischen Hauses namens Evans in Swansea an der englisch-wallisischen Küste. Im ganzen war das Erz sehr selten und der Preis gegen den heutigen ein hoher.

Diesen Angaben in natürlich größerer Ausführlichkeit lag nun der Plan eines Bergwerks bei, dessen künftige Ergiebigkeit so berechnet war, daß es binnen kurzem einen großen Nutzen abwerfen mußte. Der Zufall wollte, daß ein junger Engländer, welcher in Lüttich auf der Bergschule als Minen-Ingenieur ausgebildet war, sich der besonderen Gunst des Brüsseler Bischoffsheim erfreute, und nun wurde dessen Sachkunde zu Rate gezogen. Ich vermute, daß er, abgesehen von der mineralogischen Theorie, auch blutwenig von der Sache wußte, aber ein angehender

Ingenieur von etlichen zwanzig Jahren, den zwei geriebene Italiener in die Arbeit nahmen, konnte, beim Eifer seine ersten Sporen zu verdienen, nicht umhin, nachdem er einige Studien angestellt hatte, sich für die Sache zu begeistern, und meine von der Neuheit derselben gereizten Patrone bissen wirklich darauf an.

Es wurde ein vorläufiger Vertrag mit den Baglionis abgeschlossen. Das weitere sollte an Ort und Stelle geordnet werden.

So ward entschieden, daß der englisch-belgische Ingenieur als Fachmann und ich als juristischer und geschäftlicher Beirat für die betreffenden Rechtsgeschäfte uns nach Oberitalien begeben sollten. Mir paßte das natürlich über alle Maßen. Ich hatte von Frankreich noch nichts als Paris und von Italien gar nichts gesehen. Es wurde mir gestattet, meine Frau mitzunehmen, und im Juli 1856 traten wir drei die Reise an.

Mit der Eisenbahn konnte man damals nur bis Lyon fahren. Von da gings mit dem Eilwagen über den Mont Cenis nach Turin und von da über Novara nach dem Städtchen Varallo im Valsesia, wo die Mine lag; ein wundervolles Thal in herrlicher Gegend, sechsährender Mais mit Ölbäumen durchsetzt, zwischen denen ein Rebenwuchs sich wie festliche Bekränzung hinschlang, ein Bild der Üppigkeit und vegetativer Pracht, wie ich es bis nach Sizilien hinab später auch nicht schöner gesehen habe, das aber dazumal in seiner Neuheit noch ganz besonders überwältigend auf mich einstürmte. Und selbst an Kunstgenuß fehlte es nicht, denn Varallo ist der Geburtsort Gaudenzio Ferraris, des Zeitgenossen und Freundes Raphaels, wie er ein Schüler von Perugino, und seine schönsten Fresken sind in Hülle und Fülle in Varallo erhalten, in der Capella del sagro monte und auf den Stationen dieses zu Bußprozessionen bestimmten Wallfahrtsberges.

Es war ein reizender Aufenthalt, und wir drei junge Leute — ich war zwar schon 33 Jahre alt, aber das kommt mir natürlich heute verdammt jung vor, besonders wenn ich an die Lebens- und an die Geschäftserfahrung zurückdenke, die ich damals zu dem schwierigen und mir ganz unbekannten Beginnen mitbrachte, — ich sage, wir ließen uns die Freiheit in dieser herr-

lichen Natur und einem ganz leidlichen Albergo vortrefflich schmecken. Das Bergwerk hatte das Eigentümliche, daß es nicht in der Tiefe, sondern auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Bergkegels lag. In den ersten Tagen wurde die Ortsbesichtigung unternommen. Unter Führung des jungen Baglioni und einiger eingeborenen Bergleute machten wir drei, meine Frau wollte in der Begeisterung alles mitthun, den sehr schweren Aufstieg. Einen Weg gab es nicht. Selbst der Esel, den wir zur Nothilfe für den weiblichen Teil der Expedition mitnahmen, hatte schwere Arbeit, um voranzukommen. Als Obdach gab es nach vielen Stunden heißen Emporklimmens nur ein aus Brettern notdürftig hergestelltes Blockhaus. Wir waren so übermüdet, daß keiner von uns in der Nacht ein Auge schloß. Am anderen Morgen ging es an die Ortsbesichtigung. Es waren schon eine Reihe von Stollen und Gängen angebrochen, und auf einer Halde lagen auch große Haufen metallschimmernden Erzes aufgeschichtet, wenn ich mich recht erinnere, weil das arsenhaltige Nickel hauptsächlich mit Schwefelkies verbunden war. Baglioni erklärte uns nun, wie nach untrüglichen Anzeichen das Erz sich in unendliche Breiten und Tiefen fortsetzen müsse, und nicht bloß ich, sondern auch mein fachkundiger Begleiter war von der Evidenz dieser Thatsache überzeugt. Danach ging es wieder bergab, womöglich noch schwieriger als hinauf. Noch viele Tage lang mußten wir gegenseitig über unseren Anblick lachen, denn wir waren am folgenden Morgen in allen Gliedern so steif, daß wir weder gehen noch sitzen konnten.

Diese Ruhezeit benutzte ich, um einige Gesetze über piemontesisches Bergrecht zu studieren, die ich mir verschafft hatte. Dann wurde unter der Oberaufsicht der königlichen Bergwerksbehörde das Rechtsgeschäft geordnet, dessen legale Beschaffenheit uns zwar später auch noch einige unangenehme Überraschungen bereitete, aber lange nicht solche und so viele wie der technische Betrieb. Der königliche Oberingenieur in Novara, der an der Spitze des Bergamtes stand, war ein sehr angenehmer und nach italienischen Begriffen ehrenfester Mann. Das hinderte nicht, daß wir belehrt wurden, es würde für alle künftige Verwicklungen nichts schaden, wenn man ihm etwa ein kostbares silbernes Kaffeeservice zum

Geschenk machte, was natürlich sofort berücksichtigt ward. Im Lauf der Zeit ergab es sich auch noch, daß er im Besitz einer jener zahlreichen Bildersammlungen alter Meister war, die einen unschätzbaren Wert besitzen, bis es sich darum handelt, sie zu verwerten, wobei sich schließlich herausstellt, daß sie höchstens um den Preis des Rahmens zu verkaufen sind. Diese Sammlung schickte er nach Paris und erbat sich unsere Vermittlung, um sie als seltene Kunstwerke an den Mann zu bringen. Sie hatten aber kein besseres Schicksal als unsere Nickelwerke.

Nachdem etliche Wochen mit dem Abschluß der Geschäfte und den ersten technischen Einleitungen verstrichen waren, reiste ich mit meiner Frau, um etwas Italien zu sehen, nach Genua. In dieser Zeit war dort gerade die Cholera sehr heftig ausgebrochen. Wir ließen uns aber in unserer jungen Reiselust nicht irre machen und fuhren ruhig in die Stadt hinein, obwohl uns ganze Züge von Särgen daraus entgegenkamen. Im Hotel Feder waren wir die einzigen Gäste. Auch das machte uns nicht irre, und wir ließen uns im Vertrauen auf unsern Stern sogar Obst und Gefrorenes sehr gut schmecken. Nach einigen Tagen beschlossen wir, noch Nizza aufzusuchen, obwohl sich die Cholera auch schon dahin gezogen hatte. Die Fahrt ging mit dem Eilwagen die ganze Riviera entlang. Es war gegen Ende August und schrecklich heiß, noch mehr staubig. Wir hatten Plätze im Coupé, aber trotz der Hitze war der Staub stellenweise so furchtbar, daß wir lieber vor Hitze als vor Staub ersticken wollten. Wir saßen, meine Frau am einen, ich am anderen Fenster, jeder mit dem dasselbe öffnenden und schließenden Zugriemen in der Hand, um, je nachdem die Hitze zu arg wurde, zu öffnen, oder, wenn der Staub zu dick wurde, wieder zu schließen. So ging es den ganzen langen Tag; die Nacht brachte Erleichterung. Man brauchte damals vierundzwanzig Stunden für die Reise. Am Morgen in Nizza angekommen, fanden wir auch da das Hotel von allen Fremden verlassen, freuten uns aber nach der mühseligen Fahrt, eine gehörige Ruhepause zu machen. Kaum hatte ich ein Bad und ein Frückstück genommen und wollte jetzt mein Dasein genießen, so erhielt ich ein Telegramm aus Paris, daß ich wegen eines plötzlich eingetretenen Bedürfnisses so schnell als möglich

dahin zurückkommen müsse. Ich war dumm d. h. gewissenhaft genug, um das wörtlich zu nehmen. Selbigen Abends saßen wir wieder im Eilwagen, um nach Genua zurückzukehren. Da angekommen, fand ich neue Briefe aus Paris mit der Nachricht, daß mein Kommen nicht mehr erforderlich sei. Seit jener Zeit machte ich mir zur Regel, bei ähnlichen brennenden Rufen nie auf der Stelle zu folgen, sondern immer vorher brieflich anzufragen, ob der Fall wirklich so dringend sei, und in der Regel verlief es dann so wie oben. Ich erzähle deshalb dies kleine Erlebnis zu Nutz und Frommen meiner Mitmenschen, damit sie vorkommenden Falles von dieser Lebensregel profitieren.

Das erste, was für das Bergwerk zu thun war, bestand in der Bahnung eines Weges zu Thal. Das kostete schon eine schöne Summe. Nun sollte das Erz von der Ebene aus verkauft werden. Aber da es für den größten Teil des Wegs noch keine Eisenbahn bis zum Hafen von Genua gab, so verteuerte die Fracht per Achse die Sache zu sehr. Man entschloß sich also, unten in Varallo einen Hochofen zur Aufbereitung, das ist zur Röstung des Erzes, zu errichten. Das kostete Ankauf von Grund und Boden nebst Errichtung von Baulichkeiten. Kohlen herbeizubringen, war auch zu teuer. Es mußte mit Holzkohle gearbeitet werden. Auch diese fehlte im großen Maßstabe, und nun wurde beschlossen Holzlieferungen abzuschließen und Waldungen anzukaufen, um Kohlen zu brennen. Da nicht alles geschlagene Holz zu Kohle verwendbar war, so mußte ein Teil als Nutzholz verwertet werden, und es wurde eine Fabrikation von Stöcken für Regenschirme und dergleichen angelegt. Eine kurze Zeit marschierte dann die Sache. Das etwa zu fünfzig Prozent aufbereitete Metall ging über Genua nach Swansea an Evans, mit dem ein Vertrag abgeschlossen war. Daneben liefen, wie bei allen Aufbereitungsanstalten, Prozesse mit Nachbarn, die sich durch die Dämpfe geschädigt erklärten und auch etliche mit Landeseingesessenen, welche ältere Rechte an das Bergwerk zu haben behaupteten; dies alles verziert mit den Annehmlichkeiten des Prozessierens in einem fremden Lande und unter Hilfeleistung italienischer Anwälte und ihrer mehr als phlegmatischen Bewegung.

Im zweiten Sommer nach dem Anfang, als gerade das Ganze für den Augenblick in ein erträgliches Stadium zu kommen schien, reiste ich nochmals mit meiner Frau nach Varallo. Diesmal ging die Reise über Marseille ganz mit der Bahn, um von da zu Schiff nach Genua zu fahren. Ich war natürlich mit einem wohl visierten Paß versehen, den mir die Pariser Präfektur freundlich ausgestellt hatte. Im Moment des Einschiffens mußte ich ihn vorzeigen. Der Polizeikommissar forschte aber vergeblich nach der Erwähnung des mich begleitenden weiblichen Wesens. Es war mir nicht im Traum eingefallen, daß diese Begleitung auch ihrer Legitimation bedürfe. Da hieß es nun, diese sei unentbehrlich. Vergeblich stellte ich vor, daß die in meinem Paß bescheinigte Ehrbarkeit doch auch für meine Frau ausreichen müsse. Aber der schlaue Polizist erwiderte, das könnte doch möglicherweise die Frau eines anderen sein, die ich entführen wollte.

Ich entgegnete, daß dem Beraubten dann gewiß nicht daran gelegen sein würde, eine solche Dame zurückzuhalten. Aber alle meine Dialektik half nichts. Zum Glück war noch eine Stunde bis zur Abfahrt. Ich warf mich rasch in einen Wagen, fuhr zu dem angesehensten unserer Korrespondenten und erwirkte mit seiner Hilfe, daß wir gerade noch über Hals und Kopf an Bord gelangen konnten.

Nachdem wir es endlich soweit gebracht hatten, daß Gewinnung und Aufbereitung des Erzes und Verfrachtung in Gang waren, stellte sich allmählich eine Preiserniedrigung ein, welche alle Rentabilität wieder umwarf. An verschiedenen Punkten, bis in entfernte Weltteile hinein entstanden Nickelgruben, das Erz, auch das aufbereitete, war bald so angeboten, daß kein Käufer mehr zu finden war. Nun ward man natürlich einen Schritt weiter getrieben. Um die Waare eher an den Mann zu bringen, mußte man das fertige Metall herstellen. Das an Ort und Stelle zu bewerkstelligen, fehlten alle Vorbedingungen. So entschloß man sich, einen Hochofen für den Zweck in Belgien zu errichten. Ganz in der Nähe von Lüttich, im sogenannten Valbenoit, ward ein Anwesen gekauft und zur Verhüttung des Erzes eingerichtet, das über Antwerpen dahin geschafft wurde. Natürlich mußte auch

wieder Lehrgeld bezahlt werden, und als man endlich so weit war, recht schönes Nickelmetall herzustellen, war auch davon der Markt so überfüllt, daß zeitweise der Absatz gänzlich stockte. Nun hieß es, um aus dieser Sackgasse herauszukommen, müsse noch ein letzter Schritt geschehen; es genüge nicht, metallisches Nickel herzustellen, man müsse das neusilberne Präparat, welches die Industrie zu Gerätschaften verarbeite, fabrizieren; das fände schlankweg Abnahme. Jetzt wurde das Werk auch auf diese Spezialität hin erweitert. Dann gingen die Preise noch mehr zurück; aber das schlimmste war, daß die Mine in Varallo anfing, sehr dürftige Ausbeute zu geben. Es stellte sich allmählich heraus, daß die schönen Anlagerungen, deren Fortsetzung in die Tiefe von den Herren Ingenieuren nach endlosen Klaftern abgeschätzt worden war, nur auf der Oberfläche und in schwacher Fortsetzung nach unten existierten, und nachdem man noch eine Zeitlang nach neuen Richtungen hin ziemliche Kosten auf Stollen und Gänge verwendet hatte, wurde beschlossen, die Mine aufzugeben. Damit hatte natürlich auch die Aufbereitungsanstalt in Varallo selbst ihren Daseinsgrund verloren, und der Betrag von vielen Hunderttausenden, der da hineingesteckt worden, war gänzlich in Luft aufgegangen. Infolgedessen ward auch der Betrieb in Belgien eingestellt, und die daselbst errichteten Hüttenwerke zu anderen Zwecken abgegeben.

Eine vorübergehende Epoche des Aufschwungs hatte die Nickelbereitung noch erlebt, als der belgische Staat dazu überging, Scheidemünzen aus Nickel zu prägen. Bei dieser Gelegenheit machte ich mich auch zum erstenmal mit der Theorie und Praxis des Münzwesens vertraut, die ich bis dahin nur soweit ins Auge gefaßt hatte, als es die volkswirtschaftlichen Studien überhaupt mit sich brachten.

Im Anfang der sechziger Jahre war die ganze Nickelindustrie mir aus den Augen verschwunden; im Jahre 1867 war ich nicht nur aus dem Pariser Bankhaus ausgetreten, um nach Deutschland zurückzukehren, sondern das Bankhaus selbst ward wegen meines Rücktritts in Ermangelung andren dazu geeigneten Nachwuchses gänzlich aufgelöst. Das hinderte dann nicht, daß wegen der im Jahre 1873 in die deutsche Münzgesetzgebung eingeführten

Ausgabe von Scheidemünze aus diesem Metall zu der Zeit, als Ende der siebziger Jahre das Vorspiel der agrarisch-antisemitischen Demagogie begann, die erwähnte Legende meiner Nickelbergwerke, denen diese Münzen Gewinn verschaffen sollten, in Umlauf gesetzt und namentlich von einigen stöckerianischen Pfaffen in großem Maßstab ausgebeutet wurde. In einem Verleumdungsprozeß zwischen einem dieser Pfaffen und einem Rheinischen Blatt wurde ich sogar einmal von dem Mainzer Gericht auf Requisition als Zeuge darüber vernommen, ob sich die Dinge wirklich so verhielten. Das Merkwürdige ist, wie gesagt, nur, daß die Legende aufkommen konnte, ohne daß einer ihrer Verbreiter jemals etwas von ihrem wahren historischen Hintergrund erfuhr. Wieviel schöner hätte sich die liebliche Nachrede dann noch ausstaffieren lassen!

Die Initiative zur Einführung der Nickelmünzen war von den mit der Ausarbeitung des Gesetzes betrauten Personen, insbesondere von dem damaligen Präsidenten des Reichskanzleramtes, Delbrück, ausgegangen, dem ich allerdings in den gelegentlich darüber gepflogenen, ganz außeramtlichen Unterhaltungen, vollauf zugestimmt hatte. Die Münzart hatte sich in Belgien und in der Schweiz bewährt, auch die Vereinigten Staaten nahmen sie an. Ich bin auch nach wie vor der Ansicht, daß es ein guter Griff war. Sie ist gar viel handlicher als die englischen Kupfer- und die französischen Bronzemünzen. Selbst über die Verwechslung zwischen dem Zehnpfennigstück aus Nickel und dem Fünfzigpfennigstück aus Silber, gegen die sich anfänglich viel Geschrei erhob, hört man nicht mehr klagen. Jedesmal wenn ich nach Frankreich komme und mich mit den schweren großen bronzenen Sousstücken beschleppen muß, freue ich mich, daß wir dies Vorbild nicht nachgeahmt haben.

Die Geschichte meiner Erfahrung auf diesem Gebiet habe ich aber nicht hauptsächlich wegen ihres Zusammenhangs mit meinem Anteil an der deutschen Münzgesetzgebung erzählt, sondern zur Beleuchtung der Erlebnisse auf dem Felde industrieller Schöpfungen, namentlich in den Fällen, wo diese von unternehmungslustigen Kapitalisten ausgehen, die sich von den Technikern und ihren auf dem Papier glänzend stimmenden Berechnungen ver-

führen lassen. Die Geschichte dieses Nickelbergwerks ist typisch. Sie ist, davon bin ich überzeugt, die von Tausenden ähnlichen Verlaufs. So lange ein Kapitalist dergleichen mit seinen eigenen Mitteln macht, wie im gegenwärtigen Fall, und nur an seiner Person den Schaden zu tragen hat, fällt das Übel nicht ins Gewicht. Schlimm wird die Sache nur, wenn das große Publikum mit seinen kleinen Ersparnissen dazu herbeigezogen wird, das ja noch leichtgläubiger ist, als der wenigstens im allgemeinen behutsame Finanzmann.

Aus solchen Erfahrungen die wichtigste aber ist, den richtigen Maßstab für die überwiegende Bedeutung zu erfassen, welche dem sogenannten „Unternehmer" gegenüber dem Arbeiter zukommt. Hier ist der wahre Kreuzungspunkt für die Theorie des Kampfes zwischen Arbeit und Kapital. Die Quintessenz der Karl Marxschen Lehre und aller davon abgeleiteten Doktrin ruht in der Überschätzung der Arme und der Unterschätzung der Köpfe; der sozialistische Feldzug ist der Krieg der Arme gegen die Köpfe. Natürlich sind die Arme unentbehrlich, aber die Arbeit der Köpfe ist die unendlich viel schwerere und verantwortlichere. Die Theorie, wonach der Unternehmer, indem er einen großen Teil des Gewinns für sich erlangt, der mechanischen Arbeit ein Unrecht thut und sie nach der stehenden Redensart ausbeutet, ist von Leuten erfunden, die keinen Einblick in das innere Getriebe des gewerblichen Lebens haben, keine Ahnung davon, welche Anstrengung und Einsicht dazu gehört, um eine Industrie ins Leben zu rufen und darin zu erhalten. Die sozialistische Doktrin, auch die vieler Professoren, erhebt sich dagegen, daß die Arbeit des Arbeiters als eine Waare behandelt werde. Es ist zwar auch das nicht zutreffend, aber wenn es so wäre, so entspräche es doch eher dem wirklichen Sachverhältnis. Jeder einzelne für seine besondere Aufgabe befähigte Unternehmerkopf ist eine individuelle Spezialität, während die von ihm beschäftigten Hände mit ihrer Arbeit ihm nur eine fungible Sache leisten.

Um mit der Schilderung der montanen Abteilung meines damaligen Geschäftslebens abzuschließen, ohne einen falschen Schluß nahezulegen, muß ich doch hinzusetzen, daß manche andere Unternehmungen besser ausfielen als das afrikanische und das piemon-

tesische. Keines aber gedieh zur dauernden Prosperität ohne langes Lehrgeld, ohne mannigfaches Auf und Nieder. Das, welches am glänzendsten ausschlug, war ein Zinkbergwerk in Asturien. Heute noch steht die Aktiengesellschaft Zinc des Asturies als ein seltenes Beispiel des Gelingens da. Aber welche Schmerzensperioden hat sie seit ihrer nun bald fünfzig Jahre zurückliegenden Gründung durchzumachen gehabt; wie oft war man in Versuchung, sie aufzugeben, statt neue Kapitalien hineinzustecken und vor allem, welche geschickte und gewissenhafte oberste Leitung gehörte dazu, das Unternehmen durch alle Klippen in den Hafen zu steuern. Jeden Gegner des Individualismus und jeden gelahrten Verstaatlicher möchte man einmal mit seinem eigenen Wohl und Wehe an solchem Unternehmen interessieren, um ihn von seinen Abstraktionen zu kurieren. Nur auf diesem Felde, wo jeder Fehler sofort ins Fleisch schneidet, läßt sich lernen, wie allein ein der unendlichen Varietät der Fälle gewachsener Kopf und kein Mechanismus den Gang des Lebens richtig leiten kann.

Wenn in den Geschäften etwas an die Staatenlenkung erinnert, so ist es die Thätigkeit eines Verwaltungs- oder Aufsichtsrats bei Aktiengesellschaften. Ich habe deren viele an der Arbeit gesehen und kann meine Erfahrung nur dahin resümieren: zur Seite eines fähigen Direktors ist die Maschinerie überflüssig, zur Seite eines unfähigen, hilflos. Es sind immer nur einzelne, die etwas machen, nie Kollektivitäten. Manchmal hat auch eine solche Ratsversammlung einen Mann von Kopf und Energie in ihrer Mitte, der sich ihrer bemächtigt und dann nützlich wird, aber die Vielköpfigkeit kann nie Hand anlegen zur nützlichen That, und die ganze Einrichtung des Aufsichtsrats hat in neun Fällen von zehn nur den Zweck, einigen Begünstigten mühelose Einnahmen an Tantiemen zuzuführen. Ein mir befreundeter außerordentlich tüchtiger und erfahrener Fachmann pflegt scherzweise zu sagen, er wolle seinen Sohn „Verwaltungsrat" studieren lassen.

Ganz entbehrlich ist allerdings die Institution des Verwaltungsrats doch nicht, denn sie ist eigentlich dazu da, den allgemeinen kommerziellen Beruf, das Nutzbringende zu schaffen und

zu überwachen, auszuüben, wozu die technische Leitung sehr oft, man könnte sagen, beinah immer ungeschickt ist. Ein guter Präsident des Verwaltungsrats, etwa mit einem tüchtigen Stellvertreter, ist unentbehrlich. Der Rest ist reiner Ballast. Ein solcher Präsident darf sich auch nicht damit begnügen, wie die ehrsamen Aufsichtsräte nur allmonatlich behufs Eintragung in die Präsenzliste und wegen der daraus resultierenden Emolumente in der Sitzung zu erscheinen, sondern er muß das Unternehmen mit täglicher Sorgfalt betreiben, wie ein eignes Geschäft. Ich habe solche Arbeit in mehr als einem Fall in der Nähe gesehen und mit Bewunderung gelernt, was persönliche Leistung mit Scharfsinn, Energie, Ausdauer, namentlich in der Rettung verfahrener Gesellschaften leisten kann (was man in Österreich Sanierung nennt). Das frappanteste Beispiel war mir die noch heute in gedeihlicher Thätigkeit stehende Bergwerks- und Hüttengesellschaft für Gewinnung von Blei und Zink in Stolberg in Westfalen.

In der Zeit des großen Bergwerksschwindels der fünfziger Jahre hatte einer der famosesten Schwindler jener Zeit, ein gewisser Marquis de Sassenay, eine Anzahl französischer und belgischer Kapitalisten verführt, ihm in dieses Unternehmen zu folgen, welches mit einer namenlosen Verschwendung und unter entsprechender Räuberei von oben bis unten zum großen Teil auf Minen in Ramsbeck im Sauerlande basiert wurde. Ganze Dörfer wurden angelegt, und Arbeiter aus Sachsen herbeigeholt zu einem Betrieb, der natürlich nur dicke Verluste gab. Einer der Hauptangestellten verdankte seinen Posten dem Umstand, daß seine Frau die Maitresse des Marquis war. Als die Sache zusammenzubrechen drohte, mußte sich das Haus Bischoffsheim entschließen, ihr näher zu treten, weil es unvorsichtigerweise Vorschüsse von hohem Betrag auf Aktien gemacht hatte. Eines der solidesten Antwerpener Häuser, die Firma Lemmé & Co., ursprünglich deutscher Abkunft, hatte im guten Glauben meinem Brüsseler Onkel Vertrauen in die Sache eingeflößt.

Es war eine meiner ersten Arbeiten auf diesem Gebiet, als ich von ihm mit dazu herangezogen wurde, dieses Chaos zu entwirren, und eine der ersten Erfahrungslehren, die ich mir dabei fürs Leben einprägte, war die, daß man in wichtigen Dingen nie

auf das Urteil andrer, und seien sie anscheinend noch so zuverlässig, bauen darf, sondern immer selbst sehen muß. Ein Tessiner Bauer zitierte mir einmal — dreißig Jahre später — in einem Gespräch ein italienisches Sprichwort, welches diese Wahrheit sehr hübsch formuliert: Chi vuole anda, chi non vuole manda.

Der alte Lemmé war ein Mann wie gemacht, unbedingtes Vertrauen einzuflößen, auch durch und durch ein Ehrenmann. Er stammte aus einer niederrheinischen Herrnhuter Familie, gehörte auch vielleicht noch selbst der Sekte an. Jedenfalls trug er sich so. Seine lange, magere, stramm aufgerichtete Gestalt war immer von Kopf zu Fuß in dunkles Grau gekleidet; ein feiner Kopf mit scharf geschnittenem Profil trug den Typus des ernsten, erfahrenen, nüchternen Kaufherrn. Und doch hatte der Mann, vor dem selbst mein kluger Onkel ungemessenen Respekt hatte, sich von der französischen Schwindlerbande überlisten lassen.

Welche Evolutionen mußte das Unternehmen durchmachen, ehe es wieder so weit auf die Beine gebracht wurde, daß es überhaupt lebensfähig blieb. Natürlich wurde der Marquis mit seinem ganzen Anhang hinausgeworfen, dann wurde alles an Haupt und Gliedern reformiert, auch der Schwerpunkt von den unfruchtbaren westfälischen Bergwerken anderwärts hin verlegt bis nach Sardinien und Spanien, und vorzügliche Techniker wurden an die Spitze gestellt. Als im Jahre 1863 das Paßwesen in Preußen beseitigt und keine hessische Verfolgung mehr zu besorgen war, trat ich auf Wunsch meines Brüsseler Onkels in den Verwaltungsrat der damals über die größten Schwierigkeiten hinausgebrachten Gesellschaft ein und habe als sein Assistent mich redlich bemüht, mehr als ein bloßer Strohmann zu sein.

Bei dieser Gelegenheit betrat ich auch zum erstenmal wieder deutschen Boden, indem ich alle zwei Monate zur Sitzung nach Aachen fuhr. Aber eine Besichtigung der Bergwerke und Hochöfen im Westfälischen, die der gesamte Verwaltungsrat im Oktober 1862 machte, war doch eigentlich Humbug. Es war eine herrliche Rundreise von mehreren Tagen; nie habe ich so schöne Wälder beim prächtigen Herbstwetter gesehen, nie hab ich so viel und so gute Krammetsvögel, Rebhühner, Hasen und Rehe gegessen, wie die, mit denen wir von Amtswegen traktiert wurden. Daß die Leiter

der einzelnen Gruben und Hütten, die wir durchwanderten, mir, wären sie nicht zu ehrlich gewesen, sehr leicht ein X für ein U hätten vormachen können, ist mir nie zweifelhaft gewesen. Aber da ich mich um die Einzelheiten des kommerziellen Betriebs zu kümmern hatte, so bereicherte ich mein Wissen bei der Sache. Auch hier lernte ich den Segen des freien Weltverkehrs schätzen, und die dadurch gegebene Möglichkeit, alle Mittel und Kräfte in einem Unternehmen zu verwerten. Es wurden Roherze aus entfernten Weltteilen, von den großen amerikanischen Seen und von Australien bezogen; es wurde das fertige Metall wieder weit weg, auch nach Amerika versandt, und ich ward auch mit den seit jener Zeit so viel weiter ausgebildeten Industriesyndikaten bekannt, da eine Zeitlang, namentlich mit schlesischen und belgischen Zinkwerken, eine solche Übereinkunft bestand.

Gab es auf diesem Thätigkeitsfeld viel zu thun und zu lernen, so gesellte sich dazu bald noch ein anderes, das nicht minder mein Interesse erweckte, weil es den Horizont nach einer ganz andren Richtung hin aufschloß. Es war dies das Bankgeschäft mit großen südamerikanischen Plätzen.

Irgend ein Zufall hatte die ersten Verbindungen mit Brasilien herbeigeführt, und es fügten sich daran eine Reihe anderer, namentlich mit den La Platastaaten. Ein großer Teil dieser, sowie der ostasiatischen Geschäfte, die auch mit einflossen, mußte immer über London geleitet werden, wohin die Kredite eröffnet und die Waren konsigniert wurden, und diese Erfahrungen gaben den Anstoß, daß, als Ende der sechziger Jahre bei meinem ersten längeren Aufenthalt in Berlin Adalbert Delbrück, der Chef des Bankhauses Delbrück, Leo & Co., mir von dem Unternehmen einer zu gründenden Deutschen Bank sprach mit der Aufforderung, mich an deren Bildung und Organisation zu beteiligen, ich willig darauf einging im Hinblick auf die dem deutschen Bankgeschäft nach transatlantischen Gebieten zu erobernde Ausdehnung, für die ich mir einige Kenntnisse zutraute.

In jener Zeit mußte in Preußen zur Konstituierung einer Aktiengesellschaft noch die königliche Genehmigung erteilt werden, und ich entwarf die Eingabe, welche unter Hinweis auf jene neuen

Thätigkeitsziele an die Regierung gerichtet wurde. Die Sache kam zu Stande.

Als es sich darum handelte, einen obersten Direktor an die Spitze zu stellen, ließen sich die Berliner Beteiligten, insbesondre auf Antrieb Adalbert Delbrücks, welcher der führende Geist dabei war, bestimmen, in preußischem Respekt vor der Bureaukratie einen Geheimen Finanzrat, der lange in der Staatsverwaltung gearbeitet hatte, auf diesen Posten zu setzen. Der Mann war weder dumm noch unwissend, aber etwas Unfähigeres an solcher Stelle habe ich nie gesehen. Beamtenfach und kaufmännischer Beruf sind so himmelweit von einander entfernt. Daher giebt es nichts Horribleres als Regierungseinmischung in die Geschäfte; aber Regierungsleute sind noch erfahren und wohlmeinend, verglichen zu der Überzahl der parlamentarischen Gesetzmacher. Was Dummheit und Bosheit in den letzten Perioden da an Schaden gestiftet haben, entzieht sich jeder Berechnung.

Der große Krieg, welcher ausbrach, als die Deutsche Bank sich noch in den ersten Stadien ihrer Entwicklung befand, bot mir Gelegenheit, den richtigen Mann für die Geschäftsleitung, insbesondre für die überseeische, herbeizuziehen. Ich erfuhr, daß das Pariser Comptoir d'escompte alle seine deutschen Beamten entließ, auch die, welche es in seinen überseeischen Filialen angestellt hatte. Da erinnerte ich mich, daß einer derselben, der mir von Paris her gut bekannt und entfernt mit mir verwandt war, Hermann Wallich, an der Spitze der chinesischen Filiale stand und frei werden mußte. Ich wandte mich sofort an ihn, und in der That ging er, wie die Berliner Verwaltung, auf meinen Vorschlag ein, und wir bekamen nun einen erfahrenen und intelligenten Praktiker an die Stelle der bureaukratischen Perrücke. Er blieb auf seinem Posten, bis er sich vor wenigen Jahren zur Ruhe setzte, und jetzt gehört er nur noch als Mitglied des Verwaltungsrats dem Unternehmen an. Ich selbst schied im Jahre 1872 aus demselben, als ich die Ära der Verleumdung und Verunglimpfung jeder geschäftlichen Thätigkeit, die sich seitdem so mächtig entfaltet hat, von weitem kommen sah. Ich wollte mir für meine parlamentarische Stellung in den großen wirtschaftlichen Fragen vor jedem, auch noch so fern herkommenden Angriff, Ruhe verschaffen. Ich

trat aus demselben Grunde auch aus der Verwaltung der Stolberger Bergwerke aus. Beides that ich nur ungern, nicht des entgehenden pekuniären Vorteils wegen, sondern weil für die Lösung der wirtschaftlichen Aufgaben der Gesetzgebung nichts so belehrend ist, als in engster Fühlung mit dem lebendigen Geschäftsgang zu stehen. Wessen Augen dafür praktisch und theoretisch geschult sind, der lernt dabei täglich, und wer nicht in dieser Fühlung bleibt, wird an seinem Gesichtskreis eine Einbuße erleiden.

Außer den oben bezeichneten Geschäftszweigen und dem regelmäßigen Bankgeschäft führte mich der Zufall im Lauf jener Jahre noch zu einer Spezialität, die auch interessant, lehrreich und vorteilhaft war. Sie bestand in der Beteiligung an der Herstellung einzelner Bahnbauten, in Verbindung mit tüchtigen Unternehmern, für welche das laufende Kapital gegen Gewinnbeteiligung eingeschossen ward. Ich habe mich persönlich in diese Aufgaben eingearbeitet und leitete ausschließlich das Finanzielle davon für mehrere bedeutende Linien in Frankreich und in Spanien.

Fasse ich nun alles in allem zusammen, was mir die ersten fünf Jahre des Pariser Aufenthaltes brachten, so stellt sich ein wohlthätiger Gegensatz gegen die vorausgegangenen dar. Zunächst war ich aus allem Schwanken über den zu betretenden Lebensweg hinaus. Sodann hatte sich die geschäftliche Thätigkeit viel versöhnender gestaltet als in London, Antwerpen und Holland. Praktische Berührung mit großen Aufgaben des Kulturlebens unter interessanten Konjunkturen, täglicher Verkehr mit angenehmen und gebildeten Leuten verschiedenster Berufsarten befreiten das Bewußtsein von allem Druck, den anfangs die Prosa des alltäglichen Gewerbes ausgeübt hatte. Dazu kam, daß die großen Finanzoperationen von selbst mit der großen europäischen Politik im engen Zusammenhang standen, und daß man in Paris damals am Brennpunkt dieser großen Politik saß. Jeden Morgen öffnete man den Moniteur und jeden Abend die offiziösen Blätter mit der Spannung, ob nicht ein Theatercoup in den Tuilerien losgelassen sei, und nebenbei hatte man seine Vertrauten hinter den Coulissen, deren mehr oder weniger glaubhafte Rapporte über das, was sich heimlich präpariere, ohne Unterlaß zuflossen. Nehme ich noch dazu die Reize des Pariser Lebens, besonders in ihrer

Neuheit und für ein relativ jugendliches Alter, so fällt das Facit des Ganzen entschieden günstig aus, und ich gedenke zugleich, daß in dem engeren Freundeskreise ein heiterer, zu frischem Humor aufgelegter Ton herrschte. Gleichwohl steht mir aber deutlich in der Erinnerung, daß ich, trotz alledem, einen Grundton innerer Unzufriedenheit nicht los wurde. Mein Sinn für politisches und litterarisches Leben fühlte sich doch aus der Hauptstraße meiner Arbeit hinausgeworfen und auf Nebenwege angewiesen. Auf nicht deutschem Boden war aber zweifellos alle spätere Möglichkeit des Einlenkens versperrt. Ich empfand damals noch nicht den Trost des großen Vorteils, welchen mir diese Schulung durch das praktische Leben an Belehrung und an Sicherung meiner ökonomischen Unabhängigkeit eintragen sollte. Erst die spätere Lebenszeit, als ich wieder nach Deutschland und in die Politik zurückkam, sollte mir diese Einsicht verschaffen; erst da lernte ich vollauf schätzen, wie die vermeintliche Widerwärtigkeit meines Berufswechsels mir zum Segen gereichte, und manchmal geriet ich nachträglich auf den Gedanken, daß ich mich in jener Pariser Zeit noch zufriedener gefühlt hätte, wenn ich vorausgewußt hätte, wie ich nach Jahren über sie denken würde.

Die hoffnungslose Stimmung, in der wir deutsche Flüchtlinge in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. nach dem Vaterland hinblickten, ließ keinen Gedanken an die Möglichkeit einer Rückkehr aufkommen. Selbst die Beschäftigung mit deutscher Politik aus der Ferne erschien trostlos unfruchtbar. Auch die im Jahr 1858 vom Prinzen von Preußen angetretene Regentschaft und die Veränderungen im preußischen Ministerium, welche sich daran knüpften, brachten nach unserer Auffassung in dieser Richtung keine Wendung zum bessern. Der Prinz war aus der älteren Zeit her, sowohl aus der von 1848 als aus der Episode des badischen Aufstandes für uns das Prototyp des unbeugsamen und bornierten Militarismus. Die unerbittlichen Hinrichtungen, die in Baden unter seinem Oberbefehl vollzogen worden waren, lebten im frischen, greuelvollen Andenken.

Da kam plötzlich mit dem Neujahrstag des Jahres 1859 eine Überraschung, welche eine unabsehbare Bewegung in Gang zu setzen verhieß.

Aus der Anrede, mit welcher Louis Napoleon den österreichischen Gesandten, Herrn von Hübner, bei der Begrüßung traktierte, ging unzweifelhaft hervor, daß im Stillen ein fertiger Plan mit Cavour ausgearbeitet worden war, die österreichische Herrschaft in Oberitalien zu brechen. Ich hatte vom ersten Augenblick an die Überzeugung, daß damit ein großer Wendepunkt eingetreten sei, der nicht verfehlen könne, eine heilsame Rückwirkung auf Deutschland auszuüben. Die Sehnsucht nach einer politischen Wiederbelebung der Welt, von welcher ich eine Veränderung für mich selbst, wenn auch keine definitive, doch in Form einer publizistischen Mitbeteiligung erhoffen durfte, hatte offenbar meinen Blick geschärft für den Keim, der in jenen noch dunklen Anfängen steckte. So wenig Glauben auch die preußische Regierung einflößte, die parlamentarischen Kämpfe und der Gedankenaustausch mit den preußischen Liberalen hatten doch genügt, um bei dieser Wendung neue Hoffnung zu schöpfen, während das jetzt bedrohte Österreich als der Sitz aller Hindernisse und aller Korruption mit Recht für das Erbübel der Verrottung des deutschen Staatswesens galt.

Natürlich folgte nun bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten im Monat Mai eine Periode der höchsten Spannung, die sich noch steigerte, als vor und nach den französischen Siegen die Stellungnahme Deutschlands zu einer brennenden Frage von ungeheurer Tragweite für dessen eignes Geschick wurde. Nicht nur machte das österreichische Kabinett die äußersten Anstrengungen, um durch die öffentliche Meinung in Deutschland Preußen in den Kampf gegen Frankreich und Italien hineinzuziehen, auch freiwillig erhob sich eine unbestochene, patriotische Aufwallung in Deutschland zu Gunsten einer solchen Politik. Der schlechte Ruf Napoleons III. wollte es vielen und gerade den am weitestgehenden Liberalen undenkbar erscheinen lassen, daß ihm die Befreiung Italiens ein ernstes Ziel sei; sie erblickten in seinem Kampf gegen Österreich nur den ersten Feldzug gegen Deutschland, auf den, nach Österreichs Entkräftung, der gegen Preußen folgen werde. Die Formel dafür lautete: Zuerst hackt man uns den einen Arm ab, dann hat man mit dem andren um so leichteres Spiel, oder auch: Nicht warten darf man, bis Deutschland

am Rhein angegriffen wird; am Mincio muß es verteidigt werden.

Davon, daß die Entzweiung mit Österreich die französische Politik zu einer Annäherung an Preußen hinführen, daß die Schaffung eines Königreichs Italien einen gewaltigen Anstoß zur Wiedererweckung deutscher Einheitsbestrebung geben müsse, wollten die wenigsten etwas wissen.

Die Parteinahme für Österreichs Sache war in Süddeutschland übermächtig; selbst am Rhein, wo die katholischen Elemente natürlich stark mitarbeiteten, war sie überwiegend; eine Zeitlang fand sie ihre Vertretung sogar in der einflußreichen „Kölnischen Zeitung". Auch in Berlin gab es unabhängige Politiker, welche nach derselben Seite hinzogen. Namentlich ein merkwürdiges Kleeblatt nahm in der Presse den Kampf für Österreich auf. Es bestand aus dem aus der Verbannung zurückgekehrten Lothar Bucher, dem nachmaligen intimen Mitarbeiter Bismarcks, dem bedeutenden sozialpolitischen Schriftsteller Rodbertus und einem geistlichen Abgeordneten des Rheinlandes, dem katholisch-demokratischen Kaplan Berg. In einem gegebenen Moment sah es wirklich so aus, als wollte Preußen dieser verhängnisvollen Richtung folgen. Jetzt wissen wir aus Bismarcks veröffentlichten Briefen, daß seinem weitblickenden Scharfsinn zum großem Teil zu verdanken ist, wenn infolge seiner Vorstellungen jener furchtbare Mißgriff vermieden wurde. Aber davon konnte zu jener Zeit natürlich unsereiner entfernt nichts ahnen.

Es waren wirklich Momente der Verzweiflung, mit anzusehen, wie blind weite Schichten des deutschen Volkes und ehrbare, kluge Männer in dies Verhängnis stürzen wollten. Eine unerträgliche Geistesverfassung für den, welcher das alles gerade im entgegengesetzten Lichte sah und dabei draußen in der Fremde saß.

Was mit Vorstellungen auf dem Wege der Korrespondenz geschehen konnte, war so gut wie nichts. Aber man mußte sich Luft machen. So kam mir, zum erstenmale, seitdem ich England verlassen hatte, der Gedanke, wieder zur Feder zu greifen. Ich hatte mich für den Sommer in einem Landhause in Maisons-Laffitte eingemietet, von wo ich jeden Morgen zur Stadt fuhr, um des Abends wieder zurückzukehren. Über Tags nahm die

geschäftliche Arbeit meine Zeit vollständig in Beschlag; die Aufmerksamkeit war durch die heftige politische Bewegung für die Kombinationen der Finanz noch ganz besonders in Anspruch genommen. Der Sommerabend nach des Tages Arbeit war für freie Gedankenarbeit nicht zu brauchen. So blieb nichts übrig, als jeden Morgen in der ersten Frühe aufzustehen. Ich war aber so voll von meiner Sache, daß mich das kein Opfer kostete. Ohnehin ließ mich die Aufregung wenig schlafen. In dieser Stimmung schrieb ich die Flugschrift „Juchhe nach Italia!", welche in dem dritten Band*) meiner gesammelten Schriften Platz gefunden hat. Sie trägt in ihrem Stil deutlich genug die Spuren leidenschaftlicher Erregung, aus der sie hervorging.

Der Titel spielte auf die bekannten Soldatenverkäufe deutscher Fürsten am Ende des vorigen Jahrhunderts an. Das „Juchhe nach Amerika!" war, wie die Berichte aus jener Zeit erzählen, der den an England verkauften deutschen Landeskindern einstudierte Freudenruf.

Die Broschüre konnte nur ohne Nennung meines Namens erscheinen, wenn sie nicht sofort polizeilichen Verfolgungen ausgesetzt sein sollte. So weit war alles gut. Aber wo einen Verlag dafür finden? Sie außerhalb Deutschlands herauszugeben, wäre aus demselben Grunde, der meine Anonymität verlangte, unpraktisch gewesen. Meine Pariser Exilsgenossen, die fast alle so dachten wie ich, konnten keinen Rat schaffen. Nun wandte ich mich nach Genf an Karl Vogt, der mir seine Absicht, etwas in gleichem Sinn zu schreiben, mitgeteilt hatte. Er schrieb mir am 1. Juni, daß er sich durch die Vermittlung des Verlegers Fürler in Bern mit einem Frankfurter Buchdrucker in Verbindung gesetzt habe, der sich wohl bereit finden würde, auch meine Broschüre zu drucken. Natürlich müsse ich aber die Kosten tragen und die Einnahmen dem Kommissionär überlassen. Ich ging auf das Anerbieten ein, und das „Juchhe" erschien anonym in „Vogts Verlag", gedruckt bei Reinhold Baist in Frankfurt am Main, wohin ich das Manuskript direkt einsandte. In demselben, vom 1. Juni datierten Briefe, in welchem Vogt mir diese Vorschläge machte, hieß es am

*) 1895, Rosenbaum & Hart.

Schluß: „Wie die Stimmung in Deutschland ist, beweist folgender Brief eines Buchhändlers in Gießen: Wie kann ich Ihre Broschüre drucken? In vierzehn Tagen haben wir österreichische, in sechs Wochen französische Einquartierung!" Es kam aber doch besser. Wenige Tage nach dem Datum obigen Briefes wurde die Schlacht von Magenta geschlagen, und kurz darauf Solferino, dem der Friede von Villa Franca folgte.

Ich habe in der Vorbemerkung zu dem im dritten Band meiner gesammelten Schriften wieder abgedruckten „Juchhe" das Nähere über die Schicksale und die Nachwirkung dieser Flugschrift erzählt; insbesondere auch, wie sie von Julius Fröbel, der sich in den Dienst des österreichischen Ministeriums gestellt hatte, in einer Broschüre „Deutschland und der Friede von Villa Franca" als eine von Napoleon bezahlte Arbeit angegriffen wurde.

Dies gab mir den Anstoß, alsbald wieder zur Feder zu greifen. Ich schrieb, abermals anonym, aber unter der Bezeichnung als Verfasser des „Juchhe nach Italia" einen offenen Brief an Julius Fröbel, dem ich eine von meinem Freund H. B. Oppenheim über dasselbe Thema verfaßte Abhandlung als Anhang beifügte. Diese erschien unter dem Titel: „Deutschlands Not und Ärzte" in Berlin, im Verlag von J. C. Huber im selben Sommer 1859.

Nicht lange vorher hatte Fröbel noch sehr freundschaftlich mit mir aus Amerika korrespondiert. Im Juni 1856 schrieb er mir einen sehr interessanten, ausführlichen Brief aus New-York, in dem er mir seine Lebenspläne auseinandersetzte. Er hatte damals sein Augenmerk auf Honduras gerichtet und die Wichtigkeit dieses Landstrichs für die Verbindung des atlantischen mit dem pazifischen Ozean erkannt; er wollte an die Zukunft einer etwaigen Durchstechung von Panama, wie ich erwähnte, nicht glauben. Ein unternehmender Amerikaner, namens Squier, plante die Erbauung einer Eisenbahn durch Honduras, und Fröbel fühlte sich versucht, seine Kraft auf dies Unternehmen zu setzen, wenn es ihm nicht gelänge, sich in Europa eine angemessene Stellung zu schaffen. Diesen Zweck dachte er zu erreichen, wenn er sich in Paris niederließe, und das Hauptziel seines ersten, nach siebenjähriger Unterbrechung unserer Korrespondenz an mich gerichteten Briefes,

vom 22. Juni 1856, war eine genaue Orientierung über die Frage, ob keine politischen Hindernisse dem im Wege stünden. „Kann ich mir in Europa wieder einen Wirkungskreis eröffnen, so werde ich mich gerne der Möglichkeit dazu bedienen; ist es aber nicht der Fall, so ist Zentral-Amerika der Teil der Welt, welchem ich den Rest meines Lebens widmen werde. Deine Antwort wird zur Entscheidung dieser Alternative beitragen." In demselben Brief war die Mitteilung enthalten, daß Fröbel sich zum zweitenmal verheiratet habe, und zwar mit der Witwe von Florian Mördes, meinem Heidelberger Studienfreund und Exilsgenossen, der geborenen Gräfin Armansperg. In demselben Brief heißt es darüber: „Durch Zufall ist es vielleicht zu Deiner Kenntnis gekommen, daß ich mich unlängst wieder verheiratet habe. Meine Frau, die an das Leben in der warmen Zone gewöhnt ist, würde, wie ich, Zentral-Amerika den Vereinigten Staaten vorziehen, noch lieber aber würde sie wohl in Paris leben."

Obwohl ich nicht von Paris abriet, zog sich dennoch Fröbels Entschluß noch einige Zeit hinaus, und als er schließlich nach Europa mit Frau und deren Sohn erster Ehe zurückkehrte, führte ihn die Suche nach einer neuen Aufgabe der Wiener Hofburg zu, die im Kampf mit Paris und Berlin lag. Später versöhnte er sich dann wieder, wie ich schon anführte, mit Preußen und infolgedessen auch mit mir, und wie ich überhaupt nicht aufs „Nachtragen" angelegt bin, so machte ich keine Schwierigkeiten, die alten Beziehungen wieder aufzunehmen, obwohl die Polemik, die er nach dem Erscheinen meines „Juchhe" und noch mehr nach dem der demokratischen Studien gegen mich geführt hatte, mit ganz bösartigen und bewußtverlogenen Verdächtigungen durchsetzt war. Diese Polemik, sowie die noch viel häßlichere des Österreichers Kolaczek, werde ich demnächst bei der Geschichte der demokratischen Studien etwas näher zu schildern haben.

Der Gärungsstoff, welchen der italienische Krieg zurückgelassen hatte, die in Preußen eingetretene Regentschaft und die ganze neue Bewegung, welche damit wieder auch in die innere Politik Deutschlands gekommen war, hielten mich, nachdem ich wieder in den litterarischen Kampf eingetreten war, natürlich in demselben fest, um so mehr, als ich an diese Voraussetzung die

Möglichkeit größerer Umwälzungen in Deutschland und daraus auch für mich erstehender Folgen knüpfte. Indem sich mein Sinn wieder nach dieser Richtung hinwendete, verlegte ich mich immer mehr aufs Nachdenken darüber, wie die Verbindung mit Deutschland zu erhalten und zu vervollkommnen sei. So entstand in mir der Plan, irgend ein Organ zu schaffen, in dem eine Anzahl der im Ausland bekannten Achtundvierziger in Verbindung mit Gleichgesinnten zu Hause ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung mit einer gewissen Regelmäßigkeit auszuüben im Stande sein möchten.

Das nächste war, die Sache mit den in Paris zusammenlebenden Freunden zu besprechen. Dies waren Ludwig Simon, Moritz Hartmann und H. B. Oppenheim. Mein Vorschlag fand ihren Beifall.

Da wir nicht darauf eingerichtet waren, ein langatmiges periodisches Geschöpf ins Leben zu rufen, so einigten wir uns dahin, ein Taschenbuch herauszugeben, das in zwangloser Folge in etwa Jahresabschnitten erscheinen könnte. Es mußte aber in Deutschland verlegt und folglich auch redigiert werden, und die Aufgabe, die nötigen Personen dazu zu finden, war keine leichte. Da kam mir der Einfall, Ludwig Walesrode möchte der richtige Mann sein. Persönlich kannte ich ihn nicht, aber sein Name hatte einen guten Klang. Der Schauplatz seiner litterarisch-politischen Thätigkeit war vor und während der Revolution von 1848 Königsberg gewesen, wo er zum engsten Kreise Johann Jacobys gehört hatte. Er hatte im Laufe der vierziger Jahre bereits mehrfach Konflikte mit den preußischen Behörden gehabt, und eine kleine Schrift: „Der Humor auf der Bank der Angeklagten", in welcher er diese Abenteuer schilderte, hatte in ganz Deutschland lebhaften Beifall gefunden. Er führte eine feine, graziöse Feder, und da er seit dem Eintritt des reaktionären Rückschlags Königsberg verlassen hatte und nach Hamburg übergesiedelt war, so schien er auch den örtlichen Bedingungen nach ganz für die Sache geeignet.

Ich machte ihm also diesen Vorschlag; er ging darauf ein und fand auch einen willigen Verleger an Ort und Stelle in dem Buchhändler Otto Meißner, der, selbst demokratisch gesinnt, gerne

die Sache in die Hand nahm. Das alles wickelte sich im Herbst 1859 ab.

Nach langem Wählen und Prüfen ward als Titel „Demokratische Studien" beliebt. Ich machte mich nun an das Werben von Mitarbeitern, zunächst in der Emigration. Die Freunde, mit denen ich den ganzen Plan verabredet hatte, sagten natürlich alle zu, also Ludwig Simon von Trier, Moritz Hartmann und H. B. Oppenheim. Karl Vogt, mit dem ich schon in Sachen des „Juchhe" zusammengegangen war, trat sofort bei. Friedrich Kapp in New-York war dann der nächste, an den ich mich wandte. Wir standen damals ohnehin in fleißigem Briefwechsel. Ich hatte vielfach Aufträge von ihm in Angelegenheit der Biographien der deutsch-amerikanischen Generale der Freiheitskriege, v. Kalb und v. Steuben, über welche aus französischen Privatarchiven, namentlich der Familie Broglie, Material zu gewinnen war, das mir ihm zu beschaffen gelang.

Er fand sich sofort bereit, einen Beitrag zu liefern. Von Freunden unserer Sache, die in Deutschland lebten, trat zunächst Adolf Stahr bei. Ganz freiwillig meldete sich auf die erste Nachricht von unserem Plan der alte Hegelianer Professor Michelet in Berlin, und dieser forderte wieder Ferdinand Lassalle auf, der gerne darauf einging.

Das war eine Gesellschaft, die sich wohl gut sehen lassen konnte. Es trat noch Karl Grün zu, der damals in Brüssel lebte, und endlich fand sich ein Ungenannter, um über Kurhessen zu schreiben. Den letzteren Namen erfuhr damals nur Walesrode. Sein Beitrag: „Kurhessen unter dem Vater, dem Sohn und dem Enkel", war ohne Zweifel der interessanteste von allen und erregte beim Erscheinen das größte Aufsehen. Er wurde sogar später noch einmal auf vielfaches Verlangen in einem Separatabzug verlegt. Die ganze Niedertracht der kurhessischen Despotenwirtschaft wurde darin von einem intimen Beobachter geschildert. Die Darstellung verdient noch heute, als Beitrag zur deutschen Fürstengeschichte, gelesen zu werden. Erst lange nachher erfuhr ich, wer der Verfasser war: Alfred Klauhold, 1848 im Märzministerium in Kassel beschäftigt, dann 1850 nach Hamburg ausgewandert. Kapp behandelte die damals dem Sezessionskrieg entgegenreifende Sklaven-

frage aus Anlaß der schändlichen Hinrichtung, welche in einem der südlichen Sklavenstaaten an John Brown, einem der edelsten Apostel der Negerbefreiung, vollzogen worden war. Lassalle, der zu jener Zeit noch nicht einseitig als Verbündeter von Karl Marx dem Sozialismus diente, bearbeitete ein verfängliches Thema unter dem Titel: „Fichtes politisches Vermächtnis und die neueste Gegenwart". Ich selber behielt mir die durch den italienischen Krieg und die sogenannte neue Ära in Preußen wieder brennend gewordene Frage des österreichisch-preußischen Antagonismus und der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung vor. Der Artikel ist in dem dritten Band der Sammlung meiner Schriften unter seinem ursprünglichen Titel: „Des Michael Pro Schriftenwechsel mit Thomas Contra aus dem Jahre 1859" aufgenommen.

In der Vorbemerkung, mit welcher ich an jener Stelle die Wiedergabe des Artikels einleite, ist erzählt, mit welchen Schwierigkeiten die Herausgabe der „Demokratischen Studien" zu kämpfen hatte, hauptsächlich dank der Langsamkeit und Schwerfälligkeit Walesrodes. Ich habe, ehe ich die gegenwärtige Schilderung unter die Feder nahm, meine ganze Korrespondenz mit ihm, wie ich sie sorgfältig bewahrt habe, noch einmal durchgelesen. Eine wahre Passionsgeschichte! Der gute, liebenswürdige Mann kam gar nicht vom Platz, und die Lebhaftigkeit meines damals trotz der sechsunddreißig Jahre noch sehr jugendlichen Temperamentes führte natürlich zu heftigen Zusammenstößen. So unerschöpflich Walesrode in guten Gründen für jede neue Verzögerung war, so unerschöpflich war er in liebenswürdiger Begütigung.

Ganz allein war er allerdings nicht schuld, der Verleger befand sich in engen Geldverhältnissen und konnte den Druck nicht so betreiben, wie es zu wünschen war. Mancher Beitrag ließ auf sich warten. Inzwischen verzehrte ich mich in Ungeduld.

Mein Manuskript nicht nur, sondern auch die Vorrede für die ganze Sammlung war vor Jahresschluß eingeliefert, erst im März bekam ich die Korrektur. Dann verliefen der April und Mai wieder ergebnislos. Da riß mir und Ludwig Simon der Faden der Geduld. Wir hatten unter dem frischen Eindruck einer gegebenen Konstellation geschrieben, und nun drohte alles im raschen

Gang der Zeiten zu veralten, außerdem der Band statt, wie beabsichtigt war, zur Ostermesse, für die Hundstage herauszukommen. Wir beide erließen also ein fulminantes Schreiben an Walesrode, worin wir unsere Beiträge zurückforderten und uns deren Publikation verbaten. Das endlich wirkte. In dem neuen, wehmütigen Entschuldigungsbrief, der jetzt einlief, hieß es lakonischer Weise: unter Erscheinen zur Ostermesse verstehe man im Buchhandel in Wirklichkeit das Erscheinen nach abgelaufener Ostermesse! Schließlich Ende Mai wurde der Band durch Cirkular angekündigt. Mein Vorwort war vom Neujahrstag 1860 datiert! Das Buch kam Mitte Juni zur Versendung. Trotz der Verspätung und der ungünstigen Jahreszeit fand es gute Verbreitung. In kurzer Zeit waren von den zweitausend Exemplaren fünfzehnhundert abgesetzt. Eine Zeitlang trugen wir uns sogar mit dem sanguinischen Gedanken, eine zweite Auflage zu machen. Aber Herausgeber und Verleger wehrten sich mit Recht dagegen.

In Kurhessen ward es natürlich sofort verboten. Aber auch meine angestammte hessendarmstädtische Obrigkeit widmete ihm ihre Aufmerksamkeit.

Ich hatte meine Freiexemplare zur Verschickung an mich zunächst an die Geschäftsfirma meines Bruders nach Mainz senden lassen. Dort wurde das Paket, als aus dem Ausland Hamburg kommend, auf dem Zollamte geöffnet und sofort mit Beschlag belegt. Es bedurfte energischer Bemühungen, um es schließlich zu erlangen. Da meldete Walesrode von Hamburg, auf Requisition des Mainzer Gerichtes sei die Hamburger Behörde aufgefordert, gegen Herausgeber und Verleger eine Untersuchung wegen Hoch- und Landesverrats einzuleiten. Billiger konnte es mein Freund, der Minister Dalwigk, nicht thun. Aber der Hamburger Senat, der das Buch unbehelligt ließ, konnte sich die Darmstädter Auffassung nicht aneignen, und die Sache verlief im Sande.

Der gute Erfolg bestimmte uns, einen zweiten Band zu beschließen. Im wesentlichen beteiligten sich dieselben Mitarbeiter, nur traten noch Arnold Ruge und der ehemalige preußische Offizier, später am Garibaldischen Feldzug beteiligte von Rüstow hinzu. Auch hier fehlte es nicht an Verzögerungen. Um der Langsamkeit von Meißners Offizin zu entgehen, wurde mit verschiedenen Leip-

zigern, namentlich Brockhaus und Wiegand, wegen des Drucks unterhandelt, aber sie wagten aus Rücksicht auf die politische Gefahr nicht, sich mit dem Druck zu beschäftigen. So erschien der zweite Band im Jahr 1861. Über seinen Absatz finde ich keine Notizen mehr, doch geht aus der Korrespondenz hervor, daß er gleichfalls viel gelesen ward. Dasselbe bezeugen auch eine Reihe von litterarischen Besprechungen, z. B. eine sehr ausführliche und anerkennende in der von Robert Prutz herausgegebenen Wochenschrift „Deutsches Museum".

Im streng demokratischen Lager war die Aufnahme, trotz den Symptomen einer Hinneigung zu Preußen, eine günstige. Nur einige von der strengen Observanz vermißten nach einer noch heute beliebten Melodie das formulierte „Programm"! Dieser Einwand begegnete natürlich besonders dem ersten Band, und derselbe Sinn kam in einem Rundschreiben zu Tage, welches der damals noch in Zürich lebende, bald darauf im Wallensee ertrunkene Heinrich Simon aus Breslau, einer der bedeutendsten Männer des Frankfurter Parlamentes, an die Demokratie versandte.

Anlaß dazu gab der berüchtigte Vorfall in der hannoverischen Kammer, bei dem der Minister von Borries einer im Sinne des Nationalvereins lautenden patriotischen Manifestation damit gedroht hatte, daß die Einzelstaaten mangels Unterstützung des Deutschen Bundes sich zur Rettung ihrer Souverainetät an die ausländischen Mächte, womit hier Napoleon III. gemeint war, wenden würden. Darob erhob sich in der deutschen Presse ein großer Sturm. Hieran anknüpfend, drückt sich der Aufruf Simons wie folgt aus:

Gelegentlich des Ministers von Borries.*

Es ist selbstverständlich, daß alle deutsche Ehrenmänner den gedrohten Verrat verabscheuen.

In bedeutender Zeit wird es aber neben der Zurückweisung eines frechen Angriffs und anderer verwerflicher oder auch nur auseinandergehender Bestrebungen zur Pflicht, die Fahne hochzuhalten, um die sich alle Vaterlandsfreunde einigen sollen. Sie wurde uns durch die Jahre 1848 und 1849 teuer errungen:

die deutsche Reichsverfassung!

Beschlossen von dem gesamten deutschen Volke!

Seine erste Willenserklärung seit dem Beginn seiner Geschichte und bis heute seine letzte Willenserklärung.

Sie ist die legitime Fahne Deutschlands und es giebt keine andere, bis das deutsche Volk in seinem zweiten Parlamente gesprochen hat; jede andere wirbt unwissentlich oder wissentlich der Sonderbündelei, nicht der Einigung Deutschlands.

Hinweg also mit allem leichtsinnigen Aufgeben schwer erworbener Rechte; hinweg mit allem Sonderwillen gegenüber einer großen geschichtlichen Errungenschaft.

Preußen hat die Berechtigung und die Verpflichtung, diese legitime Fahne dem deutschen Volke vorzutragen. Eine nicht lang ausbleibende schwere Zeit wird Preußen an seine Pflicht und an sein Recht mit der Wucht der Thatsachen mahnen. Alle Vaterlandsfreunde aber sollen das Hereinbrechen derselben nicht abwarten, sondern gegenüber den ernsten Verhältnissen heute die Einberufung des deutschen Parlaments mit der Allgemeinheit und Beharrlichkeit fordern, die des Erfolges sicher ist.

Zürich, am Pfingstsonnabend 1860.

Heinrich Simon.

Heinrich Simon schickte mir das Aktenstück mit freundlichen Grüßen zu.

Einen Empfang ganz anderer Art bereiteten unserem Buch die alten achtundvierziger Kameraden, welche in den Dienst des österreichischen Premierministers Grafen Thun getreten waren, Julius Fröbel und Adolf Kolaczek.

Ich gehe jetzt hierauf näher ein.

Vogts, Oppenheims und meine Schriften aus dem Jahr 1859 hatten schon ihre Wut entfacht und die Polemik eingeleitet; die „Demokratischen Studien" brachten sie auf den Siedepunkt. Kolaczek gab seit einiger Zeit die von Österreich subventionierte periodische Schrift „Stimmen der Zeit", heraus. In dieser erschien nun aus seiner Feder ein langer Artikel unter der Überschrift: „Die Juchheisten", in welchem wir alle, und auch ich selbst in der gemeinsten Weise, verdächtigt wurden. Kolaczek war mit uns seit dem Jahre 1848 bis kurz vor seiner Umwandlung auf dem freundschaftlichsten Fuß gewesen. Ich hatte an der „Deutschen Monatsschrift", die er 1850 gründete und etwa zwei Jahre fortführte, fleißig mitgearbeitet. Später fanden wir uns wieder in Paris zusammen, wo er bei Hartmann beinahe täglich verkehrte, in meinem Hause als Freund aus- und einging und auf demselben Fuß mit allen anderen Freunden stand. Auch als er später nach Amerika ging, blieb er im Briefwechsel mit mir und anderen.

Dann ward er in Österreich amnestiert und einer der Hauptkämpen gegen Preußen.

In dem Schmähartikel, den er gegen uns und namentlich gegen Vogt, Oppenheim, Hartmann und mich richtete, zitiert er auch eine Stelle aus einer Broschüre Fröbels, die zur Charakterisierung der beiden Condottieri dienen möge.

Fröbels Broschüre erschien unter dem Titel: „Die Bestandteile der beiden Parteien", und Kolaczek eignete sich darin u. a. folgenden Spruch an:

„Die Herren, aus welchen diese Parteifraktion (die unsre nämlich) besteht, haben es selbst niemals mit der Welt ernsthaft genommen, und ihre Schriften beweisen, daß sie sich hierin treu geblieben sind. Innerhalb der Demokratie von 1848 suchten sie eine Aristokratie der Frivolität herzustellen, und wußten damit den bescheidenen Kapazitäten der Partei nicht wenig zu imponieren, was nicht nur ein humoristisches Unternehmen, sondern noch viel mehr ein humoristischer Erfolg war. Nachher sind einige von ihnen unter dem Schirme des französischen Kaisertums revolutionäre Bankiers geworden, was wieder von einer echt humoristischen Weltansicht zeugt. Einer dieser Bankiers ist der Verfasser des Schriftchens „Juchhe nach Italia!", welches im vorigen Sommer erschien und in Stil und Gehalt an die Wirtshauspolitik von 1848 erinnert. Dabei ist die kleine Schrift voll sittlicher Entrüstung, was doch sicherlich, von dieser Seite kommend, neuen bewunderungswürdigen Humor beurkundet."

Diese Stilprobe mag genügen, um die beiden Autoren zu charakterisieren nach dem, was ich aus früheren und späteren Jahren über die zwischen Fröbel und mir bestandene Intimität und über meinen Verkehr mit Kolaczek erzählt habe. Den Kolaczek sah ich danach nicht mehr wieder.

Fröbel ließ sich anfangs der siebziger Jahre, als er sich um Eintritt in den preußischen Konsulatsdienst bewarb und ich im Reichstag saß, in Berlin bei mir melden, und von dem Humor, den er mir zutraute, hatte ich jedenfalls so viel, daß ich die dargebotene Hand annahm und von da an wieder in, wenn auch nur oberflächlicher Beziehung, zu ihm blieb.

Kolaczeks lange Abhandlung über die „Juchheisten" beschäftigte sich hauptsächlich mit den demokratischen Studien. Am Schluß derselben heißt es:

„Wir wissen nicht, ob der Juchheismus sich auf diese neue That, wie auf seine früheren, viel zu gute thun wird, wir wollen uns aber davon

nicht trennen, ohne einen Wunsch und eine Hoffnung auszusprechen. Wir hoffen und wir wünschen, daß diese sogenannten „Demokratischen Studien" dazu beitragen werden, dem deutschen Volke die Augen zu öffnen über das, was jene Clique — die an der Tafel des Prinzen Napoleon, wenn auch am untersten Ende, sich schmarotzend mästet, den erlauchten Gastgeber mit schlechten Witzen über den deutschen Michel unterhält und dann dem deutschen Volk gute Lehren geben will — wissentlich oder unwissentlich angestrebt: den Volks- und Landesverrat" (gesperrt).

Ein eigentümliches Nachspiel hatte dieser durch die österreichischen Federn geführte Verleumdungsfeldzug noch in einer großen Fehde zwischen Karl Vogt und der Augsburger „Allgemeinen Zeitung". Dieses berühmte, dem Cottaschen Verlag gehörende Blatt, war damals in Deutschland viel mehr verbreitet und weit einflußreicher als heute; im Ausland kannte man kaum ein anderes von den deutschen Tagesblättern. Seine Tendenz war von jeher gut österreichisch gewesen, und in dem neuen Konflikt war es natürlich aufs schärfste gegen Preußen und gegen die für Preußens Neutralität im französisch-italienischen Krieg eintretenden Politiker zugespitzt. Da erschien in einer seiner Nummern (vom 22. Juni 1859) ein Artikel, überschrieben: „Karl Vogt und die deutsche Emigration in London". Hier war ein Flugblatt wiedergegeben, welches begann „Zur Warnung", und das Vogt als einen mit französischem Geld erkauften Agenten und Verräter darstellte. Der Londoner Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" hatte den Abdruck mit den Worten eingeleitet:

„Beiliegendes Flugblatt, das einen der ehrbarsten hier lebenden Flüchtlinge zum Verfasser hat, dürfte für Sie nicht ohne Interesse sein. Die darin vorgebrachten Thatsachen können sämtlich bewiesen werden. Aus dem Umstand, daß der Kinkelsche „Hermann" die Vogtsche Reichsverräterei billigt, möge man übrigens in der Heimat keinen für die Emigration ungünstigen Schluß ziehen. Mit wenigen Ausnahmen sind die deutschen Flüchtlinge aufs entschiedenste gegen die bonapartistische, kleindeutsche Tendenz dieses Blattes."

Der Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung", welcher dies schrieb und das Flugblatt einschickte, war Wilhelm Liebknecht, der heute noch an der Spitze der Sozialdemokratie steht. Er war schon damals im Lager von Karl Marx.

Die deutsch-englische Emigration, die hier auftrat, war einfach die kommunistische, mit Marx und Engels als Führer. Ihr

Haß gegen Vogt schrieb sich aus der Zeit her, da viele von ihnen in den Jahren 1849 und den nächstfolgenden in der Schweiz und namentlich in Genf lebten. Vogt hatte an manchen von ihnen Ärgernis genommen und den Verdacht geschöpft, daß sie an die auswärtige Polizei verkauft seien und in perfider Weise zu Verschwörungen anstachelten, und er hatte ihnen bei der Genfer Regierung, zu der er in sehr gutem Verhältnis stand, geschadet. Daß nicht lauter Heilige unter ihnen waren, kann man glauben. Bekanntlich war einer von ihnen, der bekannte Braß, später in der ärgsten Konfliktszeit Redakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin und einer der vehementesten Parteigänger Bismarcks im Kampf gegen Presse und Verfassung. Auch hat Liebknecht selbst bezeugt, daß ihm damals von Bismarck Mitarbeiterschaft an dieser selben Zeitung angeboten worden sei. Bekanntlich ergingen auch solche Anerbietungen durch Lothar Bucher an Karl Marx für den „Staatsanzeiger" mit der Bemerkung, daß er sich im Punkt seiner ökonomischen Ansichten keinen Zwang aufzuerlegen brauche.

Den Angriff in einem Weltblatt wollte sich nun Vogt nicht gefallen lassen, und er erhob Klage gegen die Redaktion der Augsburger Zeitung. Der langwierige Prozeß endete mit einer Abweisung des Klägers aus prozessualen Gründen, da das Gericht annahm, der Kläger hätte die Beklagten nicht vor das Bezirksgericht, sondern vor die Geschworenen nach dem geltenden Preßgesetz laden müssen. Über den ganzen Hergang hat dann Vogt einen Band von nahezu dreihundert Seiten veröffentlicht. „Mein Prozeß gegen die „Allgemeine Zeitung". Stenographischer Bericht, Dokumente und Erläuterungen. Genf, im Dezember 1859. Selbstverlag des Verfassers."

In den Verhandlungen spielt auch mein „Juchhe nach Italia" mit. Das Ganze ist für den, welcher einerseits die Parteigeschichte jener Tage studieren, andrerseits einen Blick in das Getriebe einer Flüchtlingswelt thun will, recht belehrend. Noch charakteristischer aber ist eine zweite Schrift, welche zur Erwiderung von Karl Marx verfaßt wurde, unter dem Titel: „Herr Vogt, von Karl Marx. London, A. Petsch & Co., Deutsche Buchhandlung, 78 Fenchurch Street, 1860."

In seiner Darstellung hatte Vogt auch Marx angegriffen und ihn als den Drahtzieher aller von der Londoner Emigration ausgehenden Gehässigkeiten und Verfolgungen hingestellt, womit es seine Richtigkeit hatte. Das Marxsche Buch umfaßt an zweihundert enggedruckte Seiten in groß Oktav. Es ist in der Manier von des Autors übrigen Schriften mit einem unsagbaren Aufwand von mit den Haaren herbeigezogenen Citaten angefüllt, welche bestimmt sind, durch stupendes Wissen zu blenden. Altdeutsch und Mittelhochdeutsch, Nibelungen, Tristan, Minnesänger, lateinisch, griechisch, spanisch, italienisch, englisch, Poesie und Prosa, alles aufeinandergehäuft, um den Leser mit Ehrfurcht zu erfüllen. Und dies ganze Aufgebot zur Verzierung einer Dialektik, die jedes Wort unter dem Mikroskop zerlegt und mit Lügen und Schimpfereien um sich wirft, so daß an allen, die nicht zur Clique gehören, kein gutes Haar bleibt. Natürlich bekam auch ich meinen Teil. Ich werde mit dem Beinamen Itzig Veitel Stern Gescheit eingeführt und als ein verkrachter Spekulant geschildert, der durch Anschluß an Napoleons Politik sich zu retten sucht. Wer sich die Zeit und die Geduld nehmen will, dieses Pamphlet durchzulesen, wird außer einer Masse von Notizen über die damaligen Begebenheiten und Schriften auch einen Begriff davon bekommen, wieviel Schmutz, Umtriebe, Komik und Jammer sich in einer Flüchtlingswelt anhäufen können, besonders, wenn noch ein solches Intriganten- und Sophisten-Genie ersten Ranges, wie Marx es unleugbar war, darin dominiert. Es wäre ein Stoff für einen Sittenschilderer. Leider hat ihn kein Eingeweihter unter den Zeitgenossen benützt.

In mündlicher Darstellung war Alexander Herzen für die Londoner Zustände und Friedrich Kapp für die New-Yorker unübertrefflich. Man muß aber diese Incorruptibles, die Marx als Eideshelfer herbeiholt, zum Teil aus der Nähe gesehen haben, um den Humor des Ganzen zu verstehen. Damals ebensowenig wie früher oder später hab ich mich in diese Klatschgeschichten hineinziehen lassen, aber hie und da hab ich einem Tugendhelden aus der Patsche geholfen, wenn er wegen zu zahlender Börsendifferenzen darin saß. Mit Marx bin ich nur einmal zusammengekommen. Während ich vom Herbst 1849 bis Sommer 1850 in London lebte, besuchte er mich in meiner Wohnung aus einem Anlaß, den ich

vergessen habe. Er machte mir den Eindruck eines bedeutenden, selbstbewußten, wohlerzogenen Mannes.

Mit dem zweiten Band endeten die „Demokratischen Studien". H. B. Oppenheim war nach Berlin zurückgekehrt und saß dem langsamen Walesrode so auf dem Nacken, daß dieser den Spaß an der Sache verlor und erklärte, die Redaktion nicht länger fortführen zu wollen. Oppenheim bereitete sich vor, ein eigenes Unternehmen, die Monatsschrift „Deutsche Jahrbücher", zu gründen und in derselben Tendenz zu redigieren. So konnte ich auch auf die Qual einer Weiterführung der „Studien" verzichten.

Ich war seit dem Sommer 1860 von unangenehmen Leiden befallen worden. Ein Ekzem, das zunächst die Kopfhaut ergriff und vielleicht von erhitzender Überarbeit herrührte, machte mir fürchterlich zu schaffen. Der Pariser Spezialarzt empfahl mir eine Kur im savoyischen Bade St. Gervais. Als ich Vogt davon schrieb, meinte er, dieses Bad tauge nichts für meinen Fall. Bei diesem sei nur ein einziges wahrhaft angezeigt: Leuk im Wallis. Nichtsdestoweniger blieb ich bei meinem Entschluß, nach St. Gervais zu gehen. Auf dem Wege dahin blieb ich einige Tage in Genf, um das neuvermählte Ehepaar Hartmann zu besuchen. Auch Hartmann meinte gehört zu haben, daß die Pariser Ärzte nur aus katholischer Kameraderie St. Gervais empfahlen, und er schlug mir vor, den Onkel seiner Frau, den Genfer Kantonsarzt Doktor Pelissier um Rat zu fragen. Auch dessen Verdikt fiel entschieden gegen St. Gervais und für Leuk aus, wohin er mir eine Empfehlung an den Badearzt, einen Italiener, mitgab. So ging ich nach Leuk, unterzog mich der scheußlichen Kur, bis zu acht Stunden im gemeinsamen Bade zuzubringen, wobei man im Wasser frühstückt, Gesellschaftsspiele treibt, und was sonst dazu dienen kann, in diesem schrecklichen Zustande die Zeit zu töten. Der Arzt entpuppte sich bald als ein unwissender Esel. Die Kur verschlimmerte mein Übel.

Als das Kriterium der Heilung galt, daß nach einiger Zeit der ganze Körper sich mit rötlichen Pöckchen bedeckte. Das war aber bei der langen Kochoperation etwas ganz Natürliches.

Um mich von dieser Pferdekur zu erholen, ging ich dann mit

meiner Frau, die mich begleitet hatte, nach Montreux, wo ich mich langsam, doch nicht ohne schwere Nachwehen kurierte.

Welches goldne Zeitalter der Wohlfeilheit war es doch noch damals!

Ich hatte in der noch heute bestehenden Pension Vautier mit meiner Frau ein Schlafzimmer und einen kleinen, sehr komfortablen Salon nach dem Garten zu. Dafür und für die ganze Nahrung und Bedienung, die tadellos waren, zahlten wir alles in allem täglich die Person vier und einen halben Franken; notabene, ein sehr guter Montreux-Wein à discrétion war dabei inbegriffen, und wenn manchmal Vogts oder Hartmanns zu Tisch von Genf herüber kamen, nahmen uns die trefflichen Damen Vautier nichts dafür ab!

Jahre vergingen. Da saßen wir eines Tages bei mir in der Chaussée d'Antin in Paris zu Tisch. Karl Vogt war, wie öfter, zum Besuch da. Die Rede kam auf meine alten Schmerzenserinnerungen an Bad Leuk. Vogt brach in eines seiner donnernden Lachen aus und sagte: „Wissen Sie, was der verstorbene Doktor Pelissier über die Heilkraft des Leuker Wassers zu sagen pflegte? Sie könne höchstens in der gegenseitigen Ausdünstung der darin Badenden bestehen!" — Wer und was mich dahin geführt hatte, wußte er natürlich nicht mehr!

Den ganzen folgenden Winter war ich gesundheitlich noch sehr übel dran. Insbesondere litt ich an schmerzhaften Blutgeschwüren, deren ich zu Zeiten in beiden Achselhöhlen zugleich hatte.

Während die letzten Zeiten mein Leben seinem Inhalt nach befriedigend gestaltet hatten und meine geistige Regsamkeit nach den verschiedensten Seiten hin ihren Weg fand, war ich in der Konsolidierung meiner ökonomischen Verhältnisse in wahrhaft komischer Weise zurückgeblieben. Hätte ich nicht alle Belege sorgfältig aufbewahrt, die ich in dem Moment, da ich dies niederschreibe, nach fünfunddreißig Jahren wieder zu Rate ziehe, ich würde es bei meiner heutigen glücklichen Vermögenslage selbst nicht glauben, daß ich damals nach sechsjähriger Thätigkeit an der Spitze eines so großen Bankhauses eigentlich noch ein armer Schlucker hatte bleiben können. Unter meinen alten Papieren

finde ich ein Konvolut mit der Aufschrift: „Meine Vermögenslage 1860 bis 1861"; da entdecke ich unter anderem noch das Original eines Vertrages, den ich am 2. Dezember 1859 mit meinem Oheim und Chef zu dem Zweck abgeschlossen hatte, um für den Fall meines Todes meiner Frau einen Unterhalt zu sichern, und wie bescheiden! Für den Fall, daß ich ihr nicht ein Jahreseinkommen von 4000 Franken hinterlassen sollte, verpflichtete sich das Haus Bischoffsheim ihr eine jährliche Rente von 3000 Franken zu zahlen, bis sie durch anderweitige Umstände in bessere Verhältnisse gekommen sein würde. Das war das Resultat langen Kopfzerbrechens und Verhandelns gewesen.

Die körperlichen Unbehaglichkeiten, welche im Jahre darauf zum Ausbruch kommen sollten, hatten damals meiner Empfindung ihre Vorboten gesandt, und der Gedanke, daß ich meine Frau mittellos zurücklassen könnte, verfolgte mich Tag und Nacht. Zwar hatte sie einen reichen Vater, mit dem auch damals die Versöhnung hergestellt war. Aber einerseits war zu jener Zeit sein Vermögen für mich noch ganz in Dunkel gehüllt; andrerseits wagte ich bei seinem fabelhaften Geiz nicht auf seine väterliche Hilfe zu rechnen. Zuerst verfolgte ich den Gedanken einer Lebensversicherung. Aber das Studium aller möglichen Satzungen dieser Gesellschaften brachte mich zu der Überzeugung, daß ihre Bedingungen im Grunde für den Versicherten höchst unvorteilhaft seien und ihr Dienst wesentlich in einem Zwang zum Sparen durch die Einzahlungen liege, während derjenige, der moralische Selbstbeherrschung genug besitzt, um sich auch ohne Zahlungsverpflichtung das Nötige zurückzulegen, durch Ansammlung mit Zins auf Zins billiger zum Ziel kommt. Ich entschloß mich also lieber, jenen bescheidenen Vertrag mit meinem Geschäftshaus abzuschließen, der eben wegen seiner Bescheidenheit auch ohne Mühe durchgesetzt wurde.

Zwei Jahre später war es aber noch kaum besser mit mir bestellt. Aus einem acht Seiten in groß Quartformat geschriebenen Brief, dessen auf vergilbtem Kopierpapier abgedruckte Schrift heute nur noch wie ein Palimpsest mit Mühe zu entziffern ist, lese ich heraus, wie schwach es damals mit meinen Finanzen bestellt war. Abermals hatte ich mich an den, zur Sommerszeit auf seinem Landhaus residierenden Chef des Hauses mit einer Vor-

stellung gewandt, um eine größere Beteiligung am Gewinn des Hauses zu beanspruchen, nachdem die bisherigen Ergebnisse mir ein nur geradezu klägliches Quantum eingetragen hatten. Seit acht Jahren war ich mit an der Spitze der Pariser Firma, seit drei Jahren war ich beinah ganz allein auf dem Posten. Aber alles, was ich bis dahin erspart hatte, belief sich nach einer ziffermäßigen Aufstellung auf nicht mehr als höchstens 77 000 Franken. Und demgegenüber kam der Nachweis, daß ich in derselben Zeit meine Ausgaben Jahr aus Jahr ein auf den außerordentlich geringen Fuß von 12 000 Fr. gehalten hatte, unglaublich wenig, wenn ich bedenke, daß ich dabei schon zahlreiche gesellige Beziehungen in anständiger Weise unterhielt, in gewisser Art schon ein Haus ausmachte, 1858 und 1859 schon für den Sommer ein kleines Landhaus bei Paris gemietet hatte — ein Beweis einerseits, wie relativ wohlfeil damals noch das Leben war, andrerseits, wie man mit Geschicklichkeit auskam. Denn meine Frau verstand es ausgezeichnet, bei einem so kleinen Budget einen angenehmen Hausstand und eine elegante Toilette zu bestreiten, und das, obwohl sie nach ihrem Bildungsgrad und ihren intellektuellen Interessen es mit jedem gelehrten Blaustrumpf hätte aufnehmen können. Dabei war sie aber wieder so praktisch, daß ich eigentlich nur auf ihren Antrieb mich zum Querulieren entschloß, und doch hatte ich aus Erfahrung festgestellt, daß die Frauen sehr geneigt sind, ihren Männern vorzuhalten, wie deren Dienste in gemeinsamen Arbeitsverhältnissen nicht genug anerkannt würden und sie sich von ihren Mitarbeitern ausbeuten lassen. So mußte ich auch immer von der meinigen hören, daß ich alles allein mache, während die andern sich amüsierten, dabei aber die großen Einnahmen hätten. Der Widerspruch löste sich eben dadurch, daß ich kein Kapital im Geschäft hatte, die anderen aber wohl. Darum mußte ich von meinem Anteil eben erst die jährlichen Zinsen, die damals noch mit fünf Prozent verrechnet wurden, mir abziehen lassen, und in den Jahren, wo wenig verdient oder wo, wie es auch einmal vorkam, verloren wurde, ließ das als Gewinnanteil sehr wenig oder nichts übrig.

Ich setzte es nun doch endlich durch, einen größeren Anteil zu erhalten. Die Hauptsache aber war, daß die guten Jahre

folgten. Was in acht Jahren nicht gelungen war, brachten die vier nächsten ein. Als 1866 die Stunde für die Rückkehr nach Deutschland schlug, war ich soweit, daß ich ganz gut von meinen Renten leben konnte. Wenn einmal die erste Ansammlung gelungen ist, kommt das übrige bei guter Bewirtschaftung leicht nach. Auch hier heißt es: il n'y a que le premier pas qui coûte.

Als der Erinnerung wert bemerke ich noch einen Passus aus der zusagenden Antwort meines Onkels, in dem er sagt: Es sei zwar richtig, daß ich allein die Last der Geschäftsleitung trage, aber ich erschwerte mir sie, indem ich mich nebenher mit Schriftstellerei und Politik abgebe. Er verstehe zwar sehr gut, daß ich darauf großen Wert lege, aber ich möge doch nicht verkennen, daß davon ein Teil meiner geistigen Spannkraft absorbiert werde, die andernfalls dem Geschäft zu gute kommen würde.

Am Tage, an dem ich dieses Allotriieren mir vorhalten lassen mußte, erhielt ich einen Brief von Ludwig Pfau, der sich damals in Belgien aufhielt. In demselben heißt es zum Schluß: „In Deutschland gährt es wieder und auch mir brechen alte Wunden auf. Es wäre Zeit, daß auch wir wieder gehörig drein führen in das halt- und planlose Gedusel in Deutschland. Haben Sie noch nicht genug Reichtümer zusammengerafft, um wieder einmal ins Zeug zu gehen? Was ist das Leben ohne Geisteskampf!" Allerdings hatte ich nicht „Reichtümer genug" zusammengebracht, und es war gut für meine künftigen Geisteskämpfe, daß ich noch ein paar Jahre darauf verwendete, meiner persönlichen Unabhängigkeit die Grundlage zu bereiten, die mir dann erlaubte, im entscheidenden Momente mich wieder am Geisteskampf mit Einsetzung der ganzen Thätigkeit zu beteiligen. Und nicht nur für meine ökonomische Freiheit waren die Jahre bis zum Augenblick des großen deutschen Wendepunkts 1866 notwendig, sondern auch für die Abrundung meiner Lehrjahre auf dem Boden des Landes, in das mich mein Lebenslauf geführt hatte. Erst wenn man eine Zeitlang mit den Menschen und Zuständen sich vertraut gemacht hat, reift mit wachsendem Ertrag die Kenntnis und Erkenntnis; die letzten Jahre trugen mit geometrischer Progression die Früchte der vorangegangenen in die Scheune. So verhielt es sich mit meinem Einblick in das große

geschäftliche Weltgetriebe, so auch in das intellektuelle und soziale Getriebe des Mittelpunktes französischen Lebens.

Ehe ich auf dieses etwas näher eingehe, sei noch der weitere Verlauf der litterarisch-politischen Thätigkeit zu Ende geschildert, die sich an die mit den „Demokratischen Studien" wieder aufgenommene anschloß. Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes hatten diese, wie oben erzählt, ihr Ende erreicht. Den letzten Ausschlag hierzu hatte die Rückkehr H. B. Oppenheims nach Berlin gegeben, welcher, mit Recht über Walesrodes Leitung sehr unwillig, beschloß, ein eigenes Organ ins Leben zu rufen. Rasch dem Sein und dem Temperament nach, genau das Gegenteil des bedächtigen und mühseligen Walesrode, brachte er in kurzer Zeit die Herausgabe der neuen Monatschrift „Deutsche Jahrbücher für Politik und Litteratur" zu Werke.

Ihr Name besagte schon, daß sie in Geistesverwandtschaft zu der von Arnold Ruge mit gegründeten, anfangs der vierziger Jahre unterdrückten Zeitschrift stehen sollten. Sie wurden bei Guttentag in Berlin verlegt, bei dem damals in den vordersten Reihen der preußischen Fortschrittspartei stehenden Franz Duncker gedruckt. Das erste Monatsheft wurde im September 1861 ausgegeben. Der erste Artikel in demselben war von Hans Viktor von Unruh, dem Präsidenten des preußischen Hauses der Abgeordneten. Er behandelte die Frage: „Was hat Preußen zunächst in der deutschen Sache zu thun?" Oppenheim verlangte natürlich auch meine Mitarbeit und bat mich, ihm für das erste Heft etwas über die Gold- und Silberfrage zu schreiben. Ich hatte bis dahin mich nicht schriftstellerisch mit der Sache beschäftigt, sondern nur sie zu meiner eigenen Belehrung studiert.

Von dem Währungsstreit, wie er sich seit den siebziger Jahren entwickelt hat, war auch noch gar nicht die Rede. An der Tagesordnung war vielmehr die Frage, ob nicht die seit dem Anfang der fünfziger Jahre so gewaltig vermehrte Goldproduktion Californiens und Australiens den Preis dieses Metalles empfindlich herabdrücken und den des Silbers in die Höhe treiben würde, genau also das Gegenteil dessen, was heutiges Tags zur Diskussion steht. Der berühmte französische Nationalökonom Michel Chevalier hatte damals die Welt mit der Furcht vor der Über-

schwemmung mit Gold alarmiert, und einzelne Regierungen haben sich von seiner Ansicht beeinflussen lassen.

Ich war wegen meiner angegriffenen Gesundheit auf einige Wochen nach Spa gegangen und benutzte meine Freiheit, um unter dem Titel „Die Gold- und Silberfrage" den Gegenstand zu behandeln. Den Schwerpunkt der Arbeit verlegte ich in die Zurückweisung der Chevalierschen Ansicht, indem ich zeigte, daß der vermehrten Goldproduktion eine weit größere, ins Unendliche ausdehnbare Verwendung zu Münzzwecken gegenüber stehe. Am Schluß der Abhandlung eröffnete ich die Perspektive auf eine Zeit, in welcher die Welt zur ausschließlichen Goldwährung übergehen werde.

Es sind in jenem ersten Versuch hie und da auch Stellen zu finden, die ich heute nach sechsunddreißigjähriger Beschäftigung mit der Frage nicht mehr unterschreiben dürfte. Aber im Ganzen hat sich vollständig bewahrheitet, was mir damals das Richtige schien.

Nachdem ich im letzten Teil meines Artikels ausgeführt hatte, wie der große Zufluß an Gold nicht dahin führen werde, den Preis des Goldes, sondern vielmehr den des Silbers herabzudrücken, sagte ich wörtlich: „Wir wollen nicht, nachdem wir die Eitelkeit einer auf vielfache gründliche Untersuchungen gestützten Prophezeiung (Chevaliers) dargelegt haben, mit einer Prophezeiung schließen. Sonst läge der Gedanke nahe, zu beweisen, daß nach und nach das Gold in Europa die ausschließliche Münze des großen Verkehrs bilden wird". Und wenn ich bedenke, wie viel Mühe die Verteidiger meiner Ansicht in den letzten dreißig Jahren darauf verwenden mußten, Deutschland vor rasenden Wirrungen auf diesem Gebiet zu bewahren, so lese ich mit einiger Genugthuung auch die letzten Zeilen meiner im Sommer 1861 leichter Hand hingeworfenen Betrachtung, welche lauten:

„Hier wäre wohl die Stelle, auch noch etwas von der Scheidemünze und ihrer Zukunft zu sagen, aber ich glaube, es ist vielmehr die Stelle gekommen, sich der Scheidestunde zu erinnern. So bleibe dem Leser diese Heimsuchung für diesmal erspart. Es ist ein undankbares Ding mit dem theoretischen Analysieren eines Gegenstandes, der in Natura so mächtig ist. Die ihn besitzen,

verachten die Kunst, ihn zu zergliedern, und die ihn entbehren, würden es als eine Ironie betrachten, sich mit dieser Kunst zu beschäftigen. Und doch ist es vom größten Nutzen und vom größten Interesse, die Sache näher kennen zu lernen, um welche sich so viel des Lebens und Sterbens dreht.

Ein jeder lebt's,
Nicht jedem ist's bekannt."

In der Korrespondenz, die ich über diese Anfänge der Jahrbücher mit Oppenheim führte, finde ich noch einige Stellen, die des Gedenkens wert sind. So schreibt er mir einmal: „Das Beste des ersten Heftes lieferte mir ein junger Jurist, namens Lasker, den ich erst entdeckt habe". Ich habe selbst an einer früheren Stelle das Nähere über die früheste Begegnung zwischen Oppenheim und Lasker berichtet. Ein andermal spricht sich einer seiner Briefe über Bennigsen aus; derselbe macht ihm den Eindruck eines Gagern in spe. Es ist entschieden etwas Richtiges in der Ahnung.

Die Jahrbücher erfreuten sich einer guten Mitarbeiterschaft, aber der Absatz ließ zu wünschen. Das deutsche Publikum, welches gegenüber Gedrucktem zu der sparsamsten Spezies gehört, kaufte damals noch weniger als jetzt. In den Konfliktsjahren kamen noch einige Konfiskationen hinzu, und mit dem Dezember 1864 wurde das Unternehmen als verlustbringend aufgegeben. Ich hatte ziemlich viel dazu geliefert, u. a. meinen Artikel Berlin in Paris, welcher die Ansichten der Pariser Journalistik über die neue Ära in Preußen behandelte; einen über den Humor in der Politik; einen über Renans Leben Jesu und einen über Kapps Geschichte des amerikanisch-deutschen Soldatenhandels. Dank dieser Mitthätigkeit wurden meine Beziehungen zu Norddeutschland im Anfang der sechziger Jahre immer lebendiger. Sehr häufig stellten sich auch Besucher ein, die mehr oder weniger lange in Paris verweilten.

Einer der häufigsten Gäste war v. Unruh, den seine Leitung der Pflugschen Lokomotivfabrik oft nach Paris führte. Boretius, einer der Hauptredakteure der „Nationalzeitung", brachte einen Winter da zu und erschien häufig bei uns; Franz Duncker mit

Frau, Rudolph Gottschall und viele andere; eine Anzahl wurde schon genannt.

Langsam aber gewann der französische Umgang das Übergewicht, das ihm naturgemäß mit der Zeit zuwachsen mußte. Es war dies nicht nur ein Ergebnis des allmählichen Eingewohntseins an Ort und Stelle, sondern auch des natürlichen Rückgangs im Bestand des deutschen Freundeskreises.

Hartmann hatte sich in Genf verheiratet und niedergelassen; daß Oppenheim nach Berlin zurückgewandert war, berichtete ich; wie ihm, hatten anderen die Pforten der Heimat unter der neuen Ära Preußens sich wieder geöffnet. So kam eins zum andern, um meinen stehenden, geselligen Verkehr umzugestalten.

Die Anknüpfungspunkte führten in die Zeit zurück, da noch das Flüchtlingsleben dem Umgang sein Gepräge aufdrückte und uns mit politisch gleichgesinnten Franzosen zusammenführte. Das war um so natürlicher, als man wohl mit Recht sagen kann, daß zu jener Zeit der größere Teil der höher gebildeten Gesellschaft mehr oder weniger in oppositioneller Gesinnung dem napoleonischen Regiment gegenüberstand.

Presse und Litteratur gehörten meistens zur Fronde. Am nächsten stand uns darin die Gruppe des Temps und der Revue germanique, an der ich später, als sie den Namen Revue moderne annahm, mitarbeitete.

Die elsässischen Elemente dieser Gruppe bildeten damals den Stamm und fühlten sich den radikalen Deutschen wenigstens ebenso verwandt, wie ihren politischen Landsleuten, den Franzosen. An ihrer Spitze stand August Nefftzer, der vollendete Typus des durch den französischen Zuschnitt einigermaßen umgemodelten, aber im Grund seines Wesens unversehrt gebliebenen Alemannen. Hochstämmig, breitschultrig, mit einem starken Kopf auf kurzem Hals, kündigte nur der breitkrämpige, schief aufgesetzte Cylinderhut den Pariser Radikalen an, während der Rest entschieden deutsch aussah. Eine ausgesprochene Neigung zum Biergenuß, der täglich eine Anzahl Gleichgesinnter in einer Brauerei des Faubourg Montmartre versammelte, bewahrte vor Entartung. Nefftzer war aus Kolmar gebürtig und hatte ursprünglich protestantische Theologie in Straßburg studiert. Etwas Burschikoses mischte sich ganz

natürlich in sein Wesen, wie es seinem Ursprung und seiner Entwicklung ganz entsprach, und dies umsomehr, als er auf einen frischen Humor veranlagt war. Schon bei seinen ersten Versuchen in der Tagespresse gab er eine Probe davon, die ihm allerdings teuer zu stehen kam.

Er war damals, im Jahre 1851, Mitarbeiter an der von Emile von Girardin herausgegebenen Presse. Es war die erste Zeit der napoleonischen Präsidentschaft, noch vor dem Staatsstreich. Man erwartete jeden Tag eine Präsidialbotschaft. Nefftzer kam auf den Einfall, eine solche aus einer Anzahl Stellen zusammenzusetzen, die er aus des Präsidenten Schriften gewählt hatte, alle so demokratisch wie möglich. Die, einen Augenblick für echt gehaltene, Botschaft verbreitete einen Schrecken auf der Börse, der einen starken Kursfall nach sich zog. Der Spaß trug seinem Erfinder eine Verurteilung zu einem Jahr Gefängnis ein.

Anfangs der sechziger Jahre gründete Nefftzer die noch heute in Blüte stehende Zeitung „le Temps“. Einen Teil des Betriebskapitals lieferte der aus Frankfurt stammende Bankier Emil Erlanger. Mitarbeiter waren die Elsässer Louis Ratisbonne und Charles Dollfuß, später kam noch der ebenfalls aus der protestantischen Theologie hervorgegangene Edmond Scherer hinzu, sowie der auch in deutschem Wissen bewanderte Challemel-Lacour, der unter Gambetta Gesandter der Republik in London wurde und als Präsident des Senats starb. Die meisten von ihnen waren auch Mitarbeiter an der Revue germanique. Es war die Zeit, da unter Renans und Taines Führung der Sinn für deutsche Philosophie, Bibelforschung und Philologie in Aufnahme kam. Die preußischen Triumphe des Jahres 1866 fanden aber auch schon in diesen Kreisen keine Sympathie.

Ich erinnere mich, daß ich am Tage, da die Nachricht der Schlacht von Sadowa eintraf, mit französischen Freunden einen Ausflug in die Umgegend von Paris machte. Der Zufall hatte auch Scherer in unser Coupé geführt, und da ich meine große Freude über das Ereignis nicht verbergen konnte, fiel mir auf, welch ein saures Gesicht Scherer dazu machte. Die Beliebtheit der Deutschen wurzelte doch zum Teil auch darin, daß sie so unschädliche Philosophen und Philologen waren.

Nefftzer selbst war vorurteilslos, und als die große Katastrophe von 1870 eintrat, sah er in derselben nicht nur, wie seine anderen Gesinnungsgenossen, eine Folge der kaiserlichen Mißwirtschaft, sondern eine Schuld der ganzen Nation. Er verließ Frankreich und hegte anfangs einige Hoffnung auf die Möglichkeit einer für ihn erträglichen Gestaltung der Dinge in Elsaß-Lothringen.

In jener Zeit, kurz nach dem Frankfurter Frieden, als eine Anzahl politisch gebildeter Männer, wie Klein, Bergmann, Schneegans, die elsässische Bevölkerung im Bunde mit den damals starken deutschen Liberalen in ein friedliches Verhältnis zum Reich hinüberzuführen meinten, interessierte sich auch Nefftzer lebhaft für das Problem. Im Lauf des Sommers 1871 gab er Lasker und mir ein Stelldichein in Freiburg, wo der Gegenstand eifrig besprochen wurde. Aber bekanntlich mißglückten alle Versuche dieser Richtung. Nefftzer erkannte das bald und zog sich nach Basel zurück, wo er zu kränkeln anfing und im Jahre 1876 starb.

Er war ein bedeutendes journalistisches Talent, ein liebenswürdiger, ernster und gründlich gebildeter Mann.

Das Problem, die Elsässer mit ihrem Schicksal zu versöhnen, war ein unlösbares. Die Deutschen haben durch eigne Fehler viel zum Mißlingen beigetragen, aber es wäre nicht gelungen, auch wenn sie Engel vom Himmel gewesen wären. Man kann zwar noch heute von den Altdeutschen im Elsaß sagen hören, das Regiment Manteuffel mit seiner Schwäche für das französische Element und für die katholische Geistlichkeit trüge am meisten Schuld an diesem Mißlingen. Doch halte ich diese Anklage für wenig begründet. Viel mehr haben diejenigen deutschen Beamten dazu beigetragen, welche glaubten, man müsse durch unbeugsame Härte und herrisches Auftreten den Elsässern ihren französischen Dünkel austreiben und sie mit Ruten zu deutschen Patrioten erziehen. Doch, im Grunde war weder mit guten, noch mit bösen Künsten etwas zu machen. Das ganze französische Leben mit seiner Gravitation nach Paris, selbst mit seiner, von ihnen nur adoptierten Sprache, war den elsässischen Bürgerkreisen zur lieben Gewohnheit geworden, und da es ebensoviel anziehende Eigentümlichkeiten hatte, wie namentlich das norddeutsche abstoßende, so blieb das dem entsprechende Gefühl ausschlaggebend.

Die Elsässer fühlten sich nicht als Deutsche und entbehrten die französische Lebens- und Staatsgemeinschaft schmerzlich. Das ist eine Thatsache, die jenseits von Lob und Tadel, als ein Ereignis auf eignen Füßen steht.

Als der Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst Statthalter wurde, sprach er mit mir über die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Ich sagte ihm: „Nehmen Sie die Dinge so ruhig wie möglich, und glauben Sie nicht, daß sich mit Regierungskünsten etwas daran ändern läßt. Kein Gott und kein Teufel kann machen, daß die Elsässer sich mit dem Herzen in ihr Schicksal finden. Verschonen Sie sich selbst und Ihre Administrierten mit aller unnötigen Quälerei, machen Sie sich und ihnen das Leben so leicht wie möglich." Ich glaube, dieser Rat entsprach auch der Sinnesweise des Statthalters; er hat im Einklang damit regiert, nicht selten im Widerspruch mit schneidigen Anordnungen, die von Berlin kamen, aber zum Dank des Landes, das ihn nur ungern scheiden sah.

Es ist etwas eignes um die Schwierigkeit, welche das Deutschtum in seiner Berührung mit nachbarlichen Elementen überall zu bestehen hat. In diesem Fall hätte das Hindernis um so geringer sein sollen, als mit Ausnahme vom französisch-lothringischen Teil Land und Leute von Natur wirklich deutsch sind. Aber auf der andren Seite macht der eigentümliche Reiz, den französisches Wesen auf die Menschen ausübt, seine Wirkung geltend.

Es wird eine ewig ungelöste Streitfrage bleiben, ob Deutschland im eignen Interesse, d. h. im Interesse eines versöhnten Zusammenlebens mit seinem Nachbar und seiner Sicherheit vor Revanchekriegen, besser gethan hätte, die beiden Provinzen bei Frankreich zu lassen. Franzosen und Deutsche werden sich nie darüber einigen. Auf diesem Punkt habe ich mich in diesen fünfundzwanzig Jahren nur mit einem einzigen Franzosen verständigen können, den ich natürlich nicht nenne, um ihn nicht in seinem Lande unmöglich zu machen. Alle anderen, auch die vorurteilslosesten und maßvollsten, haben versagt.

Meine eigne Überzeugung ist, daß der Haß gegen das siegreiche Deutschland und die Begierde nach Revanche ganz ebenso groß gewesen und geblieben wären, selbst wenn man keinen Zollbreit

Land abgerissen hätte. Aus menschlicher Rücksicht für die Bewohner wäre es wünschenswert gewesen, sie bei Frankreich zu lassen; aus Rücksicht auf die eigne Sicherheit war Deutschland zur Einverleibung berechtigt, denn ohne die Gefahr des Angriffs zu vermehren, vermehrte es die Mittel der Abwehr. Deutschland hätte, wenn Metz und Straßburg bei Frankreich geblieben wären, gerade so viel Grund gehabt, täglich auf einen Revanchekrieg gefaßt bleiben zu müssen, wie dies jetzt der Fall ist, und es hätte nur des Plus von Widerstandsmitteln entbehrt, welche diese festen Plätze ihm gewähren.

Im heutigen Kampf der Nationalitäten untereinander spielen Befangenheit und vorgefaßte Stimmung eine so ungeheure Rolle, daß jede Rechnung auf Gerechtigkeit zum eitlen Wahn wird. Kein Franzose hätte es den Deutschen gedankt, wenn sie auf Landerwerb verzichtet hätten, und die bloße Thatsache, daß sie Sieger gewesen, hätte genügt, das Rachebedürfnis lebendig zu erhalten. Man kann Mitgefühl haben, namentlich mit den Lothringern, die in eine ihnen widerstrebende Gemeinschaft hineingezogen und von einer ihnen lieben abgerissen wurden. So lange aber die Nationen und Staaten im Kampf um ihre eigne Existenz so wie heute einander gegenüberstehen, kann man dem Deutschen Reiche nicht verdenken, daß es die Maßregel seiner größeren Sicherstellung der humanen Rücksicht auf die Neigungen der inkorporierten Bevölkerung vorzog.

Bismarck und Moltke waren keine Romantiker, die aus deutschtümlicher Empfindung heraus das alte Reichsland wieder haben wollten. Moltke täuschte sich nicht über die fünfzigjährige Dauer der Revanchebedrohung und basierte seine Gegenmaßregeln darauf, und Bismarck wagte nicht die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, wenn er sich den Konsequenzen der Berechnung Moltkes entzöge. Ich werde später, wenn ich zum Jahr 1870 kommen sollte, darüber noch manches zu sagen haben. Aber ich lege Wert darauf, schon hier meine Ansicht über diese Völkerstreitfrage auszusprechen, weil ich glaube, daß meine Unbefangenheit nicht angezweifelt werden kann.

Galt ich doch im deutschen Reichstag für so zu Frankreich hinneigend, daß meine näheren politischen Freunde mich immer

baten, in elsässischen Angelegenheiten nicht das Wort zu nehmen, und Fürst Bismarck, der in der Kunst perfiden Insinuierens seinesgleichen suchte, hat mir einmal, als ich den ersten heftigen Streit über seine allgemeine Politik mit ihm hatte, das Sujet mixte an den Kopf geworfen. Nach meiner Erwiderung (in der Sitzung vom 14. Juni 1882) zog er dann, wie er in solchen Fällen zu thun pflegte, den Sinn der Perfidie ins Harmlose und sagte, er hätte nur gemeint, ich brächte gerne einen Teil des Jahres in Paris zu, und an meiner Stelle ginge es ihm vielleicht ebenso.

Der Gedanke, eine Unterscheidung zwischen den annektierten deutschen und französischen Landesteilen zu machen, liegt nahe. Denn man kann mit Recht sagen, die französischen Lothringer seien durch die Einverleibung in Deutschland viel unglücklicher geworden als die Elsässer. Aber der Verzicht auf Metz und das Metzer Land im Friedensabschluß hätte den Stachel nicht um eine Linie breit weniger tief zurückgelassen. Eine nachträgliche Zurückgabe des französischen Teils wäre theoretisch viel eher denkbar, weil sie greifbar als ein gutartiges Nachgeben erschiene. Aber wer hätte den Mut, bei der Unbeständigkeit nationaler Bewegungen, etwas derart vorzuschlagen in der Hoffnung, daß Deutschland dafür dauernd Anerkennung und Friedensgarantie fände?

Um auf die persönlichen Beziehungen mit dem Kreise des „Temps“ und der „Revue germanique“ zurückzukommen, so führten dieselben nicht zu näherem sozialem Verkehr, sondern nur zu Begegnungen am dritten Ort, in den Lokalen der Redaktion u. dgl. mehr. In engere Beziehung trat ich zuerst mit einem französischen Schriftsteller, der zwar von väterlicher Seite deutschen Ursprungs, aber vom Wirbel bis zur Zehe Franzose war, ein merkwürdiges Beispiel des Übergewichts, welches das mütterliche Element, verbunden mit dem umgebenden Milieu, auf die Gestaltung eines Individuums ausüben kann.

Louis Ulbach war der Sohn eines Deutschen dieses Namens aus Koblenz, der sich unter dem ersten Kaiserreich mit einer in der Champagne geborenen Französin verheiratet und sich in der Stadt Troyes als Marchand Tailleur etabliert hatte. Hier kam der Sohn im Jahre 1822 zur Welt. Sein Vater, der zur Zeit als ich mit ihm bekannt wurde, nicht mehr lebte, lernte, wie der Sohn

berichtete, niemals ordentlich französisch, und die Mutter lernte niemals ein Wort deutsch. Die Mutter, die ich noch recht gut kannte, zog nach dem Tode ihres Mannes nach Paris. Sie war der vollendete Typus der französischen Kleinbürgerin, eine wackere sympathische Frau von sehr wenig Bildung. Der Sohn erzählte mir eines Tages, wie sie ihn am Abend vorher in scheußliche Verlegenheit gebracht hatte. Er saß mit ihr in einer Loge der Porte St. Martin, wo die großen Spektakelstücke aufgeführt zu werden pflegen. Man gab den Courrier de Lyon, in welchem ein in der französischen Kriminalgeschichte berühmter Justizmord dramatisiert ist. Bei dem auf der Szene vor sich gehenden Zeugenverhör figuriert u. a. eine Magd, welche die Geliebte des wahren Mörders ist, den sie natürlich nicht verraten will, obwohl sie das Geheimnis kannte. Während nun der Richter einen anderen Zeugen scharf auf die Schuld des fälschlich Angeklagten, Namens Lesurques, inquiriert, hält in einem Winkel die Geliebte ein leises peinvolles Selbstgespräch, in dem sie einmal vor sich hinsagt: „oh, si je pouvais parler“ — worauf die alte Frau Ulbach entrüstet sich von ihrem Sitz in der Loge erhebt und zum Gaudium des Publikums nach der Bühne hinruft: „Mais fais le donc, malheureuse“. Man kann sich den Schrecken des Sohnes denken.

Die Affaire Lesurques ist übrigens eine der instruktivsten Illustrationen zur Kritik des Justizmordes. Die Verhandlungen, welche ursprünglich im Jahre 1796 stattfanden, wurden noch zur Zeit meines Pariser Aufenthaltes in den sechziger Jahren wörtlich nach den Akten und Aufzeichnungen jener Epoche reproduziert. Die Nachkommen des unschuldig Hingerichteten führten nämlich seit alter Zeit einen Rechtsstreit um Rehabilitierung ihres Vorfahren zugleich mit Ansprüchen auf Geldentschädigung. Die Rehabilitierung scheiterte, obwohl der Justizmord aktenmäßig festgestellt war, an gesetzlichen Formalitäten. Man versuchte sogar durch ein Spezialgesetz das Hindernis zu beseitigen, aber nach langen Debatten im Senat mißglückte auch dieser Versuch.

Ich habe die Akten dieses Prozesses sorgfältig gelesen, weil ich mich für die richterlichen Irrtümer von jeher besonders interessierte. Man erstaunt über die Leichtfertigkeit, mit welcher die

Geschworenen den Zeugenaussagen Glauben schenkten. Der ganze Prozeß drehte sich nämlich um die Rekognoszierung der Person des Thäters. Aus dem ganzen Vorleben des Angeklagten, aus allen Nebenumständen war kein Motiv zu finden. Nur weil eine Reihe von Personen ihn bei der That gesehen haben wollte, ward er für überführt gehalten. Nachher stellte sich heraus, daß eine gewisse Ähnlichkeit des Lesurques mit dem wahren Mörder den Ausschlag gegeben hatte. Nachdem Lesurques verurteilt und hingerichtet war, folgte dann der andere mit dem gleichen Schicksal.

Liest man aber die Zeugenaussagen, so fragt man sich bei der Masse von Widersprüchen, in denen sie zueinander stehen, wie die Geschworenen ihnen Glauben schenken konnten. Selbst über so greifbare Äußerlichkeiten, wie über die Kleidung, die der Mörder bei der That getragen haben sollte, gehen die Aussagen gröblich auseinander.

Meiner Überzeugung nach ist die Zahl der vor Gericht unschuldig Verurteilten viel größer, als man annimmt, besonders aber da, wo die leider auch auf Deutschland übergegangene französische Methode der staatsanwaltlichen Verfolgung eingebürgert ist. Dieses perverse Herkommen, wonach der Staatsanwalt einen Ehrenpunkt hineinlegt, ein Schuldig zu extrahieren, statt nach der objektiven Wahrheit zu suchen, ist eine der Hauptquellen der Scheußlichkeit ungerechter Verurteilungen. Eine andere Quelle ist die Kritiklosigkeit der Geschworenen und auch der Richter gegenüber den Zeugenaussagen.

Die Mehrzahl der Zeugen sind Menschen von geringer Bildung. Je weniger das Denkvermögen eines Menschen ausgebildet ist, desto weniger giebt er sich Rechenschaft über die Schwierigkeit, einen von ihm erlebten Vorgang genau zu kontrolieren und ferner sich desselben nach einiger Zeit genau zu erinnern. Ein scharf denkender, sich selbst beobachtender Mensch wird vor der Aussage über solche Begebenheiten, namentlich wenn er weiß, welche furchtbare Verantwortung damit verbunden ist, aufs peinlichste mit sich ins Klare zu kommen suchen, wogegen die große Mehrzahl sich über solche Bedenken mit oberflächlicher Selbsttäuschung hinwegsetzt. Das englische Kreuzexaminieren ist daher vollberechtigt. Wo nicht die ganz ungebundene Bedrängung des

Verteidigers den Zeugen zur äußersten Selbstkontrole bis in den letzten Winkel seines Bewußtseins und seines Gedächtnisses verfolgen kann, bleiben die Thatsachen zweideutig.

Ich habe einmal an mir selbst erlebt, was Zeugenaussagen ungebildeter Menschen bedeuten. Im Jahre 1868 bei Anlaß meines ersten Wahlfeldzugs für das Zollparlament ließ mir das Ministerium Dalwigk einen Preßprozeß wegen Beleidigung der Behörden an den Hals hängen. Ich streifte schon die Thatsache. Ein dieser Vorgesetzten würdiger Staatsanwalt Namens Schalk, ein verbissener Reaktionär, besorgte die Anklage. Er ließ unter anderem eine Anzahl Dienstmänner als Zeugen aufmarschieren, welche sämtlich beschworen, ich hätte ihnen das inkriminierte Flugblatt übergeben mit dem Auftrage, es in den Häusern zu verteilen. Ich wußte ganz bestimmt, daß kein wahres Wort daran war. Aber die Leute waren in der Untersuchung vernommen, zu der Aussage beschwatzt worden und hielten nun trotz meines Widerspruchs ihre Aussage eidlich aufrecht. Ich gehe hier auf die Sache nicht näher ein. Aber man wird sich schon aus diesem Erlebnis ein wenig erklären können, warum ich ein unerschütterlicher Anhänger der Berufung bei dem deutschen Kriminalprozeß wurde.

Sie ward hauptsächlich beseitigt, weil die Theoretiker eine Inkonsequenz gegen das Prinzip des mündlichen Verfahrens darin fanden. Die erste Verhandlung mit den mündlichen Aussagen der Zeugen sei in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit in keiner höheren Instanz mit gleichem Wert zu reproduzieren, und darum müsse der in erster Instanz Verurteilte sich mit dem Ergebnis derselben abfinden. Aber meine Beobachtung im Kriminalverfahren wie im Civilprozeß hat mich zu der Überzeugung geführt, daß die Irrtümer, die in einer Verhandlung unterlaufen, erst entdeckt werden, wenn das Urteil gesprochen ist und deutlich wird, auf welchem Versehen dasselbe beruht. Jahrelang habe ich die gerichtlichen Zeitungen in Paris täglich gelesen und mir die zahlreichen groben Justizirrtümer gesammelt, die bald authentisch festgestellt, bald, und noch viel zahlreicher, für den aufmerksamen Beobachter wahrscheinlich werden, wenn sie auch für die Gerichte unaufgeklärt bleiben.

Unter den schrecklichsten Fällen erinnere ich mich namentlich zweier, die besonders grausam waren. Der eine betraf ein belgisches Ehepaar, welches wegen Mordes zu öffentlicher Ausstellung, Brandmarkung und lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden war. Beide starben im Gefängnis, in dem sie lange Jahre zugebracht hatten. Erst nach ihrem Tode wurde der wahre Thäter entdeckt, und ihr Gedächtnis — welcher Spott auf die Justiz! — rehabilitiert. Der andere Fall war noch krasser. Er spielt im Süden von Frankreich. Eine Frau Doique wurde wegen Vatermordes verurteilt. Da sie schwanger war, wurde die Hinrichtung verschoben, weil bekanntlich das Gesetz, in seiner Zärtlichkeit für das Menschenleben, dies vorschreibt. Glücklicherweise wurde in dieser Wartefrist der wahre Schuldige entdeckt, der sich der That bekannte. Nun wurde das erste Urteil kassiert, und die Frau kam noch einmal vor die Assisen. Das erste, was der Vorsitzende des Gerichtshofs that, war, daß er die Frau mit den härtesten Vorwürfen überhäufte. Das arme Weib war nämlich vom Untersuchungsrichter so lange gequält worden, bis sie in ihrer Verzweiflung, zum Sterben müde, sich schuldig bekannt hatte, um ein Ende zu machen. Nun mußte sie sich auch noch verteidigen, daß sie schändlicherweise das brave Gericht in Irrtum verführt hatte. Sie erzählte in herzzerreißender Weise, welchen Foltern man sie während der Untersuchung ausgesetzt, wie man sie nach den langen Verhören in ihrem elenden, leidenden Zustand, des Nachts auf ein hartes Lager geworfen, wie sie, um die Leiden zu beenden, sich schuldig bekannt, und, um nicht länger den vergeblichen Widerstand fortzusetzen, auch vor Gericht bei dem falschen Geständnis geblieben sei. Es war ein schauerliches Bild der Verwirrung und Verirrung, welche ein verkehrter Diensteifer in den Köpfen ehrlicher Kriminalisten anrichten kann. Wie läßt sich sonst auch begreifen, daß Jahrhunderte lang der Strafprozeß auf der Folter beruht hatte! Die mechanische Gewohnheit, da, wo ein Angeklagter ist, auch, wenn irgend möglich, einen Schuldigen zu finden, ist — wenigstens zu meiner Zeit, — in Frankreich bei den Gerichten an der Tagesordnung gewesen. Nicht nur die Staatsanwälte waren eifrig bestrebt, um jeden Preis eine Verurteilung zu haben, sondern die Präsidenten gleichfalls unterschieden sich

kaum darin von ihnen. Zeugen, die entlasten wollten, wurden so hart angefahren und in Verwirrung gebracht, daß sie nicht mehr mit ihrer wahren Überzeugung herauszukommen wagten; die Schlußresumes des Vorsitzenden waren oft eine Wiederholung der Anklage.

Zu der Zeit, während der ich am Gerichte in Mainz diente, war es darin nicht besser bestellt. Natürlich hatte man, wie ich schon berichtet habe, die Überlieferung aus der französischen Kaiserzeit festgehalten. Einzelne Präsidenten waren wirklich Wüteriche, die Schrecken um sich verbreiteten. Es giebt Staatsmänner und Juristen, welche in der Möglichkeit der Verurteilung Unschuldiger das kleinere Übel sehen zum Heile des großen Ganzen. Ich kann mich dieser Staatsraison nicht anbequemen, sondern finde den Justizmord — ob er nun wörtlich mit einer Hinrichtung oder nur mit einer Freiheitsstrafe sich vollziehe — das größte Übel, das eine gesellschaftliche Ordnung treffen kann. Keine unbestrafte That verdient so schwer auf dem Gewissen der öffentlichen Ordnung zu lasten, wie die Grausamkeit einer ungerechten Verurteilung. Alle späteren Rehabilitationen, an sich schon so schwer durchzusetzen und daher so selten, sind eine elende Sühne für solche Mißhandlungen. Wer kann einem Unglücklichen die Folterqualen solcher erlittenen Schmach wieder abnehmen? Ist es doch schon so mit der Untersuchungshaft!

Rohe Zeiten, die für Leben und Freiheit der Menschen überhaupt keinen Sinn hatten, haben ihre Hartherzigkeit in die Prozeduren unserer Justiz und Polizei hineinvererbt, und während nach allen Richtungen hin soziale Fragen zur Lösung aufgeworfen werden, finden diese einfachen Verbesserungen zu Ehren von Gerechtigkeit und Humanität nur wenig Gehör. Was wäre nicht über die barbarische Behandlung politischer Gefangenen in Deutschland zu sagen, bei denen alles, was sie vom gewöhnlichen Verbrecher unterscheidet, so brutal ignoriert wird!

Aber ich will zu meinem Freund Ulbach zurückkehren. Wie in seinem Wesen so auch in seiner äußeren Erscheinung war keine Spur seiner deutschen Abstammung zu entdecken. Er sah genau aus wie ein echter, wohlgenährter französischer Geistlicher, breit, rund, fett, mit glattem dunklem Haar, einem Doppelkinn, muntern,

hinter einer Brille hervorlugenden Augen, weichen, zarten Händen und eleganten Füßen. Auch watschelte er ein wenig, wie ein wohlgenährtes Pfäfflein, was ihn aber nicht übel kleidete.

Seine Bildung war nicht tief. Er besaß den gewöhnlichen Schliff des homme de lettres, aber Witz und esprit, was nicht dasselbe ist, wie Geist. Sein Fach war eigentlich der Roman und die Novelle, doch brachte er es bei einer unendlichen Fruchtbarkeit und einer weit verbreiteten Notorietät niemals zu einem glänzenden Erfolg. Der beste Roman, den er je geschrieben, erschien bald, nachdem wir näher miteinander bekannt geworden waren. Er hieß Monsieur et Madame Fernel und enthielt eine sehr gelungene Schilderung des französischen Provinzlebens. Das Buch machte seiner Zeit Glück, ist aber jetzt gewiß vergessen.

Neben der schönen Litteratur trieb Ulbach auch Politik, und zwar natürlich oppositionelle gegen Napoleon. Er war Republikaner des alten klassischen Stils aus der Ära der zweiten Republik, deistisch, freigeistig und kosmopolitisch, jedoch ohne irgend eine fremde Sprache oder Litteratur zu kennen.

Lange Zeit war er auch Theaterrezensent und als solcher immer zu den Vorstellungen mit Logen versehen, an denen er seine Freunde freigebig teilnehmen ließ. Von dieser Art Liberalität, wie sie der Presse gegenüber von den Pariser Theaterdirektionen gehandhabt wird, hat man bei uns keinen Begriff. Wer einige gute Bekanntschaften in der Schriftstellerwelt hatte, konnte immer umsonst ins Theater gehen, und die Litteraten selbst genossen und genießen noch heute ein ähnliches Privilegium auf den Eisenbahnen. Alle Welt ist jahraus jahrein so bemüht, mit der Presse auf gutem Fuß zu stehen, daß man immer bereit ist, sie durch kleine Aufmerksamkeiten zu verpflichten. Ich glaube, in Österreich besteht ein ähnliches Verhältnis.

Ulbachs unerschöpfliche Produktivität entsprang zunächst dem Bedürfnis, mit der Feder Geld zu verdienen. Er machte recht viel, ohne deshalb jemals zu geordneten Finanzen zu kommen. Dieser Zug der Jagd nach dem Geld und des endlosen Kampfes mit den daraus entstehenden Verlegenheiten ist auch eine Spezialität der französischen Litteratur, die man bei uns kaum kennt, wenigstens nicht in den höheren litterarischen Sphären.

Voltaire und Beaumarchais waren Geldmänner; Benjamin Constant war ein Spieler. Von Lamartine habe ich oben schon erzählt; Victor Hugo verstand sich außerordentlich gut auf Geldgeschäfte, die er aber sehr solid betrieb, zum Unterschied der Mehrzahl seiner Kollegen, die meistens in Schulden steckten, soviel sie auch einnahmen.

Einer der berühmtesten auf litterarischem und finanziellem Gebiet war der alte Alexander Dumas. Er war sehr beliebt in den Zirkeln der üppigen Finanzwelt, aber seine Gönner mußten auch daran glauben. Er war so sprichwörtlich, daß man sagte: il vaut mieux prêter à rire qu'à Alexandre Dumas. Sein nicht minder berühmter Sohn war andern Schlages, ein guter Haushalter, der seine großen Honorare zweckmäßig zusammenzuhalten verstand. Den interessantesten Beitrag zu diesem Kapitel liefert die veröffentlichte Korrespondenz Balzacs, in der der Kampf mit dem Lindwurm seiner Geldverpflichtungen nie aufhört und einen größeren Platz einnimmt, als die Schilderung der schriftstellerischen Laufbahn. Man kommt nicht aus dem Erstaunen heraus, wenn man liest, wie die Produktion immer nur im Gefolge des Geldbedürfnisses dahinstürmt, wie die Bände im Schnellschritt entstehen, weil ein Verfalltag nahe rückte. Auch in der jüngst veröffentlichten Korrespondenz der George Sand spielen diese Geldverlegenheiten eine Rolle. Als ich in das Pariser Geschäft eintrat, fand ich in unsern Büchern einen beträchtlichen Teil der berühmtesten Namen mit Schulden eingeschrieben, die natürlich nie bezahlt wurden.

Mein Vorgänger in der Geschäftsführung war auch nichts weniger als ein trockener Bankier gewesen. Er hatte eine technische Schulbildung durchgemacht und einen außerordentlich lebhaften Geschmack an dem litterarischen und künstlerischen Treiben bis hinter die Koulissen und in die entlegensten Gebiete der interessanten Bohême hinein. Dies brachte ihn in intime Berührung mit den Celebritäten der Feder, und seine Herrschaft über eine große Kasse konnte nicht unbeachtet bleiben. Nicht gerade, daß man immer direkten Pump anlegte, aber man machte spekulative Geschäfte mit Vorschüssen, und wenn sie mißlangen, gerieten sie eben in Vergessenheit.

Auch die großen Moralisten der dramatischen Litteratur,

Ponsard und Augier, zierten unser Hauptbuch für alle Zeiten. Natürlich dachte niemand daran, sie an diese Thatsache zu erinnern.

Die Erklärung für das Phänomen ist wohl komplizierter Art. Ein Teil kommt sicher auf Rechnung der Pariser Lebesucht, der unentbehrlichen Luxusbedürfnisse der in der großen Welt Lebenden. Aber eine besondere für den Reiz der Geldspekulation zugängliche Sinnesart verbindet sich damit. Keine Nation hat eine so ausgesprochene Neigung zu dem Glauben, daß die künstlichen Veranstaltungen im Gegensatz zu dem natürlichen Gang der Dinge den menschlichen Bemühungen Vorschub leisten. Frankreich ist daher auch der klassische Boden alles dessen, was unter den Begriff des Protektionismus fällt. Sein großer Handelsminister Colbert war der Prophet des Systems für die civilisierte Welt seiner Zeit. Die große Revolution, der Konvent, in allen übrigen Dingen auf die Zerstörung von Privilegien und auf die Freiheit hinzielend, war fanatisch schutzzöllnerisch, ebenso Napoleon. Protektionismus und Gouvernementalismus fallen hier zusammen; Prämien, Wiedervergütung von Zöllen, Schiffahrtszulagen, Dampfersubventionen, Acquits à caution, kurz alles, was ein findiger Geist ausklügeln kann, um Unternehmungen künstlich ins Leben zu rufen, die im geraden Wege eine Arbeit nur mit Schaden für den Unternehmer ausweisen würden, ist hier im Laufe der Zeiten von der Gesetzgebung angehäuft und von den die Gesetzgebung beherrschenden Interessen so ausgebildet worden, daß überall noch ein besonderer Unterschlupf für heimliche Plusmacherei angebracht war.

Die Hochofenbesitzer, die Spinner, die Zuckersieder haben es von jeher verstanden, sich aus solchen Begünstigungen direkte und indirekte Vorteile zu verschaffen.

Wie unter Ludwig XIV. Colbert, war unter der Julimonarchie Thiers der eminent französische Staatsmann mit der eminent französischen Anschauung: Alles muß gemacht werden, nichts geht von selbst.

Es wäre Interessantes darüber zu sagen, wie dieser Geist aus Frankreich nach Deutschland gedrungen ist, durch die französische Bildung Friedrichs des Großen, durch die der französischen Nachbarschaft und Politik nahgerückten rheinisch-westfälischen und württem-

bergischen Landschaften — wie eben deshalb Männer wie Varnbüler und Stumm stark dazu beitrugen, den Fürsten Bismarck zu diesen französischen Ideen zu bekehren, die seinem kampflustigen Temperament und seiner dem englischen Individualismus abholden Regierungsmethode zusagten. Und Miquels noch sehr merkbare französische Abstammung ist auch eine Erklärung für seine schutzzöllnerischen und staatssozialistischen Neigungen. Von allen Staatsmännern Frankreichs, mit denen Bismarck zu thun hatte, war ihm keiner so sympathisch, als Pouyer-Quertier, der normannische Spinner, ein fanatischer Schutzzöllner.

Nachdem man erlebt hat, wie Frankreich nach dem Sturz Napoleons III. aus dem durch diesen geschaffenen System gemäßigten Freihandels und der Handelsverträge alsbald wieder unter der Republik in die extremste Schutzzollpolitik verfiel, findet man darin den richtigen Maßstab für den angeborenen protektionistischen Sinn der Nation. Bis zum Beweis des Gegenteils kann man immer annehmen, daß jeder Franzose Schutzzöllner ist, obgleich die nationalökonomische Schule des Landes seit Turgot die besten Argumente gegen den Schutzzoll geliefert und in Friedrich Bastiat den glänzendsten Popularisator der Prinzipien der Verkehrsfreiheit besessen hat.

Es ist mir immer aufgefallen, wie auch in der schönen Litteratur dieser Sinn für das Gemachte im Gegensatz zum Werdenden zum Durchbruch kommt. Die stärkste Illustration dazu liefert Balzac, vielleicht der am schärfsten ausgeprägte Typus des französischen Geistes. Vieles bewegt sich in seinen Romanen kraft planmäßiger Veranstaltungen, durch Verschwörungen und Intriguen. Das stimmt auch mit der Jagd nach Schätzen, in der er sich aufrieb, und etwas von diesem Geiste steckt in so zahlreichen anderen seiner schriftstellernden Landsleute. Wie oft kommt ein Stück auf die Bühne, in dessen Mittelpunkt ein Ingenieur, ein Erfinder steht, der mit geheimer Berechnung eine geldmachende Kunst beherrscht! Und aus diesem Gesichtspunkt sind Erscheinungen, wie die der Massenkompromittierung, z. B. bei dem Panamafall mit zu erklären. Es ist nicht die pure Korruption, sondern auch der Drang zu abenteuerlichen Unternehmungen und Kombinationen, welche neben dem Eigennutz die Phantasie in Fesseln schlagen.

Im kleinen Stil war mein Freund Ulbach aus diesem Holz geschnitzt, und so viele habe ich gekannt, die ihm darin glichen! Eine Jahreseinnahme von fünfundzwanzigtausend Franken, die er erzielte, konnte für seinen bescheidenen Haushalt, Frau und ein kleines Kind, reichlich genügen. Aber auch er kam nicht aus den Verlegenheiten heraus, bald ließ er sich mit diesem, bald mit jenem ein, leistete Bürgschaft oder indossierte Wechsel. Schließlich kam es gegen Ende des Kaisertums einmal zu einem Krach; seine Bibliothek wurde auf dem Zwangsweg versteigert und von Freunden für ihn wieder eingekauft. Unter der Republik hatte er nach der allgemeinen Gepflogenheit als alter eifriger Anhänger der triumphierenden Partei Anspruch auf eine gute Pfründe. Da er aber ein gutmütiger und anspruchsloser Mann war, so fand man ihn mit Kleinigkeiten ab. Er ward Bibliothekar in der Bibliothek des Arsenals und bekam die Konzession zur Aufstellung eines Panoramas, die er gegen eine nicht unbeträchtliche Summe natürlich an einen Dritten verkaufte. Ich glaube, dies Panorama, die patriotische Erinnerung an den Sturm auf die Bastille vom 14. Juli 1789 vorstellend, besteht noch heute.

Er war ein liebenswürdiger, jovialer, leichtlebiger Mann, dem ich bis zu seinem Ende in guter Freundschaft verbunden blieb. Auch war er einer von denen, die nicht bloß mir gegenüber, sondern überhaupt durch die Kriegsereignisse in seinen Ansichten gar nicht umgestimmt wurden.

Das erstemal, als ich 1873 im Frühjahr wieder auf einige Tage in Paris war, suchte er jede Gelegenheit, sich mit mir öffentlich zu zeigen, fuhr an einem belebten Sonntag im offnen Wagen mit mir spazieren. Es gab nicht viele, welche das damals gewagt hätten. Denn natürlich, wie ich später von deutscher Seite als Gönner Frankreichs behandelt wurde, war ich damals in Paris als Deutscher überhaupt und gar als einer, der sich der Undankbarkeit oder gar des Verrats an Frankreich schuldig gemacht hatte, verfehmt. Außer einigen kalten Blicken ehemaliger Bekannter ist mir übrigens, wie gesagt, nie etwas begegnet. Am grimmigsten stierten mich einige französierte Deutsche der haute finance an.

Ulbachs Haus, obwohl auf sehr bescheidenem Fuße geführt, war doch durch die lebenslustige und bewegliche Natur des Haus-

herrn ein sehr fruchtbarer Mittelpunkt. Ich verdankte ihm manche interessante Bekanntschaften, durch die ich in die litterarisch-politische Welt Einblick erhielt.

Er wohnte in einem kleinen, mit einem Gärtchen versehenen Haus in der stillen Rue du Rocher. Seine Frau war eine echte Französin, mehr noch als gerade Pariserin, liebenswürdig, äußerst gutmütig, verständig, nicht schön aber angenehm, etwas zur Galanterie geneigt, im Herzen volkstümlich-katholisch, aber ohne damit Staat zu machen. Sie ging fleißig zur Beichte und wohl zuweilen nicht ohne Ursache. Ein Vorfall ist mir unvergeßlich. Eines Tages saßen wir zusammen an Ulbachs Tisch, und die Rede kam auf mehrere Kinder, die sie in zartem Alter verloren hatten. Die Erzählung spitzte sich namentlich auf die Leidensgeschichte eines der Kleinen zu, die sehr langwierig und kompliziert war. Was haben wir nicht alles versucht, rief Ulbach, und mit freigeistischer Selbstironie setzte er hinzu: „sogar Eau de Lourdes haben wir ihr gegeben!" Da fuhr die Frau dazwischen: „Mais Louis, alors le miracle n'était pas encore démenti." Doch, wie gesagt, dieser Aberglaube war in ihr so kindlich unaggressiv, daß er einen gar nicht störte. Ich bin überzeugt, sie hat mich und meine Frau in ihre Gebete eingeschlossen, denn sie war eine der zärtlichsten und treuesten Freundinnen, die wir gehabt haben, und bis an ihren Tod. Noch auf ihrem Sterbebette, als ich längst wieder in Deutschland lebte, richtete sie einen Abschiedsbrief an mich, indem sie ihren etwas leichtsinnigen Louis meiner Überwachung empfahl.

Der Grundton der Geselligkeit im Hause war der der republikanischen Fronde gegen das kaiserliche Regiment. So war es beinah in allen litterarischen Zirkeln; der vorherrschende Zug dieser Opposition war nicht sowohl Zorn als Verachtung. Man hütete sich wahrhaft, Napoleon und seine Anhänger ernst zu nehmen, und man ging offenbar darin zu weit. Dieses sarkastische Verhalten zu einem Regiment, das achtzehn Jahre lang Frankreich in starker Hand hielt und Europa imponierte, entsprang dem Bedürfnis, das Selbstgefühl der Unterdrückten zu retten, war aber eigentlich der Ausdruck eines inneren Widerspruchs. Einigermaßen ähnlich verhielt es sich ja mit der ironischen Behandlung, welche der

Berliner „Kladderadatsch" jahraus jahrein dem Kaiser mit der großen Nase und seinem Sohn Loulou zuteil werden ließ, wobei ich nebenher bemerken will, daß ich den Namen Loulou nie in dieser Anwendung in Frankreich gehört habe. Diese Bezeichnung für das arme Prinzchen ist Berliner Erfindung.

Was einem ausländischen Witzblatt hingehen mochte, war für die ohnmächtigen Gegner des verspotteten Imperators eigentlich eine Inkonsequenz, und nach allem, was man vor und nachher erlebt hat, kann man wohl auf ihn das Heinesche Wort anwenden: „Er regierte, wie die anderen". Ich muß aber zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich damals, als ich in diesem Kreise lebte, von gleicher Stimmung mit beherrscht war, und daß mein stark modifiziertes Urteil sich erst später herausbildete, als ich es aus meinem von außen unbeeinflußten Nachdenken gewann.

Jenem sarkastischen Verhalten zur unangenehmen Gegenwart konnte man sich in diesen Kreisen um so schwerer entziehen, als es nicht nur, wie oben gesagt, dem Wunsche nach unvermindertem Selbstgefühl entsprang, sondern dem Bedürfnis nach heiterer Lebensweise, welche den Grundzug des Nationalcharakters bildet. In keinem Lande der Welt sind die Regierungen von jeher so satirisch traktiert worden, wie hier. Die Spottgedichte auf den Hof bilden ein stehendes Kapitel der französischen Litteratur gerade in den Jahrhunderten, wo die Monarchie am festesten im Gefühl der Nation wurzelte.

Zum engsten Kreise des Ulbachschen Hauses gehörten damals zwei entschiedene Republikaner sehr verschiedenen Kalibers, mit denen ich auch in enge freundschaftliche Verbindung kam. Ich nannte ihre Namen schon. Der ältere war Emanuel Arago, der jüngere Pierre Lanfrey.

Arago, der älteste Sohn des großen Naturforschers François Arago, verdankte dieser Abstammung hauptsächlich, daß ihm die Bahn zu hervorragenden Posten geöffnet war, so oft das Zeichen der Republik dazu führen konnte.

Der Vater Arago war ein Mann von ausgesprochen liberaler Gesinnung. Die großen Namen geben in Frankreich ihren Trägern eine Art dynastischer Stellung. Der Kultus des Ruhms ist so mächtig, daß die Nation ihn in allen Sprößlingen eines

großen Mannes ehrt. Der Zauber des Klangs Napoleon siegte bei der ersten Präsidentenwahl des Jahres 1848 über alle Betrachtungen der politischen Vernunft. Die Carnot, Cavaignac, Perier verdankten unter der dritten Republik ihre Erfolge vor allem dem Klang ihres Namens. Im Kleinen wiederholt sich das unzählige Male. So auch für unseren Emanuel Arago. Als die Februarrevolution des Jahres 1848 ausbrach, war er ein junger Advokat, ohne jede bekannte Leistung und, was noch mehr ist, ohne andere als gewöhnliche Leistungsfähigkeit. Aber er hieß Arago und war ein schöner Mann von hoher stattlicher Statur und einem in seinen großen, ausgeprägten Zügen an Ludwig XVI. erinnernden Kopf. So fiel ohne jede andere Qualifikation auf ihn die Wahl für den Gesandtschaftsposten in Berlin. Ich vermute, die Freundschaft des damals lebenden Vaters mit Alexander von Humboldt gab die erste Anregung.

Der Verkehr mit unserem großen Naturforscher bildete in den Reminiszenzen des ehemaligen Gesandten, die natürlich zwischen ihm und mir oft zur Sprache kamen, den Hauptgegenstand. Wie er keinerlei Antezedentien besaß, die ihn besonders für den Beruf empfahlen, so erfuhr ich denn auch weder von ihm noch aus der Weltgeschichte je etwas über seine diplomatischen Leistungen. Er verstand kein Wort deutsch und hat es auch nie gelernt; überhaupt kannte er keine andere Sprache als französisch.

Durch Humboldt trat er in Berlin mit Bettina v. Arnim in nähere gesellschaftliche Beziehung, und die Erinnerungen an diesen Kreis, namentlich an die Tochter Gisela, später Frau Hermann Grimm, bildeten den Mittelpunkt seiner Schilderungen aus der Berliner Episode. Als Louis Napoleon Präsident wurde, hatte es natürlich auch mit der Gesandtschaft ein Ende, und nach französischem Brauch, den die bedeutendsten Männer regelmäßig innehielten, kehrte Arago zur Advokatur zurück, in der er es übrigens nie zu einer ansehnlichen Praxis brachte.

Für das Ansehen der Anwaltschaft wie des Juristenstandes überhaupt ist nichts in Frankreich so bezeichnend und fördernd, wie diese Sitte. Jeder betrachtet es als ganz selbstverständlich, am Tage, nach dem er den Ministerpalast seinem Nachfolger geräumt hat, wieder mit seiner Aktenmappe unter dem Arme den

Weg nach dem Justizpalast anzutreten, und niemandem fällt es ein, darin ein Herabsteigen zu einem geringeren Grad gesellschaftlichen Ranges zu erblicken. Solche Auffassung des Anwaltsberufs ist begreiflicherweise von großer Wichtigkeit für die Stellung, welche der Verteidiger den Präsidenten und Staatsanwälten gegenüber einnimmt, und daher von heilsamer Wirkung für die Sache der Gerechtigkeit.

In den letzten Jahren des zweiten Kaiserreichs, als die Anzahl der fünf Oppositionsmänner, welche Jahrelang den Kampf gegen die Regierung in der Deputiertenkammer geführt hatten, sich zu einer größeren erweiterte, ward auch Arago in das Parlament gewählt. Als Redner that er sich nicht hervor, aber seine Stentorstimme gab seinen Unterbrechungen der Majoritätsredner eine gewisse Berühmtheit. Ich hörte ihn bei einer sensationellen Veranlassung plädieren. Der junge Pole Berezowski, welcher 1867 bei der Anwesenheit des Kaisers von Rußland auf diesen in dem Bois de Boulogne einen Schuß abgefeuert hatte, ohne ihn zu treffen, ward vor den Geschworenen von ihm verteidigt, und Aragos polenfreundliches Pathos brachte es fertig, dem Angeklagten mildernde Umstände zu verschaffen, so daß er nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, resp. Transportation verurteilt wurde.

Arago war ein lebenslustiger, liebenswürdiger Gesellschafter, der seinen unerschöpflichen Schatz launiger Anekdoten, wenn auch etwas häufig, doch immer geschickt anzubringen und hübsch vorzutragen verstand. Er war der Typus der kordialen Form des Pariser Umgangs, und bis zum Krieg lebte ich mit ihm auf dem Fuß einer heiteren Intimität.

Seine vielfachen Beziehungen zur Welt der Litteratur und des Theaters verschafften mir manchen belehrenden Einblick, namentlich war er in jüngeren Jahren mit dem Hause der George Sand eng befreundet gewesen und wußte viel daraus zu erzählen.

In den kritischen Tagen vor der Kriegserklärung, unmittelbar ehe ich die Rückreise nach Deutschland antrat, zwischen dem 6. und 14. Juli 1870, war er täglich bei mir und in heftiger Aufregung wegen der Anzeichen des kriegerischen Vorgehens.

Er war es, der mir noch im Vorsaale der Kammer die Nachricht von dem Verzicht des Fürsten von Hohenzollern mitteilte. Seit jener Stunde hab ich ihn dann nicht wiedergesehen, obwohl er erst im Jahre 1896 starb. Weniger eigene Erwägungen, als ihm zugetragene Hetzereien wegen meiner Begleitung Bismarcks im Anfang des Feldzugs machten ihn bedenklich, — auch wohl um seiner eigenen Stellung wegen — sich mir zu nähern, als der Friede hergestellt war. Er ist der einzige meiner früheren Pariser Freunde, mit dem dies geschah. Doch nahm er nie einen feindseligen Charakter an. Als er später Gesandter der Republik in Bern war — eine Versorgung, die ihm um seines Berliner Präzedenzfalles und seiner alten Parteitreue willen diese Sinekure eintrug — ließ er einmal durch Ulbach bei mir anfragen, ob er willkommen wäre, wenn er mich in Interlaken aufsuchte, was ich natürlich bejahte. Aber er erschien nicht. Er fürchtete wohl doch, in seiner offiziellen Stellung sich zu kompromittieren.

Der Zufall wollte, daß vor Arago der andere der nächsten Freunde, die ich im Ulbachschen Hause zuerst kennen lernte, ebenfalls Gesandter in Bern war. Doch fiel das vor die Zeit, da ich mich in Interlaken angekauft hatte.

Pierre Lanfrey war in allen Stücken ein andrer Mann als Arago. Er war kein Pariser und verdankte seine ganze Stellung sich selbst. In Chambéry geboren, wurde er, der wie ein Nordländer aussah, erst durch die Annektierung von Savoyen Franzose; er hatte aber allerdings eine ganz französische Erziehung genossen.

Während des letzten Teils des Krieges hatte ihm Gambetta eine Präfektur antragen lassen; allein er mißbilligte bei seinem harten, strengen Charakter Gambettas prahlerisches Wesen, und, indem er den Antrag ablehnte, wurde er vielmehr, wie ich berichtete, Freiwilliger in der Mobilgarde. Erst unter der Präsidentschaft von Thiers wurde er zum Gesandten in der Schweiz ernannt.

Unter der Präsidentschaft Mac Mahons trat er von diesem Posten zurück und als gewähltes Mitglied in den Senat ein. Von der Mitte der siebziger Jahre an begann er zu kränkeln, ging zur Erleichterung seiner langen und schmerzlichen Leiden in den Süden und starb daselbst 1877, noch nicht fünfzig Jahre alt.

Ich habe schon oben gelegentlich erwähnt, wie der Krieg, nachdem die erste Spannung überwunden war, unsere freundschaftlichen Beziehungen ganz unberührt ließ. In den Jahren von 1860 bis 1870 hatte Lanfrey sehr viel in meinem Hause verkehrt, und es hatte sich ein wirklich freundschaftliches Verhältnis geknüpft. Die strengen Grundsätze seines Charakters paarten sich in eigentümlicher Weise mit einer leichten und schalkhaften Konversation, die auch seinen Briefen das Gepräge gab. In der Gesellschaft, welche, wie bemerkt, mit dem napoleonischen Hof in offener Fehde lag, war er sehr beliebt, und bei schönen Frauen hatte er viel Glück, wie das bei einem hübschen, pikanten, jungen Schriftsteller von Erfolg nicht anders sein konnte. Eine charakteristische Anekdote lieferte ein Ausspruch, den er eines Tages einer älteren Freundin gegenüber that, die mir den Vorfall selbst wieder erzählte.

In einem intimen Gespräch kam sie darauf, ihm zu sagen, daß es wohl jetzt Zeit für ihn sei, ans Heiraten zu denken. Worauf Lanfrey: Heiraten kann ich nicht, denn ich bin in eine Wittwe verliebt. — Aber warum heiraten Sie die denn nicht? — Er: Der Mann ist eben noch nicht tot. — Diese Antwort ist nicht so derb, oder, wenn man will, cynisch, wie jene, welche ein anderer älterer Junggeselle, der bekannte italienische, in Paris lebende Bimetallist Cernuschi einer Freundin auf dieselbe Frage, warum er nicht heirate, erteilte: Madame, je me contente de l'adultère. Übrigens sind es, meiner Beobachtung nach, immer nur die Frauen, welche Männern zum Heiraten zureden. Ich kann mich nicht erinnern, daß ein Mann einen solchen Rat erteilt hätte.

In drei oder vier Salons war Lanfrey stehender Gast. Zunächst in dem meiner Freunde d'Alton-Shée und Madame Jaubert, von denen noch die Rede sein wird, sodann in dem der von Frau Mohl und endlich bei Frau von Peyronnet.

Jules Mohl war der bekannte Professor der orientalischen Sprachen, den sein Lebenslauf aus Württemberg nach Paris geführt und dort festgehalten hatte, wo er eine hohe wissenschaftliche Stellung einnahm. Die Anfänge seiner französischen Laufbahn knüpften an die Regierung Ludwig Philipps an; auch blieb er

sein Leben lang ein treuer Anhänger der Orleans und darum dem bonapartistischen Regiment feindlich. Er war ein Bruder des anderen berühmten württembergischen Mohl, Moritz, Mitglieds der Paulskirche und der ersten deutschen Reichstage. Auch Moritz, der Nationalökonom, hatte viele Jahre in Frankreich, besonders in Havre gelebt und seinen wirtschaftlichen Sinn sehr nach französischem Zuschnitt ausgebildet; er war eifriger Anhänger des Schutzzolls, der Doppelwährung und des Tabakmonopols, ein furioser Gegner Preußens und Bismarcks, aber wie man sieht, von Anfang an für alle wirtschaftlichen Systeme eingenommen, für die sich Bismarck erst im Jahre 1878 begeisterte, als der gute Mohl nicht mehr im Reichstag war. Ich hätte ihm die Genugthuung wohl gegönnt, seinen ehemaligen Gottseibeiuns als seinen gelehrigen Schüler auftreten zu hören.

Mohl war einer der höflichsten Menschen, mit denen ich je auf deutscher Erde zusammengekommen bin, vielleicht auch eine Folge seiner französischen Bildung. Obwohl ich wegen unserer diametral einander gegenüberstehenden Meinungen oft in heftigen Wortkampf mit ihm geraten war (namentlich beim Münzgesetz), und ich mir — ich gestehe es mit Reue — im jugendlichen Übermut meiner fünfzig Jahre manchen respektlosen Witz mit ihm erlaubt hatte, war er in der persönlichen Berührung immer von der ausgesuchtesten Courtoisie gegen mich — beiläufig gesagt ein Mann von stupendem Fleiß und Wissen.

Die beiden anderen Brüder waren der berühmte Botaniker Hugo und der noch berühmtere Staatsrechtslehrer und spätere Gesandte und Minister Robert von Mohl. Dieser war auch 1848 Reichsjustizminister in Frankfurt unter der Eintagsherrschaft des Reichsverwesers Erzherzog Johann.

In dieser Zeit glaubte ich mich einmal wegen irgend einer Rechtsverletzung seitens meiner hessen-darmstädtischen Regierung beim Reich beklagen zu müssen. Ich fuhr von Mainz nach Frankfurt und begab mich in die Wohnung des Reichsjustizministers. Auf mein Klingeln öffnete mir ein junges Mädchen, noch im schulpflichtigen Alter. Es war die Tochter des Hauses, Anna, mit der ich später in Berlin die Bekanntschaft erneuerte, als sie die Gattin von Helmholtz war. Sie erinnerte sich natürlich der ersten

Begegnung nicht mehr, aber ich konnte die Umstände zutreffend feststellen, und wir amüsierten uns noch oft über die patriarchalische Einfachheit der damaligen Reichsministerien.

Jules Mohl, von dem hier in der Hauptsache die Rede ist, hatte eine Engländerin, Miß Clarke, geheiratet, die um sieben Jahre älter war als ihr Mann. Sie war eine der Celebritäten des geselligen Paris, hatte in jungen Jahren zum Freundeskreis der Madame Recamier gehört und von da an zu allen Zeiten ihre Anziehungskraft auf die gelehrten Kreise ausgeübt. Sie war eine äußerst geistreiche und noch mehr originelle Person, die ein biblisch hohes Alter erreichte. Sie starb erst im vorletzten Decennium dieses Jahrhunderts, und wie hoch sie selbst mit diesem in die Achtzig gekommen war, wußte man nie genau. Ihr Leben ist mehrmals in vielgelesenen Schriften erzählt; ihr Salon darin beschrieben worden. Ihre Nichte, Frau von Helmholtz, hat ihr für die Geselligkeit eine Zeitlang sekundiert und wohl dabei den Grund zur Virtuosität in der Schaffung und Leitung ihres Berliner Salons gelegt, der dem besten, was ich ehemals von dergleichen in Paris gekannt habe, durchaus gleichstand.

War der Salon Mohl nur beiläufig antibonapartistisch angehaucht, so war es der Salon Peyronnet durchaus. Die Dame des Hauses war die Schwiegertochter des Ministers, welcher im Kabinet Karls X. zur Zeit der Julirevolution gesessen hatte und von der Pairskammer zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt worden war, aus dem er im Jahre 1836 entlassen wurde. Sie war eine höchst talentvolle Frau, die unter dem Namen Horace de la Gardie an der „Revue de Paris“ mitarbeitete. Ihre politischen Übersichten gehören zum Geistvollsten und Treffendsten, was in jener Zeit gegen die Regierung Napoleons III. geschrieben wurde. Lanfrey war Mitarbeiter an derselben Revue, und in derselben erschienen nach und nach die ersten Teile seiner Geschichte Napoleons, die ebenfalls bewußterweise der Tendenz dienten, die Napoleonische Legende zu diskreditieren. Unter solchen Bewandtnissen kann man sich vorstellen, welche Stütze des Salons ein Mann wie Lanfrey war.

Schon vor seiner Geschichte Napoleons hatte er sich durch Publikationen philosophisch-politischen Inhalts einen Namen gemacht. Er arbeitete sehr schnell und mit einer begrenzten Anzahl

von Quellen, außer den französischen nur noch englische. Die deutsche Sprache war ihm fremd. Heutzutage würde schwerlich ein französischer Historiker sich an eine solche Aufgabe machen, ohne auch deutsch zu verstehen. Fünf Bände erschienen bis zum Ausbruch seiner Krankheit. Mit dem sechsten beschäftigte er sich noch während derselben, und als er starb, war das Manuskript auch vollendet. Aber er hinterließ die Verfügung, daß es nicht veröffentlicht werden dürfe, weil er dasselbe nicht noch einmal durchgesehen hatte — ein Beleg der peinlichen Gewissenhaftigkeit, die er in allen ernsten Dingen beobachtete.

Ein Mann seiner Denkweise und ein französischer Patriot obendrein konnte natürlich sich von Bismarcks Person nicht angezogen fühlen. Als ich im Jahre 1866 offen für die Bismarcksche Politik Partei nahm, gab es natürlich zuweilen Auseinandersetzungen zwischen uns, denen meine zuerst in der „Revue moderne“ erschienene Schrift über Bismarck besondere Nahrung gab. Aber die Polemik wurde immer in friedlichem, oft in humoristischem Ton geführt. In seinen Briefen nannte er mich suppôt de Bismarck, Scherge Bismarcks, und mehrmals schlossen sie mit dem ironischen Ruf: Bismarck for ever!

Gleich nah befreundet wie mit Lanfrey ward ich zur selben Zeit mit einem anderen Schriftsteller. Er hieß Léon de Wailly und war eine höchst anziehende Persönlichkeit. Mit Lanfrey hatte er gemein, daß er keinerlei französischen Typus in seiner Sinnesart repräsentierte. Er war älter als die meisten unseres Kreises, im Jahr 1804 geboren, aber dabei von einer Jugendlichkeit des Körpers und des Geistes, wie ich sie kaum je an einem anderen Menschenexemplar beobachtet habe. Zu sechzig Jahren hatte er noch das schönste, gelockte, üppige, schwarze Haar und die anmutigste Gelenkigkeit der Bewegung bewahrt. Er entstammte einer alten Gelehrtenfamilie, die wenigstens ein halbes Dutzend Schriftsteller mehr oder minder bedeutender Notorietät bis auf die neueste Zeit geliefert hat. Seine Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiet der schönen Litteratur, und obwohl sie über dem Durchschnitt standen, war doch, wie das oft vorkommt, der Mensch dem Schriftsteller weit überlegen. Seine Konversation war außerordentlich anziehend und, obgleich maßvoll, immer im Fluß.

Besonders ist in meiner Erinnerung haften geblieben, mit welcher Bitterkeit er über das vom ersten Napoleon herrührende Internat der öffentlichen französischen Erziehungsanstalten sprach. Er war in solch einem Lyceum aufgewachsen und beteuerte, daß er in dieser Zeit dank der groben, kasernenmäßigen Hausordnung tief unglücklich gewesen wäre.

Der beste der von ihm verfaßten Romane heißt „Stella et Vanessa“ und behandelt die bekannte Doppelliebesgeschichte des berühmten Swift. Aus der wirklich geistvoll verarbeiteten Schilderung dieser eigentümlichen Abenteuer wurde auch von ihrem Autor unter Collaboration des Freundes Ulbach ein Drama „Le doyen de St. Patrick“ gemacht, das im Odeon-Theater zur Aufführung kam. Der Titel ward gewählt um den Namen Swift, der für unaussprechbar angesehen ward, zu vermeiden. Ich hatte das Unglück der ersten Aufführung des Stücks in einer Loge mit Ulbachs Frau beizuwohnen. Es war ein vollkommenes Fiasko! Und nun kann man sich denken, welch ein Vergnügen es war, der auf das gerade Gegenteil vorbereiteten Ehehälfte des einen Mitverfassers in diesen beklommenen Stunden zu assistieren! Nie mehr hab ich mich in eine ähnliche Gefahr begeben.

Anfangs 1863 fing der bis dahin, wie geschildert, scheinbar noch jugendliche de Wailly zu kränkeln an; es war merkwürdig, wie rasch das so lange im Rückstand gebliebene Alter seine verlorene Zeit einholte. Nach wenigen Monaten rapiden Verfalles starb er an einem Nierenleiden.

Um diesen engsten Kreis, der sich aus den Ehepaaren Ulbach, Arago, Szarvady, mir und meiner Frau nebst den unverheirateten Oppenheim, Lanfrey, de Wailly (letzterer war zwar verheiratet, lebte aber nicht mit seiner Frau) zusammensetzte, scharten sich noch viele weniger regelmäßig erscheinende Männer und Frauen.

Ich muß hier noch nachholen und wieder daran erinnern, was zur Orientierung über Szarvady zu sagen ist. Er war etwa gleichaltrig mit mir, als geborener Ungar, in seinem Vaterland aufgewachsen, in die Erhebung des Jahres 1848 mit eingetreten, und im Jahre 1849 ging er mit Aufträgen Kossuths nach Paris, wo er, als Teleki Gesandter Kossuths daselbst wurde, bei diesem als Sekretär eintrat. Nach der Niederlage Ungarns

blieb er in Paris als Journalist und gründete eine lithographierte französische Korrespondenz, die sehr bedeutende Verbreitung und großen Einfluß gewann. Ich habe schon oben erwähnt, wie viele, später bekannt oder berühmt gewordene Deutsche durch dies Korrespondenzbureau gegangen sind. Er hatte dies journalistische Institut so vervollkommnet, daß er immer eine stattliche Anzahl angehender Schriftsteller bei sich beschäftigte. Eines Tags, da ich ihn zur Bureaustunde aufsuchen wollte, erhielt ich von seinem Concierge auf die Frage, ob der Herr zu Hause sei, die bezeichnende Antwort: Monsieur Szarvady n'y est pas, mais ses ouvriers y sont.

Er war von der Universitätszeit her, da er in Wien Jurisprudenz studierte, mit seinen österreichischen Landsleuten Moritz Hartmann und Max Schlesinger verbrüdert. Schlesinger war ein äußerst geschickter Journalist, der durch persönliche Verbindung mit der großen politischen Welt in London, wo er der Begründer der erwähnten englischen Zeitungs-Korresponenz geworden war, allmählich dazu gelangte, die besten diplomatischen Informationen zu erhalten und sich eine sehr geachtete Position zu verschaffen. Er verstand es, sein Haus zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt der hervorragenden Leute, besonders auch der Künstler zu machen, in dem auch die nach England kommenden Deutschen gastliche Aufnahme fanden und sich sehr wohl fühlten. Eine besondere Zierde der Empfangstage war Joseph Joachim, der damals, wie noch heute, alljährlich während der Saison in London als allgemein verehrter Künstler erschien.

Schlesinger hatte einen ihn noch überragenden Mitarbeiter an seinem gleichfalls in Ungarn geborenen Freunde, dem schon früher genannten Jakob Kaufmann, dem ehemaligen Kollegen Ignaz Kurandas und Gustav Freytags und Julian Schmidts, bei den anfänglich in Brüssel gegründeten und später nach Leipzig übergesiedelten, nach zahllosen Wandlungen noch heute bestehenden „Grenzboten". Kaufmann war eine höchst eigentümliche und ebenso anziehende Persönlichkeit. Er gehörte zu der seltenen Kategorie der Schriftsteller, die rein zu ihrem eigenen Vergnügen, ganz ohne Rücksicht auf den Gewinn von Lohn oder Beifall oder Ruhm arbeiten. So stellte er seinen ungemein feinen Geist ganz

anonym in den Dienst seiner jeweiligen Mitarbeiter, und namentlich der weltkluge Schlesinger wußte dies wertvolle Kapital ebenso gut auszunützen, wie vorher der zu solchen Fruktifizierungen besonders angelegte Kuranda.

Letzterer war nicht Ungar, sondern wie Hartmann aus Böhmen gebürtig, ein Mann von mittelmäßigen Anlagen und noch mittelmäßigerer Bildung, aber ein sehr gewandter Macher von spezifisch österreichischem Zuschnitt, der es auch mit fertig brachte, in Österreich lange eine hervorstechende Rolle zu spielen. Er war es, der im Jahre 1841 zu Brüssel die „Grenzboten" gründete, zu denen er den Namen, Kaufmann die wahre geistige Kraft lieferte. Im Jahre 1848 ward er von einem böhmischen Wahlkreis ins Frankfurter Parlament gewählt, später gründete er in Österreich eine große Zeitung, die „Ostdeutsche Post", und wurde 1861 von Wien in den österreichischen Reichsrat entsandt. Er schrieb auch Novellen und ein großes Drama „Die letzte weiße Rose". Man erzählte ihm allerhand schnurrige Geschichten nach. So z. B. habe er eines Tags einen Besuch bei Heine in Paris gemacht. Dieser, in seiner kaustischen Weise, habe sich ziemlich abfällig über Gutzkows dramatische Arbeiten ausgesprochen, worauf Kuranda: Wenn Sie Gutzkow ärgern wollen, will ich Ihnen einen guten Rat geben: Loben Sie in der Presse meine „Letzte weiße Rose".

Ich sah Kuranda zum erstenmal in Mainz, als er von Brüssel kommend, die früher erwähnte, momentan da angesiedelte kleine Schriftstellerkolonie aufsuchte, wie Auerbach, Karl Grün, Karl Andree u. s. w. Er war einer der häßlichsten Menschen, die man sehen konnte, mit einem wahrhaft grotesken nach vorn hinausragenden Munde. Doch soll er Glück bei Frauen gehabt haben. Sein Typus war entschieden semitisch. Woher er den wohlklingenden Namen hatte, weiß ich nicht. Er erzählte aber, um sich interessant zu machen, daß er eigentlich von Hussiten abstamme, die, um den Verfolgungen unter der katholischen Herrschaft zu entgehen, zum Judentum übergegangen seien. Aus der Zeit des Frankfurter Parlamentes habe ich keine Erinnerung an ihn. Später sah ich ihn in Paris wieder. Er stand damals an der Spitze seiner „Ostdeutschen Post" und brachte einen kleinen österreichischen Journalisten mit, der als sein ständiger Korrespondent

in Paris bleiben sollte, und den er mir behufs Information über finanzielle Dinge warm ans Herz legte.

Bei dem ersten Besuch, den mir der Mann machte — er hieß Brasch, aber nicht zu verwechseln mit dem Kommunisten, der später die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" unter Bismarck redigierte, — war gerade eine starke Baisse an der Börse eingetreten.

Brasch fragte mich gründlich über deren Ursachen aus, aber damit nicht genug, wollte er auch, daß ich ihm den künftigen Gang der Kurse prophezeie. Als ich ihm unter anderen mitwirkenden Momenten die schlechten Ernte-Aussichten anführte, wollte er nun das Warum der schlechten Ernte wissen. Natürlich verwies ich ihn auf das seit einiger Zeit herrschende schlechte Wetter, worauf er mit einer schriftlich nicht wiederzugebenden, talmudistischen Frageintonation: „Unds Wetter? Wie wirds Wetter?" Hier mußte ich zu seinem Schmerz die Lücken meines Wissens bekennen. Aber mein Fragesteller wird sich wohl geholfen haben.

Er hatte im Jahr 1849 in Böhmen ein Blatt redigiert, und es wurde ihm nacherzählt, daß er eine geniale Art der Berichterstattung über den ungarischen Krieg eingeführt hatte. Wenn die Berichte ausblieben, so stellte er sich mit seinem Redaktionskollegen vor die an der Wand hängende große Landkarte Ungarns. Dann nahm er die zuletzt eingegangene Meldung zur Hand und überlegte mit seinem Kameraden, wohin sie beide wohl in Görgeis oder Klapkas Fall gerückt sein würden. Nachdem sie das für und wider der verschiedenen Positionen in Dialogform erwogen, entschieden sie sich schließlich für den Abmarsch nach einer bestimmten Richtung und verkündeten diese strategische Neuigkeit als ihnen eben gemeldete Thatsache ihren so vor allen andern bevorzugten Zeitungslesern. Solcher Findigkeit konnte eine einfache Wetterprophezeiung keine Schwierigkeit machen.

Kaufmann war ein Humorist und Beobachter. Beide Gaben zusammen machten ihn besonders geschickt, die komische Seite des englischen Philisters zu studieren und mit trockner Komik wiederzugeben. Er gehörte zu der, in Deutschland seltenen Gattung der Erzähler. Besonders unvergeßlich ist mir seine Schilderung des englischen Kleinbürgers, der den Herzog von Cambridge als

den ausgezeichnetsten Mann des Königsreichs proklamierte, seitdem er einmal das Glück gehabt hatte, in einem Volksgedränge dicht neben ihm zu stehen.

Bald nach dem Krieg von 1870 fing er an zu kränkeln; er kam zuletzt nach Wiesbaden, um dem englischen Klima zu entgehen. Ich sah ihn da manchmal und freute mich an seinem — den Leiden und ihrer bösen Vorbedeutung widerstehenden — philosophisch heiteren Wesen. Er starb dort und liegt in Wiesbaden begraben, nachbarlich zu meiner etliche Jahre darauf ebenda verstorbenen Frau, die ihm gleiche Sympathie wie ich gewidmet hatte. Es war eine wehmütige Überraschung für mich, dies zu entdecken.

Szarvady war zur Beerdigung von Paris nach Wiesbaden geeilt. Während wir vor dem offenen Grabe standen, an dem der Prediger sprach, deutete Szarvady mit einem vielsagenden Blick zu dem nebenstehenden Leichenstein, auf dem ich las: „Hier ruht Jakob Kaufmann." Gustav Freytag hat dem Wackren einen Nachruf gewidmet, der dem Verfasser ebenso zur Ehre gereicht wie dem Beklagten, ein Muster von Darstellung und ein Muster feiner Menschlichkeit. Wenn ich nicht irre, ist das Stück in Freytags gesammelte Schriften aufgenommen.

Schlesinger starb erst in den achtziger Jahren. Er war im Lauf der Zeit besonders zu der „Kölnischen Zeitung" in ein sehr intimes Verhältnis getreten. Im Jahre 1875, als ich zum erstenmale den Sommer in Interlaken zubrachte, besuchte er mich da auf einer Reise nach Egypten, die er im Auftrage der Zeitung unternahm. Der ihm besonders wohlwollende Haupteigentümer des Blattes hatte ihm für seine Berichte ein sehr stattliches Honorar in einer Pauschalsumme ausgeworfen. Während Schlesinger bei mir war, empfing er gerade einen Brief von Dumont, indem er ihm empfahl, möglichst selten zu berichten. Solche Galanterie von einem Zeitungsbesitzer geübt zu sehen, that meinem Journalistenherzen wohl, wenn schon das Phänomen sich teilweise damit erklärt, daß die „Kölnische Zeitung" so gewaltige Einnahmen aus ihrem Inseratenteil hat, um sie die Ausdehnung des redigierten Teils fast wie eine Belastung empfinden zu lassen.

Szarvadys Haus war in den sechziger Jahren ein sehr gastliches und vielbesuchtes. Ein Teil der französischen Schriftstellerwelt, und besonders viele Künstler, durch die großen musikalischen Leistungen seiner Frau angezogen, waren Stammgäste in seinem Salon. Seine reichen journalistischen Verbindungen hatten ihn auch mit der hohen Finanz in Verbindung gebracht, und seine Vielseitigkeit befähigte ihn, durch Beteiligung an den damals blühenden Emissionsgeschäften seine Einnahmen bedeutend zu vermehren.

Das Haus Pleyel, neben Erard die erste Klavierfabrik Frankreichs und eine der ersten der Welt, war seiner Frau, die nur auf Pleyelschen Flügeln spielte, besonders gewogen und beteiligte ihn mit Aktien, die eine hohe Dividende abwarfen. Mit dem Generalsekretär des damals vortrefflich geleiteten Comptoir d'Escompte, Edmond Adam, stand er in sehr enger Beziehung und konnte der Anstalt Dienste leisten, die ihm durch Beteiligung an großen Unternehmungen vergolten wurden. Er hatte schon vorher eine interessante Verbindung angeknüpft mit dem großen Ferdinand de Lesseps, als dieser mit der Gründung des Suezkanals vorging. Zur Zeit, da das gewaltige Vorhaben in Gang gesetzt wurde, übernahm Szarvady im Auftrag von Lesseps, der das Material dazu lieferte, eine publizistische Arbeit zur Rechtfertigung desselben und insbesondere der Rentabilität. Man weiß, daß merkwürdigerweise die englische Regierung der Sache feindselig war und durch ihren direkten und indirekten Widerstand drohte, sie zum Scheitern zu bringen, ein merkwürdiger Beleg dafür, daß auch eine für so schlau geltende Politik sich gröblich irren kann. Der Grund dieser Feindseligkeit lag wahrscheinlich in der französischen Nationalität des Unternehmers, dank derer England fürchtete, den Kanal und Egypten in französische Hände gelangen zu sehen — wieder einmal ein Beweis dafür, wie die Dinge so oft anders kommen, als der Klügste berechnet. So hat ja überhaupt die ganze Entwicklung des Unternehmens wirtschaftlich und finanziell die größten Überraschungen beschert.

Eine Zeitlang, nachdem die Arbeiten begonnen hatten, schien es, als käme alles ins Stocken und damit in Verfall, die Hilfsmittel versagten — und schließlich ist es eine der glänzendsten

Leistungen der Neuzeit nach allen Richtungen hin geworden. Umgekehrt ging es dann wieder mit dem Panamakanal. Der alle Erwartungen übertreffende Erfolg von Suez erhöhte die Phantasien für Panama, das zum schauderhaftesten aller Zusammenbrüche führte, und derselbe Mann, dessen Name durch Suez zu den Sternen getragen wurde, kam durch Panama auf die Bank der Angeklagten.

Wie dies geschehen konnte, ist ein Stück Psychologie, über das sich eine Abhandlung schreiben ließe. Ich habe von Eingeweihten sagen hören, der Umschlag im moralischen Verhalten von Lesseps knüpfe an den Bau des Suezkanals an. Das orientalische Bestechungswesen wäre dabei auf so breitem Fuß und mit so vielem Erfolg in Anwendung gekommen, daß die Leitung des Unternehmens allen Maßstab verloren hätte und gegen die Schmach jeglicher Korruption unempfindlich geworden wäre. Wahrscheinlich kam hinzu das künstlerisch geniale Naturell, welches sich besser auf großartige Konzeptionen, als auf gewissenhaftes Rechnen verstand, und am meisten endlich die Schaar gewissenloser Abenteurer, die sich um den Erfolg dieses großen Mannes schaarten, um unter seiner Fahne die Leichtgläubigen auszuplündern. Dies ward ihnen noch durch des Mannes ganze Lebensweise erleichtert. In der Zeit, da der Panamakanal die Millionen stromweise in die Kasse führte, hatte er sich einen königlichen Haushalt eingerichtet und noch einmal als ein Siebenziger eine Ehe mit einer blutjungen schönen Kreolin geschlossen, die ihm auch mehrere Kinder gebar. Der Alte war stolz auf seine ewige Männlichkeit und stellte sie gerne zur Schau. Ich sehe ihn noch, wie er nicht lange vor der großen Katastrophe die Avenue du Bois de Boulogne hoch zu Roß mit wehenden weißen Locken, begleitet von seiner jungen Frau und einer ganzen Zahl von Söhnen und Töchtern dahin galoppierte, aller Augen auf sich ziehend. Aber schon damals sagte mir ein guter Kenner dieser Dinge: „Der Mann, wie er da einherreitet in der ganzen Glorie seines rüstigen Alters und seiner weltberühmten Herrlichkeit, ist in seiner Geschäftsführung reif für das Zuchthaus." Dem entging er dann nur dadurch, daß er, als das Strafgericht gegen ihn einschreiten mußte, über den fürchterlichen Kontrast und durch die sinnliche Überspannung in einen Marasmus

verfiel, der ihn und sein Vaterland vor dem greulichen Schauspiel eines schmählichen Endes solch eines mit Recht ruhmgekrönten Lebens bewahrte. Sein mitschuldiger Sohn mußte in Person die Strafe abbüßen.

Szarvadys Beziehungen zum Comptoir d'Escompte waren von weniger tragischen Erscheinungen begleitet, aber der romantische Beigeschmack fehlte auch hier nicht. Das Bindeglied zwischen ihm und dem Comptoir war nämlich Edmond Adam und die Freundin desselben war Madame Juliette de la Messine, geborene Lamber, später berühmt geworden unter dem Namen Madame Juliette Adam, nachdem sie in den regelmäßigen Ehestand mit jenem eingetreten war.

Adam hatte seine Laufbahn als Journalist in der Provinz begonnen und wenige Jahre vor dem Ausbruch der Februarrevolution in der Redaktion des Pariser „National" eine Stellung gefunden, des Organs, das unter Louis Philipps Regierung die größte journalistische Macht in Frankreich und weit hinaus über die halbe Welt das Lieblingsblatt aller Republikaner war. Nachdem Carrel von Emil von Girardin im Duell erschossen worden, wurde ein anderer des gleichen Vornamens, Armand Marrast, sein Nachfolger.

Als dann am 24. Februar 1848 die Republik proklamiert worden war, wurde Marrast Mitglied der provisorischen Regierung und hierauf Maire von Paris, ein Amt, das nicht mehr besteht, da jedes Arrondissement von Paris jetzt seinen besonderen Maire hat, es also kein gemeinsames Stadtoberhaupt giebt. Unter Napoleon III. ward diese Funktion, als etwas zu imposant, abgeschafft, und die zweite Republik hat es dabei gelassen.

Mit der Stellung eines Maire von Paris verband Marrast alsbald auch die des Präsidenten der Nationalversammlung. Gemäß der französischen Praxis war er seinem Mitarbeiter Adam eine ansehnliche Stellung schuldig und machte ihn zunächst zu seinem Beigeordneten, adjoint, auf der Mairie.

Während der kurzen Herrschaft der zweiten Republik wurde das Comptoir d'Escompte gegründet, als ein Gegenstück der großen Französischen Bank, ohne Notenausgabe, aber mit der besonderen Anweisung, dem kleinbürgerlichen Kredit zu Hilfe zu kommen,

dem die etwas strengen Vorschriften und Traditionen der Banque de France nicht immer dienen konnten. An die Spitze des Comptoir trat Pinard, ein sehr kluger und gewandter Geschäftsmann, der die Anstalt auch zu hoher Entwicklung unter dem Kaiserreich brachte. Nach dem großen Krieg und Pinards Tod wurde von der dritten Republik der Bruder des gefeierten Verteidigers von Belfort, Obersten Denfert-Rochereau, wahrscheinlich diesem zu Ehren und zu Liebe, an die Spitze der Anstalt gestellt, der sie durch wahnsinnige Spekulationen in einen entsetzlichen Bankrott hineinführte, bei dessen Ausbruch er sich eine Kugel vor den Kopf schoß. Um den unberechenbaren Folgen der Katastrophe entgegenzutreten, mußte sich die Bank von Frankreich mit allen großen Bankhäusern vereint zu einem Vorschuß vieler Millionen entschließen, welcher die schlimmsten Verheerungen aufhielt. Nachträglich gingen die Vorschüsse, gerade wie später bei dem Falle des Hauses Baring in England, wieder ein, und das Comptoir kam wieder mittels neuer Aktienbildungen empor.

Zu der Zeit, von der ich rede, war es angesehen und mächtig; ich kam auch vielfach in nahe Geschäftsberührung mit ihm und lernte sowohl Pinard wie Adam genau kennen.

Letzterer war dem Äußeren nach ein stattlicher Mann, ein echter Normanne, brünett, aber mit gewaltigen Gliedern, hochgewachsen und breitschultrig. Was er in seiner früheren Zeit als Journalist geleistet haben mag, weiß ich nicht. Großes kann es nach seiner Befähigung und seinem Wissen nicht gewesen sein. Doch verstand er jedenfalls vom Journalismus mehr als vom Bankgeschäft. Das hatte natürlich seinen Protektor Marrast nicht abgehalten, ihm die Stelle des Generalsekretärs unter Pinard beim Comptoir zu sichern, und das war eine weise Fürsorge, denn diese Stelle blieb ihm unter dem Kaiserreich, während er den politischen Posten gewiß verloren hätte.

Adam war ein herzensguter, liebenswürdiger Mensch, mit dem ich im Lauf der Zeit auf kameradschaftlichen Fuß kam. Er blieb auch gut republikanisch gesinnt, während seinem Vorgesetzten Pinard politische Ansichten keine Beschwerden machten. Adams Freundin Juliette war damals von ihrem Mann, einem Herrn La Messine getrennt, dem man nachsagte, daß er ein aus der

Kutte gesprungener Geistlicher sei. Sie nannte sich Madame La Messine; sie schriftstellerte aber unter dem Namen Juliette Lamber. Sie war eine bildschöne und liebenswürdige junge Frau. Ihr notorisches Verhältnis zu Adam hinderte sie, in die große Gesellschaft zu kommen. Um so dankbarer waren beide, daß sie in kleineren Gesellschaften bei Szarvady und Frau empfangen wurden, wo ich sie kennen lernte. Die Romane, die sie schrieb, waren sehr unbedeutend, aber Adams für den Journalismus sehr ins Gewicht fallende Stellung verschaffte ihnen natürlich bereitwillige Aufnahme in den Feuilletons der großen Zeitungen. Eine ganze Reihe Romane hat sie dann in den letzten sechziger Jahren auch in Buchform veröffentlicht.

Als in derselben Zeit Herr La Messine starb — eine Scheidung gab es damals noch nicht — heiratete sie Adam. Das Ehepaar bezog eine große Wohnung auf dem Boulevard Poissonnière, wo Madame alsbald sich einen politischen Salon anzulegen verstand. Da sie sehr anmutig und — obwohl bereits Mutter einer heiratsfähigen Tochter erster Ehe — noch immer eine brillante Erscheinung war, so brachte sie es auch bald dazu, viele Celebritäten der Litteratur und namentlich die Blüte der republikanischen Feinde des Kaisertums um sich zu sammeln. Ich fühlte mich da recht behaglich und lernte allerhand berühmte Leute kennen. Nach dem Sturz des Kaiserreichs ging Adam wieder in die Politik, wurde sofort nach dem 4. September 1870 Polizeipräfekt von Paris, dann Mitglied des Gouvernement de la Défense nationale, später Abgeordneter und zuletzt Senator. Er starb 1877.

Während des großen Krieges wurde Frau Juliette eine öffentliche Figur. Sie gab sich eine große patriotische Mission und soll bei irgend einer Gelegenheit, wo es galt, den Mut der Besiegten im Lauf der Belagerung zu entflammen, mit einer mächtigen dreifarbigen Fahne aus ihrer Wohnung auf den Boulevard hinabgestiegen sein und die Menge mit heroischem Pathos angeredet haben. Wenn es richtig ist, so hat sie sich jedenfalls sehr gut dabei ausgenommen. Sie ward eine rasende Deutschen- oder, wie sie es lieber nannte, Preußenfeindin und schwur insbesondre Bismarck einen grimmen Haß, zu dem sie in einer, auch ihn berührenden persönlichen Fehde zu stehen meinte. Natürlich konnte

unsere Freundschaft diese Wendung nicht überleben; es wurde mir sogar einmal erzählt, sie hätte mich zu denen gerechnet, die Moltke den Weg nach Paris gezeigt, nachdem sie ihren Aufenthalt im Lande dazu benutzt hätten, alles im Auftrage Bismarcks auszuspionieren. Ich fand diese Auffassung von einer temperamentvollen Frau, die sich eine schöne Rolle zurechtgeschnitten hatte und von sittlichem Unwillen gegen den bösen Guillaume und den verräterischen Bismarck erfüllt war, ganz in der Ordnung und habe es ihr nicht einen Augenblick verdacht. Gesehen haben wir uns nicht mehr. Doch hörte ich später von gemeinsamen Freunden, daß sich allmählich ihr Zorn gegen mich abgekühlt habe.

Ihr Salon erhob sich unter der dritten Republik natürlich noch zu viel höherer Glorie als unter dem Kaiserreich. Sie gründete die „Nouvelle Revue", in welcher die von so sensationellem Erfolg begleiteten Schilderungen der Berliner Hofkreise erschienen, deren Verfasser heute noch nicht feststeht. Nach ihres Mannes Tod trat sie in sehr nahe Verbindung mit dem damals auf der Höhe seiner Macht stehenden Gambetta, und eine Zeitlang ging das Gerücht, er werde sie heiraten. Damals hatte sie wirklich eine große Stellung und in ihrem Salon wurden — wie dies in Frankreich herkömmlich ist — viele Präfekten und Unterpräfekten gemacht. Soviel steht fest: Das russische Bündnis, in dem jetzt Frankreichs auswärtige Politik gipfelt, hatte sie von Anfang an als das große zu erreichende Ziel verkündet. Sie reiste sogar deshalb in Person nach Rußland, soll aber in den höchsten Kreisen nicht so empfangen worden sein, wie sie erwartet hatte. Auch, als die russische Flotte nach Frankreich kam, sowie bei dem darauf folgenden Besuch des Czarenpaares in Paris, gelangte sie nicht zur Geltung.

Sie machte mit derselben Tendenz auch eine Reise nach Ungarn und ließ sich von den Magyaren feiern, aber eine politische Wirkung hat sie mit dieser Reise nicht erzielt.

Als Gambetta starb, hatte sich sein Verhältnis zu ihr schon seit einiger Zeit gelöst; daß es je ein mehr als freundschaftliches gewesen, habe ich nicht behaupten hören, und es war bekannt, daß ein wirklich intimes zwischen ihm und einer anderen Dame be-

stand, die sogar in der Geschichte seiner letzten Tage eine Rolle spielte.

Überhaupt abgesehen von der — unter den obwaltenden Umständen — kaum anstößig zu nennenden Verbindung mit Adam, hat man Juliette nie etwas nachsagen können.

Nicht so stand es mit einer anderen Schriftstellerin, die ich zur selben Zeit viel sah, und die auch eine gewisse, wenn schon geringere politische Rolle spielte. Sie war ebenfalls eine faktisch von ihrem Mann getrennte Frau; Madame Claude Vignon schriftstellerte, stattlich von Person, viel weniger schön als Madame Adam, aber litterarisch etwas mehr. Zur Zeit als ich sie viel bei Ulbach sah, erfreute sie sich der Protektion des berühmten Architekten Lefuel, des Erneuerers des Louvre. Später heiratete sie unter der Republik den Finanzmann Rouvier, welcher mehrmals Minister war und zu den meistgenannten Politikern des Landes gehörte.

Bei weitem die interessanteste Schriftstellerin, deren Bekanntschaft ich gleichfalls Ulbach verdankte, war die George Sand. Unsere erste Begegnung fand auf Ulbachs Vorschlag bei ihr selbst statt. Er hatte ihr von mir und meiner Frau gesprochen, und sie lud uns zu einem stillen Abend zu sich ein, bei dem außer uns vieren niemand zugegen war. Sie erschien mir ganz als das natürliche ungezwungene Wesen, wie sie auch sich in ihren Briefen an ihre Freunde giebt, keine Spur von Pose oder Feierlichkeit oder Überlegenheitsbewußtsein. Man kennt ihre Gesichtszüge aus den Bildern der Zeit; sie war damals schon bejahrt, sah aber wohl erhalten aus, etwas stark, mit lebhaftem Blick. Den ganzen Abend hindurch steckte sie eine Cigarette an der andern an. Ihre Unterhaltung war sehr lebhaft; der Einzelheiten entsinne ich mich nicht mehr, nur noch, daß die Rede auch auf die Familie Arago kam, mit der sie in sehr naher Beziehung stand. Insbesondere kam unser Freund Emanuel, der frühere und spätere Gesandte, und sein Oheim Etienne, der Verfasser einiger Vaudevilles, aufs Tapet. Sie meinte, man dürfe beide, als höchst unreife Menschen, nicht ernst nehmen, und sie schloß ihre despektierliche Glosse mit den Worten: Emmanuel a cinq ans et Etienne trois. Sie hatte damals trotz ihrer vorgerückten Jahre

noch ein intimes Verhältnis zu einem jüngeren Mann, wenn ich mich recht erinnere, einem Musiker.

So natürlich und anspruchslos die Sand sich gab, so feierlich und siegesgewiß war das Auftreten ihrer litterarischen Kollegin, der Gräfin d'Agoult. Ich that ihrer schon kurz Erwähnung. Beide Frauen hatten viel Gemeinsames in ihren Erlebnissen; geschieden, mit romantischen offiziellen Liebschaften und schriftstellerischen Erfolgen unter notorischen Pseudonymen.

Der Salon der Gräfin d'Agoult, zu dem ich auch Zutritt erhielt, hatte einen entschieden oppositionellen Charakter. Die meisten meiner politischen Freunde, deutsche Flüchtlinge und französische Republikaner, gingen hier aus und ein. Trotz der Unregelmäßigkeit der ehelichen Zustände in diesem Hause hatte man bei diesem Umgang nicht das Gefühl einer abnormen oder gar frivolen Atmosphäre. Es waren eben Menschen, die grundsätzlich sich von den gesetzlichen Banden der bürgerlichen Ordnung freigesprochen hatten, weil sie sich darüber erhaben fühlten, im übrigen die guten Sitten nicht verletzten und die Formen des gesellschaftlichen Anstandes aufs strengste bewahrten. Nicht einmal der Hauch einer gewissen Galanterie lag über dem Ganzen, obwohl die Herrin des Hauses damals einen neuen Anbeter, einen stillen, feinen, ernsten Poeten hatte, der ihr bis zu ihrem Tode treu blieb.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß glückliche Vermögenslage und gesellschaftlicher Rang Zuständen, die in niederen Atmosphären Anstoß erregen, eine Art Sanktion geben, wie dies an den Höfen so oft gesehen wird und ehemals noch mehr gesehen ward, als jetzt. Es gehört das zu den Ungerechtigkeiten dieser widerspruchsvollen Welt.

Die Kinder der Madame d'Agoult, eine legitime Tochter und die illegitimen Kinder aus den Beziehungen mit Liszt, lebten auf ganz geschwisterlichem Fuß mit einander. Alle hatten viel deutsche Bildung, ohne Zweifel dank dem Ursprung von mütterlicher Seite. Die Frankfurter Bethmanns, ihre Verwandten, scheinen überhaupt mit Frankreich von alter Zeit her in engem Zusammenhang gestanden zu haben. In den interessanten Erinnerungen der Madame d'Epinay kommt ein in Havre angesessenes deutsches Handelshaus des Namens vor, bei dem ihr Sohn die Handlung lernt.

Der wilden Ehe d'Agoult-Liszt mit ihren drei natürlichen, oder genauer zu sagen, adulteriniſchen Kindern kam allerdings noch die Berühmtheit der Namen zu Hilfe, um ſie von allen Hinderniſſen in ihrer geſellſchaftlichen Stellung frei zu machen. Doch wäre das in ſolchem Grade nicht möglich geweſen, wenn nicht in Frankreich von jeher die Lebensgewohnheiten — ich ſage nicht die Sitte, weil das etwas zu tief in das Gebiet der Moral eingriffe, — ſich mit ſolchen Vorkommniſſen wegen ihrer Häufigkeit abgefunden hätten. Und die Häufigkeit erklärt ſich einerſeits durch die Vorherrſchaft der geſchlechtlichen Neigungen, andererſeits durch das Erziehungsſyſtem, demgemäß die jungen Mädchen bis zu ihrer Verheiratung unter ſtrenger Aufſicht — vielfach in Klöſtern — aufwuchſen und mit dem Leben und ſeinen Reizen erſt bekannt wurden, wenn ſie in den Eheſtand traten. Daher bekanntlich der franzöſiſche Roman und das Schauſpiel ſich mit den verehelichten Frauen, d. h. mit dem Ehebruch beſchäftigt. Dazu kam noch, daß bis ins erſte Jahrzehnt der dritten Republik die Scheidung aus dem Code durch die Reſtauration geſtrichen worden war. So gab es eine große Zahl von Frauen, die nicht mit ihren Männern lebten, aber keine neue Ehe ſchließen konnten, und nun auf eine freie Verbindung angewieſen waren. Es geſchah mir mehr als einmal, daß ich in ſehr ehrbaren vornehmen Häuſern an einem Abend mehr getrennte als in regelmäßiger Ehe lebende Frauen verſammelt fand. Ehrwürdige Damen aus dem Faubourg St. Germain und ſtreng katholiſche Prinzen der bourboniſchen Legitimität lebten in ſchönſter Intimität mit Damen, die Unglück in ihrer Ehe gehabt und ſich mit verſchiedenen Verehrern getröſtet hatten, deren Sprößlinge in der Familie unter wahren oder unter falſchen Namen heranwuchſen. Ob ſich das geändert hat, ſeitdem die vollgiltige Eheſcheidung wieder eingeführt iſt und ſeitdem auch die jungen Mädchen etwas mehr von der Freiheit erobert haben, die ſie bei den nicht-romaniſchen Nationen, namentlich in Deutſchland, England und Amerika genießen, habe ich, da ich ſeit dreißig Jahren immer nur vorübergehend, und nie im Winter, der eigentlichen Geſellſchaftszeit, mich in Paris aufgehalten habe, nicht beobachten können. Nur ſoviel weiß ich, nach allen mir aus den verſchiedenſten Quellen reichlich zufließenden Schil-

derungen, wie auch schon aus der Romanlitteratur, daß die Sittenlosigkeit der vornehmen Welt unter der dritten Republik noch viel größer ist, als sie unter Napoleon III. war, den die Catone damals für den Luxus und die Verderbtheit verantwortlich machten. Und wenn er, der Kaiser, auch seine notorischen Maitressen hatte, deren eine, Marguerite Bellangé genannt, es zu einem Skandal in den Tuilerien selbst brachte (bekanntlich spielten bezeichnender Weise hochgestellte Würdenträger, ein Geistlicher und ein Gerichtspräsident bei der Wiederherstellung des häuslichen Friedens mit), so wußte die Chronique scandaleuse doch der Kaiserin Eugenie nie etwas Böses nachzusagen. Dagegen lebte auch die Kousine des Kaisers, Prinzessin Mathilde, Tochter des Königs von Westfalen und faktisch getrennte Frau des Fürsten Demidoff, in einem offiziellen Verhältnis zum Direktor der schönen Künste und schönen Manne, Baron von Nieuwerkerke, und versammelte in ihrem Pariser Hotel, wie auf ihrem Landhause von St. Germain die beste, allerdings nur männliche litterarische Gesellschaft. Übrigens brauchte die Repräsentantin der freien Sitte nicht einmal so hoch zu stehen, um die Blüte der Litteratur zu ihren Füßen zu sehen. Saint-Beuve und Mérimée waren, wie ich schon anführte, Stammgäste bei mehr als einer Hetäre von gutem Geschmack.

Die Verbindung des schöngeistigen und des geschlechtlich freien Lebens in seinen verschiedenen Abstufungen, von der mehr oder minder galanten Weltdame bis hinab zur femme entretenue oder zur Kokotte großen Stils, war unter dem zweiten Kaiserreich an der Tagesordnung. Ich könnte ganze Reihen von Namen nennen, aber ich schreibe keine Chronique scandaleuse und charakterisiere nur die Zustände in allgemeinen Umrissen. Allein, soweit meine mittelbaren Beobachtungen der späteren Zeit, der dritten Republik, mich über diese orientiert haben, ist seit 1870 das intellektuelle Element in diesen Regionen zurückgegangen, und die Sittenlosigkeit hat einen viel wilderen und gemeineren Charakter angenommen. Zu meiner Zeit hörte man nur von lesbischer Liebe reden, wie es wohl zu allen Zeiten geschah, als sonderbarer und seltener, im Stillen vorkommender Verirrung, dagegen ist seit zehn Jahren diese Abnormität als eine Erscheinung gerade in der vornehmen Damenwelt ein Gegenstand des Tagesgespräches

geworden; Männer und Frauen des reinen sittlichen Lebenswandels, die früher keine Ahnung von der Existenz solcher unnatürlichen Ausschweifungen hatten, wissen davon, und man braucht nur in die Romane Zola's und seiner Nachfolger hineinzusehen, um zu bemerken, daß sich ein vollständiger Typus auf Grund dieser Verkehrtheit herausgebildet hat. Schon vor Jahren nannte man mir in Paris eine hocharistokratische Frau, eine Marquise von B., als die Führerin einer ganzen Bande von solchen Mänaden, und auch die ansteckende Gewalt der Mode hat dahin gewirkt, daß aus purem Nachahmungstrieb der Kreis der Lesbierinnen sich ausdehnte.

Merkwürdige Mitteilungen über einzelne Fälle, die mir in authentischer Weise zugekommen sind, haben mir den Beweis geliefert, daß nicht phantastische Kombinationen den Angaben über solche Erscheinungen zu Grunde liegen. Ich habe an dem Grabe einer der schönsten und reichsten jungen Frauen gestanden, die sich im Hause einer anderen jungen Frau erschoß, weil ihr der Umgang mit jener abgeschnitten wurde, und die ein zweites Grab neben dem ihrigen anlegen ließ mit der Anordnung, daß ihre überlebende Freundin sich neben ihr begraben lassen solle; dafür vermachte sie der ihr mehrere Millionen betragendes Vermögen. Ich kannte die Ehemänner der beiden Frauen persönlich. Noch im vorigen Jahre sagte mir eine Pariser Freundin, eine der reinsten und wahrsten Frauen, die ich je verehrt, jetzt Wittwe, sie könne ihre etwa fünfundzwanzigjährige Tochter, welche Musikunterricht giebt, nicht außer dem Hause Personen weiblichen Geschlechts Stunden erteilen lassen, weil sie das junge Mädchen nicht den Gefahren eines Angriffs aussetzen wolle. Zur selben Zeit zeigte man mir im Bois de Boulogne bei einer der großen Korsofahrten in der Allée des Acacias eine elegant aufgeputzte Person in einer glänzenden Karosse als die Maitresse einer verheirateten Frau aus der vornehmsten Welt, die im selben Korso ebenfalls in ihrer mit großen Wappen geschmückten Equipage etliche Minuten später an uns vorüberrollte. Ganz nach dem Stil der von den reichen Männern ausgehaltenen Hetären hatte sie ihr ein Hotel mit Wagen und Pferden und Dienerschaft eingerichtet, und das war öffentlich bekannte Thatsache.

Noch manche ähnliche Anekdote, die mir Lebemänner aus ihrer eignen Erfahrung erzählten, könnte ich anführen, aber das Gesagte mag genügen.

Wenn ich dergleichen höre, muß ich mich immer wieder daran erinnern, wie die Catone unter Napoleon III. sich entrüsteten über den moralischen Verfall, an dem der kaiserliche Hof die Schuld trage.

Lassen wir dies abenteuerlich dunkle Thema fallen und kehren wir zurück zu meinem bescheidenen Ulbach'schen Kreise, in dem es auch allerhand kleine, mehr oder weniger verdächtige Flirts gab, aber im Grunde sehr unschuldig und ganz unluxuriös bürgerlich zuging.

Eines der Hauptamüsements der geselligen Abende waren harmlose Kartenspiele, das sogenannte Jeu de l'oie oder auch Trente et un mit minimalen Einsätzen. Am großen runden Tisch waren da die Politiker und Schriftsteller der verschiedenen Richtungen und Altersstufen vereinigt und konnten sich stundenlang bis tief in die Nacht damit vergnügen. Ulbach selbst war einer der eifrigsten. War man etwa eine halbe oder höchstens eine ganze Stunde beisammen gewesen und war die Unterhaltung noch so lebhaft im Gange, so setzte er mit der Formel ein: Allons mes amis, nous ne sommes pas ici pour nous amuser, d. h. nun muß mit dem Spiel Ernst gemacht werden. Der eiserne Bestand der Tafelrunde waren von den schon Genannten Lanfrey, Emanuel Arago, de Wailly, Szarvady, außerdem Jules Simon, Garnier-Pagès und ein gewisser Bataillard, ein feuriger Republikaner, der auf verschiedenen Gebieten geschriftstellert hatte, als seine Spezialität jedoch Nachforschungen über Abstammung, Geschichte und Sprache der Zigeuner betrieb, über die er viel publiziert hatte.

Seine dunkle Gesichtsfarbe, seine schwarzen Augen und sein langes, glänzendes Rabenhaar hätten auf die Idee bringen können, er sei selbst zingarischen Ursprungs.

Der Interessanteste der ganzen Gruppe war ohne Zweifel Jules Simon, von dem bis zu seinem Tode und zuletzt aus Anlaß seines Erscheinens am Berliner Hofe in Deutschland viel die Rede war. Doch sei vorher des Garnier-Pagès gedacht.

Dieser herzlich unbedeutende Mann, welcher es zu einer ziemlich hervorstechenden Rolle brachte, ist wieder ein Beleg für die Geltung der Familiendynastien. Wie der General Cavaignac als Erbe seines verstorbenen älteren Bruders zu seiner Popularität kam, so war es auch hier der Fall. Der ältere Bruder hatte als talentvoller Journalist sich in hervorragender Weise an der Opposition gegen die Bourbonen und an der Juli-Revolution beteiligt. Er starb schon 1841. Beim Ausbruch der Februar-Revolution fiel dem Meinen die Erbschaft des Namens zu; er wurde Mitglied der provisorischen Regierung, war eine Zeit lang Maire von Paris und später unter dem Kaiserreich Deputierter und während des Krieges Mitglied des Gouvernement de la défense nationale. Er war ein harmloser braver Mann, dessen Reden im Privatleben wie im öffentlichen sich in salbungsvollen Banalitäten bewegten. Später erinnerte mich mein deutscher Kollege von Benda lebhaft an ihn. Es war dieselbe hohe, würdige Gestalt, dasselbe herabwallende Haar, ja sogar derselbe hohe Hemdkragen, aus dem das feierliche Haupt herausragte und ungefähr derselbe Wortschatz, nur mehr ins nüchterne Norddeutsche übertragen. Im Jahre 1861 machte Garnier-Pagès im Dienste der allgemeinen Friedenspropaganda eine Rundreise durch einen Teil von Europa, hauptsächlich Österreich und Deutschland, in Begleitung von Desmarets, einem der ersten Advokaten von Paris, der zugleich seit 1848 bis in die siebziger Jahre hinein als gemäßigter Republikaner eine sehr angesehene Stellung im öffentlichen Leben einnahm. Beide verstanden kein Wort deutsch. Nach ihrer Rückkehr erzählte mir Garnier-Pagès von ihren Thaten; er war sehr erbaut namentlich von den Versammlungen des volkswirtschaftlichen Kongresses und der des Nationalvereins, qu'ils avaient suivies avec une attention soutenue!

Jules Simon, mit dem ich noch an anderen Orten als in dem Ulbachschen Kreise zusammenkam, war eigentlich so recht ein Gegensatz zu der candiden Figur des Garnier, obwohl er auch als eine Art schöner Seele durch die Welt ging. Wer seine zahlreichen Bücher liest, wird seine Philosophie, die eigentlich seinen Beruf ausmachte, recht seicht finden. Seine litterarische Bekanntschaft machte ich schon, bevor ich ihm persönlich begegnete, durch

sein 1854 erschienenes Buch „über die Pflicht", „le Devoir", von dem die Zeitungen damals viel Aufhebens machten, und das mir, verglichen mit den deutschen philosophischen Abhandlungen nur wie fromme Stunden der Andacht vorkam. Aber unter dem zarten Schmelz der tiefgefühlten Worte, in denen er ein unübertroffener Meister war, lag eine dicke Schicht von berechnender Schlauheit und von nicht wenig Malice.

Simon hat eine der glänzendsten Laufbahnen zurückgelegt; er hat alle Stadien von der oppositionellen Politik bis zur höchsten Stellung im Staate, als Präsident des Ministeriums, der Reihe nach beschritten; er hat unter dem Kaisertum und unter der Republik seiner Überzeugung Opfer gebracht, indem er unter dem ersteren seine amtliche Stellung als Lehrer aufgab, um nicht den Diensteid zu leisten, und unter der Republik seine Popularität aufs Spiel setzte, indem er gegen Gambetta oder gegen die pfaffenfressenden Radikalen seinen gemäßigten Standpunkt behauptete; er hat als Lehrer hohe Verehrung genossen; ein Schüler des berühmten Cousin, wurde er in der Philosophie sein Nachfolger; er war einer der brillantesten Redner in der Kammer und einer der einflußreichsten Parteiführer. Und dennoch brachte er es nie dazu, daß seine nähere Umgebung völliges Vertrauen zu ihm hatte. Man folgte ihm, man unterstützte ihn, man zollte ihm Beifall, und im stillen glaubten die Eingeweihten nie recht an ihn. Auf dem Grunde der Stimmung blieb immer etwas, wie das Gefühl, daß man es nur mit einem sehr geschickten Schauspieler zu thun habe. Es giebt solche Persönlichkeiten, und wir kennen sie, wenn natürlich auch mit Variationen, aus unserem deutschen öffentlichen Leben, die vom Beifall getragen alle Hindernisse überwinden und sich zum Höchsten emporschwingen, aber bei allen äußeren Triumphen den Zweifel zurücklassen, ob sie es ganz ehrlich meinen.

Simon war aus der Bretagne gebürtig wie Renan, und man könnte gewisse Analogien zwischen ihnen konstruieren. Denn auch Renan hatte einen doppelten Boden, und auch dieser blieb kein Geheimnis; auch Renan war glatt, ölig und philanthropisch. Aber es war doch etwas ganz Anderes. In Renan steckte der Schalk, und der Schalk machte ihm selbst so viel Freude, daß

er ihn mit Vorliebe zeigte. In Simon steckte mehr der Schlaue als der Schalk, und er ließ ihn nur wider Willen durchblicken. Was Tiefe des Geistes betrifft, so sind sie natürlich nicht zu vergleichen. Renan ist einer der bedeutendsten Gelehrten und einer der größten Schriftsteller geworden; seine Versuche in die politische Laufbahn zu gelangen, sind mißlungen. Simon, der auf den verschiedensten Gebieten sehr viel publiziert hat, ist nicht über leichten Tageserfolg hinausgekommen, aber auf dem Boden des öffentlichen Lebens hat sich seine Kunst der Menschenbehandlung glänzend bewährt. Eine gewisse Ähnlichkeit verband übrigens die beiden auch in ihrem gesellschaftlichen Verhalten. Beide waren ausgezeichnete Causeurs, und auch abgesehen von ihrer Berühmtheit wegen ihrer reizenden Unterhaltungsgabe im Salon und bei Tisch ungemein beliebt. Renan gab auf natürliche Weise aus seinem Wissens- und Gedankenschatz; Simon betrieb das Erzählen mit reflektierter Kunst. Renans Verhalten in der Konversation hatte etwas entschieden Gutmütiges, das in seinen höheren Jahren ein wenig nach der großmütigen Gleichgültigkeit des mit Erfolg und Anerkennung Gesättigten schmeckte. Er fing beinah jede Replik mit einer Wendung an, die dem Vorredner beipflichtete. Simon dagegen liebte es, die Mitredenden zu ironisieren; an Unerfahrenen versuchte er es nicht selten mit einer kleinen Mystifikation. Die Nähe Renans war menschlich wohlthuend, die Simons hatte einen unbehaglichen Beigeschmack. Man fühlte immer den Poseur durch, dem es an Wohlwollen fehlte, besonders für solche, denen er anmerkte, daß sie nicht naiv an ihn glaubten. Nach außen war er immer auf etwas Feierlichkeit bedacht, auch ganz im Gegensatz zu Renan, dessen Vorträge vom Katheder herab von familiären Wendungen in ergötzlicher Weise durchsetzt waren, während Simon auch in der zwanglosen Unterhaltung sich in wohlstudierten Formen bewegte, wie er auch in seiner Kleidung eine gewisse Austerität zur Schau trug. Seine Wohnung im fünften Stock eines Eckhauses auf dem Boulevard de la Madeleine, die er selbst in seiner Glanzzeit beibehielt, gab ebenfalls Stoff zum Hinweis auf die philosophische Bescheidenheit des Bewohners; die bis in die Thürpfosten des Vorzimmers aufgestapelten Bücher sprachen zu dem Eintretenden von seiner Gelehrsamkeit.

Simon war ein äußerst geschickter und geschmackvoller Redner, mit feinen Pointen und einem einschmeichelnden Vortrag; am vollendetsten war er als Erzähler im Privatkreis, auch bei Tisch. Er war, was man einen Conteur, einen Erzähler von Beruf und Kunst nennt. Er hatte einen unerschöpflichen Schatz von Anekdoten und Beobachtungen angesammelt, die er in der spannendsten Darstellung abzuspinnen verstand. Sein Äußeres kam dieser Wirkung auch zu statten. Eher unter als über mittelgroß, machte seine breitschultrige, wohl abgerundete Figur doch einen imposanten Eindruck; der Kopf war schön, mächtig, wohl proportioniert. Ueber den nach südlichem Typus zugeschnittenen, von dunklem Haar und seitlichem Barte umrahmten feinen Zügen lag ein Anflug von List und Ironie, der dem Inhalt entsprach. Vielfach behauptete man, er sei jüdischer Abstammung, und der Gesamteindruck seines äußeren und inneren Wesens widersprach dem nicht. Doch wird nach dieser Richtung hin ja überall viel gefabelt. Thatsache ist, daß er eigentlich nicht Simon hieß sondern Suisse, welchen Familiennamen er mit jenem Vornamen seines Vaters vertauschte. Doch rühmte er sich sehr seiner echt und urbretonischen Herkunft.

Nicht nur bei Ulbach kam ich oft mit Simon zusammen, sondern noch mehr in einem Salon, dem man wirklich diesen Titel geben konnte, und der ihn auch zu verdienen bemüht war. Es war der einer Madame Didier. Sie war — auch sie — eine faktisch geschiedene Frau, schon in vorgerückten Jahren, über die fünfzig hinaus und bereits sehr unjugendlich aussehend, auch sich gar nicht dem entgegen gebahrend. Ihr Gemahl war ein Schriftsteller namens Charles Didier, Genfer von Geburt, der sich durch ein Buch „Rome souterraine“ bekannt gemacht hatte und nicht in Paris lebte. Sie war von Hause sehr reich, Tochter eines großen Hochofenbesitzers aus den Ardennen. Sie hatte entschiedene litterarische Liebhaberei und widmete sich ganz der Aufgabe, einen Salon interessanten Inhalts zu haben. Und da ihr intimer Freund ein radikaler Republikaner war, so herrschte auch hier der Geist der Opposition gegen das bestehende kaiserliche Regiment. Dieser Freund, Alexandre Rey mit Namen, war aus Marseille gebürtig und etliche Jahre jünger als die Dame des Hauses. Er hatte

von jeher zur republikanischen Partei gehört und wurde einer der Hauptmitarbeiter des „National", der im Jahr 1851 von Napoleon gewaltsam beseitigt wurde, was ihn nicht sanfter gegen den neuen Herrn stimmen konnte. Er bewohnte nicht das Appartement seiner Freundin, machte aber regelmäßig die Honneurs wie der Herr des Hauses.

Madame Didier war nicht, was man eine femme supérieure nennt; sie machte auch keinen Anspruch darauf, sondern begnügte sich mit dem Verdienst, Sinn für intellektuelle und für öffentliche Angelegenheiten zu haben, und alles, was auf diesem Gebiete erreichbar, bei sich zu versammeln.

Ich habe in ihrem Salon den größten Teil der Pariser Celebritäten jener Epoche persönlich kennen gelernt und war der liebenswürdigen und bescheidenen Frau immer dankbar dafür. Sie hatte durch Ulbach zunächst von H. B. Oppenheim sprechen hören und dann von mir und meiner Frau, und uns herangezogen und entschieden Geschmack an unserem Umgang gefunden. Sie lud an einem bestimmten Tag jeder Woche eine nicht große Anzahl Gäste zu Tische, nicht über ein Dutzend in der Regel, der Mehrzahl nach Männer mit einzelnen bevorzugten Frauen durchsetzt. Die Bewirtung war ausgezeichnet; die Leitung der Konversation lag in den Händen der Hausfrau, die für ihren richtigen Fortgang sorgte und immer bestrebt war, sie nach der schöngeistigen Seite hin zu dirigieren. Der Ton des Hauses war korrekt im strengsten Sinn. Man hätte nie ahnen können, daß irgend etwas nicht ganz der bürgerlichen Regel Entsprechendes hereinspielen könne; auch in dem Verhalten der Dame zu ihrem Freund Rey war nie das geringste zu bemerken, das auf anderes, als eine gegenseitig respektvolle Freundschaft hindeutete. Nur einmal erlaubte sich jemand bei Tisch eine etwas freie Äußerung, und dieser jemand war gerade ein Nichtfranzose, mein Freund Oppenheim.

Es kam die Rede auf einen gemeinsamen Bekannten, einen Junggesellen, der seine Köchin geheiratet hatte. Comment peut-on épouser sa cuisinière! rief Madame Didier aus, worauf jener: Oh Madame, on l'épouse peu à peu.

An dieser Tafel war eben Jules Simon einer der häufigsten Gäste und ein Pfeiler des Ganzen. Einmal hielt er die gesamte

Tafelrunde wohl eine halbe Stunde unter dem Zauber seiner Erzählung gefesselt, als er uns die Organisation der geheimen Polizei auf Grund eines eigenen Erlebnisses enthüllte. Es war die Geschichte eines jungen Mannes, den er unter tragischen Umständen kennen gelernt hatte. Dieser unglückliche Jüngling hatte ihm gebeichtet, daß er, um seine Mutter zu ernähren, nachdem ihm verschiedenes mißlungen, sich aus Pietät der geheimen Polizei verkauft hatte, welche solche Opfer erleichterte, indem der Eingeschworene nur unter einem falschen Namen, und für den Dienst lediglich mit einer Nummer bezeichnet, bei ihr funktionierte. Das Ganze war vollkommen kunstgerecht wie eine kleine Novelle zurecht gemacht, ohne Zweifel sorgsam für den Effekt vorbereitet, und ob nicht zur Ausschmückung auch einiges erfunden war, möchte ich nicht beschwören.

Von zwei anderen Hauptträgern der Unterhaltung, dem Maler Chenavard und dem Mathematiker Babinet, habe ich bereits an einer früheren Stelle berichtet. Von Zeit zu Zeit erschien unter den Gästen der alte freundliche Michelet mit seiner jüngeren Frau, die ihm in seinen Arbeiten beistand; ferner der große Physiologe Claude Bernard und der noch heute lebende große Chemiker Berthelot, welcher auch mehrmals Minister war. Und auch Renan sah ich zum erstenmal in diesem Kreise, in dem er ziemlich oft mit seiner Frau erschien, die durch Bildung und Geist ganz seine würdige Genossin war. Ein liebenswürdiger Causeur war auch Taxile Delord, damals der Hauptredakteur des „Charivari“, welcher, wie unter Ludwig Philipp, so zu jener Zeit einen bedeutenden Platz in der Presse behauptete und in der Politik mitzählte, seit dem Sturz des Kaiserreichs alle Beachtung verloren hat und nur noch des Herkommens wegen in Kaffeehäusern und Lesezirkeln gehalten wird. Delord war übrigens ein ernster und feingebildeter Denker, der später an die Spitze mehrerer großer Zeitungen kam und unter der dritten Republik Deputierter wurde.

Zu den originellen Erscheinungen des Kreises gehörte ein Kapitän d'Arpigny, pensionierter Offizier, ich weiß nicht mehr welcher Armee, der von Beruf Chiromant war, und jedem aus den Linien der Innenhand seinen Charakter, jedoch nicht seinen künftigen Lebenslauf deduzierte. Er hatte ein dickes Buch darüber

geschrieben. Damals lachte ich nur über die Geschichte. Aber ich habe noch in der neuesten Zeit sehr ernste und wissenschaftlich bedeutende Leute kennen gelernt, welche fest und steif behaupten und logisch erklären, daß die Sache gar nicht ohne sei und sich physiologisch rechtfertigen ließe, ebenso wie die Definition des schreibenden Subjekts aus der Handschrift, welche ja ganz systematisch zu einer Theorie vervollkommnet ist und ihren Kennern zu den auffallendsten Triumphen verhelfen soll. Ich bin trotzdem die Skepsis diesen Ansichten gegenüber nie los geworden.

Außer Oppenheim und meiner Frau und mir kamen keine Ausländer, aber aus der französischen Provinz erschienen manchmal Berühmtheiten. So Lavertujon, einer der wenigen französischen Publizisten, die außerhalb von Paris zu einem großen Ruf und zu einer Stellung in der Öffentlichkeit gelangten. Sein Blatt, die in Bordeaux erscheinende „Gironde", zählte unter den die öffentliche Meinung beeinflussenden Organen. Kein anderer Fall dieser Art ist mir bekannt, und wenn auch das Talent des Schreibenden selbst die Erklärung liefern muß, so ist doch der Fall für französische Verhältnisse merkwürdig genug.

Eine andere interessante Erscheinung war der Dichter Laprade, der in Lyon wohnte, eine stattliche, hochgewachsene Gestalt mit edler Physiognomie. Er gehörte seiner Hauptrichtung nach der Lamartineschen Schule an, aber mit entschieden katholischer Färbung. Die Titel schon seiner verschiedenen Dichtungen lassen ahnen, welchen Geist sie atmeten: Les Parfums de Madeleine, la Colère de Jésus, Psyché, Poèmes évangéliques. Seine katholische Richtung war zugleich demokratisch und daher, wie es dem Salon Didier entsprach, dem kaiserlichen Regiment feindlich. Eine Satyre in Versen, „Les Muses d'Etat", hatte zur Folge, daß ihm der Lehrstuhl der Litteratur an der Fakultät von Lyon entzogen wurde. Dies geschah gerade um die Zeit, da er im besagten Kreise in Paris erschien, wo er natürlich um so mehr gefeiert wurde.

Frau Didier fing gegen Ende 1862 zu kränkeln an. Sie mochte damals in der Mitte der fünfziger Jahre stehen. Bei einem der letzten Besuche, die sie uns machte, bat meine Frau sie um ihre Photographie, worauf sie erwiderte, daß sie zur Zeit

keine besitze und mit Anfertigung einer neuen noch ein paar Jährchen warten wolle; sie sei jetzt gerade in einem „undankbaren Alter, un âge si ingrat, für Fixierung ihres Portraits". Aber schon im Juni 1863 starb sie und hinterließ ihr ganzes mehrere Millionen betragendes Vermögen ihrem Freunde Rey. Diesem, der bis dahin arm wie eine Kirchenmaus gewesen war, bekam der plötzlich niedergehende Goldregen jedoch schlecht.

Kurz zuvor hatte sich Frau Didier unter seiner sachverständigen Leitung eine neue splendide Wohnung aufs kostbarste möblirt. Dies alles übernahm nun der Erbe und richtete seine eigene Existenz danach ein. Doch damit nicht zufrieden, überkam ihn alsbald die Lust, den für seine Vergangenheit immens zu nennenden Reichtum noch vermehren zu wollen. Den Grundstock des ererbten Vermögens bildete ein großes Hochofenwerk in den Ardennen. Rey ließ sich verführen, ohne das geringste Verständnis für Geschäfte, das Unternehmen auszudehnen und sonstige Spekulationen damit zu verknüpfen; auch kaufte er sich eine Villa an der französischen Riviera. In unglaublich kurzer Frist steckte er bereits darauf in Geldverlegenheiten und ehe drei Jahre vergingen, hatte er alles bis auf den letzten Pfennig wieder verloren und war förmlich zum Bettler geworden, der von den Freunden seiner goldenen Zeit über Wasser gehalten wurde. Natürlich mußte er alle Herrlichkeiten seiner kurzen Prachtperiode verkaufen.

Ich hatte zu derselben Zeit gerade eine neue Wohnung bezogen, und erwarb, was für meine weniger pompöse Einrichtung passen mochte, von der seinen. Als ich später mich in Berlin einrichtete, brachte ich noch einen ziemlich ansehnlichen Teil dieses Inventars herüber, und so kommt es, daß ich bis auf den heutigen Tag mit recht vielen Möbeln umgeben bin, die mich an den Salon des Faubourg St. Honoré mit seinen längst verklungenen Zeiten gemahnen, so mein Schreibtisch, an dem ich den größten Teil des Tages auch in dem letzten Vierteljahrhundert in der Margarethenstraße zu Berlin verlebt habe. Sämmtliche Gegenstände tragen in verschlungener Schrift die Buchstaben A. D. (Aglaë Didier), und da sie von allerersten Fabrikanten herrühren, sind sie noch alle wie neu.

Die im Jahr 1870 wiederkehrende Republik half auch ihrem alten Anhänger, Alexandre Rey, wieder aus der Not. Er wurde Präfekt in einem Departement Südfrankreichs. Seit jener Zeit ist er meinen Augen entschwunden.

Ein anderer Salon von kleineren Dimensionen und viel weniger bekannt, aber in seiner Weise sehr eigenartig, war der einer Madame Planat de Lafaye. Ich will gleich bemerken, daß dieser Boden nie von einem Hauch unregelmäßiger Verhältnisse berührt worden ist. Die Dame des Hauses war die kinderlose Wittwe eines Generals des ersten Kaiserreichs, den sie, noch jung, geheiratet hatte, als er bereits in hohen Jahren stand. Sie war eine Deutsche aus Bayern gebürtig und sehr vermögend. Aber ihr bescheidenes Heim verriet davon nur, was in ihrer freundlichen, doch einfachen Gastlichkeit, in der kostspieligen Lage ihrer Wohnung, an der Ecke des Boulevard des Italiens und der Chaussee d'Antin, damals noch eins der teuersten und fashionabelsten Quartiere, zum Vorschein kam. Noch einen und recht teuren Luxus hatte sie allerdings, nämlich eine große Vorliebe zu den Gemälden von Knaus, die damals in Paris Furore machten; die bekannten Bilder der Zigeuner und der übernächtigen Musikanten, welche auf der großen Ausstellung von 1855 die größte Bewunderung gefunden hatten, sah ich in ihrem Salon wieder.

Laufrey hatte mich auf ihren Wunsch bei ihr eingeführt; Damen empfing sie nicht. Die Gesellschaft bestand also ausschließlich aus Herren, meistens schon ziemlich bejahrten. Laufrey, der Stammgast war, und ich mögen wohl die jüngsten gewesen sein. Zu den Hauptfiguren gehörten die bereits recht alten Littré und Henri Martin.

Beide kannte ich schon von dem Salon Didier her. Der interessantere von beiden war Littré, das Ideal eines Gelehrten und Philanthropen, von unendlicher Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit. Ein ganz kleines Männchen, etwa sechzig Jahre alt, aber noch mit glänzend schwarzem Haar, das schlicht, lang von dem sinnigen Kopf herabfiel, der klug in die Welt guckte, aber nichts weniger als distinguiert aussah. Der baumgroße Henri Martin daneben sah gleichfalls nichts weniger als weltmännisch

aus. Oppenheim, der beide von der Didier her kannte, machte einmal die respektlose, aber witzige Bemerkung, Littré sehe aus wie ein Schuhmacher, der seinen Fonds de Boutique an Henri Martin verkauft hätte. Von Littré's litterarischer Größe zu sprechen, wäre überflüssig, und seine Leistungen auch nur in den schwächsten Umrissen zu zeichnen, würde zu weit führen. Sein Dictionnaire der französischen Sprache hat ihn am meisten weltberühmt gemacht, aber selbst wer dieses unschätzbare und nützliche Werk ziemlich gut kennt, macht sich noch keine Vorstellung von der Universalität dieses Geistes.

Er war von Hause aus Mediziner, aber dabei zugleich ein Sprachgelehrter, der vom Sanskrit bis zu den modernsten Idiomen alle Gebiete bearbeitete; endlich recht eigentlich vom Fach aus Philosoph, bekanntlich der Dolmetscher und wahre Verbreiter der Philosophie des Auguste Comte. Sein Verhältnis zu Deutschland charakterisiert sich dadurch, daß er das Leben Jesu von Strauß ins Französische übersetzt hat. Zu den anziehendsten seiner zahllosen Publikationen gehört die Erzählung der Schicksale seines Dictionnaire-Manuskripts während der Belagerung und der Entstehung dieses Werkes überhaupt, unter dem Titel: Comment j'ai fait mon Dictionnaire. Seine durchaus demokratische Gesinnung war frei von jedem demonstrativen Wesen. Sie prägte sich in seinem ganzen Auftreten in seiner Lebensweise aus. Er wohnte mit Frau und Tochter ohne Magd in einem äußerst wohlfeilen Appartement am Ende von Paris. Den Orden der Ehrenlegion lehnte er beharrlich ab. Obwohl er nicht als Arzt praktizierte, so machte er eine Ausnahme für die armen Leute seiner Nachbarschaft. In den Julitagen des Jahres 1830 hatte er auf den Barrikaden gekämpft (er war 1801 geboren). In den letzten Jahren seines Lebens war er Mitglied des Senats. Ich habe nie einen Mann gekannt, der in so natürlicher, ungekünstelter, vollendeter Weise das Bild eines großen Gelehrten, tiefen Denkers, freisinnigen Politikers und edlen Menschenfreundes darbot. Die Milde und Anspruchslosigkeit, mit der er sich in der Gesellschaft bewegte, war wahrhaft rührend. Bei allem, was ich von ihm lese, schwebt mir zur Erhöhung des Genusses die lebendige Persönlichkeit des Autors verschönernd vor Augen.

Auch Henri Martin war ein Mann, dessen menschlicher Totalität das Gütige entschieden das Gepräge gab. Zehn Jahre jünger als Littré ragte er weder dem Ingenium noch den Leistungen nach an diesen heran. Gleichwohl war er zu jener Zeit ein schon sehr berühmter Historiker. Seine vielbändige Geschichte Frankreichs gehört zum eisernen Bestand der französischen Litteratur.

War Littré in seiner ganzen Denkweise ganz der Mann der positiven Philosophie, die er lehrte, so war Martin ein Romantiker. Er war einer der ersten, welche im französischen Nationalcharakter das Autochtone, das Celtische, aufzusuchen und zu verherrlichen bestrebt waren. Doch ist seine nationale Fiber mehr zarter, mystischer, als wilder und aggressiver Natur.

Über der kleinen Gesellschaft des Planatschen Salons lag überhaupt ein wohlthuender Hauch milder Sinnesart. Lanfrey war vielleicht der einzige, der davon abstach, ohne aber durch sein Auftreten einen Mißton hervorzubringen.

Zu den sanftesten Interessanten gehörte der Italiener Ruffini, unter seinem Schriftstellernamen als Verfasser von Lorenzo Benoni und Doctor Antonio sehr bekannt. Er war politischer Flüchtling aus den dreißiger Jahren her, hatte lange in England gelebt und da die genannten Werke auch in englischer Sprache veröffentlicht, die in viele andere Sprachen übersetzt wurden. Sein sanftes, melancholisches Auge, seine weiche Silberstimme, seine Züge, sein Haupt, auf einer hohen, schmächtigen Gestalt machten ihn zum Bild eines edlen Märtyrers. Einige Mitarbeiter der Revue des deux mondes, von denen Charles de Mazade der bekannteste war, gehörten gleichfalls zum Stamm der Gesellschaft. Auch diese Revue machte permanente Opposition gegen das Kaisertum, wenn auch in vornehmer Weise und so, daß man ihr mit Preßprozessen nicht beikommen konnte. Mazade schrieb Jahre hindurch den politischen Artikel; er war darin der Nachfolger eines der besten Publizisten jener Zeit, Eugène Forcade, den ich recht gut kannte.

Dieser war einer der Meister jener feinen Ironie, mit der bei einem verständnisvollen Publikum eine französische Regierung am wirksamsten bekämpft werden kann; die halbmonatlichen politischen Übersichten, die Forcade in der Revue gab, wurden

immer mit Spannung erwartet und bildeten nach ihrem Erscheinen für einige Zeit das Tagesgespräch. Er hatte nur den großen Fehler, sehr faul zu sein. Buloz, der berühmte Herausgeber der Revue, mußte immer dafür sorgen, daß Forcade in den letzten Tagen, wenn der Satz nicht länger aufzuschieben war, womöglich in seinem Zimmer eingesperrt wurde, bis der Artikel fertig war. Er ergab sich gerne den heiteren Genüssen des Pariser Lebens und ist früh gestorben. Ich verlebte einmal eine Reihe angenehmer Tage mit ihm in Turin. Als die Rede auf den damaligen Papst Pio Nono kam, erzählte Forcade lachend, daß dieser in Rom für einen Gettatore gelte, d. h. für einen mit dem bösen Auge behafteten Unglücksvogel. Er belegte die Sache mit mehreren humoristischen Geschichten, die sie illustrierten; alles natürlich nur zur Belustigung über diesen Aberglauben. Jedoch während er sprach, kam es mir verdächtig vor, daß er eine Hand unter dem Tisch hielt, an dem wir saßen, und als ich einen verstohlenen Blick unter das Tafeltuch warf, entdeckte ich, daß er mit den zwei ausgespreizten Fingern das Zeichen der Beschwörung gegen das böse Auge machte. Ich stand kordial genug mit ihm, um aus meiner Entdeckung kein Geheimnis zu machen, und er nahm es ebenso munter auf, indem er gestand, trotz aller Freigeisterei könne er nicht umhin, dies Zeichen der Abwehr zu machen, sobald die Rede auf solchen bösen Zauber komme.

Aberglaube ist größer als Glaube, weil er näher mit der menschlichen Schwäche, der Furcht, verwandt ist. Die Häuser, in denen man wagt, dreizehn zu Tisch zu versammeln, sind auch im ungläubigen Berlin selten.

Ein merkwürdiges Exempel solcher Mischung von Freigeisterei und Aberglaube waren auch mein Freund der Graf d'Alton-Shée und seine Schwester Madame Caroline Jaubert, von denen ich noch viel zu erzählen habe. D'Alton, der sich am meisten dadurch bekannt gemacht hatte, daß er als Pair von Frankreich bei einer Debatte über Staatsreligion in der Pairskammer in seine Rede die Worte einflocht: Moi qui ne suis ni Catholique ni Chrétien, derselbe Mann glaubte an die lächerlichsten Vorspiegelungen von Somnambulen und Wunderthätern aller Art, obwohl er in seinen Memoiren ausführlich erzählt, wie

er, nachdem er eine streng katholische Erziehung empfangen, seinen Geist befreit habe. Als fünfzehnjähriger Mensch habe er Gibbons großes Geschichtswerk in die Hände bekommen und daraus die Willkürlichkeit aller Dogmen erkennen gelernt. Er schließt das betreffende Kapitel mit den Worten: „Seit jener Zeit habe ich oft alle unlösbaren letzten Gründe der Dinge und die dazu gehörigen Hypothesen fahren lassen und wieder aufgenommen, aber von damals an habe ich aufgehört, Katholik und Christ zu sein"; dieselben Worte, mit denen er den Sturm in der Pairskammer entfesselte. Das hinderte ihn aber nicht, noch in späteren Jahren zu einer Somnambule zu gehen und sich auf Haare hin Ratschläge für die Gesundheit einzuholen. Immerhin war d'Alton ein phantastischer Mensch, bei dem man diese Art von Widerspruch noch einigermaßen erklären konnte. Dagegen war seine Schwester, Madame Jaubert, eine der klügsten, erfahrensten und geistreichsten Französinnen, die ich je gekannt habe. Trotzdem verhinderte aber auch dies nicht, daß sie in diesem Punkt ebenso unlogisch und unberechenbar war, wie der Bruder.

Die Narrheit des Tischrückens und Geisterklopfens, welche anfangs der fünfziger Jahre noch in Deutschland grassiert hatte, war daselbst in den sechziger Jahren bereits vorüber, aber in Paris war es damit noch nicht zu Ende. Meine Freundin war über meine Verspottung dieses Spuks ebenso empört, wie es nur ein frommer Katholik über ihren gänzlichen Unglauben hätte sein können. Eines Tags wollte sie sogar, daß ich ihr fest glaube, als sie erzählte, sie hätte mit eignen Augen nicht nur einen Tisch, sondern ein großes Klavier im Zimmer umher springen sehen und entrüstete sich, daß ich ihre Wahrhaftigkeit oder ihre fünf Sinne in Zweifel zöge. Unter solchen Umständen darf es nicht wunder nehmen, daß sie auch felsenfest an Homöopathie glaubte. Diesem Umstand verdanke ich eigentlich sogar den Anfang unserer Freundschaft. Ich lernte sie nämlich bei ihrem Bruder d'Alton kennen.

Am ersten Abend, den ich da mit ihr zugebracht, kam die Rede auf das Thema, und ich machte mich darüber lustig. Am anderen Morgen kam mir ein ganzer Stoß Bücher ins Haus, lauter Werke homöopathischen Inhalts, die sie mir zu meiner Be-

lehrung und Bekehrung zusandte. Ich benutzte wirklich die Gelegenheit, um einen Blick in diese Geheimlehren zu thun, natürlich nur mit dem Gegenteil des beabsichtigten Erfolges.

Ich glaube, die Homöopathie hat in Frankreich noch mehr Anhänger als in Deutschland.. Meine Freundin behandelte sich bis an ihr spätes Ende — sie wurde 83 Jahre alt — mit ihren Kügelchen und ward dabei natürlich nicht irre in ihrem Vertrauen.

Die d'Alton-Shées waren von väterlicher und mütterlicher Seite irischer Abstammung; die mütterliche, die Shées, waren mit dem vertriebenen Jakob II. nach Frankreich gekommen. D'Altons mütterlicher Großvater Shée war unter Ludwig XVI. in die Armee getreten, setzte seine Dienste unter der Revolution fort, und diente als General bei den Feldzügen in Flandern. Unter der Restauration wurde er zum erblichen Pair von Frankreich erhoben, nachdem er schon unter dem Kaiserreich Mitglied des Senats gewesen war. Da er keinen Sohn hatte, so erlangte er, daß die Pairie auf den Sohn seiner Tochter, Frau d'Alton überging. So trat dieser unter der Juli-Monarchie in die Pairskammer ein (er war 1810 geboren und daher erst von 1835 an stimmberechtigt), welche zwar die im Besitz befindlichen erblichen Pairs anerkannte, die Erblichkeit selbst aber abschaffte und durch königliche Ernennung ersetzte.

Edmond d'Alton-Shée war, als ich ihn kennen lernte, fünfzig Jahre alt und blind. Letzteres wollte er zwar, wie manche seiner Leidensgenossen, nicht rundheraus zugeben. Er sprach immer nur von „ma mauvaise vue“ und setzte es auch durch, ungeführt durch die Straßen von Paris zu gehen, wenigstens auf den ihm vertrautesten Wegen, wobei ihn aber seine Familie, ihm unbewußt, durch einen in kurzer Distanz folgenden Begleiter überwachen ließ. Er hatte noch in einem engen Gesichtswinkel einen Schimmer, der ihm erlaubte, nach einer gewissen Richtung hin zu sehen, auch die Stunde auf seiner Taschenuhr zu erkennen, wenn er diese in den richtigen Stand zum Auge brachte, eine Praxis, die er möglichst oft mit einer gewissen Koketterie in Szene setzte. Er machte wahr, was oft behauptet wird, daß die Blinden guten Humors seien.

Er war in der That immer fröhlich gestimmt und zu allen Amüsements bereit.

Ich muß aber, dies erwähnend, bemerken, daß meiner Erfahrung nach das Diktum, die Blinden seien heiter, die Tauben aber mürrisch, im letzten Teil nicht zutrifft. Ich habe viele Taube gekannt, die sehr menschenfreundlich und heiter waren.

In seiner Jugend muß d'Alton von sehr früh an ein höchst ausgelassener Taugenichts gewesen sein, der mit seiner Mischung von irischem Blut und französischer Denkweise nach allen Richtungen hin des Guten zu viel gethan hatte. Er war sich dessen selbst bewußt. Als ich mit ihm vertraut wurde, war er Familienvater, blind und nicht mehr jung, auch längst in ziemlich reduzierte Verhältnisse gekommen. Es machte ihm aber Vergnügen, von seiner tollen Zeit zu erzählen, und die Erzählung ward gewöhnlich eingeleitet mit den Worten: du temps où je menais la vie du plaisir. Nachdem er volljährig für die Pairie geworden war, kam ihn doch die Lust an, mit Ernst in das politische Leben einzutreten, und er bereitete seine Jungfernrede unter der Leitung des großen legitimistischen Redners, des Advokaten Berryer, vor, der mit ihm, durch Familienbande in Beziehung gebracht, immer befreundet blieb, obwohl der junge Edelmann ungläubig und republikanisch gesinnt war. D'Alton hatte Ende der sechziger Jahre seine Memoiren in zwei Bänden herausgegeben, die für Geschichtsforscher über die darin behandelte Zeit von 1826 bis 1847 nicht ohne Belehrung sein möchten. Denn er hatte an allen politischen Vorgängen unter der Julimonarchie thätigen Anteil genommen und sowohl die großen Persönlichkeiten als die typischen Lebemänner seiner Zeit näher kennen gelernt und objektiv geschildert, und sein gutes Gedächtnis, das später noch durch die Blindheit geschärft wurde, leistete ihm, als er seine Erlebnisse diktierte, treffliche Dienste. Mit Morny, Persigny, Montalembert, Garnier-Pagès und vielen anderen war er befreundet und ein Bewunderer Emile de Girardins, den ich auch noch persönlich gekannt habe, diesen interessanten Typus der französischen Finanz-Journalisten, der es mit seinem erfinderischen und kecken Wesen dazu brachte, eine lange Zeit eine politische und eine plutokratische Rolle zu spielen, und der sich uns Deutschen noch zuguterletzt unver-

geßlich gemacht hat durch den von ihm zuerst losgelassenen Ruf: à Berlin! Was d'Alton über ihn in seinen Memoiren berichtet, ist lesenswert, aber es ist lange nicht alles, was an Bemerkenswertem über ihn, eine lebendige Balzacsche Figur, zu sagen wäre.

Er hatte damit debütiert, daß er seinem unehelichen, vielmehr adulterinischen Vater, dem General Grafen von Girardin, einen Prozeß machte, um ihn zu seiner Anerkennung zu zwingen, was natürlich nicht anging; aber er nahm ohne weiteres dessen Namen an und setzte durch, daß der Alte es sich gefallen ließ, ja der fügte sich schließlich sogar darein, sich von der journalistischen Autorität des natürlichen Sohnes protegieren zu lassen. Dessen von großem Talent unterstütztes pyramidales Selbstbewußtsein malte sich in seinem ganzen Auftreten bis in die Stirnlocke hinein, die er sich nach den Bildern Napoleons I. zugelegt hatte. Bekanntlich erschoß er im Duell den oben genannten Armand Carrel, was ungeheure Sensation und ihn vor allem bekannt machte. Er hatte gleich seine Laufbahn mit vier Duellen begonnen, denn er huldigte dem Grundsatz: un duel heureux est une bonne manière d'entrer dans la vie, worauf ein anderer bemerkte: oui, dans la vie des autres. Er ist der eigentliche Erfinder der wohlfeilen Presse, mit der er Millionen gewonnen und wieder eingesetzt hat. Er diente und opponierte der Reihe nach allen Regierungen und allen Prinzipien, und seine Richtschnur war dabei, immer an der Spitze der kommenden Bewegung zu sein. Seine Publikationen sind Legion. Wer sein Leben und sein Wirken studieren wollte, könnte in ihm den Vater des modernen Journalismus schildern. Wie viele bedeutende Menschen, bewahrte Girardin bis in sein hohes Alter körperliche Beweglichkeit und merkwürdige Geistesfrische. Daß seine journalistische Geschicklichkeit aus den verschiedenen Gründerepochen, die er miterlebt, den ihm geschuldeten Tribut tüchtig herauszuschlagen verstand, habe ich oben schon erwähnt. Er starb als vielfacher Millionär.

D'Alton, der einen vielseitigen, freilich auch etwas abenteuerlichen Geist hatte, liebte, schon als Blinder, sehr den geselligen Umgang und besonders den mit höher gebildeten Menschen. Zu mir und meiner Frau hatte er große Zuneigung gefaßt, und jahrelang machte er sich zur Regel, jeden Sonntag um 1 Uhr bei uns

zu erscheinen, wenn wir eben mit unserem Gabelfrühstück zu Ende waren, und etwa eine Stunde da zu bleiben. Er nannte das: zu seiner Messe gehen.

In solchen Stunden schilderte er bald seine wilde Jugendzeit, wie man nach einer auf dem Maskenballe durchrasten Nacht, noch im Domino hinaus zu einem Duell fuhr, oder seine Begegnungen mit den berühmten Männern seiner politischen Laufbahn. Er war als angehender Jüngling Page Karls X. gewesen und hatte im Schatten dieses frommen Hofs alle Versuchungen des galanten Lebens kennen gelernt. Als er später dazu kam, seine Pairie ernst zu nehmen, trat er zu Guizot, Thiers, dem Herzog Pasquier u. a. in persönliche Beziehung. Aus einer interessanten Unterhaltung mit Guizot ist mir besonders erinnerlich, wie dieser ihm einmal sagte: die Leute der äußersten Opposition gelangten niemals zu einem richtigen Urteil, weil man eine Menge wichtiger Dinge nur erfahre, wenn man einmal in der Regierung gesessen hätte, ein Diktum, das seine Richtigkeit noch viel mehr für deutsche als für französische Zustände beanspruchen kann. D'Altons Name ward am meisten bekannt bei der oben erwähnten Gelegenheit seines in der Pairskammer offen abgelegten freigeisterischen Bekenntnisses. Es geschah im Jahr 1847 bei Gelegenheit eines Regierungsantrags, da die Schaffung eines königlichen Domkapitels an der Hauptkirche von St. Denis, wo die Königsgräber sind, verlangt wurde. In der Rede, welche in seinen Memoiren ausführlich wiedergegeben ist, erklärte er sich gegen jede Art von Staatsreligion und rief durch seine ketzerischen Worte einen ungeheuren Sturm hervor. Ich erinnere mich noch sehr deutlich des Aufsehens, welches dieser Vorgang damals in Deutschland machte. Die katholischen Tendenzen Ludwig Philipps verrieten sich zu jener Zeit besonders durch die Gunst, die er den katholischen Kantonen im Sonderbundkrieg zuwandte, und es entstand damals die Bezeichnung seines Ministers Guizot als eines protestantischen Papisten.

Beim Ausbruch der Februarrevolution nahm d'Alton sofort für diese Partei, ward Oberst in der Nationalgarde und Anhänger Ledru-Rollins; nach dem Staatsstreich Louis Napoleons erließ er einen Protest, wegen dessen er verhaftet und eine Zeit-

lang gefangen gehalten wurde. Unter dem zweiten Empire lebte er still bis kurz vor dessen Sturz, wo die Wahlbewegung wieder lebhaft wurde, und er sich gegen Thiers von einer ziemlich sozialistisch gefärbten Partei als Kandidat aufstellen ließ, aber von seinem großen Gegner mit starker Mehrheit geschlagen wurde.

Den letzten Abend, den ich vor Ausbruch des Krieges und vor meiner Abreise nach Mainz am 13. Juli 1870 in Paris zubrachte, war ich noch mit ihm zusammen. Nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der französische Hof um jeden Preis den Krieg wollte, und ich meine Beschlüsse danach gefaßt hatte, fuhr ich mit meiner Frau und dem Ehepaar d'Alton noch gegen zehn Uhr abends ins Bois de Boulogne. Es war eine herrliche Sommernacht, und wir waren natürlich ob der Vorgänge in großer Aufregung. D'Alton war empört über die kaiserliche Kriegspolitik, der er einen unglücklichen Ausgang prophezeite. Ich sah ihn dann nicht mehr wieder. Als ich im Frühjahr 1874 auf einige Wochen nach Paris kam, lag er schon auf den Tod krank und starb während meiner Anwesenheit. Gambetta hielt ihm die Grabrede. Man denkt sich wohl, daß ich dabei nicht figurieren konnte.

Bei d'Alton hatte ich auch Gambetta einmal flüchtig gesehen, als er noch ein ganz unberühmter Advokat war. D'Alton hatte einen besonders lebhaften Sinn fürs Theater, das er auch noch eifrig besuchte, als er gar nichts mehr sah. Er wußte einen Teil des klassischen Repertoires auswendig. Einer meiner letzten ästhetischen Genüsse in Paris war, daß ich kurz vor Ausbruch des Krieges einen Abend bei seiner Schwester zubrachte, wobei außer mir und meiner Frau und ihm nur noch der berühmte Schauspieler Bressant sich befand. Auf unseren Wunsch willigten Bressant und d'Alton ein, uns den größten Teil der „Misanthrope" aufzuführen. Die beiden saßen ruhig auf dem Sopha, wir anderen daneben. Ich habe selten mehr Erbauung von einer theatralischen Vorstellung gehabt, als von dieser einfachen, aus dem Gedächtnis, mit den feinsten Intonationen vorgetragenen Rezitation, in welcher der alte Lebemann mit dem Schauspieler von Beruf wetteifern konnte. Keinen Augenblick vermißte ich Kostüm oder Dekoration.

In seinem eigenen Salon lernte ich auch Regnier kennen, meines Erachtens den größten aller zu jener Zeit in Paris weilen-

den Schauspieler (auch vom Théâtre français). Ich habe nie einen zweiten gekannt, der so ganz das wirkliche Leben auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen vermochte. Er war die Natur selbst und doch das Resultat der raffiniertesten Kunst. Außerhalb der Bühne erinnerte an seinen Beruf nichts an ihm, — auch eine seltene Ausnahme! Er war der schlichte, bescheidene Weltmann mit einem vorwiegend ernsten Anstrich, der mit großer Feinheit über seine Kunst und deren Einzelheiten zu reden verstand. Andere Bühnenleute lernte ich in diesem Salon nicht kennen; bei Ulbach noch zwei ihrer Zeit sehr berühmte Komiker, Levasson und Henri Monnier. Ersterer, der am längsten im Palais Royal aufgetreten ist, gab aus Gefälligkeit manchmal bei Ulbach komische Intermezzos an geselligen Abenden, und ich habe selten gründlicher gelacht, als bei den kleinen Szenen, die er da aufführte. Er kostümierte sich dann im Stil, der seiner Rezitation entsprach. Eine der gelungensten Produktionen war der von ihm geschaffene Typus eines Zimmermeisters, der die Herrlichkeit seines Berufs in einem urkomischen Lied vortrug mit dem Refrain, der damals Berühmtheit erlangte:

J'aime à voir autour de cette table
Des scieurs de long, des ébénisses*)
Des Entrepreneurs de bâtisse
Que c'est comme un bouquet de fleurs :,:

Henri Monnier war interessanter als Levasson, weil er nicht nur Komiker, sondern schöpferischer Künstler war, dabei jedoch der vollendete Typus dessen, was man Bohème nennt. Die Menschen, die Henri Murger in seinen berühmten Romanen geschildert hat, fanden sich in diesem begabten Bummler leibhaftig verkörpert.

Er hatte als Journalist angefangen, war dann ein bedeutender Karikaturenzeichner geworden und hat eine Menge von Abhandlungen und Erzählungen geschrieben. Seinen großen Erfolg aber verdankte er der Schaffung einer Gestalt, die in der französischen Litteratur noch heute so kräftig fortlebt, wie bei uns die hervorstechenden Typen Fritz Reuters. Monsieur Joseph Prudhomme ist nämlich die gelungenste Inkarnation des kleinen Bourgeois

*) Für ébénistes.

aus der Blütezeit der Julimonarchie, des Mannes, der zugleich Offizier der Nationalgarde und Kandidat für die Deputiertenkammer ist. La Grandeur et Décadence de Monsieur Joseph Prudhomme wurde unzähligemal aufgeführt, und der Autor spielte die von ihm geschaffene Rolle selbst in der unnachahmlichsten Mischung von Pathos und Puerilität.

Wie die Bezeichnung Monsieur Prudhomme für Figuren dieser Art in die Sprache übergegangen ist, so haben sich auch die grotesken Äußerungen des Helden teilweise in der Überlieferung erhalten; beispielsweise aus der Kandidatenrede, die er seinem Sekretär diktiert, der Satz: Le char de l'Etat navigue sur un volcan; oder als er von seiner Kompagnie der Nationalgarde einen Ehrensäbel erhielt: Ce sabre est le plus beau jour de ma vie. Er hat auch Mémoires de Joseph Prudhomme publiziert.

Von seinen Stücken machte neben dem genannten am meisten Glück: le Roman chez la portière, welches noch heute nicht vom Repertoire verschwunden ist. Seinem inneren und äußeren Wesen nach war übrigens Monnier äußerst vulgär und der Schrecken der Hausfrau, wenn er im Salon erschien.

D'Alton hatte sich spät verheiratet mit einer wunderschönen jungen Dame von sehr bürgerlicher Herkunft, die als ausgezeichnete Pianistin aus dem Konservatorium der Musik hervorgegangen war. In Paris weiß man, daß Elève du conservatoire so viel heißt als: Kind des Volkes. Die Comtesse d'Alton-Shée war aber, als ich sie kennen lernte, eine gradezu vornehme und bezaubernde Erscheinung, hohe schlanke Gestalt von edler Haltung und mit sinnigem Ausdruck im reizenden Antlitz. Der feine, kleine Kopf auf der schlanken Figur erinnerte an die Meisterwerke der griechischen Plastik. Sie lebt noch heute, und wir sind in guten, treu-freundschaftlichen Beziehungen geblieben. Manche meiner Freunde Lanfrey, Karl Hillebrand, Rudolf Lindau, die sie bei mir kennen gelernt hatten, gehörten zur Schar ihrer Bewunderer, unter denen auch der Maler Chenavard zu nennen wäre, der ein wunderschönes Bild von ihr gemacht hatte. Sie hatte eine Schwester, die ebenso musikalisch veranlagt, mit einer prachtvollen Stimme von der Natur ausgestattet, sich im Conservatorium zur Sängerin ausgebildet hatte. Diese heiratete einen zu seiner Zeit sehr be-

kannten Lebemann aus d'Altons Kreis, namens Achille Bouchet. Er war ein Börsenmann, der durch glückliche Spekulationen zu der Zeit, da das Kaisertum in seiner höchsten Blüte stand, reich geworden und mit den Tuilerien in nähere Beziehungen gekommen war. Madame Bouchet, die nichts von der Schönheit ihrer Schwester abbekommen hatte — sie war fett und rund mit einem breiten Gesicht — hatte sich aber auch vortrefflich in die Rolle der großen Dame gefunden mit der behaglichen Nonchalance, welche sich die Pariserin so leicht zulegt, als wäre sie im Purpur geboren. Sie singen zu hören, zählte zu meinen größten musikalischen Genüssen.

Wagner war damals noch nicht Mode, und sie trug das klassische Repertoire, von ihrer Schwester begleitet, entzückend vor. Gounods Melodien hab ich nie mit solchem Zauber singen hören, außer vielleicht — von Gounod selbst. Denn dieser — obwohl ohne Stimme — war ein wunderlieblicher Sänger. Ich hörte ihn einmal unter ganz eigentümlichen Umständen.

In der Nähe von Paris, in Passy, hatte der berühmte Psychiater Doktor Blanche eine Maison de Santé, in welchem auf einige Monate Erholung zu suchen damals so Mode war, wie man in Deutschland jetzt nach Konstanz zu Binswanger geht. Von Zeit zu Zeit wurden dort Empfangsabende gegeben, an denen die mild Verstimmten teil nahmen, während andererseits die litterarische und künstlerische Crême aus Paris herbeikam mit der Blanche, ein höchst liebenswürdiger Mann, in lebhafter Verbindung stand. Durch gemeinsame Freunde war ich mit Blanche bekannt gemacht worden, und an jenem Abend, zu dem ich nebst meiner Frau Einladung erhalten hatte, befand sich auch Gounod in der Anstalt, denn er hatte manchmal Anfälle von Trübsinn. Auf Wunsch der Gesellschaft gab er bereitwillig eine Reihe seiner Lieder, auch aus dem „Faust", zum besten.

Die persönliche Erscheinung trug zum ganzen der lieblichen Wirkung das ihrige bei. Er hatte einen herrlichen Kopf, dessen üppiges, krauses Haar damals schon stark gebleicht war. Es muß wohl einen physiologischen Grund haben, daß so viele Musiker, große und kleine, starkes Haar besitzen. Man denke nur an Beet-

hoven, Schumann, Liszt, Rubinstein, Joachim, Sarasate, und man sehe sich die Köpfe in einem beliebigen Orchester an.

Madame Bouchet ging viel an den kaiserlichen Hof, was sie nicht hinderte, sich auch im republikanischen Salon ihrer Schwester d'Alton wohl zu fühlen, ja sie führte auch einige Ehrendamen der Kaiserin Eugenie da ein, unter denen eine mir in sehr guter Erinnerung geblieben ist, Madame Lebreton, die Schwester des Generals Bourbaki, der später aus Metz heraus auch zur Kaiserin nach Chiselhurst entsandt ward, um mit ihr wegen einer im Einverständnis mit Bazaine und Bismarck zu versuchenden Friedensverhandlung anzubinden. Frau Lebreton war Vorleserin Eugeniens und gehört, wenn ich nicht irre, noch gegenwärtig zu ihrer Begleitung.

Diese und andere unpolitische Elemente gaben dem in seinem ganzen Stil sehr einfachen Salon eine vorteilhafte Elastizität. Künstler und Schriftsteller aller Richtungen gingen ab und zu.

Paul de Musset, der Bruder Alfreds und seine Frau, die mit Frau d'Alton verwandt waren, gehörten auch zu den Stammgästen, und der damals gerade über die Indiskretionen der George Sand, Lui et Elle, entbrannte Streit, gab natürlich viel Stoff zur Unterhaltung. Auch die Maler Fromentin und Gustave Doré waren regelmäßige Gäste; gleichfalls Joan Bratianu, der künftige Premierminister des Königreichs Rumänien und Staatsmann von europäischem Ruf. Niemand, der ihn sah, hätte in ihm diese Qualitäten geahnt. Ich hatte ihn auch schon bei Ulbach, mit dem er sehr vertraut war, kennen gelernt.

Er war, wie so viele der vornehmen jungen Leute aus der Moldau und Wallachei (von Rumänien wußte man damals noch nichts) schon als Student in Paris eifriger Republikaner gewesen und sogar einmal in eine gegen Louis Napoleon gerichtete Verschwörung verwickelt worden, die ihm eine Untersuchungshaft in Mazas eintrug. Er zeichnete sich durch sein höchst galantes Verhalten gegen die Damen aus und war wegen seiner splendiden Geschenke besonders gern gesehen, ein schöner liebenswürdiger und gebildeter Mann.

Als er im Jahre 1878 zum Kongreß in Berlin erschien, suchte er mich wieder auf, und wir konnten uns in Reminiszenzen aus jener Zeit gegenüber unserer so ganz veränderten späteren Situation ergehen. Bismarck wollte seinen damaligen politischen Ansprüchen nicht wohl, und er erlangte nicht, was er für Rumänien wünschte. Aber seine staatsmännische Geschicklichkeit ward doch auch vom Kanzler gewürdigt.

Eine der interessantesten Bekanntschaften, die ich d'Alton verdankte, machte ich allerdings nicht in seinem Salon, sondern nur in seiner Begleitung. Er brachte mich zu Sainte-Beuve, mit dem er in entferntem Grade verwandt war, ein Vorteil, den, für die Belebung der persönlichen Beziehungen auszunützen, sein guter Geschmack ihm natürlich eingab. Der große Gelehrte war damals ein angehender Sechziger und starb einige Jahre später. Obgleich seiner Lebensrichtung nach ein ganz andrer als Littré, lebt er doch in meiner Erinnerung wie ein Seitenstück zu ihm. Beide stupende Arbeiter, beide ganz in ihrer Arbeit aufgehend und mit ihrer litterarischen Mission verwachsen, beide zugleich in gelehrter Zurückgezogenheit und in menschenfreundlichem Verkehr mit der Welt lebend, eine Mischung von Benediktiner Mönch und liebenswürdigem Philosophen. Littré, wie oben schon angedeutet, hatte nichts vom Geistlichen, sondern eher vom Dorfschullehrer in seiner Physiognomie*), wogegen Sainte-Beuve wie Renan nach geistlichem Beruf aussah. Bei Renan erklärte sich das ganz natürlich, bei Sainte-Beuve war es das Produkt seiner Lebens- und Arbeitsmethode.

Er bewohnte ein kleines Haus allein am äußersten Ende des gelehrten Paris — linkes Ufer der Seine, in der Rue Montparnasse. Schon der Weg dahin, der sich damals wenigstens durch ganz stille, nur spärlich bebaute Straßen zog, bereitete darauf vor, daß man in ein beschauliches Leben kommen werde. Gleich nach dem Eintritt wurden wir von einer weiblichen Bewohnerin in das Hauptgelaß ebener Erde — zugleich des Besitzers Wohn-, Studier- und Schlafzimmer eingeführt. Dieser kam uns mit dem

*) Der verstorbene Präsident Lette, auch ein Philanthrop und grundsätzlich liberaler Mann, der Begründer des Lettehauses, erinnerte mich im Aussehen und Gebaren stark an Littré.

Ausdruck munterer Freundlichkeit entgegen. Klein von Gestalt, wohl genährt, blickten aus einem auffallend frisch in Weiß und Rot blühenden, rundlichen Gesicht ein paar äußerst lebendige und neckische Augen. Den kahlen Kopf bedeckte ein sammtnes Käppchen. Ich glaubte, einen römischen Abate vor mir zu haben.

Die Mitte des Zimmers, das nicht besonders groß war, nahm ein gewaltiger, schwerer, viereckiger aus dickem Eichenholz gebauter Schreibtisch ein, auf dem Bücher und Akten in Masse angehäuft waren. Dicht dabei stand in einer Art Alkoven das große mit dem herkömmlichen Überzug versehene Bett. Rings um die Wände natürlich alles Bücher.

Wir ließen uns am Kamin nieder, der gegenüber dem Schreibtisch beim Bett angebracht war, und wir hatten ein langes und lebhaftes Gespräch, in dessen Verlauf Sainte-Beuve einmal äußerte, er beneide mich um die Möglichkeit, in verschiedenen Sprachen zu Hause zu sein, während er von den lebenden nur das Französische kenne. Ich erwiderte ihm darauf, daß ein noch beneidenswerterer Vorzug der sei, in einer Sprache zu schreiben, die von den Gebildeten aller Nationen gelesen werde. Wir sprachen auch ganz ungeniert über die innere Tagespolitik, denn Sainte-Beuve war zwar kaiserlicher Senator, und dies durch besondere Gunst des Kaisers, aber das hinderte ihn nicht, mit seinem radikalen Vetter d'Alton unverhehlt Umgang zu pflegen und sich selbst sehr unabhängig zu äußern.

Die Umgebung des Hausherrn bestand, mit Ausnahme seines Sekretärs Troubat, der später über ihn schrieb, nur aus weiblichen Personen, die, drei an der Zahl, eine Art von Gynäkeion um ihn bildeten. Die Favoritin war damals eine noch ziemlich junge Einarmige.

Er selbst hatte in seinem Wesen etwas Weiches und Gepflegtes, wie eine feine Matrone; seine Hände waren weiß, weich, zart und elegant gehalten und steckten in gefütterten Batistmanschetten, wie ich sie sonst nur noch bei altmodischen Italienern gesehen habe; auch waren sie ziemlich stark parfümiert.

Ich habe ihn noch öfter besucht, bis kurz vor seiner letzten, furchtbar schmerzhaften Krankheit, der er im Jahre 1869 erlag.

Hatten seine Werke den Wunsch der persönlichen Bekanntschaft in mir erweckt, so belebte wieder diese das Verlangen, in seine Schriften näher einzudringen, und alles gereichte mir zu reicher Belehrung und immer gleichem Genuß — waren es nun die Causeries du lundi, die nouveaux lundis, oder Port-Royal, oder Chateaubriand et son groupe oder die Geschichte der französischen Dichtung im sechzehnten Jahrhundert. Der Roman Volupté und die Gedichte, die er unter dem Pseudonym Josephe Delorme herausgab, beides Jugendarbeiten, gehen nur nebenher. Nicht nur stofflich, sondern auch stilistisch kann man ungeheuer viel von ihm lernen. Wie Littrés Diktionnaire sind seine Lundis ein Werk, welches in keiner Liebhaberbibliothek fehlen sollte.

Als ich im Jahre 1871 Friedrich David Strauß in Darmstadt besuchte, kamen wir auf einem Spaziergang, den ich mit ihm machte, auch auf Sainte-Beuve zu sprechen. Strauß fragte mich eingehend über ihn aus und bekannte eine hohe Verehrung für ihn, stellte namentlich sein großes Werk über Port-Royal sehr hoch.

Wer in der zeitgenössischen Litteratur des damaligen Frankreich zu Hause ist, wird nicht leicht an Sainte-Beuve denken, ohne sich auch an Prosper Mérimée zu erinnern.

Sie waren unter einander sehr verschieden in Persönlichkeit und Produktion, und doch haben sie den gemeinsamen Zug eleganter Skepsis, feinster Form und anmutigen Geistes. Ich war nur ein einziges Mal längere Zeit mit Mérimée zusammen. Es war bei einem ganz kleinen Diner, zu welchem uns Frau Josephine von Wertheimstein ins Hôtel du Rhin auf der Place Vendôme, das Hotel, wo die Potentaten abzusteigen pflegten, geladen hatte.

Frau von Wertheimstein, die Gemahlin eines der reichsten Wiener Finanzleute, war eine Dame von bezaubernder Schönheit und Liebenswürdigkeit, die nicht nur in ihrer österreichischen Residenz, sondern überall, wo sie sich aufhielt, einen Hof von Künstlern und Schriftstellern um sich versammelte und von vielen berühmten Leuten angebetet wurde. Hartmann und Bauernfeld haben sie angedichtet, Ricard und Lenbach haben sie gemalt. Ohne auch nur den geringsten Anflug von Galanterie und trotz-

dem sie meistens leidend war, genoß sie als eine der anziehendsten Weltdamen einen europäischen Ruf in der eleganten Gesellschaft. Ich habe selten soviel Schönheit und Liebenswürdigkeit vereinigt gesehen. Wie viele Damen ihrer Art, bewahrte sie bis in ihr hohes Alter den Zauber der Anziehungskraft und sogar der schönen Erscheinung. In der Zeit, von der ich hier spreche, stand sie noch in der Blüte der Jahre.

Sah Sainte-Beuve aus wie ein französisches oder italienisches Pfäfflein, so sah Mérimée aus wie ein englisches Parlamentsmitglied. Bei im übrigen verbindlichen Formen hatte sein Wesen etwas Kaltes und Zugeknöpftes. Zu gleicher Zeit war er doch weltlicher als Sainte-Beuve; er ging viel in Gesellschaften, auch an den Hof, wo er ein intimer Freund der Kaiserin Eugenie und ihrer ganzen Familie, namentlich auch der Prinzessin Mathilde, der Tochter des Königs Jérôme, war, und nebenbei war er auch zu finden bei den großen Damen der Halbwelt, die auf hochgebildeten Umgang hielten, wie Madame de Paiva, die Besitzerin des wunderbaren Palastes in den Champs Elysées, die Tochter des jüdischen Schneiders Lachmann aus Moskau.

Mérimée war im Gegensatz zu Sainte-Beuve ein Polyglott, namentlich spanisch und russisch trieb er aus dem Fundament, wovon seine Schriften reichlich Zeugnis geben. Deutsch verstand er nicht.

Wie die Gedankenverbindung von Sainte-Beuve zu Mérimée führt, so führt sie von diesem zu Henri Beyle, mehr unter seinem Schriftstellernamen Stendhal bekannt. Persönlich kannte ich ihn nicht mehr, denn, 1783 geboren, starb er schon 1842, aber seine freundschaftliche Verbindung mit Mérimée, der seine Werke herausgegeben hat und die nahe Geistesverwandtschaft, in der beide zu einander standen, beweisen, daß man nicht an dem einen vorübergehen kann, ohne auch an den anderen zu denken. Der skeptische Zug ist in ihm am stärksten ausgedrückt; von ihm hat ihn Mérimée, auch mit der Beimischung von Paradoxie, die Stendhal liebt, beides gemildert, am mildesten in Sainte-Beuve, der von Paradoxie keine Spur an sich hat. Stendhal war, wie Mérimée, relativ, d. h. für französische Zustände, Kosmopolit. Er lebte viel in Italien, das er schriftstellerisch behandelte; er starb

in Paris; sein Pseudonym entlehnte er sogar von der norddeutschen Stadt Stendal.

So verschieden die drei untereinander sind, so bilden sie doch eine Gruppe mit einem gemeinsamen Charakter, in welchem der Geist der französischen Litteratur der ersten Hälfte des Jahrhunderts seine feinsten Blüten gezeitigt hat.

Die Gesellschaft, in der ich, wie bisher beschrieben, mich bewegte, war von diesem Geiste angehaucht, und dies bedeutete um so mehr, als die lebhaften intellektuellen Interessen die Menschen in regstem sozialem Verkehr, ohne allen Prunk und Luxus, untereinander verbunden hielten. Ohne daß eine gewisse Eleganz, ein wenig Raffinement der Küche, mancherlei Kurmacherei ausgeschlossen gewesen wären, hatte doch das Ganze den Grundcharakter der Einfachheit, und der Ehrgeiz, wenn man so sagen darf, war ganz auf die geistigen Interessen gerichtet.

Ich hatte, wie schon oben erwähnt, durch d'Alton seine ältere Schwester Madame Karoline Jaubert kennen gelernt. Es war an einem der ersten Abende, die ich bei ihm zubrachte, als das Gespräch über Homöopathie, die Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und mir, die erste Annäherung zu Stande brachte. Daraus sollte sich dann eine Freundschaft entwickeln, die ich zu den anmutigsten und produktivsten meines Lebens rechne, die mit ihr bis an den Tod dauerte.

Als ich sie im Jahre 1861 kennen lernte, war sie schon eine alte Dame, selbst nach Pariser Begriffen; sie war 1803 geboren; und was noch besonders dazu beitrug, sie zur Matrone zu stempeln, sie war außerordentlich jung, noch nicht sechzehn Jahre alt, an einen viel älteren Mann verheiratet worden. Sie machte auch gar keine Anstrengungen, sich künstlich zu verjüngen. Aber trotzdem sie in Kleidung und Gebaren auftrat wie eine alte Frau, konnte man nicht bestreiten, daß ihrem Umgang ein gewisser Reiz der Weiblichkeit blieb, der bei den feinsten und besten ihres Geschlechtes auch in den höchsten Jahren nicht schwindet. So war es ja auch der Fall mit der oben genannten Josephine von Wertheimstein. Und damit ist nicht einmal das rein Geistige gemeint, sondern auch in dem Gesamtausdruck der körperlichen Erscheinung, in den Zügen, in den Bewegungen und in der Gestalt kann noch

etwas von dem bleiben, was in jüngeren Jahren der Anziehungskraft der Weiblichkeit zu Grunde liegt.

Madame Jaubert war selbst für eine Französin sehr klein, mit liliputanischen Händen und Füßen; die letzteren zeigte sie nicht ungern. Sie war nicht schön gewesen, aber sie hatte regelmäßige Züge und ein paar Augen im Kopfe, welche derart leuchteten, daß man immer auf sie den Blick gerichtet halten mußte. Sie sahen furchtbar klug und etwas malitiös in die Welt. An dem Abend unserer ersten Begegnung flößten sie mir eine unheimliche Empfindung ein, und so ging es den meisten, die sie zum erstenmal sahen.

Ihr Gemahl war Staatsanwalt am Kassationshof. Persönlich habe ich ihn nicht gekannt, denn zur Zeit unserer ersten Begegnung lag er schon lange krank darnieder, starb auch bald darauf. Sie hatte im ersten Jahr ihrer Ehe eine Tochter geboren — wie sie erzählte, war sie im Wochenbett noch gewachsen. Dann waren keine Kinder mehr gekommen. Diese einzige Tochter war auch schon Wittwe, als ich die Mutter kennen lernte, eine Marquise Jules Lagrange. Zwischen Mutter und Tochter, die damals in derselben Straße, rue Montaigne, einander gegenüber wohnten, herrschte das innigste, zärtlichste Verhältnis; ihr Leben war eigentlich ein gemeinsames in allen Beziehungen, nur nicht in den äußerlichen Funktionen. Selbst später, als sie gemeinsam in dasselbe Haus, in der rue de Labruyère, zogen, behielt nicht nur jede ihre getrennte Wohnung, sondern die beiden einzelnen Frauen hatten auch jede ihren separaten Haushalt und hielten ihre einsamen Mahlzeiten jede für sich allein. Ihr Lebensverstand diktierte ihnen diese Vorsichtsmaßregel wechselseitiger Unabhängigkeit, welche dem zärtlichsten Zusammenhang nicht nur nicht Abtrag that, sondern eher Vorschub leistete. Daß sie nicht zusammenspeisten, war um deswillen kein besonderes Opfer, weil beide aufs Essen für ihre Person nicht den geringsten Wert legten. Ohne irgend welchen asketischen Tendenzen zu huldigen, waren doch beide so geartet, daß sie das Essen nur als eine Notwendigkeit betrachteten. Dabei verwendeten sie, sobald ein Gast da war, die vorschriftsmäßige, beste Sorgfalt auf eine vortreffliche, wenn auch nicht luxuriöse Bewirtung.

Madame Jaubert hatte von Hause aus und durch ihren Mann ein recht ansehnliches Vermögen, aber der Bruder d'Alton, der in seiner vie des plaisirs viel verbraucht hatte, war von seiner leichten Phantasie auch zu allerhand zweifelhaften Spekulationen verleitet worden, und als Not an den Mann ging, opferte die Schwester ein großes Stück Geld, um ihn aus der Klemme zu ziehen. Obwohl sie infolgedessen ihren Haushalt in ihren späten Jahren auf einen bescheideneren Fuß, als früher, einrichten mußte, war sie dem Bruder darob nicht im geringsten gram. Sie nahm es als ein Unabänderliches ruhig hin und liebte ihn um so mehr, je mehr er ihr Sorgen gemacht hatte. Er war sieben Jahre jünger als sie, und sie hatte immer mütterlich für ihn gesorgt. Wenn gelegentlich die Rede darauf führte, wie sie in ihren Renten zurückgegangen sei, so warf sie öfter in der heitersten Laune die Bemerkung hin, ihr lieber Bruder, der „Irish boy", habe ihr diesen Streich gespielt.

Meine Freundin, äußerst klug und scharfsinnig, war belesen und im höchsten Grade welterfahren. Es mochte noch hingehen, daß sie an die Homöopathie glaubte, die immerhin eine gewisse Methode annahm und von ihr als ein Studium betrieben ward. Aber sie glaubte doch auch an Tischrücken, an ein Klavier, welches dazu gebracht wurde, im Zimmer umherzutanzen, an Hellseherinnen; dagegen gingen Schwester Jaubert, ebensowenig wie Bruder d'Alton, in die Kirche, und beide waren rechte Ungläubige. Das hinderte aber wieder doch nicht, daß die Enkelin im strengsten Katholizismus erzogen ward. Über alle Widersprüche, die auf diese Weise in heiterster Laune untereinander, wie in einem schmackhaften Salat, verarbeitet wurden, half sich der weltliche Sinn in seiner Bequemlichkeit hinaus. Logische Konsequenz war ihm ein beinah unbekanntes Inventarstück.

Zu jener Zeit dachte ich, das sei echt französisch; heute bin ich der Ansicht, daß auch in Deutschland solche Verirrungen nicht selten vorkommen, besonders in aristokratischen Kreisen oder in solchen, die der Aristokratie nachstreben. Ich habe da mein blaues Wunder erlebt.

Was mich an Frau Jaubert anzog, blieb unberührt von diesem wunderlichen Beiwerk, das übrigens nur von Zeit zu Zeit in der Intimität zum Vorschein kam und keineswegs als etwas Charakteristisches hervorstach. Der Reiz dieses Umgangs lag ganz auf dem Gebiete des geselligen Verkehrs, nicht etwa des üppigen Getriebes in der großen Welt des Luxus und der Repräsentation, sondern der feinen Wechselbeziehungen, auf Wohlwollen und Beobachtungsfreude begründet. Gemeinsamer Sinn für die Freuden der praktischen Psychologie förderte gegenseitige Zuneigung und stiftete nach Jahren ein Band zärtlicher Freundschaft, die durch die wechselseitige Einweihung in die persönlichsten Verhältnisse genährt und befestigt wurde.

Den Wunsch, den ich immer gehegt hatte, auch das feinere soziale Leben der rückwärts liegenden Zeit an der Quelle zu studieren, hätte ich gar nicht besser befriedigen können, als indem ich den Umgang mit dieser, wie zur Erfüllung dieses Wunsches geschaffenen Frau, pflegte. In der That war diese interessante Belehrung gewissermaßen nur ein nicht gewolltes Nebenprodukt unserer aus dem bloßen gegenseitigen Wohlgefallen entsprungenen und allmählich zu warmer Vertraulichkeit entwickelten Freundschaft. Die reichen Erfahrungen, zu denen sie durch die in ihr aufgespeicherten Erlebnisse gelangt war, wirkten natürlich in der Anziehung, die sie auf mich ausübte, in hohem Grade mit. Keinerlei vorgefaßte Absicht spielte jedoch auf meiner Seite mit, wie etwa beim Aufsuchen einer Berühmtheit. Es ergab sich im Lauf der Zeiten alles von selbst und nur so beiläufig.

Als ich Frau Jaubert kennen lernte, wußte ich noch wenig von ihr. Sie war auch nie für weitere Kreise ein public character, wie es die Engländer nennen. Nur innerhalb der engeren Schranken einer guten Gesellschaft, die mit der älteren Generation näher zusammenhing und Beziehungen zum Faubourg St. Germain hatte, war ihre hervorragende Persönlichkeit zu einem anerkannten Typus geworden. Und endlich spann sich und befestigte sich die wechselseitige Sympathie ganz ebenmäßig auf demselben Fuße zwischen meiner Frau und ihr, wie zwischen ihr und mir immer mehr. Selbst der Tod, zunächst der meiner Frau, und dann der von Madame Jaubert führte kein Ende herbei, denn ganz

von selbst blieb der enge Zusammenhang mit der Tochter und Enkelin bestehen und bis auf den Tag, an dem ich dies niederschreibe, (1898) währt, nachdem auch die Tochter der Mutter in die Ewigkeit gefolgt ist, die enge Freundschaft mit der Enkelin fort, die nunmehr schon wieder Mutter dreier erwachsener Kinder ist. Daraus läßt sich schließen, welche eigentümliche geistige Atmosphäre über diesem Hause schwebte.

Das Charakteristische daran war unter anderem, daß diese so durch und durch französischen Naturen — das irländische Element hatte das keltische noch kondensiert — so viel Verständnis und Sinn für anders geartete Naturen hatten. Denn obwohl meine Frau, wie ich, uns sehr gut in das französische Wesen hineingefunden hatten, verleugneten wir doch weder innerlich noch äußerlich die eigene deutsche Bildung und Sinnesweise.

Die kleine zehnjährige Enkelin verlegte sich auf unsere Anregung aufs Studium des Deutschen und brachte es zu einem merkwürdig feinen Verständnis der Sprache, allerdings auf Grund einer außerordentlichen intellektuellen Anlage.

Der Höhepunkt von Frau Jauberts sozialen Beziehungen fällt in die Mitte der Julidynastie, und die vertrautesten wie die interessantesten führen auf die Namen des Advokaten Berryer, der Fürstin Trivulzi Belgiojoso, der Maler Chenavard und Delacroix, der Dichter Musset und Heine — in späteren Zeiten, die ich noch miterlebte, schlossen sich daran der Advokat Ernest Picard und der Historiker Pierre Lanfrey, mein Freund. Unter der Julidynastie hatte sie einen der bestbesuchten Salons. Als ich meine Freundin anfangs der sechziger kennen lernte, hatte sich der Kreis verengert, ohne daß es ihm jedoch an Mannigfaltigkeit fehlte. Vom alten Bestand lernte ich noch Chenavard und Berryer kennen. Über ersteren habe ich früher ausführlich berichtet. Der letztere war damals schon ein hochbetagter Herr, der aber noch in der Deputiertenkammer des zweiten Kaiserreichs seinen Platz einnahm. Das ehrwürdige, stets mit einem schwarzseidenen Käppchen bedeckte Greisenhaupt ließ in seinem Antlitz nichts mehr ahnen von der stürmischen Jugend, deren Erinnerungen in ihm noch dann und wann auf-

leuchteten. Berryer, das Haupt der bourbonischen Legitimisten, der kirchlich frommen Katholiken war eine Künstlernatur und hatte als solche das Leben nach allen Seiten hin genossen, besonders nach der in Frankreich dominierenden. Seine Freundin war in manches seiner galanten Abenteuer eingeweiht. Er war zu seiner Glanzzeit der Mittelpunkt der zugleich vornehmen und gebildeten Gesellschaft. Sein Landhaus Augerville beherbergte stets eine Reihe interessanter Gäste, zu denen namentlich auch Alfred de Musset gehörte. In ihren Lebenserinnerungen, die Madame Jaubert gegen das Ende ihrer Tage in einem Bande herausgab, ist diese Gesellschaft lebendig geschildert. Die Aufzeichnungen zerfallen in mehrere Abschnitte, die der Reihe nach Berryer, Musset, Lanfrey und Heine gewidmet sind. Ein bischen Dichtung ist der Wahrheit darin in der Weise beigemischt, als die vorkommenden ziemlich weit ausgesponnenen Dialoge nur aus dem Gedächtnis und aus weit zurückliegender Erinnerung registriert sind. Aber wenn die Einzelheiten und die Form auch nur subjektive Nachbildungen sind, so ist der Geist des Ganzen offenbar der einer treffenden Schilderung, die von dem Gedächtnis und der Beobachtungsgabe der Verfasserin getragen ist. Ihr Sinn lebte noch ganz in der Atmosphäre jener ihrer eigenen besten Zeit und sozialen Herrschaft.

Was dominiert, ist die Beziehung des Geschlechtes, vorwiegend im Tone der Romantik und des Flirt, ohne natürlich auch das darüber Hinausgehende auszuschließen; ohne Prüderie, aber fern von allem Cynismus.

Der Kultus der Intelligenz drückt dem ganzen Verkehr zugleich ein so vorherrschendes Gepräge auf, daß alles andere nur zum Hintergrund tritt. Geist, Talent, Kunstsinn haben, ist das, was den handelnden Personen Wert giebt. Verfeinerung des Lebens und der Sitte kommt dazu — von Pomp und Luxus ist keine Rede. Es ist der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, aber nicht die Ausgelassenheit der vornehmen Welt Ludwigs XV., vielmehr die bürgerliche Stimmung des Orleanismus. Im ganzen eine kleine Welt mit schmalem Horizont, aber dies Kleine reizend ausgestattet und seine Insassen beglückend.

Charakteristisch ist, wie im Geist und in der Erinnerung der Erzählenden die öffentliche Rolle ihrer Helden im Vordergrund steht. Obwohl von öffentlichen Angelegenheiten sehr wenig, von galanten und künstlerischen sehr viel die Rede ist, so wird Berryer doch nicht oft erwähnt, ohne daß er der grand orateur genannt würde. Dabei war zur Zeit der Handlung ebenso wie später der einfache Advokat am Pariser Gerichtshof, nie etwas Anderes, als eben einfacher Advokat, und daneben Abgeordneter, aber in letzterer Eigenschaft stach er viel weniger hervor als in der anderen. Was Berryer die hohe Stellung in der Oeffentlichkeit und die Anziehungskraft des Ruhms in der besten Gesellschaft gab, das war seine aller sonstigen Ehren und Würden bare Thätigkeit als Verteidiger, in der auch seine oratorische Begabung viel größeren Widerhall fand, als in der politischen. Dergleichen ist bei uns ganz undenkbar. Erst spät, ein Mann im Alter von vierundsechzig Jahren, gelangte er, als seine Berühmtheit bereits dafür gesorgt hatte, zu einem Sitz in der Akademie.

Seine gerichtliche Laufbahn hatte früh begonnen, die Aufmerksamkeit auf sein Talent zu lenken.

Seine erste Cause célèbre war die Verteidigung des Marschall Ney im Jahre 1815. Damals war er erst fünfundzwanzig Jahre alt. Dann verteidigte er der Reihe nach beinah alle berühmten Leute, welche aus den verschiedensten Gründen angeklagt waren, Lamennais, Chateaubriand, Montalembert wegen Preßvergehen, Louis Napoleon, den Prätendenten von Straßburg, im Jahre 1840. Madame Jaubert erzählt in ihren Erinnerungen, daß sie sich aus dieser Verteidigungsrede ihres Freundes vor der Pairskammer, der sie beiwohnte, der Worte erinnerte: „C'est un bon jeune homme entêté, n'écoutant pas les conseils, mais qui me paraît un illuminé peu redoutable". Obwohl Berryer als Vorkämpfer und Anwalt der bourbonischen Legitimität auch in gleichem Maße dem Dienst der katholischen Kirche sich widmete und sich widmen mußte, trat dieses Element in den mündlichen und schriftlichen Reminiszenzen seiner ungläubigen Freundin gar nicht hervor.

Die Rolle, welche Berryer unter der Julimonarchie und dem zweiten Kaiserreich spielte, hatte eine gewisse Analogie mit der von Windthorst in Preußen und dem Reich seit 1866; aber gerade

mit dem Unterschiede, daß Windthorst sich mehr auf den Katholizismus, das Zentrum, als auf die Legitimität stützte, wenn auch sein Ausgangspunkt in der Anwaltschaft für die Welfen, wie derjenige Berryers in der Anwaltschaft für die Bourbonen lag. Auch Windthorst war ein Freund und Liebling des schönen Geschlechts, aber als die Zeiten seines Ruhms ihm die Huld der Frauen sicherten, war er über die Jahre hinaus, sie auszunützen, wie der schon früh berühmte und von körperlicher Schönheit begünstigte Franzose sie in gut französischer, sehr unplatonischer Art genießen konnte.

Bei weitem das interessanteste Verhältnis der Madame Jaubert zu ihren berühmten Zeitgenossen ist das zwischen ihr und Alfred de Musset. Er war jünger, um ein gutes Jahrzehnt, aber sie war, nach Pariser Begriffen, immer noch eine junge, hübsche, besonders reizende kleine Frau.

Das Verhältnis ist eine schalkhafte Mischung von Flirt und mütterlicher Freundschaft. Als einmal bei einem geselligen Zusammensein die Versammelten auf den Einfall gerieten, sich Spitznamen zu geben (vielleicht in Erinnerung an die Zeiten der Hôtel de Rambouillet) und Madame Jaubert dem Dichter Prince Phosphore de cœur volant nannte, da acceptierte er diesen Titel und gab ihr dagegen den Titel seiner marraine, der nicht selten eingeschoben wird, um eine nicht sonst zu bezeichnende Art von Verwandtschaft mit einem Namen zu versehen. Ich habe mehrere Fälle gekannt, in denen ein uneingestehbarer Vater bei seiner natürlichen Tochter als parrain oder eine analoge Mutter als marraine figurierte.

Hier kam dies nur scherzweise zur Verwendung. Die mütterliche Rolle der Freundin bestand hauptsächlich in ihrer mäßigenden Einwirkung auf das Temperament, auf die Liebschaften, auf die Arbeiten des Dichters. Sie schalt ihn aus, wenn er zu lange auf der faulen Haut lag, und eines seiner hübschen Gedichte à ma marraine ist der Rechtfertigung gegen solche Vorwürfe gewidmet. Eine große Zahl von Briefen hat Madame Jaubert in ihren Souvenirs abgedruckt, darunter die meisten von Geist und Übermut sprudelnd. Sie sind aus der Zeit, da Musset zwischen den Reizen der Fürstin Belgiojoso und der Gräfin

Kalergis und der eben auftauchenden Rachel Félix, Mademoiselle Rachel genannt, nebenbei auch mit der jungen Pauline Garcia, späteren Viardot beschäftigt, hin und her flatterte.

Die Belgiojoso habe ich nicht mehr persönlich gekannt. Sie hatte schon Paris verlassen, als ich Madame Jaubert kennen lernte, aber deren Haus war so zu sagen noch voll von ihr. Ein Miniaturbild von ihr, sie mit entblößten Schultern in glanzvoller Schönheit darstellend, stand immer auf dem Tisch, und das Gespräch kam unzähligemal auf sie zurück. Sie muß eine bezaubernde Schönheit gewesen sein. Zwischen ihr und Musset kam es zum Bruch, und dieser rächte sich in einem Gedichte Sur une morte, welches in der Revue des deux mondes erschien, und ihm schwer verdacht wurde, weil die ganze, vornehme und litterarische Gesellschaft den Gegenstand errieth. Die Apostrophierte war als eine Kokette von Todeskälte hingestellt.

Der Rachel bin ich nie persönlich näher gekommen, obgleich ich sie oft habe spielen sehen. Aber die Gräfin Kalergis und Pauline Viardot habe ich in ihren späteren Jahren noch oft in Gesellschaft gesprochen. Die Kalergis, eine geborene Russin, Gräfin Nesselrode, war eine herrliche Blondine, von den liebenswürdigsten Umgangsformen, leicht, bequem, etwas vernachlässigt in ihrer eleganten Toilette, im Bewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit. Heine hat sie in seinem Gedicht vom „weißen Elephanten" verewigt. Ich sah sie zum erstenmal in einer Matinée, die der Fürst und die Fürstin Trubetzkoy zu Ehren des damals eben berühmt gewordenen Anton Rubinstein in ihrem Hotel im Faubourg St. Honoré gaben.

Es war an einem herrlichen Frühlingstag, und sie erschien in einer hellen Sommertoilette, einen gelblichen großen Strohhut, etwas verschoben und eingedrückt, auf dem köstlichsten blonden Haar, unter dem ein paar blaue Augen und wahre Rosenwangen herausschimmerten; lachend und schmetternd, ein Urbild der angebeteten, üppigen, liebenswürdigen Schönheit. Dann begegnete ich ihr noch oft im Atelier meines Freundes Ricard, der ein großes Porträt von ihr malte, und ganz zuletzt sah ich sie einmal nach dem großen Krieg in Baden-Baden. Sie hatte sich zum zweiten Male verheiratet, an einen Beamten der oberen russischen Polizei, Namens Muckanow. Ihre Vermögensverhält-

nisse mußten herabgekommen sein, nach der Toilette zu urteilen, die mit der ehemaligen Eleganz nur noch in der Unordnung übereinstimmte. Das goldene Haar war durch eine Perücke ersetzt, die Rosenwangen durch Schminke, und da sie an Gicht litt, ging sie hinkend auf einen Stock gestützt, ein wahrhaftes: Sic transit gloria mundi.

Von den vielen interessanten Frauen, die in Mussets buntem Leben und Dichten eine Rolle gespielt haben, fiel die schönste und dauerndste Madame Jaubert zu. Nach den ersten Stürmen seines bekannten Verhältnisses mit der George Sand bis zu den letzten Lebensjahren, in welchem die Trunksucht ihn gänzlich aus der Gesellschaft ausschied, blieben die Beziehungen zwischen den beiden die unerschütterlichsten, herzlichsten und für beide Teile ersprießlichsten. Dem weiblichen Teile brachten sie die ununterbrochene Anregung des intimsten Verkehrs mit dem Leben, Denken und Schaffen eines so genialen Dichters, für diesen selbst eine herzerfreuliche Führung und Ebnung seiner Geistes- und Herzenserlebnisse durch die kundigste und zärtlichste Hand. In seiner Biographie des Bruders Alfred, sagt Paul de Musset:

De cette gracieuse intimité et du crédit que la marraine prit sur l'esprit de son filleul, il résulta, d'une part des avis judicieux, des encouragements, des consolations, des stimulants contre la paresse, de l'autre un désir constant de mériter l'approbation d'une lectrice qui, par amitié, s'efforçait d'être exigeante.

Pendant bien des années, Alfred de Musset se fit un devoir de rendre compte à sa marraine de toutes ses impressions. Il ne lui passait pas une idée divertissante dans la tête, un sentiment fugitif dans le cœur, sans que sa marraine en fût informée. Ou peut voir, par l'introduction de Silvia, qu'il écrivit ce conte en réponse à une lettre qui lui reprochait de laisser reposer sa Muse trop longtemps. Je dirai plus loin comment il répondit à un autre reproche plus grave par un sonnet, aussi adressé à sa marraine, et qui ne pouvait être publié que dans cette histoire de sa vie.

Dieser Schluß spielt auf den unseligen Hang an, dem Musset schließlich zum Opfer ward.

Als seine Trunksucht derart zugenommen hatte, daß seine Freunde darüber in Verzweiflung gerieten, kam man überein, daß die Marraine noch einmal einen Versuch machen sollte, ihn durch eine energische Vorstellung vom Abgrund zurückzuhalten. Sie entschloß sich, ihn auf einen bestimmten Tag (im August 1844) zu einer ernsten Unterhaltung aufzufordern. Es geschah. Man weiß, wie wenig auch die besten Vorsätze in solchem Falle aushalten. Aber soweit kam es nicht einmal. Musset verstand es mit der geistvollen Geschicklichkeit der Dialektik, die ihm eigen war, sich vor seiner Freundin zu rechtfertigen, die Klagen der Freunde wegen Trägheit und Trunksucht zu widerlegen und als die gekränkte Unschuld aus dem Bekehrungsversuch hervorzugehen.

Die Marraine berichtet darüber in einem Brief an den Bruder Paul, auf dessen besonderen Wunsch sie sich zu dem Versuch entschlossen hatte, und man ersieht aus ihren Worten, wie sehr es dem Angeklagten gelungen war, den Sinn der Anklägerin umzustimmen. Sie ist ganz zerknirscht über ihr ungerechtes Beginnen.

„Ich kann Ihnen nicht wiederholen, was er mir gesagt hat, das geht über meine Kräfte. Nur soviel sollen Sie wissen: er hat mich in allen Punkten geschlagen, er hat hundertmal recht ..... Nachdem er von mir weggegangen war, dichtete der arme Kerl (le pauvre garçon) ein an mich gerichtetes Sonett, das er mir am folgenden Morgen in aller Frühe zusandte, und das mich zu Thränen rührte; er wollte mir dadurch beweisen, wessen er noch fähig sei, als ob ich an ihm gezweifelt hätte! Ich hebe diese Verse in meinem Gewahrsam auf. Vielleicht werden sie später einmal veröffentlicht werden, und der schrecklichste Abend, der 13. August, wird nicht ganz verloren sein."

In seiner Biographie des Bruders vom Jahre 1877, nach dreiunddreißig Jahren, sind dann diese Verse auch zum Vorschein gekommen. Sie nehmen, ohne das Wort zu scheuen, die Anklage auf, daß er ein Trunkenbold gescholten werde, und leugnen nicht das Verhalten, entschuldigen es aber als einen Akt der Notwehr gegen die innere Verelendung:

Ah! ce qui n'est qu'un mal
N'en faites pas un vice.
Dans ce verre où je cherche à noyer mon supplice
Laissez plutôt tomber quelques pleurs de pitié
Qu'à d'anciens souvenirs devrait votre amitié.

Man konnte es verstehen, daß die erschütterte Freundin trotz ihres scharfen Verstandes und ihrer großen Erfahrung vom Mitgefühl für den stürmisch erregten Freund sich täuschen ließ.

Sie war nie seine Geliebte, sondern stets auf dem Fuß eines ehrbaren, aber äußerst zärtlichen Flirts mit ihm geblieben. Er selbst charakterisiert einmal das Verhältnis außerordentlich hübsch in einem Brief an sie, daß es sich auf dem Vizinalweg zwischen Liebe und Freundschaft bewegt habe, dans le chemin vicinal entre l'amour et l'amitié, was nicht hinderte, daß er noch der fünfzigjährigen Frau die vom wärmsten Affekt brennenden Briefe schrieb. Aber daß sie sich getäuscht hatte, mußte sie doch nach nicht allzulanger Zeit erfahren haben. Wenn sie in ihren Erzählungen auf seine letzten Jahre gebracht wurde, wich sie immer verstimmt aus. Nur manchmal erwähnte sie, daß dem zum untersten Grad innerer und äußerer Verwahrlosung Herabgesunkenen sich zu nähern, ganz undenkbar geworden, daß man nur, die Augen abwendend, bei zufälliger Begegnung an ihm vorübereilen konnte, an ihm, der, einst selbst ein Stutzer von gesuchter Verfeinerung, inmitten der vornehm elegantesten Welt als ihr übermütiger Liebling sich bewegt hatte.

Die Beziehungen zwischen Madame Jaubert und Heinrich Heine fallen ungefähr in denselben Zeitraum wie die zu Musset. Sie lernte Heine im Jahre 1835 in einem Salon kennen, und das erste Gespräch, welches ihr persönliches Interesse gegenseitig erweckte, drehte sich um den gleichzeitig anwesenden Musset. Heine sagte ihr, darin mit allen Deutschen übereinstimmend, daß Musset in Frankreich nicht nach Verdienst gewürdigt werde. Von da blieb die gegenseitige Beziehung im Gange bis zu Heines Tode.

Daß sich die beiden Dichter bei ihr begegnet hätten, habe ich nie von ihr gehört; das wird auch in ihren niedergeschriebenen

Erinnerungen nicht erwähnt. Von einem Herzensverhältnis, wie zu Musset, war gegenüber Heine keine Rede. Auch die litterarische Einwirkung konnte nicht entfernt auf die Höhe kommen, wie bei dem französischen Poeten. Die Freundin konnte nicht deutsch. Dennoch zog Heine sie soviel als möglich in die Mitwissenschaft seiner Arbeiten hinein. In einem besonderen Fall führte sie den Vorgang herbei, der zu einem Gedichte Anlaß gab. Sie war es, welche die Gräfin Kalergis an Heines Krankenlager brachte, und am folgenden Tag verfaßte er das Gedicht vom weißen Elefanten, das im Romanzero steht. Dem ganzen gesellschaftlichen Leben und Treiben, in welchem Musset und Frau Jaubert sich beinah täglich berührten, und allen den Vorkommnissen, mit denen sie als gemeinsamen Angelegenheiten sich beschäftigten, kam Heine nur in langen Zwischenräumen hie und da näher. Dennoch nahm das Verhältnis den Charakter der Vertraulichkeit an, zu welcher das liebenswürdige, feine und verständnisvolle Wesen der Frau, ihr lebhafter Sinn für interessante Menschen einlud. Auch die Grazie ihrer Erscheinung reflektierte sich bald in dem anmutigen Wechsel der kleinen Briefchen über die Straße.

Wie Musset sie seine Marraine, so nannte Heine sie ma petite fée, und so weit es ihre Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache gestattete, setzte er ihr auch seine litterarischen Ideen auseinander, daneben kehrte ihr kleiner Fuß auch in diesen Briefchen beinah immer wieder.

Seitdem Heine mit dem Jahre 1848 angefangen hatte ernstlich leidend zu werden und nicht mehr ausging, wurden ihre Besuche an seinem Schmerzenslager sein Trost. Noch einmal machte er ihr einen Besuch im Januar 1848. Er mußte sich die Treppe hinauftragen lassen, und kaum auf dem Sopha niedergelegt, wurde er von heftigen Konvulsionen ergriffen, die das Schlimmste befürchten ließen. Als er wieder zu sich gekommen war und sie ihm Vorwürfe gemacht hatte, daß er unter solchen Umständen überhaupt sich von Hause entferne, sagte er, das sei wohl sein letzter Ausgang gewesen, und er wisse, daß er rettungslosem Unheil verfallen sei. Er sei nur gekommen, um ihr einen Eid darauf abzunehmen, daß sie von nun an regelmäßig ihn aufsuchen werde. Wenn sie ihm das nicht zuschwöre, würde er wieder-

kommen und sie ähnlichem Schrecken wie dem eben überstandenen aussetzen. Sie hielt den Eid, den sie ihm leistete, treulich.

Sie wurde die Vertraute seiner häuslichen Angelegenheiten, unter anderem auch in Sachen seiner Frau Mathilde, mit der er trotz vieler Schwierigkeiten und trotz ihrer Unbildung bis an sein Ende treulich vorlieb nahm. Frau Jaubert wußte eine Menge komischer Anekdoten darüber zu erzählen. Ihren Mann, den Kassationsgerichtsrat, setzte er zu seinem Testamentsvollstrecker ein. In dies Testament flocht Heine, wie Madame Jaubert erzählte, die Bemerkung ein, daß sein Vetter Karl ihm fest versprochen habe, für seine Wittwe Mathilde reichlich Fürsorge zu treffen, worauf er sich also verlassen könne. Diese Zusage aber, sagte ihr Heine im Vertrauen, sei nur seine Erfindung, um den reichen Verwandten an der Ehre zu packen.

In diesen Kreis kam auch Lanfrey, als ich gerade zu ihm in nähere Berührung trat. Der erste Anstoß dazu war rein litterarischer Natur. Lanfrey hatte 1860 ein kleines Buch veröffentlicht, Lettres d'Everard, philosophischen Inhalts. Es war zufällig Madame Jaubert zur Kenntnis gekommen, hatte ihr Interesse erregt und die Lust nach persönlicher Bekanntschaft. Er folgte willig dem Rufe und fand sich gut in die Gesellschaft des Jaubertschen und d'Altonschen Hauses, da auch er ein grimmiger Feind Napoleons III. und des Ultramontanismus war. Verschiedene seiner Werke hatten sich mit der Revolution und mit dem Papsttum beschäftigt.

Madame Jaubert, etwa dreißig Jahre älter als er, kam zu ihm in das nämliche Verhältnis, das sich zwischen ihr einerseits und Musset und Heine andrerseits ausgebildet hatte, natürlich mit der Variante, des großen Altersunterschiedes. Während Musset mit der Marraine auf dem Vizinalweg zwischen Liebe und Freundschaft wandelte, während in Heines Briefen an die kleine Fee der Anklang an Galanterie nicht fehlte, war das Verhältnis zu Lanfrey das der bemutternden Freundschaft. Das zeigt sich unter anderm auch in dem lebhaften Interesse, welches die Freundin an der wirklichen Mutter des jungen Mannes nahm, der damals im Anfang der Dreißig stand.

Seine früh verwittwete Mutter wohnte noch immer in Chambéry, in Savoyen, und war ganz außer Zusammenhang mit dem Pariser Kreise. Die Pariser Freundin war in den vertrauten Verkehr zwischen Mutter und Sohn eingeweiht, deren Briefwechsel sie verfolgte. In ihre Erinnerungen hat sie eine ganze Reihe solcher Briefe charakteristischer Art aufgenommen. Wie den anderen Freunden war sie ihm Ratgeberin in litterarischen, in weltlichen und in Angelegenheiten des Herzens. Alles interessierte sie und die letzteren nicht am wenigsten und, wie man sich denken kann, mit einem aus natürlicher Klugheit und reicher Erfahrung sattsam genährten Verständnis.

Wie ich schon an anderer Stelle erzählt habe, war Lanfrey ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts und hat manchen Roman durchgemacht. Er konnte sehr verliebt sein, und dies kontrastierte gerade für seine Auserwählten mit der sonstigen Härte und Schärfe seines ganzen Wesens. Madame Jaubert gab ihm den Kosenamen Ferocino und suchte ihn stets mit gewichtigen Persönlichkeiten zu versöhnen, denen er wegen irgend einer ihm mißfälligen Eigenschaft gram war und fern blieb. Namentlich gegen Gambetta, den er verabscheute, suchte sie ihn besser zu stimmen. Nicht als hätte sie diesen eigentlich anders beurteilt. Schon lange ehe Thiers ihn den fou furieux genannt, hatte sie sich gegen Ende des Kriegs über ihn mit Unwillen ausgesprochen, weil er hoffnungslos den Appell an den Widerstand erhob. Aber als er in den späteren Zeiten der mächtigste Mann in Frankreich geworden, war sie es, die Lanfrey zu bereden suchte, daß er seinen Frieden mit ihm mache. Anfangs 1877 mußte Lanfrey, dessen Lungenkrankheit bedenkliche Symptome zeigte, nach dem Süden von Frankreich gehen, wo er im November desselben Jahres starb. Die tröstenden Briefe der Freundin begleiteten ihn bis zu seinem Ende.

Ich habe die Beziehungen zwischen Frau Jaubert und ihren berühmtesten Freunden mit einiger Ausführlichkeit geschildert, weil dieselben einen deutlichen Maßstab geben für den Reichtum der Quelle, aus der ich bei ihr für die Kenntnis des französischen Lebens schöpfen konnte. Hier fand ich Vergangenheit und Gegenwart, ancien régime und moderne Welt, Litteratur, Kunst und

Politik, ernstes und frivoles Leben, das Faubourg St. Germain, die republikanische Opposition und selbst ein Stück des Napoleonischen Hofs, alles in den engen Raum eines kleinen Salons zusammengedrängt, in dem Menschheit aller Arten aus- und einging, ihre offnen und ihre stillen Geheimnisse zum besten gab — und was die Hauptsache war, — in dem Observatorium einer Beobachterin, der das Studium der Menschen ein Lebensberuf und eine Quelle unerschöpflichen Genusses war. Zur Betrachtung der Gegenwart gesellte sich in ununterbrochenem Fluß die Erinnerung an die auf dreißig Jahre zurückreichende Vergangenheit, der ein außerordentlich lebhafter Sinn für die kleinen Eigentümlichkeiten über die Maßen zu Hilfe kam. Und das alles auf dem Grunde einer behaglichen Häuslichkeit, in die man immer wie in ein kleines warmes Nest einkehrte, aus dem freundschaftlich warmes Empfinden, angeregter Geist und dankbare Empfänglichkeit für alles, was man brachte, einem beim Eintritt über die Schwelle wohlthuend entgegenwehte.

Alle Dimensionen waren klein und traulich, äußerst bescheiden, aber mit jener wahren Vornehmheit, die aus einstigen großen Verhältnissen noch den guten Geschmack und die natürliche Haltung mit herübergenommen hatte. Der stets mit besonderem Geschick in sanfter Glut gehaltene Kamin in der rue Montaigne im Winter, das freundliche, umrankte Gartenzimmer des Landhauses der Villa Coeurvolant, zwischen Louveciennes und Marly, im Sommer, selbst die alte treue Magd Marie, mit der man als Freund des Hauses auf patriarchalischem Fuß stand — das alles wirkte zusammen, um einen in diesem von drei weiblichen Generationen ausgefüllten Hause ganz heimisch zu machen, das Gefühl absoluter Sicherheit, des gegenseitigen Wohlwollens und Verständnisses zu geben, auf dem man ruht wie auf warmem, weichem Pfühle.

Die letzten zehn Pariser Jahre dieses freundschaftlichen Verkehrs haben meinem dortigen Aufenthalt am meisten ihr Gepräge aufgedrückt, ihren Reiz gegeben, mir das Hineinleben in die sonst nie der Fremdheit entbehrende Atmosphäre gestattet, meine Kenntnis der Menschen und Zustände bereichert. Auch nach dem Kriege, ja während desselben, dauerte dies Verhältnis unbehindert fort.

Bald nach Ausbruch des Krieges war Madame Jaubert mit Tochter und Enkelin aus Frankreich weg nach Lausanne gewandert. Die verwittwete Tochter namentlich, ein höchst originelles Wesen, hatte einen wahren Paroxysmus von Abscheu gegen alles Tumultuarische. Der entfernteste Gedanke, mit Krieg oder Revolution in Berührung zu kommen, brachte sie in Verzweiflung. Daher fühlte sie sich nur in den Bergen der neutralen Schweiz geborgen, und das unzertrennliche Trio richtete sich selbstverständlich nach ihr.

Nachdem ich aus meiner ersten Kriegsfahrt bis Sedan wieder frei geworden war, und nachdem ich das erste deutsche Amtsblatt in Hagenau anfangs September begründet hatte, machte ich mit meiner Frau eine kleine Reise in die Schweiz, auf der wir die Freundinnen in Lausanne besuchten. Und als ich Ende Oktober zum zweitenmal ins Hauptquartier zu Bismarck, diesmal nach Versailles, fuhr, wünschte meine Frau, mit der ich mich zwischenzeitlich in Heidelberg niedergelassen hatte, sich mit den Freundinnen, denen sich noch andere angeschlossen hatten, zu vereinigen, weil sie in Heidelberg gar keine näheren Beziehungen hatte. Wir fuhren zusammen südwärts ab; ich nach Straßburg und sie nach Lausanne. In Appenweier trennten sich die Wege. Schweren Herzens gingen wir auseinander. Es lag eine ergreifende Versinnlichung der Zerstörung, welche der Krieg in die Ruhe der Existenz gebracht hatte, darin, daß sie zu den aus ihrem kosigen Heim in Paris vertriebenen Freundinnen ging, während ich die abenteuerliche Fahrt ins Herz des mit Krieg überzogenen Landes antrat.

Zwischen Versailles und Lausanne konnten wir ungehindert korrespondieren. Die Feldpost besorgte ganz regelmäßig unseren Verkehr über Deutschland nach und von der Schweiz. Kein Brief ging verloren. Des Interessanten aus beiden Lagern wurde natürlich genug ausgetauscht. Ich konnte sogar Dienste leisten. Unter den gemeinsamen französischen Freundinnen, die sich neben den Jauberts nach Lausanne geflüchtet hatten, war z. B. eine, die zwei Schwestern als Nonnen in einem Kloster in Orleans hatte. Nach der Einnahme durch die Deutschen konnte ich für diese noch Empfehlungen zu ihrem besonderen Schutz erwirken.

Nachdem ich im Dezember von Versailles im Auftrag des Kanzlers nach Berlin gefahren war, drängte es mich, meine Frau wiederzusehen, und gegen die Weihnachtszeit fuhr ich zum zweitenmal nach Lausanne, wo ich etwa zwei Wochen blieb.

Es war ein wunderlicher Kontrast, von dem Kriegslager in Versailles und dann dem norddeutschen Reichstag in Berlin an die im winterlichen Schnee prangenden Ufer des Genfer Sees in eine sehr zahlreiche Kolonie französischer Flüchtlinge zu geraten. Ich stieg in der Pension Dufour ab, wo meine Frau mit den drei Generationen Jaubert zusammenwohnte.

Das ganze Haus war von französischen Familien, in der Mehrzahl Frauen, besetzt. Ich hatte nicht einen Augenblick die Mißempfindung des Völkerkriegs zu kosten. Die Stimmung der meisten ging dahin, ein möglichst rasches Ende herbeizusehnen und den Kampf à outrance mitsamt Gambetta in seiner Hoffnungslosigkeit zu verwünschen.

Die Intimität mit den Freundinnen blieb ungetrübt. Wir lasen gemeinschaftlich die mehrmals am Tage erscheinenden Berichte vom Kriegsschauplatz. An der großen Tafel, an welcher sich zweimal am Tage sämtliche Hausbewohner versammelten, saß ich, von dem man wußte, daß er aus dem Hauptquartier von Versailles kam, ungeniert und unbelästigt. Man war eben weit weg vom Boulevard, von dem Sitz derjenigen, welche die Berührung mit jedem Deutschen als ein schauerliches Verbrechen untersagten.

Im Januar verabschiedete ich mich, um nach Mainz zu gehen und dort eine Wahlkampagne für die Reichstagskandidatur einzuleiten. Meine Frau blieb in Lausanne bis zum März. Die nächsten Jahre hielten mich von Paris fern. Im Jahre 1873 reiste ich nur auf einen Tag in einer dringenden Angelegenheit dahin; aber im folgenden verbrachte ich eine Reihe von Wochen des Juni und Juli allda. Das Wiedersehen mit den Freundinnen war so herzlich wie je; der Verkehr sehr häufig, aber allerdings doch mit einiger Heimlichkeit umgeben. Sie durften sich nicht vor jeglichem zu dem feindlichen Manne bekennen. Das milderte sich dann wieder einigermaßen, als ich in den folgenden Jahren noch öfter nach Paris kam. In der Zeit der Trennung ging die Korrespondenz lebhaft hin und her bis zum Tode zuerst der

Großmutter, dann der Mutter, und die mit der Enkelin blüht noch bis zum heutigen Tage (1898).

Ich habe dem Rückblick auf diesen Freundschaftsbund mehr Ausführlichkeit gewidmet, weil er ungefähr ein Bild davon giebt, welche Vertrautheit mit französischem Wesen und Leben mir aus ihm, und in mehr oder minder reduziertem Maßstabe durch analoge Beziehungen erwuchs. Madame Jaubert gewährte mir durch ihr Alter, durch die Stellung, die sie in jüngeren Jahren im Mittelpunkt der besten Gesellschaft eingenommen hatte, durch ihre wunderbare Mitteilungsgabe, durch das Interesse, das sie an mir nahm (schmeichelhafterweise wollte sie oft durch mein Denken und Reden an Heine erinnert sein), ganz ausnahmsweisen großen Vorteil. Dadurch ist sie und ihre kleine Welt eng mit einem wichtigen Abschnitt meines Lebens verwebt.

Achtes Kapitel.

Beziehungen zu Deutschland und erste Reisen ins Vaterland.

So angenehm und anregend sich im Laufe der letzten Jahre mein Leben in Paris gestaltet hatte, so wenig vermochte es die Gedanken an die Rückkehr nach Deutschland und zur politischen Teilnahme an dessen Schicksalen abzulenken. Der große Kampf der preußischen Liberalen, die so energisch von der großen Masse der Gebildeten getragen wurden, konnte diese Sehnsucht nur verstärken. Lebhafter brieflicher Verkehr und persönliche Berührung mit politisch gleichgesinnten Deutschen, die zahlreich in Paris erschienen, gaben dieser Gedankenrichtung immer neue Nahrung. Unter den letzteren trat mir besonders Hans Viktor von Unruh nahe, den seine Geschäfte oft nach Frankreich führten.

Er war ein interessanter Typus des kernigen liberalen preußischen Beamten jener Zeit. Er war im Dienst der Staatsverwaltung ins technische Gebiet gekommen und hatte die Eisenbahn von Berlin nach Potsdam gebaut, wurde später Direktor der großen Lokomotiven-Fabrik von Pflug und bewährte sich in seinem Berufe nach allen Seiten hin. Darunter hatte seine aktive Teilnahme an den politischen Angelegenheiten nicht einen Augenblick gelitten. Er war im Jahre 1848 Präsident der preußischen Nationalversammlung gewesen und wurde auch in der Konfliktszeit der sechziger Jahre wieder Vizepräsident des Abgeordnetenhauses (1863 bis 1867). Er gehörte dann zu denen, die bei dem großen Wendepunkt des Jahres 1866 als Führer der Fortschrittspartei mit Bismarck unterhandelten und zu einer Verständigung zu kommen suchten. Auszüge aus seinem Tagebuch, die in den achtziger Jahren veröffentlicht wurden, enthalten sehr interessante Aufschlüsse und Wiedergaben von vertraulichen Unterhaltungen mit Bismarck.

Unruh war ein Mann von strenger Wahrhaftigkeit, allem falschen Schein abgeneigt, dabei maßvoll und praktisch im Geiste.

Er und Twesten waren die bedeutendsten Charaktere der später aus dem alten Fortschritt abgezweigten preußischen nationalliberalen Partei.

So unversöhnlich abgeneigt wie Twesten gegen Bismarcks moralischen Charakter, war Unruh nicht, aber er schenkte ihm auch nie vollen Glauben. Während Unruh scherzend manche Anekdote über Bismarcks Winkelzüge zum besten gab, fuhr Twesten mit Ingrimm darein und rief, auf den Tisch schlagend: „Der Kerl lügt." Es tönt mir noch in den Ohren. Dabei war Twesten durchaus kein Tugendbold.

Unruh kannte das preußische Junkertum und wußte, wessen man sich von ihm versehen durfte. Den Argwohn wurden die mit dieser Kaste in nahe Berührung gekommenen Männer niemals los, und wie recht sie hatten, hat die Zeit gelehrt. Forckenbeck, der sie in seiner Anwaltspraxis in Westpreußen genau kennen gelernt, pflegte als Maxime aufzustellen, daß sie von Grund aus alle „falsch" seien.

Unruh war ein feuriger und strenger Anhänger der klassischen Freihandelsschule; zur Zeit, als ich in die parlamentarische Laufbahn eintrat, war er einer der vornehmsten Führer dieser Richtung, in der ich erst später zu den Vorkämpfern avancierte. Trotz gewisser harten und steifen Formen, die auch in der äußeren Erscheinung merkwürdig charakteristisch hervortraten und ihn zum Typus eines altmodischen preußischen Bureaukraten zu stempeln schienen, trotz des aristokratischen Kastengeistes seiner Familie, der auch in seinen Söhnen und Töchtern sehr ausgeprägt zum Vorschein kam, war Unruh ein fideler und ganz freisinniger Lebemann, der für seine schlüpfrigen Anekdoten bei einer ihm gar nicht gleichgiltigen Flasche guten Bordeaux renommiert war. Wir sollten im Laufe unserer parlamentarischen Kameradschaft einander immer näher rücken und sind bis an seinen im hohen Alter von achtzig Jahren erfolgten Tod in treuer Freundschaft verbunden geblieben.

So oft er von Dessau, wohin er sich zurückgezogen hatte, nach Berlin kam, sprach er bei mir ein. Was bekam man da an Schmerzensausbrüchen über die mutatio temporum zu hören!

Vom echten Kern gesunder liberaler Grundsätze, die diesen preußischen Liberalen der alten Schule fest ins Herz gewachsen waren, ist im heutigen nationalliberalen Nachwuchs keine Spur mehr zu entdecken. Die hannoversche Linie der Bennigsen und Miquel hat ein gut Teil dazu beigetragen, die Demoralisation einzubürgern, welche das Bismarck'sche Regiment systematisch ausstreute, um Deutschland schließlich unter eine Junkerherrschaft zu bringen, wie sie vorher nie bestanden hatte.

Meine alten nationalliberalen preußischen Freunde, die von Unruh, von Winter, von Forckenbeck waren nichts weniger als radikale Frondeurs, aber sie waren Männer von redlicher, fester, wohldurchdachter Überzeugung. Das Jahrzehnt von 1880 bis 1890 hat diesen Geist ganz und gar aus der nationalliberalen Partei ausgetrieben. Jene Freunde mußten noch die traurige Wandlung der Dinge erleben, welche allen ihren einstigen Hoffnungen und Bestrebungen bei ihrer Mitarbeit um die Begründung des Deutschen Reiches Hohn sprach. Sie sahen mit Grausen die Verwüstungen, welche das Bismarcksche System im Geist und in der Gesetzgebung des Landes anrichtete. Was würden sie erst gesagt haben zu der Nachwirkung, die nach Bismarcks Sturz im Laufe des letzten Jahrzehnts zu Tage trat!

In der ersten Hälfte der sechziger Jahre stand Deutschland und insbesondere Preußen noch unter dem Zeichen des Militärkonfliktes, aber trotz aller Preßverfolgungen und Verfassungsbrüche, wie frei und lebhaft war die Regung der Geister, welch ein idealer Zug ging durch das ganze gebildete Bürgertum! Im deutschen Südwesten, jenseits der preußischen Grenzpfähle, war auch im Gebaren der Regierungen bereits eine mildere Praxis eingetreten. Die bittere Verurteilung, welche Bismarcks cynisches Auftreten gegen die preußische Volksvertretung in ganz Deutschland erfuhr, bestimmten die im Bundestag von ihm bedrängten süddeutschen Regierungen dazu, etwas für ihre Popularität im eigenen Lande zu thun. Es war die Zeit (1862), wo Herzog Ernst von Coburg in Frankfurt a. M. als Schützenkönig in der tyroler Joppe auftrat und den in Preußen verfolgten liberalen Schriftstellern bei sich Gastfreundschaft gewährte. Ein Freund schrieb mir damals, des Herzogs Kandidatur für die deutsche

Kaiserkrone habe ihren Reiz darin, daß er kinderlos sei, so daß man auf ihn die Republik folgen lassen könne.

Unter dem Eindruck der aus der Heimat kommenden Berichte, stieg der Gedanke in mir auf, daß ich es vielleicht wagen könnte, wenn auch nicht in mein engeres hessendarmstädtisches Vaterland oder nach Bayern, wo noch die Strafurteile von 1849 gegen mich in Kraft standen, so doch nach Baden und Württemberg mich ohne Furcht vor Auslieferung für vorübergehenden Aufenthalt zu begeben. Bereits im Jahre 1861 hatte ich meine Fühler nach dieser Seite ausgestreckt. Im März dieses Jahres that ich Schritte bei der preußischen Gesandtschaft in Paris. Ich hatte eine Unterhaltung mit dem Prinzen Reuß, der zur preußischen Vertretung gehörte, über die Frage, ob ich ohne Gefahr der Auslieferung an Hessen nach Berlin gehen könne. Er versprach mir, daselbst anzufragen. Nach etwa zwei Wochen erfolgte die Antwort dahin, daß man sich in Berlin zu nichts verpflichte, denn wenn Hessen Auslieferung verlangen sollte, wäre man nach den Bundesgesetzen verpflichtet, dem Folge zu geben.

Im folgenden Jahre beauftragte ich meinen Freund, den Komponisten Rosenhain, der, wie gewöhnlich, im Sommer sein Landhaus in Baden bewohnte, einmal das Terrain zu sondieren. Er berichtete mir, daß er aus zufälligen Gründen nicht den Stadtdirektor habe befragen können, daß ich aber nach der Ansicht aller kompetenten Personen da vor jeglicher Belästigung sicher sei. Das war Ende Juli 1862. Es genügte mir jedoch eine so formlose Zusage nicht, und da ich im August in Geschäften nach Turin und London zu reisen beauftragt wurde, trat der Gedanke wieder in den Hintergrund, bis der Zufall wollte, daß ich in London mit meinem alten Freund Friedrich Kapp zusammentraf, der zum ersten Besuch nach Deutschland von Amerika herüber kam.

Wir verbrachten ein paar sehr vergnügte Tage zusammen. Hatten wir uns doch seit dem Sommer 1849, wo wir uns in Genf getrennt hatten, nicht wiedergesehen. Wir hatten uns seitdem beide nach Überwindung der großen Schwierigkeiten, die uns im Wege gestanden, mit der Auserwählten unserer Jugend verheiratet und es zu einer schön gefestigten Existenz gebracht. Was

hatten wir nicht an Reminiszenzen aufzufrischen und neues auszutauschen!

Ich hatte meine Frau aus Paris herüberberufen, um mit ihr einige Wochen auf der Isle of Wight zuzubringen. Um sich nicht von mir zu trennen begleitete Kapp mich nach Dover, wohin ich meiner Frau entgegenfuhr. Wir gingen am Strand auf und ab, um das Boot abzuwarten, das von Calais herüber kommen sollte. Ein furchtbarer Sturm wütete auf der See, und die Ankunft verzögerte sich um Stunden. Endlich kam das Boot in Sicht, legte an und meine Frau erschien auf dem Deck, aber so von der Seekrankheit geschüttelt, daß sie sprachlos und kaum zu erkennen war. Nachdem wir sie ins Hotel gebracht hatten, erholte sie sich endlich.

Das erste Wort, das sie herausbrachte, war damals: „Ich geh nicht mehr zurück!" Solchen Schrecken hatte ihr das Meer mit seinen Stürmen eingejagt, obwohl sie sonst garnicht furchtsamer Natur war.

Kapp verließ mich, um nach Deutschland zu gehen, dessen Grenzen ihm dank der „neuen Ära", nunmehr geöffnet waren. Natürlich ward auch mein Verlangen dadurch noch mehr gesteigert. Am Ende seiner Reise, im Begriff, sich wieder nach New-York einzuschiffen, schrieb er mir, dem inzwischen nach Paris zurückgekehrten, einen Brief, in dem er seine Gesamteindrücke zusammenfaßte. Das Schreiben ist von Southampton 23. Oktober 1862 datiert. Hier heißt es:

„In Deutschland besuchte ich Köln, die Provinz Westfalen, Kassel, Frankfurt, Stuttgart, Karlsruhe, Heidelberg, Weimar, Meiningen, Koburg, Bamberg, Nürnberg, Mainz, Darmstadt, Bonn, Berlin, Danzig, Leipzig und Hamburg. Ich bin im ganzen mit meinem Aufenthalt sehr zufrieden. So sorgfältig wir auch die Zeitungen lesen mögen, so entgeht uns im Auslande doch alles, was zwischen den Zeilen steht, und das ist die Hauptsache: es ist die größere Selbständigkeit des Volkes, seine Teilnahme am politischen Leben, sein ökonomisches Gedeihen und sein Selbstbewußtsein. In Weimar wohnte ich dem Volkswirtschaftlichen Kongreß bei. Die dort gefallenen Reden waren sachgemäß, sehr verständig, nirgends Phrase und überall fester parlamentarischer Takt. Die bedeutendste Persönlichkeit war wohl Schulze-Delitzsch; die besten Redner waren norddeutsche Freihändler. Überhaupt kam mir der Fortschritt in

Norddeutschland am größten vor, vielleicht auch nur, weil ich hier den besseren Maßstab anlegen konnte. Berlin ist jetzt eine mächtige Fabrikstadt, die vom Hofe ebenso unabhängig dasteht wie Paris; meine heimatliche Provinz (der protestantische Teil Westfalens) ist eigentlich nur ein Bergwerk, ein Hammer und Hochofen. Einer meiner alten Schulfreunde, der vor 1848 einen Eisenhammer mit 18 bis 20 Arbeitern hatte, lud mich ein, seine Fabrik zu besuchen. Er beschäftigt jetzt 500 Arbeiter und machte gerade Telegraphendrähte für den Amur und Kamtschatka. Die Beamten sind die reinen Proletarier dem aufstrebenden Bürgertum gegenüber, die jungen Juristen in meiner Provinz halbe Cretins, Menschen, bei denen ich auch nicht einen über die Routine seines Geschäftes hinausgehenden, allgemeinen freien Gedanken fand. Die Zukunft Deutschlands steckt nicht mehr in seiner studierenden, resp. auf Universitäten herumbummelnden Jugend, sondern in den jungen Technikern, Industriellen und besseren Handwerkern. In Preußen kann man jetzt mit den Eseltreibern der Paderborner Heide über Politik sprechen; sie verstehen die zweijährige Dienstzeit, und was damit zusammenhängt, sehr gut."

Diese aus unmittelbarer, lebendiger Anschauung geschöpften Wahrnehmungen sind in mehr als einer Beziehung bemerkenswert; vor allem beweisen sie — um nur dies eine hervorzuheben — daß nicht die Siege des Heeres und auch nicht die Bildung des neuen Deutschen Reichs den wahren Wendepunkt in Deutschlands großem wirtschaftlichem Aufschwung gezeitigt haben, sondern die Gesamtheit der technischen Entdeckungen und Veranstaltungen und die zu ihrer Verwertung angelegten Eigenschaften der Deutschen, ihr Fleiß, ihre Ausdauer, ihre Aufmerksamkeit und Intelligenz bei der gewerblichen Arbeit. Kein Hohenzoller, kein Bismarck und kein Moltke hatten vor dem Jahr 1862 den Samen ausgestreut, aus welchem dieser fruchtbare Thätigkeitsdrang aufgegangen war.

Die politischen Schnitter ernten nur zu oft an Ruhm und Verdienst, was die Geisteskraft der fortschreitenden Menschheit gesät hat. Es geht damit ähnlich wie mit dem „großen Jahrhundert" Ludwig des Vierzehnten in Frankreich.

Am Schluß seines Briefes schreibt Kapp:

„Ich habe mich von dem wieder aufstrebenden deutschen Leben so sehr angezogen gefühlt, daß ich Schritte that, meine Rückkehr zu ermöglichen."

Solche Schilderungen und Gedanken konnten natürlich ihren gleichartigen Eindruck auf mich nicht verfehlen, und natürlich flossen Betrachtungen dieser Richtung in die Korrespondenz mit den Meinigen ein.

Im September war ich von der Insel Wight nach Paris zurückgekehrt. Da kam eines Tags ein Brief meines älteren Bruders aus Mainz, der mich mit der Nachricht überraschte, das Ministerium in Darmstadt hätte auf ein Gesuch meiner Mutter gestattet, daß ich unbehelligt zu deren Besuch in Mainz erscheinen dürfe, unter der Bedingung, mich während meines Aufenthaltes jeder politischen Thätigkeit zu enthalten. Der Brief war von einem Jubelton der übrigen Familie begleitet, die ganz unbefangen erwartete, ich würde sofort mit beiden Händen nach dem gewährten Vorteil greifen. Aber auf mich machte die Sache gerade den entgegengesetzten Eindruck. Ich wurde einfach wütend. Denn es lag offen, daß hier ohne mein Zuthun und ohne daß ich es ahnte, Schritte in meinem Interesse gethan worden waren, zu denen ich niemals mich entschlossen hätte.

Obwohl viele Jahre über den Kampf, den ich mit dem Minister Dalwigk geführt hatte, hingegangen waren, lebte die Erinnerung daran doch noch so lebhaft in mir, daß ich niemals hätte einwilligen können, mir von diesem Minister eine Gnade auszubitten. Es konnte mir das um so weniger beikommen, als gerade die Darmstädter Kabinettspolitik an der Spitze der äußersten deutschen Reaktion stand und den Sammelpunkt für die bundestäglichen Intriguen gegen alle nationalen Einheitsbestrebungen bildete.

Nun hatte man zwar die Bittschrift von meiner Mutter unterzeichnen lassen, aber das konnte doch nur als eine durchsichtige Verschleierung für mein eigenes Thun angesehen werden, und wenn ich davon Gebrauch machte, so machte ich diese Präsumtion zur Wahrheit. Auch steckte, wie ich sofort erriet, eine zwar wohlgemeinte, aber mir sehr wenig zusagende Mitarbeit an der ganzen Operation dahinter. Ein alter treuer Schul- und Universitätsfreund hatte die Schritte meiner Mutter gelenkt und seine guten Dienste beim Ministerium geleistet. So sehr er mir gut geblieben, so sehr waren seine politischen Ansichten von den

meinigen abgerückt; er hatte sich den Ultramontanen angeschlossen, die unter Dalwigk sich besonderer Gunst erfreuten. So konnte mir auch der Beigeschmack, den die ganze Sache durch diesen guten Dienst erhielt, nicht munden.

Etwas jugendlicher Rigorismus — obwohl ich das vierzigste Jahr angetreten hatte — steckte freilich auch noch in mir. Zwanzig Jahre später hätte ich mich wohl nicht für schimpfiert gehalten, von der faktischen Beseitigung eines Hindernisses Gebrauch zu machen.

Aber das Exil hatte die Flamme der Entrüstung gegen die siegreichen Dränger so lebendig erhalten, daß der Gedanke, ihrer Gunst etwas zu verdanken, nicht einen Moment in mir aufkommen konnte.

Statt des von den Meinigen erwarteten Jubelausbruchs langte mit wendender Post ein Schrei des Unwillens, von der Ablehnung begleitet, bei ihnen an. Das gab nun Verstimmung, dagegen hatte ich das Vergnügen, daß in dem oben erwähnten Brief Kapps derselbe mir seine große Freude über meine Entscheidung aussprach.

Dieselbe unmittelbare Empfindung, der ich unterstand, sprach auch aus ihm. Mit der einfachen Ablehnung war meinem Gefühl nicht genug gethan. Ich fühlte das dringende Bedürfnis, etwas zu thun, was einen Protest gegen das Geschehene bedeute. Auf geradem Weg konnte ich das nicht besorgen, ohne den Meinigen und dem übereifrigen Freund und Vermittler Ärgernis zu bereiten. Da fand sich eine gute Gelegenheit, auf einem Umweg meinen Zweck zu erreichen. Der Umweg war um so willkommener, als er schon an sich des Reizes nicht entbehrte.

Am 16. August 1860 hatte Heinrich Simon, der wiederholt genannte Breslauer Patriot, einer der bedeutendsten Führer der Linken im Frankfurter Parlament, einen plötzlichen Tod in den Fluten des Wallensees gefunden. Nach der, auch in der Todesanzeige — sie liegt noch in meinen Papieren und in diesem Moment mir vor Augen — ausgesprochenen Vermutung, erlitt er beim Baden im See einen Nervenschlag, der ihn in die Tiefe hinabsenkte.

Der kraftvolle Mann war ein kühner Schwimmer und befand sich grade in dem am Wallensee gelegenen Dorfe Murg, um Bergwerke in der Nähe zu inspizieren.

Die Achtundvierziger hatten sich unter der Leitung seines Freundes Johann Jakoby zusammengethan, ihm an der Unglücksstätte ein Denkmal zu errichten, und im Oktober dieses Jahres 1862 sollte das Denkmal feierlich eingeweiht werden. Selbstverständlich war die Ceremonie bestimmt, eine Demonstration der alten, und vor allem der noch im Exil weilenden Gesinnungsgenossen zu werden. Ich war bis dahin schwankend geblieben, ob ich mich an der Feier beteiligen sollte. Aber die Botschaft aus Mainz gab den Ausschlag. Das war ein sehr schönes Mittel, zu zeigen, daß ich die gewährte Gunst ausgeschlagen hatte.

Meine Familie war sehr verdrießlich darüber, aber ich zauderte nicht einen Augenblick. Nun beredete ich meinen Freund Ludwig Simon, sich mir anzuschließen.

Der Tag der Denkmals-Einweihung war auf den 5. Oktober festgesetzt. Einige Tage vorher machten wir uns auf den Weg. Selten war mir ein Schweizer Ausflug von des Himmels Laune mehr begünstigt. Es war das denkbar glänzendste Herbstwetter, das uns entgegenstrahlte, als wir dem Wallensee und den ihn umkränzenden, im vollsten Sonnengold erschimmernden Bergen zufuhren.

Allerdings der Anlaß war ernster, trauriger Natur, die Lage der Dinge in der Heimat nichts weniger als vielversprechend. Trotzdem bemächtigte sich der Zusammenkommenden eine heitere Stimmung. Vor allem die prachtvolle Landschaft, zugleich in Sonne und erfrischender Herbstluft gebadet; sodann das Wiedersehen mit vielen seit den Schicksalstagen nicht mehr erblickten Genossen, und endlich — die Hauptsache: die belebende Stimmung, die stets aus der Vereinigung einer von gegenseitigem Vertrauen beseelten größeren Zahl hervorgeht. Wo dies zutrifft, wird eine gedrückte Atmosphäre immer einer gehobenen weichen, die vielfache Berührung wirkt elektrisierend. Ich habe das mehrfach bei den trübseligsten Veranlassungen konstatiert. Das Leben setzt sein Übergewicht über den Tod durch, so wie die Lebenden, im Gefühl der eigenen Gesundheit unter einander warm und bewegt

werden, und ich verstehe ganz gut, daß in primitiven Zuständen die Totenfeiern mit Gastmahlen abgeschlossen werden, in denen schließlich die gute Laune des Daseins über die Trübsal des Sterbens triumphiert.

Unter denen, die ich seit 1849 nicht mehr gesehen hatte, stand mir am meisten Johann Jacoby im Vordergrund. Als der intimste Freund und ehemalige Kampfgenosse Heinrich Simons war er von Königsberg herbeigekommen und drückte der ganzen Ceremonie ihr eigentliches Gepräge, zugleich das seinige, auf — das der strengen, intransigenten, radikalen Demokratie des Jahres 1848. Wir sahen etwas wie einen Heiligen des reinen Glaubens in ihm. Auf diesem Boden standen wir alle, die sich da zusammenfanden. Politische Versuchung zur Anpassung an Transaktion lag nicht vor. Wir thaten uns gütlich im gemeinsamen Bekenntnis unserer ungebeugten Gesinnung, deren Reich vorerst nur noch im Diesseits des Exils lag. Die Schweizer Atmosphäre diente vortrefflich dazu, die frohgemute Weihestimmung zum Genuß zu steigern. Das Wiederfinden alter, längst entschwundener Gestalten trug das Seine dazu bei. Einen sogar, den ich auch seit dreizehn Jahren vergessen und niemals näher gekannt habe, erkannte ich von hinten. Es war Peter von Konstanz, der derbe Volksmann vom Bodensee, von dem es im Heckerliede hieß:

Und zum Peter sagte er:
Peter sei mein Statthalter.

Da tauchte auch Karl Mayer von Stuttgart wieder auf, das „Mayerle", des von Heine mißhandelten Dichters Sohn, dieser prächtige Schwabe in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er lebte damals in Neuchâtel, wo er ein kleines Uhren- und Bijouteriegeschäft betrieb. Seine poetische Ader, ob vom Vater her, weiß ich nicht, war jedenfalls echt und vollblütig. Er war vorher zum deutschen Schützenfest in Frankfurt am Main gewesen und schilderte uns in köstlicher Travestierung die Rolle, in der Ernst von Coburg als Schützenkönig in der Tyrolerjoppe als stiller Bewerber um die deutsche Kaiserkrone sich bei dem Feste aufgespielt hatte. Karl Mayers ganzes Wesen gewann mein Herz, und ich hab es nie bereut, wenn ich auch einige Jahre später erleben

sollte, daß wir uns wieder im bittren Kampf gegenüberstanden. Denn als ich nach 1866 für Bismarck Partei ergriff, mußte er, als Führer der württembergischen Volkspartei, mit Recht blutige Thränen über meinen Abfall vergießen. Ich gehörte einige Jahre lang zu den bestgegeißelten Verrätern des von ihm vortrefflich redigierten „Stuttgarter Beobachter". Aber schließlich sollte es doch wieder anders kommen. Denn als er in den achtziger Jahren in den Deutschen Reichstag gewählt wurde, lebten die gegenseitigen Sympathieen alsbald wieder von selbst auf, und wir wurden wieder die alten guten Freunde von ehemals, zu meiner großen Freude.

Denn Mayer war ein herziger Mensch, grundbrav, warmblütig, geistreich, begabt insbesondere mit einem kaustischen Humor, der in der Unterhaltung unaufhörlich sprudelte. Auch legte bei näherer Bekanntschaft mit dem Norden der offne Sinn des Mannes seine süddeutschen Vorurteile ab, und er ward so sehr ein Verehrer des Berliner Aufenthalts, daß er sich während der Session mit Frau und Tochter in der Hauptstadt niederließ und bei den echten Schwabenbrüdern darob sehr in Verdacht erschütterter Gesinnungstüchtigkeit kam.

Von namhaften Flüchtlingen waren u. a. noch Temme, Nauwerk und Wislicenus erschienen, endlich Moritz Hartmann, der in Genf wohnte.

Die Gemeinde Murg hatte eine Stelle dicht am Ufer des Sees auf einem herrlichen Aussichtspunkt zur Errichtung des Denkmals hergegeben. Dasselbe ist in Form eines antiken Portikus aufgebaut, in dessen Hintergrund eine schwarze Marmortafel mit dem Basrelief von Simons Kopf und einer Inschrift angebracht ist. Zu beiden Seiten bieten steinerne Ruhebänke einen Sitz mit dem Blick auf den See und die die „sieben Kurfürsten" genannten majestätischen Berge.

Es machte einen erhebenden Eindruck, als die Versammlung sich an dieser Stelle im Mittagsglanz der Herbstsonne aufstellte und nun der Patriarch Johann Jacoby die einleitenden Worte sprach. Die eigentliche Festrede hielt Moritz Hartmann, der den Toten auch in einem Gedicht gefeiert hat. Der Gesangverein von Murg begleitete Anfang und Schluß mit einigen Chorälen.

Am Nachmittag ward ein gemeinsames Essen im Garten des Wirtshauses von Murg abgehalten, und hier fehlte es natürlich nicht an kräftigen Reden. Auch zwei angesehene Schweizer beteiligten sich, Professor Hilty aus Chur (jetzt in Bern) und Oberst Bernold aus Wallenstadt. Ich griff mit einer Rede ein, deren Mittelpunkt eine Betrachtung über das politische Exil und die Empfindungen der Verbannten war. Ludwig Simon brachte ein Hoch auf den damals, nach der Schlacht von Aspromonte, gefangenen Garibaldi aus. Trotz aller Finsternis, die noch auf dem bundestäglichen Deutschland lastete, ging doch ein Zug stiller Hoffnung durch die gemeinsame Stimmung.

Johann Jacoby hat dem Andenken seines Freundes und Kampfgenossen ein litterarisches Wort gewidmet. Das Buch: „Heinrich Simon, ein Gedenkbuch für das deutsche Volk," erschien im Jahre 1865 bei Julius Springer in Berlin und giebt einen interessanten Beitrag zur Geschichte der politischen Kämpfe in Deutschland und besonders in Preußen. Ein Anhang enthält eine ausführliche Schilderung der Feier. Darin ist auch meine Rede wörtlich wiedergegeben.

Aus einem Brief an meine Frau, in dem ich ihr über den Hergang berichtete, lasse ich noch einige Stellen folgen. Wo ich von meiner Tischrede erzähle, heißt es: „Ich hielt eine moderierte, aber eingehende Rede über die Weihe des Exils, bei welcher, wie man sagt, viele Thränen über gebräunte Gesichter und graue Bärte herabflossen. Der achtzehnjährige Sohn Robert Blums saß mir gegenüber und stenographierte. Ich bin mit solcher Manier undankbar, daß die Regierung mirs nicht verübeln darf. Jetzt, da die Schuld des Undankes abgetragen ist, wollen wir Pläne für eine deutsche Reise machen."

In der That hatte die zurückgewiesene Vergünstigung des Darmstädter Ministeriums die Sehnsucht nach der Rückkehr nur geschärft, statt sie abzustumpfen.

Kurz vor diesem Zwischenfall war mir eine Botschaft zugegangen, welche geeignet war, diese Stimmung zu beleben.

Die österreichischen Versuche, durch Scheinconcessionen eine volkstümliche Reform der deutschen Bundesverfassung in Szene

zu setzen, welche ein Jahr später zu der Frankfurter Fürstenversammlung führten, fingen bereits an, die öffentliche Meinung zu beschäftigen.

Im Sommer 1862 erhielt ich ein gedrucktes Rundschreiben, nachstehenden Inhaltes:

„Geehrter Herr. Angesichts des stattfindenden Versuchs, eine Versammlung zu bilden, welche ein „Vorparlament" sein soll, nur unter Vermeidung des Namens; angesichts der gesamten Lage des Vaterlandes tritt an die noch im rechtlichen Besitz ihres Mandats stehenden Parlamentsmitglieder die Aufforderung heran, sich zunächst zu einer Privatbesprechung wieder zu vereinigen.

„Noch sind wir die einzigen, welche ein Mandat von der deutschen Nation unmittelbar erhalten haben. Nicht nur ist dieses Mandat formell noch nicht erloschen, nicht nur besitzen wir sonach vor allen andern ein besonderes äußeres Recht, uns mit den Angelegenheiten des Vaterlandes zu befassen — sondern es ist auch nach allem, was vorangegangen und namentlich nach einem besonderen Parlamentsbeschluß (vom 30. April 1849, s. Stenogr. Ber. VIII. S. 6354) unsere spezielle Pflicht, alle politischen Wandlungen der Zeit sorgsam im Auge zu behalten und zu diesem Behufe auf der Hochwacht zu stehen.

„Bei dieser Sachlage ist es unzweifelhaft geeignet, uns wieder zu einer, wie oben schon angedeutet, streng privaten Versammlung zu vereinigen.

„Der Versammlungsort kann nur Frankfurt a. Main sein.

„Indem wir Ihnen obiges mitteilen, ersuchen wir Sie erstens über unsere Erwägungsgründe und zweitens über den Vorschlag der Vereinigung sich gegen einen der Unterzeichneten aussprechen, zu wollen.

„Zu obigen Erwägungsgründen tritt seit Fassung unseres Beschlusses noch hinzu: erstens die in nächste Aussicht gestellte Zusammenberufung von einer beschränkten Anzahl Auserwählter, anstatt der früheren allgemein gehaltenen Aufforderung, und zweitens die neuerlich verlautbarte Absicht Schmerlings, mit Beschaffung einer Nationalvertretung „unmittelbar an Frankfurt anknüpfen zu wollen". Es scheint daher dringend geraten,

namentlich dieser letzten Eventualität gegenüber, unsererseits vorbereitet und über unser Verhalten dabei geeinigt zu sein.

„Die Zeit des Zusammentritts kann später bestimmt werden.

„Frankfurt a. M., im Juli 1862.

„Rudolf Christmann aus Dürckheim.
Christian Heldmann aus Selters.
G. Friedrich Kolb aus Speier, z. Z. in Frankfurt a. M.
Ludwig Reinhard aus Boitzenburg, z. Z. in Boltz bei Güstrow.
Emil Roßmäßler aus Tharandt, z. Z. in Leipzig.
J. F. G. Tafel aus Stuttgart."

Die Unterzeichner waren sämtlich ehemalige Mitglieder der Linken des Frankfurter Parlaments. Übersandt wurde mir die Zuschrift von Löwe-Kalbe mit einer Randbemerkung von seiner Hand.

Löwe war seit dem Frühjahr 1861 infolge der preußischen Amnestie von Amerika nach Deutschland heimgekehrt. Auf dem Wege nach Deutschland hatte er sich in Paris aufgehalten und da die Freundschaft mit mir und Ludwig Simon wieder angeknüpft. Bekanntlich war er der letzte Präsident des nach Stuttgart übergesiedelten, des sogenannten Rumpfparlamentes, gewesen, er hatte noch, wie ich wußte und schon erzählte, die Akten meiner etwas tumultuarisch in Mainz vollzogenen Wahl in das Parlament dem Reichsarchiv einverleibt, und mir schon bei diesem Wiedersehen angekündigt, daß er sich vorbehalte, mich, wenn es ja wieder dazu kommen sollte, als Mitglied einzuberufen.

In Anwendung dieser Auffassung hatte er nun obigen Ruf auch an mich ergehen lassen. Der Schritt blieb übrigens, aus leicht erklärlichen Gründen, ohne praktische Folgen. Nur trug er dazu bei, meine Gedanken in der bereits geschilderten Richtung zu beleben. Waren mit Löwe, Oppenheim und anderen eine Anzahl mir nahestehender Genossen nicht nur nach Deutschland, sondern auch zur Mitbeteiligung am neuerwachten politischen Leben zurückgekehrt, so gab insbesondere der Briefwechsel mit Kapp dem gleichen Drang bei mir noch besondere Nahrung.

Kapp wünschte aufs lebhafteste, wieder in der Heimat leben und thätig sein zu können, und bat mich, ihm zur Erlangung irgend einer Stellung, am liebsten im Eisenbahnwesen, behilflich zu sein. Zunächst war er jedoch ganz in Anspruch genommen von einer litterarischen Arbeit.

Er hatte damals den Plan erfaßt, die Geschichte des Soldatenhandels, den deutsche Fürsten mit England getrieben, zu schreiben. Er zog mich dabei, sowohl was die Hauptaufgabe, als was die Methode ihrer Behandlung betrifft, eingehend zu Rate, und unsere Korrespondenz darüber floß reichlich von beiden Seiten. Auch hat er mir, als die Arbeit zu stande gebracht war, das Buch gewidmet.

Den ersten Anstoß gab dem Autor ein Gedanke der praktischen Politik. In seinen Briefen erörterte er ausführlich, wie es der für Deutschland herzustellenden Einheit zum Nutzen gereichen müsse, die Seelenverkäuferei, die deutsche Landesväter mit ihren Unterthanen getrieben hätten, in ihrer ganzen Niedertracht zu enthüllen. Unser Briefwechsel über dies Thema erstreckt sich beinah über drei Jahre hin. Anhebend im Jahr 1862, endet er erst im Jahre 1864 mit dem Erscheinen des Buches (bei Duncker in Berlin). In einem Brief vom 20. April 1863 heißt es:

„Man kann hie und da nicht so deutlich, offen und frei sprechen, als es die Niedertracht des Gegenstandes bedingt. Von der vollen Ausdehnung dieser Niedertracht hat man bisher in der historischen Litteratur kaum eine Ahnung gehabt. Die Infamien, die bar bezahlte Schande, die grenzenlose Habgier und Gemeinheit der deutschen Landesväter, von denen nur sechs so glücklich waren, zum Handel zugelassen zu werden, während etwa acht, Bayern und Thüringen an der Spitze, sich vergebens darum bewarben, ist so kolossal, so himmelschreiend, daß sie nur mittels Abdruck der betreffenden Akten für wahr gehalten werden wird. Zudem soll der politische Gedanke und Zweck in den Vordergrund treten: Das, Deutsche, sind Eure Landesväter. Ihr habt sie noch alle, sie thäten noch heute alle dasselbe, dürfens nur nicht wagen; sie erniedrigen unter weniger entwürdigenden Formen das Vaterland noch gerade so. Wollt Ihr je frei werden, je euch selbst wieder angehören, so macht mit diesem Gesindel kurzen Prozeß. Die hier berührten Übel sind gegenwärtige Leiden, leider noch keine überwundenen Standpunkte. Jeder Deutsche leidet darunter, und vor allem die politischen Flüchtlinge, die wir nur deshalb im Auslande sind, weil diese Bande in Deutschland oben auf ist. Es ist

also eine persönliche Angelegenheit jedes denkenden politischen Deutschen, die von mir zu schildernden Verhältnisse in ihrer ganzen Nacktheit und Schrecklichkeit ins Auge zu fassen. Das ist ein Prozeß gegen die deutschen Raubfürsten, und wir müssen die Akten abschließen, damit das Volk zu geeigneter Zeit sein Urteil spreche. Ich meine, dieser Ideengang müsse sich in anständiger Form wie ein Faden, wie die vorwurfsvollen Worte des Chors der griechischen Tragödie durch die Darstellung ziehen, und dann kann das Buch eine mächtige politische Wirkung ausüben. Zugleich wäre es gut, einen Anhang von sechs bis acht Bogen der vorzüglichsten Briefe über Soldatenlieferungsverträge, der nichtswürdigsten, bettelhaftesten Briefe, der versuchten und teilweise gelungenen Gaunereien über die Stipulation der Verträge hinaus, der Hauptpunkte der englischen Parlamentsdebatten (Burke, Fox u. s. w.) wörtlich zu geben. Ein solcher dokumentarischer Nachweis verfehlt seinen Eindruck auf das litterarische Gewissen des Deutschen nicht. Dann kann auch die Arbeit mit der Prätension einer ernsten historischen Quellenarbeit auftreten und nach außen hin den Charakter des politischen Pamphlets verlieren; sie kann dann namentlich nicht von Fachmännern ignoriert werden und liefert dann doch trotzalledem das schwere Geschütz gegen die Raubstaaten. Ihre direkte Wirkung überschätze ich nicht, aber ihre indirekte Wirkung kann, glaube ich, nicht hoch genug angeschlagen werden."

Der folgende Abschnitt des Briefes behandelt die Verlagsangelegenheit. Kapp, dem ein Angebot von seiten des Herausgebers der Deutschen Nationalbibliothek, B. Brigl (dem späteren Verleger meiner „Tribüne"), gemacht worden war, erklärte sich bereit, auch ohne Honorar das Manuskript zu liefern, wenn ein zur Verbreitung vielleicht besser geeigneter Verlag sich empfehle. So gut er die gebotenen paar hundert Thaler brauchen könne, so bereitwillig werde er im Interesse der geeigneten politischen Fruktifizierung darauf verzichten. Er meinte, der Nationalverein dürfte vielleicht die Sache in die Hand nehmen, die doch seinem Zweck diene. Schließlich kam ein Vertrag mit Franz Duncker zu stande. Es dauerte noch über Jahresfrist, bis die Arbeit und die Verlagsangelegenheit zum Abschluß kam.

Am 25. Juni 1864 schrieb mir Kapp:

„Der Soldatenhandel ist im Augenblick unter der Presse; ich erhielt bereits vor vierzehn Tagen die ersten drei Aushängebogen. Ich habe es Dir in dankbarer Anerkennung der Teilnahme, die Du seinem Entstehen und Unter-die-Haube-bringen gewidmet hast, dediziert; eine besondere Dedikation zu schreiben, dazu fand ich nicht die Stimmung und Muße.

Wenn man sozusagen mit der Uhr in der Hand schreiben muß, beschränkt man sich gern auf das unerläßlich Nötige. Ich würde Dir übrigens im wesentlichen nichts anderes gesagt haben, als was in der Einleitung steht. Ich habe Duncker gebeten, Dir die Aushängebogen zu schicken. Ich habe, wie dies bei derartigen Arbeiten oft nicht anders geht, die ästhetische, schön abgerundete Form oft der geschäftlichen Gewissenhaftigkeit geopfert, z. B. am Ende des ersten Kapitels, wo ich die Barbarei der Rekruteneinfangung und Behandlung mit den eigenen Worten ihrer Peiniger geben zu müssen glaubte; allein gerade deshalb glaube ich, meinen Zweck, die deutschen Raubfürsten der öffentlichen Verachtung und dem Hasse preiszugeben, desto wirksamer erreicht zu haben. Und gerade darum ist mein Buch eine zeitgemäße Arbeit, ein hoffentlich wirksames politisches Pamphlet, das die Zeitströmung noch verstärken hilft und den Unwillen gegen die Schandwirtschaft noch intensiver macht."

Ich glaubte, obige größere Stellen aus diesen beiden Briefen hier wörtlich aufnehmen zu sollen, weil sie in mehr als einer Beziehung für die Denkweise jener Zeit und das Ganze der politischen Zustände vor, während und nach ihrer schriftlichen Abfassung bezeichnend sind.

Die Sprache, welche Kapp hier unter vier Augen führte, klingt den Ohren des heute lebenden Geschlechtes wahrscheinlich zu derb und vielleicht etwas cynisch. Aber Kapp war weder ein Exaltado noch ein Cyniker. Übertreibung, Effekthascherei, jegliche Art von Pathos auch in den Beziehungen von Mensch zu Mensch lag ihm fern. Man könnte eher sagen, daß er nüchtern und praktisch war wie ein echtes Kind der westfälischen Erde. Auch hatte er sich von jungen Jahren an dem praktischen Lebenslauf mit Geschick gewidmet. Zur Zeit, da er obiges schrieb, war er zugleich ein vielbeschäftigter Rechtskonsulent und aktiver Politiker in New-York.

Es war damals die Zeit des Sezessionskrieges zwischen dem Norden und den sklavenhandelnden Staaten der Union.

An diesem großen Kampf hatte Kapp sich schon litterarisch in hervorragender Weise beteiligt; er war ein eifriger Parteigänger Lincolns, und die Entscheidung über Sieg oder Niederlage war gerade in ihr kritischstes Stadium gekommen, während Kapp an seinem Buch und obigem Briefe schrieb. Daher seine Bemerkung,

daß er mit übergroßer Beschäftigung beladen „mit der Uhr in der Hand" gearbeitet habe.

Die gewaltige moralische Entrüstung über eine beinah um hundert Jahre zurückliegende Vergangenheit war der Ausdruck ganz kühler, ehrlicher, tiefer Überzeugung. Die Stärke des Kolorits hängt zum Teil damit zusammen, daß Kapp in der mündlichen Unterhaltung und daher auch im vertraulichen Briefstil einer humorvollen, burschikosen Ausdrucksweise huldigte, die ihm vorzüglich zu Gesichte stand, wie er auch von originellem Witz sprudelte. So schloß sein ganzes Wesen alles Catonische aus.

Als er Mitglied des Deutschen Reichstags wurde, 1872, schloß er sich der nationalliberalen Partei an und wurde, seine volle Unabhängigkeit bewahrend, auch von Bismarck geschätzt, der ja bei einem Wahlkampf zwischen einem Konservativen und ihm um seine Meinung befragt, den Wählern zurücktelegraphierte: „Wählt Kapp!" Mit dem Wendepunkt der Bismarckschen inneren Politik im Jahr 1878/79 stellte Kapp sich entschlossen mit in die Opposition gegen ihn.

Wer sein Buch zur Hand nimmt, wird begreifen, wie in fortschreitender Arbeit der Zorn immer mächtiger in ihm aufloderte. Aber es gehört zur Psychologie der deutschen politischen Entwicklung, daß die Zeitgenossen jener Schamlosigkeiten so wenig von diesem Zorn ergriffen worden waren (man lese nur des braven Seume Selbstbiographie!) und nicht minder, daß auch die Nachkommen in unseren Tagen, als sie durch Kapps Mitteilungen in jene Skandalosa eingeweiht wurden, seinen Erwartungen über den Eindruck, den das Buch machen würde, nur sehr unvollkommen entsprachen. Es wurde bekannt, es wurde viel gelesen, besprochen (ich selbst besprach es ausführlich und nachdrücklich in einem Artikel der „Deutschen Jahrbücher" unter der Überschrift: „Ein Vademecum für deutsche Unterthanen)*), aber man konnte nicht merken, daß es wuchtig einschlüge. Vielleicht erregt auch heute noch Anstoß, daß Kapp die Seelenverkäufer des vorigen Jahrhunderts so erbarmungslos mit ihren Nachfolgern im Jahre 1864 zusammenwarf.

*) Band I meiner gesammelten Schriften (Rosenbaum & Hart) S. 192.

Aber dabei muß man beherzigen einerseits, daß Kapp Zeuge und Opfer der nach 1848 eingetretenen Reaktion war, und andererseits, daß gerade in der ersten Hälfte der sechziger Jahre die Koalition der Hannoveraner, Sachsen, Bayern, Hessen und ihres Anhangs von „Raubstaaten", wie er sie von jeher zu nennen pflegte, in schnödem Übermut dem wieder auflebenden Einigungsdrang der deutschen Liberalen entgegentrat. Diesen Übermut zu brechen galt damals als die erste Aufgabe, und mit dem Gelingen dieser Aufgabe hielt man die Zukunft Deutschlands für gesichert. Zu einem guten Teil war das auch richtig, das Eintreten für die Einigung Deutschlands unter Preußen voll berechtigt, und auch heute kann nicht gewünscht werden, das auf diese Weise Geschehene ungeschehen zu machen. Aber eines ist doch anders geworden, als die meisten sichs dachten. Es ward leichter, mit den deutschen Fürsten fertig zu werden, als mit den preußischen Junkern. Zwar die Antipathie, die letztere namentlich dem Süden und Westen Deutschlands einflößten, war alten Datums und auch in den Jahren von 1866 bis 1870 noch stark mitbestimmend für viele in ihrer Abneigung gegen die preußische Spitze im Reich. Allein es ahnte wohl keiner dieser Opponenten, daß es dem ostelbischen Junkertum im Laufe zweier Jahrzehnte gelingen werde, eine Herrschaft über Deutschland zu erlangen, wie ähnlich nichts derart je vorher gesehen worden war. Freilich — an Erklärungen fehlt es ja nie — vieles mußte zusammenkommen, um einen so krassen Umschlag möglich zu machen; vor allem die Thatsachen, daß der Grundgedanke des bürgerlichen Liberalismus, die deutsche Einigung, durch einen genialen Junker durchgeführt ward, sodann die Bildung einer mächtigen Zentrumspartei.

Wie die Dinge heute stehen, muß man als Glosse zu Kapps Auffassung hinzusetzen: die deutschen Fürsten haben sich viel leichter modernisiert und humanisiert als die preußischen Junker. Man muß jenen das Zeugnis geben, daß sie sich nicht nur der Idee des Reichs adaptiert haben, sondern auch einer Ausbildung liberaler Institutionen im Reich nie Widerstand entgegengesetzt haben. Die große Mehrzahl der fürstlichen Bundesgenossen steht mit ihren Anschauungsweisen und Ansprüchen im modernen Leben, und ein Appell an die Unthaten ihrer Vorfahren wäre heute ein Anachronismus.

Ja, die traurige Überraschung, welche aus der preußischen Hegemonie eine Hegemonie des östlichen Junkertums gemacht hat, liefert sogar eine nicht zu übersehende Korrektur zu den Ansichten derer, die, wie Kapp und ich, eine gänzliche Beseitigung der partikulären Landeshoheiten für das einzig Rationelle hielten. Die moderner gesinnten einzelnen Landesherren bieten heute ihren Staatsangehörigen noch einen Zufluchtsort gegen die Omnipotenz der Junker, und die Anhänglichkeit, deren sie in ihren kleinen Staaten sich erfreuen, ermangelt nicht der praktischen Berechtigung.

Schon damals, im Anfang der sechziger Jahre, erwies sich das menschliche Verhalten einzelner Bundesstaaten als eine Wohlthat gegen die Ära der Verfolgungen des Bismarckschen Regimentes in Preußen. Der Herzog von Coburg-Gotha, wenn auch nur von Ehrgeiz getrieben, gab den Verfolgten ein ehrenvolles Asyl; der Großherzog von Baden, zu allen Zeiten ein Mann von edler Sinnesweise, war auch einer der ersten, welche für die Verurteilten von 1849 eine Amnestie erließen. Mein Wunsch, deutschen Boden wieder einmal auf etwas längere Zeit zu betreten, richtete sich daher immer vorzugsweise nach der badischen Seite.

Weitere Erkundigungen, die ich nach dem oben erwähnten Brief meines Freundes Rosenhain eingezogen, befestigten mich in der Überzeugung, daß ich es ruhig wagen könnte, nach Baden zu gehen. So kam im Juli 1863 dieser Lieblingsgedanke zur Ausführung. Ich begab mich in Begleitung meiner Frau nach Baden-Baden und verlebte da mehrere Wochen.

Die Herrlichkeit des Aufenthaltes, den ich nur einmal früher auf wenige Stunden in der Studentenzeit genossen hatte, verbunden mit der Freude, wieder einmal in Deutschland zu leben, erfüllte mich mit wahrem Wonnegefühl. Es war zugleich wie der Vorgeschmack einer völligen Rückkehr nicht nur in die Heimat, sondern auch in deren aktives politisches Leben. Ich hatte den Gedanken seit dem großen, durch den italienischen Krieg herbeigeführten Umschwung, im Stillen genährt, und die Absicht der Ausführung wurde in den Briefen der Exilsgenossen schon besprochen. Vorerst begnügte ich mich damit, einem Teil meiner Familie und Freunde ein Stelldichein in Baden zu geben.

Wir wohnten im Gasthof zum „Grünen Winkel", welcher damals noch nicht sein Schild mit dem des Hotel Bellevue vertauscht hatte und ein sehr gutes, aber anspruchsloses bürgerliches Haus war, von einer Anzahl hübscher Töchter bedient. Es waren genußvolle Tage.

Trotz meiner eben vollendeten vierzig Jahre fühlte ich mich noch sehr jung und zum Beginn einer vita nuova frisch aufgelegt, worin, wie mir meine etliche Jahre später eingeleitete Erfahrung bewies, ich mich nicht getäuscht hatte. Trotz aller Vertrautheit mit dem französischen Leben und den Annehmlichkeiten, die es mir gewährte, trotzdem ich mich gebend und nehmend in die Pariser Gesellschaft eingebürgert hatte, war mir das Bewußtsein einer gewissen inneren Fremdheit nie ganz geschwunden. Es gab immer Momente, in denen ich Einkehr hielt und mir sagte, daß meine Denkart innerlich von der meiner französischen Freunde verschieden sei, und daß es mir nie gelingen werde, mich unter und mit ihnen ganz auszuleben, ganz abgesehen davon, daß von einer aktiven Beteiligung an der Politik des Landes keine Rede sein konnte. Dazu kam, daß auf deutschem Boden der gute Geist in jenen ersten sechziger Jahren gerade in Opposition gegen das Bismarcksche Regiment in voller Stärke wehte. Nicht bloß in der Politik, sondern auch in den wirtschaftlichen Ansichten herrschte eine weitherzige, freisinnige Richtung, die ganz der meinigen entsprach.

Die freihändlerischen, freigewerblichen Bestrebungen fanden in den volkswirtschaftlichen Kongressen einen starken und siegreichen Ausdruck. Unter ihrer Mitwirkung gelang es, den Widerstand gegen die neuen Handelsverträge im Zollverein zu brechen. Der Fürstentag in Frankfurt, mit seinen windigen Schaustücken verriet, daß das Gebäude des alten Bundestages in seinen Fugen krachte. Aber vor allem zeigte sich die bürgerliche Welt, Beamte, Gelehrte, Kaufleute und in ihrem Gefolge die Masse der Bevölkerung wie beseelt vom Geiste der Aufklärung und mutiger Widerstandskraft.

Es war die Zeit des Werdens, die so oft schöner ist als die der Erfüllung. Und gerade darum zog mich alles so lebhaft herüber. Wer mir damals das Bild der Dinge in der Perspektive

gezeigt hätte, welches drei Jahrzehnte später mir vor Augen stehen würde, den hätte ich für hirnverbrannt gehalten. Wer mir damals gesagt hätte, es werde die Zeit kommen, wo man mir nachsagen würde, ich verträte französische Interessen, oder persönliche Vorteile, oder gar jüdische Auffassung in deutschen Angelegenheiten!

Es bleibt immer etwas Rätselhaftes, wie von einer Generation zur folgenden und dabei vielfach in denselben Individuen solche Gegensätze zum Durchbruch kommen können. Am ersten ist die Erklärung darin zu suchen, daß mit dem Wechsel der Zeiten die tonangebenden Sphären wechseln, und daß die jeweil Tonangebenden die übrigen mit sich fortziehen.

Während der in Baden verbrachten Wochen hatte ich Gelegenheit, mich über die Möglichkeit, ohne Belästigung auch das übrige Deutschland zu besuchen, aufzuklären, und da das Ergebnis günstig lautete, so beschloß ich noch eine kurze Rundreise nordwärts zu wagen, auf der mich meine Frau begleitete.

Unser erstes Ziel war Gotha, wo unser Ludwig Walesrode wartete, mit dem ich bis dahin in Sachen der demokratischen Studien nur in schriftlichem Verkehr gestanden hatte. Doch konnte ich mir nicht versagen, auf dem Wege dahin in Gießen Halt zu machen.

Er reizte mich, den Ort, an dem ich die ersten anderthalb Jahre meiner Studienzeit in eigentümlicher und zugleich in bestimmender Weise für meine eigne künftige Geistesrichtung zugebrach thatte, wiederzusehen. Ich beschloß also, dort zu übernachten.

Zwanzig Jahre lagen dazwischen; in mir und um mich war vieles anders geworden, aber im Gasthof zum Einhorn, in dem ich ehemals mein Mittagbrot eingenommen hatte, war außer dem inzwischen verstorbenen Personal nichts verändert. Auch der Platz, auf dem der Gasthof steht, Lindenplatz genannt, sah noch ganz so armselig aus wie damals; in derselben Ecke stand auch noch dieselbe Karre mit derselben Kuh bespannt, zwar die Individuen der Karre und der Kuh waren erneuert, aber nicht die Spezies. Ob die Matratze im Bett des Hotels, wenn sie den Namen verdient, erneuert worden war, wage ich nicht zu entscheiden.

Übrigens hätte die eigene Reminiscenz doch nicht ausgereicht, um hier ein Nachtlager aufzuschlagen, aber meine Frau hatte zugleich den Zweck, eine Jugendfreundin, die in ihren Erinnerungen eine große Rolle spielte, zu besuchen. Sie war die Tochter eines Alzeyer Pfarrers, und in Gießen an einen Gymnasiallehrer Dr. Beck verheiratet. Wir verbrachten den Abend bei dem Ehepaar, und die beiden Frauen thaten sich gütlich in Neubelebung alter, auch eigener Liebesgeschichten, aus der alten Zeit. Am andern Morgen sollte es weiter gehen.

Ich erwachte etwas früh, und das brachte mich auf den Einfall, noch einen Gang zu machen, um einige Schauplätze vormaligen Daseins in Augenschein zu nehmen. Ich ging also durch die Brandgasse an meinem alten Quartier bei Schuhmacher Nolte vorüber nach der Aula. Diese, es war erst 7 Uhr, war ganz ausgestorben. Auf einmal sehe ich am Ende des Hauptganges eine kleine Gestalt auftauchen, und, kaum traute ich meinen Augen; ich erkannte sofort den einzigen Menschen, der als ein ehemals gut Gekannter hier noch unter den Lebenden weilte: den Botaniker Professor Hoffmann — genannt das Onkelchen, den ich aus Anlaß meiner Erwähnung der Somnambule von Beienheim schon erwähnt habe. Ich ging auf meinen Mann zu. „Herr Professor, kennen Sie mich noch?" Und ohne sich eine Sekunde zu besinnen, als hätten wir uns gestern noch gesprochen, antwortete er: „Natürlich, Bamberger!" Dergleichen ist mir noch oft, auch in späteren Jahren vorgekommen. Man behauptete immer, ich hätte mich gar nicht verändert. Ich vermute, es hängt das mit den schmalen Dimensionen der Gesichtsfläche zusammen, die für Veränderungen wenig Spielraum bieten, wenn sie nicht sich ausbreiten, wozu sie sich eben nie verstehen wollten.

Noch etwas Eigentümliches habe ich auf diesem Gebiete an mir erlebt, was mir aber auch von andern, als an sich erfahren, des öftern bestätigt worden ist. Nämlich, wenn ich jemanden nach kürzerer oder längerer Zeit wiedersehe, heißt es immer: „Nun sehen Sie aber bedeutend besser aus, als da ich Sie das letzte Mal erblickte." Das passiert mir bis auf den heutigen Tag von Jahr zu Jahr. Früher machte ich meine Bemerkungen dazu, besonders

dahin, daß, wenn ich jedesmal soviel besser aussähe als vorher, so müßte ich es bereits zu einer wundervollen Blüte der Gesundheit gebracht haben; da ich aber bei nächster Begegnung gewiß wieder zu hören bekäme: das vorige Mal haben Sie wirklich sehr schlecht oder beunruhigend ausgesehen, so weiß ich nun schon im voraus, daß das jetzt gepriesene gute Aussehen, das nächste Mal in seiner retrospektiven Erbärmlichkeit zum Vorschein kommen wird. Wie erklärt sich dieser Widerspruch, den, wie bemerkt, ich nicht allein an mir beobachtet habe? Ich kann mirs nur so motivieren, daß Menschen, die sehr schwächlich aussehen, damit einen tief bedenklichen Eindruck auf den Beschauer machen, daß dieser Eindruck festgehalten wird und in der Entfernung sich verschärft eingräbt, so daß bei nachfolgender Begegnung der Beschauende sich wundert, das Aussehen nicht so schlecht zu finden, wie er es in der Erinnerung hatte.

In Gotha erwartete uns Walesrode am Bahnhof und das gegenseitige Erkennen bot keine Schwierigkeit.

Walesrode war ein gut aussehender, stattlicher Herr, mit grauem Schnurrbart, den man für einen Offizier in Civil halten konnte. Wir verlebten ein paar gute Tage zusammen; an Gesprächsstoff fehlte es nicht und an beiderseitigem Humor auch nicht.

Ich war nie in Thüringen gewesen und machte die Bekanntschaft der klassischen Landschaftspunkte, der Wartburg, Friedrichroda u. s. w. Die Dürftigkeit der ganzen Lebensweise fiel mir auf, auch im Gegensatz zum badischen Lande, aus dem ich kam. Den stärksten Eindruck machte mir auf diesem Gebiete die Bekanntschaft mit einem Getränk, das man kalte Schale nannte, und das aus Bier, Obst und Brot gemischt für eine Delikatesse galt, während ich es jämmerlich fand.

Von den litterarischen Schützlingen des Herzogs lernte ich nur den Kurhessen Friedrich Oetker kennen, mit dem ich bei Elisabeth Lewald zusammentraf. Sie war die Schwester von Theodor Althaus und die Gattin von Rechtsanwalt Otto Lewald, dem Bruder Fannys. Sie befand sich zum Landaufenthalt in Friedrichroda mit ihren kleinen Kindern, und meine Frau, welche dem Bruder Althaus ein zärtliches Andenken bewahrt hatte, war

natürlich besonders erfreut, die Schwester kennen zu lernen, deren schwärmerisches Wesen für solche Begegnung wie geschaffen war.

Oetker war einer der zahlreichen vortrefflichen Männer aus Kurhessen, welche das Scheusal von Kurfürst mit unbezähmbarem Haß verfolgte. Aber so oft die landesväterliche Bestie ihm auch ans Leben ging, er wußte immer kräftigen Widerstand entgegenzusetzen und sich nach jedem Schlag wieder zu erheben. Eine Zeitlang war er ins Ausland gegangen, so nach Belgien, wo er sich eingehend dem Studium der Landeszustände widmete, über die er auch ein umfangreiches Werk veröffentlichte.

Er war eine stattliche Erscheinung, stark und breit, mit einem schönen, dicht behaarten großen Kopf; so recht wie man sich einen alten Chatten aus der Römerzeit vorstellt; (auch ein jüngerer Bruder, den ich später im Reichstag kennen lernte, war solch ein Hüne). Nach 1866 wurde er einer der bedeutendsten Anhänger der preußischen Einverleibung und ein glühender Verehrer Bismarcks, der es ihm dankte.

Im Reichstage, dem er bis 1877 angehörte, machte er zwar eine gute Figur, übte aber keinen bedeutenden Einfluß aus. Er fing damals schon sehr zu kränkeln an und erlag einem organischen Leiden rascher, als man nach seiner rüstigen Erscheinung hätte glauben mögen.

Die Leidenszeit von Kurhessen ist in ihrer Besonderheit wohl das empörendste Stück deutscher Despotengeschichte; die Galerie der landesväterlichen nichtsnutzigen Plagegeister jener traurigen Zeit des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist einzig in ihrer Art.

Nirgends im Bürgertum so viele tüchtige, ehrenfeste Männer, so viel Ausdauer und kühle Geduld und biederer Rechtssinn, nirgends so viel schamlose Menschen- und Rechtsverachtung, so viel feige Grausamkeit wie in den Personen der Fürsten.

Dabei steckt in diesen kurhessischen Landeskindern ein so ausgesprochener Landsmannsgeist; sie hängen in ihren höheren Bildungstypen so kameradschaftlich zusammen, daß sie selbst für ihre angestammten Dränger bei allem Widerstand noch einen Rest stiller Anhänglichkeit bewahren, eine ganz besondere Spezies der von Treitschke gepriesenen „holden Tugend" der Germanen. Ich habe

ihrer viele kennen gelernt und finde, daß sie weit eher als die schlauen Westfalen den Titel „sentimentale Eichen" verdienen, den Heine den letzteren gewährt.

Von Gotha ging unsere Reise nach Dresden. Wir fuhren, schon der in Frankreich angenommenen Gewohnheit gemäß, erster Klasse. Eine Zeitlang waren wir allein. Aber nun kamen wir an eine Station, wo — es war Sonntag — ein Turnfest stattgefunden hatte. Die überflutenden Passagiere mußten auf jede Weise untergebracht werden, und so wurde auch unsere Abteilung mit Turnern vollgestopft. Der Tag war heiß, und die rückkehrenden Festgenossen hatten auch von innen reichlich mit Alkohol eingeheizt.

Es war zum erstenmal seit 1849, daß ich wieder mit der Wein und Bier trinkenden deutschen Menschheit in solcher Massenauflage zusammenstieß, und die Art, wie wir an einem schwülen Augustnachmittag in dem Coupé zusammengepreßt waren, machte das Erlebnis nicht reizender. Wir atmeten auf, als wir in Dresden ausgeschifft, dem Getobe, dem Gebrüll, dem Dunst und dem Qualm entrückt wurden.

Selten hab ich von einem Gasthauszimmer mit solchem Behagen Besitz ergriffen wie damals in dem allerdings höchst civilisierten Hotel Bellevue. Dieser angenehme Eindruck pflanzte sich auch auf das übrige der Stadt fort. Alles so dekorativ, so wohnlich, reinlich, zum ruhigen Genuß einladend.

Wir hatten eine Empfehlung an die Schriftstellerin Claire von Glümer, die uns aufs freundlichste aufnahm, und unsere Schritte leitete. Ein politischer Berührungspunkt war, daß ihr Bruder Botho nach dem Maiaufstand lange Gefangenschaft zu erdulden gehabt hatte. Die Schwester, noch ganz jung, hatte schon damals schneeweißes Haar, das ihr sehr gut stand, und man erzählte (ich erinnere mich nicht mehr, ob sie selbst es war), es sei in einer Nacht grau geworden, nämlich als sie, im Vertrauen auf einen abgekarteten Befreiungsversuch, mit einem Wagen an der Landstraße den Bruder erwartete, der aber nicht kam, weil im letzten Augenblick das Geheimnis der Vorbereitung durch einen bösen Zufall entdeckt worden war. Ist die Geschichte authentisch? Giebt es überhaupt authentische Konstatierungen des Phänomens

solches plötzlich aus Kummer entstandenen Farbenwechsels? Jedenfalls sind sie nicht so unwahrscheinlich wie das Gegenteil, das man dem Schauspieler Ascher nacherzählte. Er sei nämlich, nachdem er lange grau gewesen, mit einem schwarzen Haupthaar erschienen, und das Erstaunen seiner Freunde habe er mit der Bemerkung beschwichtigt: „Ich habe plötzlich eine große Freude erlebt."

Von Dresden ging die Fahrt über Leipzig nach Berlin. Ich hatte Berlin seit den verhängnisvollen Oktobertagen des Jahres 1848 nicht wieder gesehen. Damals waren die Straßen verödet. Jetzt sah es lebendiger aus, aber von dem stattlichen und reinlichen Anblick der Straßen und Fassaden, welche die Stadt heute bietet, war noch keine Spur vorhanden.

Die Stimmung in den mir zugänglichen politischen Kreisen war grimmig, aber vom starken Widerstandsgeist der Opposition auf der Höhe des Verfassungskonfliktes getragen, nicht so düster wie damals als die Nationalversammlung durch Militärgewalt geschlossen, oder vielmehr nach Brandenburg verlegt wurde.

Wir blieben übrigens nur wenige Tage, weil mein geschäftlicher Urlaub abgelaufen war; die Zeit wurde auf die Besuche bei älteren Freunden verwandt.

Des Hochsommers wegen waren die meisten Menschen, die mich interessiert hätten, abwesend. Mein Freund Oppenheim, zu allen Zeiten ein begeisterter Berliner, machte uns die Honneurs und vermittelte die Bekanntschaft mit seinem litterarischen und politischen Kreis. Ich erinnere mich mit besonderem Wohlgefallen an Karl Frenzel und dessen Frau, zu denen die freundschaftlichen Beziehungen sich damals festknüpften und bis auf diesen Tag erhalten haben.

Von Berlin kehrte ich nach Paris zurück. Der Gesamteindruck der Reise hatte dem Gedanken der Übersiedelung nach Deutschland neue Anregung gebracht. Selbst meine Frau, die sehr gerne in Paris lebte, fing an, sich mit ihm zu befreunden. Wenige Wochen nach der Rückkehr fand sich ein Anlaß, noch eine zweite Reise nach Berlin zu machen. Dem Pariser Bankhause waren Geschäftspropositionen gemacht worden, die in letzter Instanz zu einer Beteiligung bei einem Strousbergischen Eisenbahnunter-

nehmen führen sollten, wenn ich nicht irre, Tilsit-Insterburg. Natürlich wurde mir die Mission nach Berlin anvertraut, und ich hatte die Freude, den vor kurzem mir bekannt gewordenen Kreis wiederzusehen.

Das Geschäftliche brachte mich in unmittelbare Berührung mit dem schon zu jener Zeit hoch emporgekommenen Finanzmann Dr. Strousberg. Er hatte damals den Gipfelpunkt seiner Macht und Stellung zwar nicht erreicht, aber sein Name war doch bereits in aller Mund, und seine Unternehmungen wie sein Reichtum, die Geschichte seines fabelhaften Emporkommens aus vollkommener Armut und geringster Herkunft waren der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Große Freigebigkeit hatte ihm auch eine gewisse Popularität verschafft.

Ich hatte Herrn von Unruh über die Vertrauenswürdigkeit des Mannes zu Rate gezogen, und der alte Praktikus hatte sich nicht vom Glanz des Tages blenden lassen. Sein Votum war nicht ermunternd. Die erste Besprechung, die ich mit Strousberg hatte, bestärkte mich vollkommen in dem Eindruck, auf den mich Unruh vorbereitet hatte.

Was damals noch in Deutschland etwas seltener war, das kannte ich aus meiner zehnjährigen Praxis in Frankreich nur zu gut. Ich sah sofort, daß ich das, was man einen faiseur nannte, vor mir hatte und telegraphierte nach Hause, die Hände davon zu lassen. Das Ende des Mannes gab mir Recht. Ich hatte in Paris die Mirès, Milhaud und wie sie alle heißen, an der Arbeit gesehen; die Brüder Péreire waren in ihrer Art von derselben Kategorie, nur gebildeter, vornehmer und genialer, weshalb sie länger aushielten und mit ansehnlichem Vermögen das Schicksal ihres heruntergekommenen Crédit mobilier überlebten.

Das Geheimnis dieser Geschäftsführung besteht in der wohlberechneten Behandlung des Publikums. Das ist der charakteristische Unterschied zwischen den wahren, soliden Geschäftsleuten und den Machern. Die ersteren prüfen die Sache, die sie unternehmen, auf ihren Wert, die letzteren auf ihre Zugkraft und mit dem Hintergedanken, daß der Sinn des Geschäfts nicht in der Leistung sondern in dem Gewinn liege. Das Hauptkunststück besteht dann immer darin, sich stets neue Geldmittel zu verschaffen. Die zu

kühn unternommenen Sachen geraten bald in Verlegenheit, hierauf wird ein neues Unternehmen vom Stapel gelassen, das Publikum bringt sein Geld, und das neue Geld wird vorerst gebraucht, um das alte Unternehmen wieder flott zu machen. Das Ende der ganzen Reihe ist dann eine Katastrophe.

Da die Charlatanerie auf allen Gebieten keine gläubigeren Kunden hat als die Aristokratie, so werden auch immer viele Aristokraten von solchen Finanzkünstlern eingefangen, welche ihrerseits wieder mit dem Glanz ihres Namens zur Scheinvergoldung beitragen, um dafür mit dem leicht eingestrichenen ersten Gewinn belohnt zu werden.

Strousberg hatte es vorzüglich verstanden, sich eine solche Korona aus der preußischen Aristokratie zu verschaffen, und die in ihr noch heute festsitzende Meinung, daß das Finanzgeschäft eigentlich auf Betrug hinausgeht, stammt zum Teil vielleicht aus jenen Reminiszenzen. Daß Geschäft Betrug sei, ist eine für barbarische Zustände charakteristische Ansicht, sowohl wenn sie bei dem Geschäftstreibenden, als wenn sie bei dem Publikum vorherrscht.

Ich bin auch aus meiner Erfahrung zu dem Resultat gekommen, daß Menschen, die auf dilettantischem Wege in das Geschäftsleben hineinkommen, zu dieser mehr oder minder barbarischen Auffassung eher neigen, als Menschen, die von Grund aus eine kaufmännische Bildung genossen haben. Die gut angelegten Dilettanten werden dann, wenn sie Glück haben und klug sind, mit der Zeit solide. Übrigens spielen die unsoliden Gründungen in der Naturgeschichte der wirtschaftlichen Unternehmungen keine ganz uninteressante Rolle. Die mit ungenügenden Mitteln und überschätzten Gewinnberechnungen ins Werk gesetzten Projekte haben nicht selten einen berechtigten Kern und kommen mit der Zeit der Welt zu gut, wenn die ursprünglich unter ihrem Aushängeschild eingezogenen Mittel verschmerzt sind. Auch Strousberg so gut wie Péreire und Mirès und der berühmte englische Eisenbahnkönig Hudson haben Dinge gestiftet, die sie und den Ruin ihrer Anhänger überlebten, und die bleibende Einrichtungen geworden sind.

Nachdem ich die Verbindung mit Strousberg rasch abgelehnt hatte, reiste ich nach Paris zurück.

Seit einiger Zeit hatte sich auch in Paris ein Anknüpfungspunkt für die Pflege der deutschen Beziehungen gefunden. Ein damals oder vielleicht auch — dies ist mir nicht mehr erinnerlich — schon vorher gegründeter deutscher Turnverein bot einen Sammelpunkt für die Landsleute, namentlich die in den Pariser Geschäften konditionierenden jungen Leute, die damals um so zahlreicher waren, da nicht nur das Bankgeschäft, sondern auch das sehr bedeutende Kommissionsgeschäft zu einem großen Teil in deutschen Händen lag. An der Spitze des Ganzen stand ein jüngerer Mann aus Berlin, eine interessante Persönlichkeit. Er hieß Viktor Benary, war der Sohn und Neffe zweier sehr bedeutender und bekannter Berliner Gelehrten und hatte eine dem entsprechende, vorzügliche Gymnasialbildung genossen. Er war sehr lebendigen Geistes, ehrgeizig und intelligent. Er hatte damals einen hohen Posten im Hause Rothschild, und man prophezeite ihm eine große Zukunft. Leider machte ein frühes Ende diese Hoffnungen zu Schanden. Er hatte bald nach der Zeit, von der ich eben rede, ein eigenes Bankgeschäft gegründet und heiratete anfangs 1868 eine junge, sehr reiche Dame aus meinem nächsten Kreise. Ich war sein Trauzeuge bei der Hochzeit, während der berühmte, gelehrte Schriftsteller, Eduard Laboulaye, der Verfasser von Paris en Amérique und Prince Caniche der Zeuge der Braut war. Darauf trat das junge Paar die Hochzeitsreise nach Italien an, die, wie so manchmal, verhängnisvoll werden sollte. Benary kam mit dem Keim eines Typhus zurück und mußte sich alsbald schwer erkrankt zu Bett legen. Während ich an der ersten Session des Zollparlaments in Berlin Teil nahm, erreichte mich dort die erschütternde Nachricht von seinem Tode. Ich widmete ihm einen Nachruf in der „Nationalzeitung".

Im Jahre 1865 war unter seiner Leitung der Turnverein in den schönsten Zug gekommen. Wir hatten ein schönes Lokal im Faubourg Montmartre, wo jeden Sonntag am Abend gesellige Versammlungen stattfanden. Die französische Polizei hatte zwar ein Auge auf uns, aber da wir uns vorsichtig von der inneren Politik fern hielten, so lebhaft wir uns auch mit der deutschen beschäftigten, so ließ man uns ungeschoren. Die geselligen Zusammenkünfte waren natürlich auch reichlich von Gesang getragen

und von Bier befeuchtet. Es wurde viel und gut im Chor gesungen, gesellige und patriotische Lieder. Am häufigsten erklangen die Strophen des „Deutschland, Deutschland über alles", welches jetzt die antisemitische Marseillaise geworden ist. Damals erklang es in vollen Brusttönen aus den Kehlen der zahlreichen semitischen Mitglieder. Meistens ward auch ein längerer Vortrag gehalten.

Ich hielt deren mehrere politischer Natur, die mir Gelegenheit gaben, zu sehen, daß meine alte Fertigkeit nicht eingerostet war. Auch Deutsche von Namen, die durch Paris kamen, wurden zu solchen Voträgen veranlaßt. Kinkel, der von London gekommen war, hielt einen glänzenden über ein ästhetisches Thema; Julius Faucher aus Berlin über ein nationalökonomisches. Die vielen deutschen Journalisten in Paris trugen dazu bei, das Bildungsniveau zu erhöhen.

Ungefähr in dieser Epoche waren darunter Lexis, der jetzige berühmte Nationalökonom, Lauser, gegenwärtig Hauptredakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", Joseph Regnier, der spätere langjährige Redakteur des „Wiener Fremdenblattes", Arthur Levysohn, der jetzige Redakteur des „Berliner Tageblattes", mein Freund, Friedrich Szarvady, der Begründer der deutschen Pariser Korrespondenz, mein anderer Freund Heinrich Homberger, später Korrespondent der „Augsburger Allgem. Zeitung" in Florenz und Rom, Siegmund Kolisch, ein Wiener Journalist, und Ludwig Kalisch, ein Journalist aus dem Posenschen, der im Jahre 1848 ein demokratisches Blatt in Mainz herausgegeben hatte. Es waren deren noch mehr. Ich nenne nur die, die mir eben einfallen.

Obwohl Mutter Natur mich zu nichts weniger als zum Turner geschaffen hat, in welcher Kunst ich es auch nicht weit brachte, trotz verschiedentlichen Unterrichts, hat mich die Politik doch, wie im Jahre 1848, so später noch öfter in enge Verbindung mit den Turnvereinen und in diesen zu einer Stellung von gewissem Einfluß gebracht. Sie waren eben in jenen Zeiten als Verbindungen lebenskräftiger junger Leute auch von Freiheitsdrang beseelt. In neuesten Zeiten ist auch das anders geworden.

Nachdem die „Deutschen Jahrbücher" eingegangen waren, hatte ich kein besonderes Organ mehr für meine publizistischen Anwandlungen zur Verfügung. Vielfache persönliche Berührung mit

den an der „Kölnischen Zeitung" beteiligten Personen, namentlich Franz Dümont und Heinrich Kruse, die zeitweise in Paris erschienen, regten in mir die Versuchung, wenn ich etwas Besonderes zu sagen hatte, mich ihrer Organe zu bedienen, und sie waren liebenswürdig zu Diensten. Ein Fall verdient wohl, daß ich ihn erwähne, weil er charakteristisch ist.

Zu den Unbilden, die mich von jeher am meisten im Innern empörten, gehört vor allem die grausam erniedrigende Behandlung politisch Verurteilter, nennen wir sie immerhin, politischer Verbrecher. Ich kann noch zur heutigen Stunde über die Barbarei und Gemeinheit, welche darin liegt, Menschen, die aus edlem Trieb sich gegen die bestehende Regierung vergangen haben, als ehrlose Züchtlinge zu behandeln, mich jugendlich aufregen. Ich habe zu allen Zeiten diese Scheußlichkeiten, wie sie namentlich in Deutschland verübt wurden und noch immer nicht ausgeschlossen sind, aufs bitterste bekämpft, auch im Deutschen Reichstag in den achtziger Jahren einen dagegen gerichteten Antrag eingebracht und begründet.

Ein damals, im Jahre 1865, erschienenes Buch gab mir Anlaß, das Thema ausführlicher zu behandeln. Einer der nach dem Aufstand des Mai 1849 in Dresden verurteilten Männer namens Röckel, hatte, nachdem er aus dem Zuchthaus, in dem er lange Jahre geschmachtet, entlassen, mir seine Leidensgeschichte erzählt, und ich ergriff die Gelegenheit, sein Buch zu besprechen.

Die Redaktion der Kölnischen war so liebenswürdig, den Artikel, den ich mit meinem Namen unterzeichnete, aufzunehmen.

Das damals unbedingt liberale Blatt trug wohl auch deshalb kein Bedenken, mir Gastfreundschaft zu gewähren, weil die Spitze des Berichtes gegen das königliche Sachsen und mithin gegen dessen Minister von Beust gerichtet war, d. h. gegen den damaligen obersten Leiter aller Preußen feindlichen Politik. Um darüber keinen Zweifel zu lassen, begleitete die Redaktion meinen Artikel mit der hier folgenden Fußnote:

„Wenn wir auch nicht wissen, ob die Zustände in Waldheim von Röckel ganz ohne Übertreibung dargestellt sind, so sind sie doch nach allen Nachrichten derart gewesen, daß sie in Preußen, Gottlob! nicht denkbar sind. Die sächsische Regierung trifft dafür eine schwere Verant-

wortung, namentlich den Minister des Innern (und Äußern) Herrn v. Beust. Und diesem Herrn v. Beust sollte kürzlich ein deutsches National-Ehrengeschenk dargebracht werden! Übrigens sind wir an einigen Stellen genötigt gewesen, Wasser zum Wein des Herrn Einsenders zu gießen."

Leider war der zu Preußens Gunsten gemachte Vorbehalt nicht stichhaltig. Man brauchte nur an Gottfried Kinkel zu denken, der, nachdem er zu lebenslänglicher Festungsstrafe vom Gericht verurteilt worden, auf besondere königliche Anordnung ins Zuchthaus gesteckt und mit Wollspulen beschäftigt wurde.

Der Artikel, welcher in der „Kölnischen Zeitung" vom 15. Oktober 1865 erschien, möge nun, weil er aus verschiedenen Gründen ein charakteristischer Beitrag zu diesen Erinnerungen ist, hier seine Stelle finden:

Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim, von August Röckel. (Frankfurt a. M., Ausgabe für das Volk.)

Als in den fünfziger Jahren der englische Staatsmann und künftige Premier-Minister, Herr Gladstone, den unglücklichen Poerio im Bagno aufgesucht hatte und danach eine Flugschrift in die Welt schleuderte, welche die schauderhafte Gefangenschaft des edlen Mannes in ihren gräßlichen Einzelheiten schilderte, wie er, zusammengekettet mit einem gemeinen Verbrecher, die niedrigsten Sklavendienste verrichten mußte, und wie das zerfleischte Mutterherz darob dem Wahnsinn und dem Tode verfiel: da entbrannte die ganze gesittete Welt in Scham und Abscheu gegen den entsetzlichen Bomba, der diese königliche Rache an seinem ehemaligen ersten Rate, einem Manne von sanfter Gesinnung und sehr mäßigen Ansichten, verüben mochte. Und wenn die — hier allzu milde — Nemesis diesem Könige Ferdinand just noch von seinem Todesbette aus den schmählichen Untergang seines Hauses und den Sieg der Freiheit mit dem Finger zeigen konnte, so war dieser Akt schließlicher Gerechtigkeit vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit der Schrift des verdienstvollen Engländers und ihrer nachhaltigen Wirkung auf seine Landsleute. Es war eine englische Fregatte, welche die Landung in Marsala begünstigte.

Hätten wir Deutsche hundert Poerios, die Welt erführe wenig davon. Freilich hieß er in der englischen Relation „Baron Poerio". In Italien, wo es Conti und Marchesi in Unzahl giebt, denkt kein Mensch etwas bei dieser Titulatur. Auf Englisch jedoch erbebte die im Baron zertretene Menschheit noch etwas tiefer. Es ist schon ganz gut, daß wir nicht zu den interessanten Nationen gehören; das lassen wir den Polen, Ungarn, Italienern und Griechen. Wir brauchen auch andere Rettungsanker, als Bälle und Tombolas unter der Protektion der Ladies aus

den besten Häusern. Aber wenn wir schon statt Fustanellen, Wasserstiefeln und Fangschnüren Vatermörder und Schlafröcke tragen, so hat es doch noch einen anderen und ernsteren Grund, daß sich kein Mensch in der weiten Welt für uns interessiert. Zunächst kommt es daher, daß wir selbst uns nicht genug für uns interessieren. Da vor allem sitzt der Knoten. Ich weiß, es ist jetzt so Ton, wir Deutsche sollen uns selbst nichts Schlimmes nachsagen. Das ist die natürliche Reaktion gegen die Periode des verzweifelten Humors. Aber es mögen andere Leute ihre Weisheit dazu verbrauchen, herzuleiten, wie jede Reaktion ihre Berechtigung hat. Ich fühle keinerlei Beruf, etwas über das Recht der Reaktionen zu schreiben, sie können's auch leider entbehren. Sintemal nach dem bewußten Ausrufe denn wirklich alles muß „annersch" werden, so dächte ich, wir hätten ja doch immer noch zuerst an uns selbst anzufangen, und wenn wir uns einander was von unserem Reiche, unserer Kraft und unserer Herrschaft vorschwatzen wollen, so frage ich mit einem anderen bekannten Ausdruck: Qui trompe-t-on ici? So oft in ernsten Dingen der Takt angerufen wird, möge man mißtrauisch sein. Die Taktschwärmer meinens nur so so mit der Sache. Der Takt ist ein Geschöpf der guten Gesellschaft, und die hat zur Hauptaufgabe, sich angenehm zu belügen.

Nein, es fehlt bei uns am lebendigen, unauslöschlichen Rechts- und Gemeingefühl! Wir kommen wohl in Leipzig turnend zusammen, um unter des wohlgeneigten Ministerii Schutz zu unserem Staunen zu konstatieren, daß wir in Nord und Süd nicht so unausstehlich sind, wie es die deutsche Bundesakte voraussetzt; Tyroler und Mecklenburger bekennen einander unter Thränen, daß sie ganz liebe Menschen seien, und der Tag dieser schmeichelhaften Entdeckung bleibt allen Anwesenden einer von den vielen ewig unvergeßlichen. Aber wenn ein wackerer Mann für die gute Sache aller ins Gefängnis wandert, da ist er mit nichten unvergeßlich. O, warum sind doch die Exempla so grausam odiosa, daß ich die allernächstliegenden nicht nennen darf! Um keine akkomodierende Auswahl zu treffen, will ich sie lieber alle verschweigen und mich mit dem Einen begnügen, der zu der ganzen Betrachtung Anlaß giebt. Da ist ein Mann, so entfernt, wie es nur jemand sein kann, von der Versuchung, in einer politischen Umwälzung persönliche Vorteile zu suchen. Sein Handwerk ist das un-, ich will nicht sagen: das antipolitischste von der Welt, sein Brot reicht ihm die landesväterliche Huld unmittelbar aus erster Hand. Er ist seit fünf Jahren königlicher Musikdirektor am Hoftheater zu Dresden. Im Jahre achtundvierzig wird er dennoch ein Rebell. Ein Rebell ist immer ein Verbrecher, das ist ausgemacht, und davon soll hier gar nicht die Rede sein. Aber wenn ein solcher Mensch, ein königlicher Diener an einer Hofanstalt, ein Schützling des Herrn und ein Zögling der friedlichsten Muse, dazu notorischermaßen ein Mann der

größten Unbescholtenheit und milden Herzens, wenn der sich zur Sache des Aufstandes bekennt und für die Sache seiner Überzeugung mit dem Leben eintreten zu müssen glaubt, so wird es vor allen Zorngerichten der Erde doch erlaubt sein, zu fragen: Ist es denkbar, daß der aus gemeinen, nichtswürdigen Motiven gehandelt? Und wenn nicht, wie haben ihm sittliche Menschen, und seien es auch Überwinder, gegenüberzutreten? Woran schließlich sollen wir denn noch erkennen, was gut, edel und rein sei, wenn nicht an der Entkleidung von allem selbstischen Triebe und an der Hingabe, der rückhaltslosen, gegen ein geglaubtes, oberstes und daher heiligstes allgemeines Gesetz? Man zeige mir etwas Besseres in der Menschenbrust, und ich will verstummen. Es giebt kein Gesetz und kein Land, in dem nicht Spielraum wäre für Ausmessung einer Strafe und für Anwendung der ausgemessenen, je nach dem Gebote der alles beherrschen sollenden Sittlichkeit. Selbst der hartherzige Code pénal sagt, daß dem Schuldigen, wenn er über sechzig Jahre alt sei, statt der vorgeschriebenen Zwangsarbeit nur Einsperrung auferlegt werde. Eine menschliche Rücksicht also, ein Tribut an die ganz abstrakte Ehrwürdigkeit des Alters auch im Raubmörder. Wir dagegen hier im feingebildeten Sachsen? Kein Tribut, auch nicht den leisesten dem guten Glauben, dem reinen Motiv, der sanften Denkart, der edlen Bildung, der gesitteten Lebensgewöhnung des Unglücklichen. Man muß auf die Geschichten der in Algier gefangenen Christensklaven zurückgehen, die wir in unserer Kindheit von den Orgelmännern kauften, um solche schauderhafte Peinigung vor Augen zu haben, wie sie auf jeder Seite dieses Buches in nüchterner, resignierter Duldersprache beschrieben ist. Ein einziges Mal im Laufe eines halben Menschenalters begegnet es Röckel, daß er auf eine Sekunde vergißt, ihm sei vorgeschrieben, ein sprach- und willenloses Tier zu sein. Es liegt ihm ein halbreifer Apfel zu Füßen. Unwillkürlich bückt er sich, ihn aufzuraffen. „Pack dich weiter!“ sagt der Soldat, der mit der Muskete hinter ihm her geht. „Das geniert Sie doch nicht“, antwortet unterwürfig der Jammervolle. Für diese Missethat wird er auf acht Tage in einen eisernen Käfig gesperrt, in dem er weder stehen, noch sitzen, noch liegen kann. Man nenne mir ein Land außer dem bourbonischen Neapel, wo dergleichen an gebildeten Menschen verübt worden. Im Silvio Pellico kommt nichts Ähnliches vor. Selbst der gute Kaiser Franzl höchstseligen Angedenkens ist hier noch übertroffen. Auch die Minen von Sibirien sind nicht so boshaft auf Entehrung berechnet. Was sonst alles in diesem lehrreichen Buche vorkommt, das auch nur mit Andeutungen zu erwähnen, gebricht es hier an Raum. Über das gesamte Gefängniswesen, über die Kultur unseres Jahrhunderts, über angewandtes Christentum und Gesetzesherrschaft, über die Greuel, die auf ihrer Erde vorgehen, ohne daß die deutsche Philosophie sich davon was träumen läßt, über all das finden sich da

die größten Wissenswürdigkeiten. Das ganze Buch, wie es jetzt erscheint, in einer schönen Volksausgabe, kostet nicht mehr als zehn Groschen. Ach, wie viel große Geheimnisse für zehn Groschen! Man braucht gar nicht studiert zu haben, um es zu verstehen. Wer buchstabieren kann und seine fünf Sinne hat, dem muß es mit Lichtern aufgehen, wenn er mit einfach menschlichem Verstande und Gefühl die Geschichte dieser Gefangenschaft liest. Jüngsthin freilich, als ich dasselbe zu einem ausgezeichneten, vortrefflichen, bewährten Manne des Fortschritts äußerte, erwiderte er in seiner mild lächelnden und begütigenden Weise, mit dem ganzen Frohmut sokratischer Einsicht in alle Dinge: „Sie irren sich, mein Herr, Sie irren sich. Der deutsche Bürgersmann liest diese Darstellung, ohne irgend welchen Ingrimm dabei zu spüren; er findet es ganz in der Ordnung, daß Menschen, welche Zeitungen schreiben oder politische Versammlungen abhalten, sich in Gefahr begeben und darin umkommen." Und das sagte mein Fortschrittsmann nicht etwa mit dem Beigeschmack der Bitterkeit und Ironie. Nein, er begreift das Phänomen in seinem psychologischen Zusammenhange, und ich kann es mir nicht anders denken: wer das so leicht in anderen begreift, der muß das Verständnis dafür zunächst aus sich selbst schöpfen. Und freilich, wenn die Koryphäen das so sänftiglich begreifen, dann, ja dann begreife ich hernach das übrige von selbst. Aber von den weniger ausgezeichneten Menschen, welche nicht allzu viel Philosophie studiert haben, hoffe ich noch immer, daß es anders sei. Denn da der Mensch nicht existieren kann ohne den instinktiven Glauben an eine Weltentwicklung in die Zukunft hinaus, so bin ich der Vorstellung unzugänglich, daß in der Brust eines schlichten Deutschen nicht etwas lebe, welches, wenn auch nicht grimmig aufkoche, doch mindestens schmerzlich zucke bei der Entfaltung dieses Buches. Lebte dieses Etwas nicht in ihm, so lebte auch nicht der Keim in ihm für künftiges Werden. Und wenn erst dieser Keim so weit entwickelt wäre, daß jeglicher sich selbst geschädigt und mißhandelt fühlte in dem Unrecht, das seinem deutschen Landsmanne zugefügt wird — da wo am Rhein die Rebe blüht und wo am Belt die Möve zieht — ja, dann wollt' ich Gott im Himmel Lieder singen!

Bekanntlich schließt Macchiavelli sein Buch über den Fürsten mit einem Kapitel, welches überschrieben ist: auf welche Art die Barbaren aus Italien zu vertreiben seien. Das war für ihn, das war für Italien immer die Hauptsache. Wir haben allerdings nicht das Glück einer so einfachen Aufgabe. Statt der Barbaren haben wir die Barbarei aus unserem Vaterlande zu vertreiben. Wenn einmal jede Ungerechtigkeit, jede Unbill, jede Nichtswürdigkeit, die zu Tage kommt, über ganz Deutschland hin von der öffentlichen Meinung mit der Lebhaftigkeit und Nachhaltigkeit empfunden und geahndet würde, welche dem Bewußtsein einer solidarischen und gebildeten Nation entsprächen, dann, ja dann,

hätten wir das Recht, zu sagen: wir sind Ein Volk und Ein Land, und die Beseitigung der Schranken, welche der Fluch unserer Geschichte über uns verhängt hat, ist Sache der Zeit. Und wenn dem deutschen Bürger und Bauer solche Bücher zu Händen kommen, wie diese Martyrologie Röckels, wie Kapps Geschichte des deutschen Soldatenhandels, oder wie die im Jahre 1860 anonym erschienene Geschichte Kurhessens unter dem Vater, dem Sohne und dem Enkel, so muß ihm doch endlich zu Herzen dringen, daß es Dinge giebt, welche ein ordentlicher Mensch nicht bloß „mit Geduld und Sauerkraut" überwindet.

Zum Schlusse sei hier noch erwähnt, daß August Röckel bei Niederschreibung und Veröffentlichung seiner Erlebnisse nicht die Absicht hatte, mittels der Eindrücke zu wirken, welche ich hier in den Vordergrund gestellt habe. Der erste Teil seines Buches ist der Erzählung der Verfassungs- und Gesetzes-Konflikte von 1849 gewidmet. Der Mann, welcher noch hinter den Mauern seiner Zelle die dürftigen, der Zwangsanstalt abgerungenen Augenblicke seines Eigenlebens dazu benutzte, nicht um für sich selbst eine Erleichterung durchzusetzen, sondern um sich für irgend einen mißhandelten Mitgefangenen zu verwenden oder der Verwaltung allgemeine Übelstände zur Abhilfe zu kennzeichnen — dieser Mann fand seine persönlichen Schicksale wenig berechtigt, den Leser zu tiefer Entrüstung zu bewegen. Um so mehr versprach er sich von einer schlagenden Hinweisung auf die krasse Manier, mit der man in Sachsen wie anderwärts, je nach Ebbe und Flut der Ereignisse, mit Reichs- und Landesverfassung, Gesetz und Recht, Menschen und Dingen umgesprungen war. Ich erlaube mir, in diesem Punkte von seiner Meinung abzuweichen. Hier hat die Furcht vor persönlicher Befangenheit ihn offenbar zu weit nach der Gegenseite geführt. An Fug und Unfug mit geschriebenen und beschworenen Verfassungen haben sich die Menschen, welche der Politik folgen, neuerer Zeit bis zum Stumpfwerden gewöhnt, und der ungebildete Mensch ist noch weniger im stande, etwas zu fühlen, wenn Paragraphen gemeuchelt werden. Aber wenn man einen braven, edlen, gütigen Menschen auf solche Weise quält, so fühlt wohl hoffentlich hoch und nieder Geborenes noch etwas in seiner Brust dagegen sich empören. Von fünfundzwanzig Schicksalsgenossen, die mit Röckel in das waldheimer Zuchthaus kamen, erlagen vierundzwanzig in den ersten Jahren dieser Folter. Ihre Gebeine, die auf dem Kirchhofe des Gefängnisses modern, sind ein erbaulicher Kommentar zu dem Text, daß die Tortur abgeschafft und daß hier nicht mit dem Tode bestraft worden sei. Röckel allein mit seiner guten Natur hielt es aus ... und nach dreizehnjährigen Leiden denkt er noch grimmiger dessen, was am Vaterlande, als was an ihm selber gefrevelt ist.

Paris, September 1865.

Ludwig Bamberger.

Infolge dieser Besprechung kam ich mit Röckel in lebhaften Briefwechsel, der sich noch ziemlich lange fortspann. Im Lauf der Zeit wurde übrigens mein Märtyrer, wie mancher seines gleichen in Deutschland vor ihm, ein recht zahmer Politiker, und meine Sympathien erkalteten, wenn auch nicht für die Leiden, doch für den ehemaligen Gesinnungsgenossen.

Wie dem Turnverein, so hatte ich auch dem deutschen Hilfsverein in Paris meine Aufmerksamkeit zugewandt, und die aus diesen verschiedenen Berührungen mit der deutschen Kolonie hervorgehenden Anregungen führten auf den Gedanken, eine Schule für deutsche Knaben ins Leben zu rufen. Ein deutscher Schulmann, mit dem ich während seines Aufenthaltes in Paris Freundschaft geschlossen, Dr. Karl Laubert, zur Zeit, da ich dies schreibe, noch Direktor des Realgymnasiums in Frankfurt a. O., ging mir darin zur Hand. Doch kam das Projekt nicht zur Ausführung.

Noch einmal in späteren Jahren kam ich dazu mich einer deutschen Angelegenheit in Paris anzunehmen. Es geschah bei Gelegenheit der großen Weltausstellung von 1867, wo ich an der Spitze eines Ausschusses zum Besten der für diesen Zweck nach Paris kommenden deutschen Arbeiter stand. Mit Hilfe eines jungen deutschen Gelehrten, den ich eigens dafür als Sekretär anstellte, leitete ich den Dienst, der hauptsächlich für das Unterkommen und die Steuerung der Ankömmlinge zu sorgen hatte. Die ziemlich umfangreiche Thätigkeit brachte mir keine Unannehmlichkeiten ein.

Im Sommer 1864 hatte ich die Absicht, auf längere Zeit nach Deutschland zu reisen; sie kam nicht zur Ausführung. Ich hatte mich so sehr angestrengt, daß ich auf ärztlichen Rat nach St. Moritz im Engadin zu gehen beschloß, welches damals zwar schon bekannt und civilisiert, aber entfernt nicht so in Mode war wie jetzt mit samt dem ganzen Engadin. Auf dem Rückweg besuchten wir — meine Frau war wie immer meine Begleiterin — u. a. Interlaken.

Vor kurzem war unter von Rappards Leitung daselbst ein Hotel Jungfraublick entstanden, eine Aktiengesellschaft, in deren Verwaltung auch Löwe-Calbe, der Schwager Rappards eingetreten war. Das war ein Anziehungspunkt für alte Achtundvierziger. Rappard selbst war Mitglied des Frankfurter Parlaments

und der Linken desselben gewesen. Er war ein unternehmender Kopf mit gewissen genialen Anlagen, verbunden mit großem Natursinn, menschlich mild und liebenswürdig und dem entsprechender Außenseite. Insbesondere ein buschiger grauer Haarwald, der sich über seinen freundlichen Augen wahrhaft aufwölbte, gab ihm auf den ersten Blick etwas interessant Anziehendes. Neben seinen vielgestaltigen Unternehmungen beschäftigte er sich auch eifrig mit Entomologie. Er wollte mich damals bereden, mich neben seiner im Hintergrund des Rugenwaldes gelegenen Villa anzubauen. So schön die Lage war, widerstand ich der Versuchung, und habe es nie bereut, seitdem ich lange Jahre nachher ein viel besseres Los am selben Ort gezogen.

Um Löwe und Rappard gruppiert, fand ich da in Interlaken den alten Tafel aus Stuttgart, Lasker und namentlich Twesten. Später gesellte sich Gneist mit seinem Schwiegervater, dem schon recht alten, aber sehr interessanten Böckh hinzu, dem Vater von Gneists bildschöner und liebenswürdiger Frau, die auch dabei war. Die Gesellschaft konnte sich sehen lassen, und sowohl meine Frau als ich hatten großen Genuß davon.

Es war so etwas ganz anderes wieder als unser Pariser Kreis, und wir fühlten dabei festeren Boden unter den Füßen. Mit Twesten kam ich jetzt zuerst in nähere Berührung. Wie damals, so in allen späteren Zeiten, flößte er mir vor allem das Gefühl des Respekts ein. Ein tiefer Ernst, ein umfangreiches, ebenfalls tiefes Wissen, eine lebhafte Empfindung, dabei keine Spur von Pedanterie oder Tugendbolderei, viel natürliche Heiterkeit und scharfe Menschenbeurteilung — nichts vom Lehrhaften und Apostolischen, das an dem mit ihm eng befreundeten Lasker manchmal stören konnte. Sein früher Tod war ein Unglück für den deutschen Liberalismus. Dieser preußische Richter von der alten, guten Art, unbeugsam, scharfsichtig, durch und durch positiv, der vom obersten der Junker, General von Manteuffel, im Duell schwer verwundet worden war, der Sohn eines berühmten frommen protestantischen Geistlichen, bot in seiner ganzen Person nicht die schwachen Stellen, an welche sich die gegen den ihn überlebenden Lasker gerichtete Feindschaft zur Bekämpfung seiner Führerschaft anlehnen konnte; er hätte dem demoralisierenden Einfluß der

hannöverischen Führung von Bennigsen und Miquel das Gegengewicht geboten. Bei aller philosophischen Gelassenheit konnte er über alles Falsche zum heftigsten Widerstand gereizt werden. Ich habe schon erwähnt, wie er bei jedem Anlaß auf Bismarcks mangelhafte Wahrheitsliebe zurückkam. Unvergeßlich ist mir, wie er einmal bei einem Bankett der nationalliberalen Fraktion seinen Willen durchsetzte.

Die Festlichkeit war zu dem Stadium vorgerückt, wo die berufenen Redner ihre Toaste ausgebracht haben, und dann der zurückgedrängte Ehrgeiz in etwas tumultuarischen Formen bei aufgelöster Tischordnung noch auf seine Kosten zu kommen sucht. Unter den Anwesenden war einer, der wegen seines breiten und hohlen Gewäsches Twesten besonders antipathisch war. Der Mann war sonst ein guter harmloser Kerl, auch eine Art Veteran, aber in Summa doch ein eitles altes Weib. Ich saß neben Twesten. Als der Mann (ich verschweige seinen Namen, um des längst Verstorbenen Schatten nicht zu kränken), sich erhob und an sein Glas klopfte, sagte Twesten zu mir: „Nein, der Kerl darf nicht reden", und nun begann er einen solchen Lärm bloß auf eigene Rechnung zu machen, und denselben während wenigstens zehn Minuten derart fortzusetzen, daß der arme Sprechlustige wirklich nicht Gehör finden konnte und sich mit seiner Rede im Leibe wieder setzen mußte. Bismarck gegenüber hat er ein starkes Mißtrauen nie abgelegt, so entschieden er die nationalliberale Politik von 1866 bis 1870, d. h. bis zu seinem Tode, auch mitmachte.

Sein Äußeres war nichts weniger als einnehmend. Klein von Figur, eine etwas schwammige Nase in einem aus unregelmäßigen Zügen zusammengesetzten Gesicht, ließ er auf den ersten Blick nicht die Bedeutung seines Wesens erraten. Aber seine Reden waren packend, durch und durch positiv, einschneidend und imponierend. Man stand sofort unter dem Eindruck, daß man einen ganzen Mann vor sich habe.

Von der Schweiz nach Paris zurückgekehrt, ward ich zunächst wieder von der geschäftlichen Arbeit absorbiert. Es war ein sehr bewegtes Geschäftsjahr und mit politischen oder litterarischen Allotriis mich abzugeben, war wenig Zeit.

Schon seit 1862 hatte der große Aufschwung eingesetzt. Vor

allem nahm mich die Gründung einer Bank in Anspruch, welche direkt aus der Initiative meines Onkels, und somit unseres Hauses, hervorgegangen war, die damals den Namen Banque des Pays-Bas erhielt. Der Hauptsitz ward zwar, wie der Name besagt, nach Amsterdam verlegt, als Fortsetzung unseres früheren dortigen Privatetablissements, aber das war doch nur eine Form, um mittels einer Sukkursale in Paris Fuß zu fassen, ohne von französischer Genehmigung abhängig zu sein. Die Hauptarbeit der ersten Organisation fiel mit auf meine Schultern, und das war keine Kleinigkeit.

Im folgenden Jahre wurde mein jüngerer Bruder von der Führung des Antwerpener Hauses nach Paris gezogen, um an die Spitze der Banque des Pays-Bas zu treten. Im Laufe der Jahre verschmolz sich das Institut mit einem anderen, welches bis dahin den Namen Banque de Paris geführt hatte, zu der Banque de Paris et des Pays-Bas, welche heute das erste Etablissement dem Rang und der internationalen Stellung nach in Frankreich ist. Etliche Jahre später beteiligte ich mich, wie berichtet, vorzugsweise bei der Begründung der „Deutschen Bank" zu Berlin im Bunde mit Adalbert Delbrück und auch diese ist im Laufe der Zeiten ein Institut ersten Ranges geworden. Auf solche Weise wenigstens habe ich die Genugthuung, auf dem Boden der Privatwirtschaft dauerndes von Bedeutung mitgeschaffen zu haben, wie auf dem Boden des Staates durch meine Mitarbeit an der Begründung der Reichsbank, der Goldwährung und Münzgesetzgebung.

Meine litterarische und publizistische Beschäftigung mußte in dieser Zeit mehr und mehr in den Hintergrund treten. Ich schrieb nur einen Beitrag für die „Deutschen Jahrbücher": „Über die Grenzen des Humors in der Politik", dem ich im folgenden Jahre einen über Renans „Leben Jesu" folgen ließ. Dagegen eröffnete der gute Gang der Geschäfte die Aussicht, daß ich der Grenze näher rücken werde, wo ich, bei genugsam gesichertem Vermögen, dem Geschäft Ade sagen würde.

Bereits im Jahre 1863 gestattete ich mir die Erleichterung, daß ich nur noch kurz oder gar nicht zur Börse ging. Dieser Teil der Arbeit war mir immer der anspannendste und ermüdendste, auch nicht sonderlich sympathische gewesen. So traf ich mit dem

Einverständnis meines älteren Partners die Einrichtung, daß die Hauptaufgabe des regelmäßigen Börsendienstes einem seit kurzem eingetretenen jüngeren Sozius übertragen wurde. Dies war auch für meinen körperlichen Zustand ein bedeutender Fortschritt, denn nichts hatte mich so ermüdet als diese Thätigkeit.

Aus einem Brief, den ich im Sommer 1862 an H. B. Oppenheim schrieb, entnehme ich folgende Stelle:

„Meine eigene Arbeitskraft ist durch die gewaltige Geschäftsthätigkeit des letzten Jahres vorerst in der Art zurückgetrieben, daß ich eine ganze Zeit der Rückkehr zu freien Studien brauchen werde, um mich, wenn je, wieder aufzufrischen und einzuschießen. Man konzentriert sich nicht ungestraft. Ich glaube kaum, daß ich wieder zu ordentlicher Arbeit kommen werde, ehe ich den Kramladen ganz verlassen, und dazu bedarf es doch, auch bei den allergünstigsten Umständen, noch manchen Jahres. Gesundheit, mein Lieber, das ist alles; die physische Kraft zur Kombinierung zweier Thätigkeiten geht mir ab, seitdem das Handwerk mich so sehr in Anspruch nimmt. Ich hätte die größte Lust, jetzt des Morgens um fünf Uhr aufzustehn, aber ich fühle zu deutlich, daß ich mich für den Tag brechen würde."

Aber entmutigt war ich durch solche momentane Depression doch nicht. Ein Jahr darauf, im Juni 1863, schrieb ich an denselben Freund, als ich ihm meine Reise nach Baden ankündigte:

„Wiewohl ich mir keine Rechnung auf langes Leben mache, bin ich doch nicht ohne einige Hoffnung, auch etwas Historisches zu erleben."

Indem ich die Briefe aus jener Zeit, von 1862 bis 1864, nachlese, finde ich als durchgehenden Zug eine Art von zweifacher, innerer sich widerstreitender Bewegung. Einmal die starken Anforderungen, welche die geschäftliche Thätigkeit an mich machte, die mir die Benützung freier Stunden für anziehendere Aufgaben erschwerten. Zum anderen die wachsende Aussicht, meine ganze Freiheit zu erreichen, aber diese Aussicht wieder durchkreuzt von den niederschlagenden Ereignissen auf dem Boden der deutschen, d. h. der preußischen Politik.

Je schärfer der Konflikt zwischen Bismarck und der preußischen Kammer sich zuspitzte, desto mehr kam ich mit meinen eigenen Gedanken der Rückkehr in die Heimat und ins politische Leben in Zwiespalt.

Aus einem Brief an Oppenheim, vom März 1864, bezeichnen zwei Stellen am besten diesen Zustand. Zuerst schreibe ich:

„Vor sechs Monaten gab ich mich noch leise der Hoffnung hin, es könnte eine Krisis deutscher Zustände entscheidend zwischen mich und mein Problem treten, aber die Erlebnisse der letzten Zeit liefern wenig Trost zu solchen Aussichten, und selbst der unbestreitbare Reiz, mit dem mir das Berliner Intelligenzleben bei meinem letzten Durchgang gewinkt hat, weicht den niederschlagenden Beweisen der Sterilität, in denen sich alle höheren Anschauungen in deutschen Landen gebannt finden. Ich denke, dieses Jahr jedenfalls Deutschland wiederzusehen und mein Urteil und meine Empfindung zu berichtigen."

Am Schluß des Briefes heißt es dann:

„Schreibe uns bald viel Menschliches; wir sind sehr vereinsamt; es hat dies Jahr sehr wenig interessante Deutsche hier gegeben; zu den Franzosen hab ich trotz allem kein Genie."

Die Nachrichten aus Preußen lauteten trübe genug. Im Oktober 1864 gingen die „Deutschen Jahrbücher" ein; Oppenheim wurde mehrfach strafrechtlich verfolgt und verließ Berlin; Fanny Lewald schrieb tief niedergeschlagen, und Walesrode meldete aus Gotha, daß die preußischen Gerichte seine Auslieferung wegen Hochverrats verlangt hätten. Trostlose Aussichten.

Es ist überaus bezeichnend für den Grundzug der deutschen Entwicklung, daß die Notwendigkeit, sich den Preußen anzuschließen, und die immer wiederkehrende Erfahrung von der abstoßenden Natur der vom Junkertum beherrschten Regierung auch in meinem Briefwechsel mit den politischen Freunden sich fünfzehn Jahre lang wie ein roter Faden durchzieht, und bis auf den heutigen Tag ist der nicht abgerissen, ja stärker als je geworden.

Als ich in den guten Jahren von 1868 bis etwa 1874 (denn von da an zeigten sich schon die Rückschläge wieder) einmal ein Gespräch mit einem alten Bekannten vom Niederrhein hatte, der mit meiner Reichsbegeisterung nicht einverstanden war — er war katholischer Demokrat —, sagte er zu mir: „Ja, lieber Freund, Sie kennen die preußischen Junker noch nicht". Wie oft habe ich seitdem an dies einfache Wort zurückdenken müssen, und wie unglückselig berechtigt dieser Ausspruch ist.

Ende.

Herzog Ernst II von S.-Koburg-Gotha 501 f 518 als Anwalt der Landschaft

Stauffenberg 526

Bismarck u. die Volksvertretung 500 538 Treitschke über B. u. Katharina Orloff 205 ff.
Bismarck 500 537 ff
B. der deutsche Cavour 206
Bismarck u. d. Parlament 85 f
B. und die Liberalen – Kapp 518

Schutzzoll entspricht dem freih. Sinn für das bewährte; ist durch den deutschen Westen, Rheinland und Württemberg eingedrungen; Einfluss von Varnbüler und Stumm auf Bismarck S. 425 ff

Liberale: ihre Lebensaufgabe nach 1880 501
fehlt an Beamten u. Regierung aus 537 f

Preußische Juden 500 517 ff 541

Juden; kein Antisemitismus in Mainz S. 3
Patriotismus der Juden in Paris 528 f

Soldaten wesen in Mainz, Österreicher und Preußen.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin.

Natürliche Schöpfungsgeschichte

Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwickelungslehre

von

ERNST HAECKEL

Neunte Auflage, 2 Bde., brosch. M. 12,—
gebd. in Halbfranz M. 16,50

. . . . . *Trotz aller Anfeindungen, deren sich der berühmte Darwinist, ich möchte sagen, zu erfreuen hat, bilden seine Veröffentlichungen eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung für den gebildeten Laien und der Anregung für den Fachmann (Die Umschau 1898). . . . Es spricht eine erquickende Geistesfrische aus dem Buche . . .* *(Die Natur 1898).*

Ernst Moritz Arndt

Ein Lebensbild in Briefen. — Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von

HEINRICH MEISNER und
ROBERT GEERDS

Preis brosch. M. 7,—
gebd. in Halbfranz M. 8,75

. . . . . *Aber wahrlich nicht dem Historiker allein muss der Schatz der Briefe werthvoll sein, jeder gebildete Deutsche wird sich erquickt fühlen durch den Anblick so kerniger deutscher Mannheit . . . . . .* *(Preuss. Jahrbücher 1899).*

Zehn Jahre deutscher Kämpfe

Schriften zur Tagespolitik

von

HEINRICH VON TREITSCHKE

Dritte Auflage, 2 Bde., brosch. M. 12,—
gebd. in Halbfranz M. 15,—

. . . . . *Was ein Mann von dem glühenden Patriotismus, von der geschichtlichen Sehergabe und von der hinreissenden Darstellungskraft im Angesicht der Ereignisse gesagt hat, behält dauernden Werth, und es erquickt, sich in diese einst einer unmittelbaren lebendigen Gegenwart entquollenen Aeusserungen eines mit einem grossen Herzen begabten historischen Geistes zu versenken.* *(Die Post 1897.)*

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin.

Band III unter der Presse:

Biographisches Jahrbuch

und

Deutscher Nekrolog

Herausgegeben

von

Dr. A. BETTELHEIM

Jährlich ein stattlicher Band

Band I 1897 — Band II 1898 — Band III 1899.

Elegant brosch. M. 12,—, geb. in Halbfranz M. 14,—

..... Möge das Buch nicht bloss in Büchereien aufgestellt, sondern auch auf Weihnachtstische deutscher Männer und Frauen gelegt werden. (*Allgem. Zeitung, München 1897*). ..... *Denkt man sich die voraussichtlich folgenden Jahrgänge zu einer gewissen Zahl erwachsen, so würde Deutschland mit dieser Neuschöpfung eine alljährlich sich erweiternde Monumentgalerie von nationaler Bedeutung gewonnen haben, nicht bloss ein unentbehrliches Nachschlagewerk, sondern zugleich einen fortlaufenden Quell gehalt- und weihevoller Belehrung für den Gebildeten.*
(*Leipziger Illustrirte Zeitung 2167.*)